ENGLISCHE STUDIEN.

61. BAND.

ENGLISCHE STUDIEN

Organ für englische Philologie
unter Mitberücksichtigung des englischen Unterrichts
auf höheren Schulen

GEGRÜNDET VON EUGEN KÖLBING

Herausgegeben von

Johannes Hoops

Professor der englischen Philologie an der Universität Heidelberg

61. Band

1926/27

O. R. Reisland, Leipzig
Karlstraße 20

Reprinted with the permission of Akademie-Verlag

JOHNSON REPRINT CORPORATION
111 Fifth Avenue, New York, N.Y. 10003

JOHNSON REPRINT COMPANY LIMITED
Berkeley Square House, London, W. 1

1. Heft: S. 1—176, ausgegeben im Dezember 1926.
2. Heft: S. 177—320, ausgegeben im Mai 1927.
3. Heft: S. 321—480, ausgegeben im September 1927.

First reprinting, 1965, Johnson Reprint Corporation

Printed in West Germany

Druck: Anton Hain KG, Meisenheim (Glan)

INHALT DES 61. BANDES.

ABHANDLUNGEN.

BESPRECHUNGEN.

I. Allgemeines.

II. Sprache.

III. Literatur.

IV. Kulturgeschichte.

V. Geschichte.

VI. Zeitschriften.

VII. Studienführer.

VIII. Methodik des Unterrichts.

IX. Schulgrammatiken und Übungsbücher.

X. Schulausgaben.

VERZEICHNIS DER MITARBEITER.

AGS. *NĀMON* — *ƷEĀFON.*

Die herrschende Form für den Plural Prät. Ind. (entsprechend für den Konj. Prät.) des Verbums *niman* 'nehmen' lautet in den nicht westsächsischen Texten *nōmon*[1]) — lautgerechte Fortsetzung von germ. **nē¹mum* (wg. **nāmum*, vgl. ahd. *nâmum*) etc. nach dem wohl zuerst von A. Holtzmann[2]) aufgestellten Gesetz. Neben *nōmon* steht im Westsächs. [nach Sievers auch im Kent.[3])] recht häufiges *nāmon*. Dieses kommt bereits in den alten ws. Quellen vor, in der Cura pastoralis, im Orosius und in den älteren Teilen der Sachsenchronik (Parkerhds), wie die Belege bei Cosijn erweisen[4]). In der Parkerhds. der Chronik z. B.[5]), in der die fragliche Form von *niman* auf Schritt und Tritt begegnet[6]), findet sich fast ausschließlich *nāmon*. Durchaus gilt *nāmon* — ich habe weitere Nachprüfungen unterlassen, da sie für meine Zwecke unnötig waren — in den bei Skeat abgedruckten spätwestsächs. Bibelhdss., z. B. Corpus Chr. Coll. CXL, Bodl. 441, Hatton 38[7]). Für

---

[1]) Ich bezeichne die Längen der ags. Vokale mit Querstrich (—), um den Akut (') für die Kennzeichnung des Fallens oder Steigens (Silbengipfel) der Diphthonge (bzw. diphthongischen Schreibungen) frei zu haben. Es würde also *eá* steigenden Kurzdiphthong, *eā́* steigenden Langdiphthong bezeichnen; *ȝ* oder *ȝ̊* vor Vokal bezeichnet einen Gleitlaut.

[2]) A. Holtzmann, Altdeutsche Gram. S. 199 (1870).

[3]) Vgl. Ags. Gram.³ § 390 Anm. 2.

[4]) P. J. Cosijn, Altwestsächs. Gram. § 92, 5 (1888).

[5]) Dasselbe gilt für die anderen Chronikhdss., wie die Varianten bei Thorpe, The Saxon Chronicle erweisen.

[6]) In den fast unter jedem Jahre wiederkehrenden Wendungen *friþ nāmon setl nāmon*, *sige nāmon* 'schlossen Frieden, nahmen ihre Sitze, siegten', z. B. (ich zitiere der Einfachheit halber auf Teile bei F. Kluge, Ags. Leseb.³ Nr. IX) Z. 35, 41, 42, 56, 61, 64, 65, 85, 102, 107 .... 366, 381 usw. usw.

[7]) Siehe 'The Gospel according to Saint Matthew in Anglo-Saxon, Northumbrian and Old Mercian Versions' edd. Kemble and Hardwick, Neue Ausg.

die Zeit des Beginns der ags. Überlieferung (um 700) ist die *ā*-Form durch die Epinaler Glossen gesichert: 'hauserunt' *naamun*[1]); da dem wohl südmercischen Grundstock der Sammlung auch sonst ws. Elemente beigemischt sind, so wird vielleicht auch *nāmun* diesen zuzurechnen sein. Die große Häufigkeit der fraglichen Form in den angegebenen ws. Texten verschiedener Jahrhunderte erweist, daß wir es nicht mit einer gelegentlichen Umbildung von *nōmon* zu tun haben, sondern mit der in der lebendigen ws. Rede üblichen, mindestens in den Mundarten, welche den betreffenden Texten zugrunde liegen. Sporadisches *nōmon* wird in ihnen auf älterer Schreibtradition oder auf Import von außen beruhen. Diese Feststellungen sind wichtig, da sie die Unwahrscheinlichkeit der im allgemeinen gegebenen Deutung von *nāmon* nahelegen.

Wie hat man nun ws. *nāmon* erklärt? Lautgesetzliche Entstehung ist unmöglich[2]), folglich kommt nur analogische Umbildung in Frage. F. Kluge meinte in seiner Rezension der 1. Aufl. von Sievers' Gram. (1882)[3]), *nāmon* sei nach der Analogie von ags. *lāȝon, wāȝon*[4]) geschaffen, die selbst nach einem wieder von Holtzmann a. a. O. S. 196 angedeuteten, von Kluge a. a. O. ausgeführten Gesetz, auf das wir gleich zurückkommen, lautgerechte Fortsetzungen von älterem (got.) *lêgun, wêgun* darstellten. Sievers selbst nahm in einem bereits von 1880 datierten Artikel[5]) an, *nāmon* sei 'eine Neubildung nach Art von Formen wie *sáwon, ȝeáfon* (so der Akzentsitz!) etc., (also wohl weiter *lāȝon, đāȝon, wāȝon*). Er fügt aber hinzu,

---

v. Skeat 1887: *(ge-) nāmon* Kap. XV, 37; XVI, 5. 7. 9. 10; XVII, 24; XXI, 35. 39; XXII, 6; XXV, 1. 3 (2 ×). 4; XXVI, 50. 55. 57; XXVII, 30; XXVIII, 9. — Konj. *ic nāme* XXV, 27. — Ebenso kennen diese Texte nur die korrespondierende Singularform *(ge)nam*: II, 14; IV, 8; IX, 25; XIV, 19; XV, 36; XVI, 22; XVIII, 28; XX, 17; XXIV, 39; XXVI, 26. 27. 37; XXVII, 24. 48. 59.

[1]) Vgl. Nr. 113 der Epinaler Glossen bei Sweet, Oldest Engl. Texts, S. 42.

[2]) A. Holtzmann konnte a. a. O. noch annehmen 'Ebenso schwanken *âm* und *ôm*, *cvámon*, *nâmon* und *cvômon*, *nômon*'. — Nach Sievers, a. a. O. ist *cwāmon* nirgends belegt.

[3]) Vgl. Anglia V, Anz. S. 82f.

[4]) Für die Formen vgl. Sievers Ags. Gram.3 § 391 Anm. 9, weiter § 57 Anm. 3, wo noch *đāȝon: đicȝean* 'annehmen, empfangen' hinzugefügt wird; ferner K. D. Bülbring, Ae Elementarb. § 129 (1902).

[5]) E. Sievers, Das Verbum *kommen*, PBB VIII, 89 (1882).

sie schiene ihm die spät-ws. Singularform *nam*[1]) vorauszusetzen.

Die beiden Autoren gemeinsamen Vorbilder *lāzon, wāzon* (*đāzon*) sind wenig als Grundlage für die Neubildung *nāmon* geeignet: *wāzon* und *đāzon* sind in der Rede viel seltener als *nōmon,* so bliebe in der Hauptsache Analogie nach *lāzon* übrig. Während aber *nāmon* in den aws. Denkmälern überaus häufig ist, kommt *lāzon,* wie die Belege bei Cosijn erweisen, in den gleichen Denkmälern überhaupt nicht vor; Cosijn verzeichnet folg. Formen '*đu forlǣge, lǣgon, -an, ge forlǣgon,* Konj. *lǣge, forlęge, -en,* die meisten reichlich belegt[2]). Für alle drei Verben gilt wieder, daß die *ā*-Formen bei ihnen gemessen an den *ā*-Formen des Verbums *niman* im ganzen selten sind. Der von Sievers hinzugefügte Plural *sāwon* zeigt zwar lautgesetzliches und konstantes *ā*[3]); erstens aber steht *séon* 'sehen' bedeutungsmäßig in keiner Beziehung zu *niman,* zweitens fehlen im Formensystem beider Verben Formen, welche auf Grund gleichen Stammvokals den Anlaß zu einer Assoziation hätten abgeben können: vgl. Inf. *sēon: niman,* 1. Sg. *ic nime*: *ic sēo,* Pl. *nimađ*: *sēođ*; Prät. Sg. *seah: nōm* etc.[4]). Deshalb hat Sievers vielleicht gemeint, die Umgestaltung von *nōmon* zu *nāmon* setze wohl den erst später belegten Singular *nam*[5]) voraus; allerdings müßte die Umgestaltung dann sehr früh erfolgt sein, nämlich vor dem Wandel von wg. *ă* zu angels. *ea*: ***sah : nam = sāwon : (nāmon)*, was man auch nicht ohne Zwang annehmen wird.

So bleibt denn nur die Möglichkeit, eine Umgestaltung nach der letzten von Sievers a. a. O. angeführten Verbalform, nach '*zeáfon*' anzunehmen. Die Möglichkeit der Neubildung

---

[1]) Vgl. darüber Sweet, Anglia III, 152 f.

[2]) Cosijn, a. a. O. § 94, 2.

[3]) Altws. Belege bei Cosijn, a. a. O. § 96, 3.

[4]) Auch die 2. 3. Sg. Präs., der einzige formale Berührungspunkt, der angeführt werden könnte, zeigt keine absolute Gleichheit: *đū nimst, hē nimđ: đū sihst, hē sihđ,* woneben in der älteren Sprache häufiger diphth. Formen *đū siehst, hē siehđ.* Aber selbst wenn Gleichheit vorhanden wäre, so würden zwei vereinzelte Formen im ganzen Paradigma bei der großen Bedeutungsverschiedenheit nicht ausreichen, um die Grundlage für die analogische Beeinflussung des einen durch das andere abzugeben.

[5]) Wie die Cosijn'sche Gram. § 92, 5 ausweist, ist die Form *nam* übrigens bereits für das Altws. gut belegt. In den älteren Teilen der Chronik herrscht

nāmon hängt von der phonetischen Beschaffenheit der Gruppe *ʒea-* in *ʒeafon* ab. Sievers in Übereinstimmung mit den meisten Forschern und im Anschluß an H. Paul nimmt bis in die neuesten Auflagen seines Abrisses[1]) das Entstehen wirklicher Diphthonge nach Palatalen an[2]). Bei dieser Interpretation der Gruppe *ʒea-* ist die Analogiebildung *nāmon* nur dann möglich, wenn man *ea* als steigenden Diphthong mit langem zweiten Glied und (am besten) mit gleitlautähnlichem, ganz kurzem *ę* auffaßt: *ęā* (*ʒ̇ęâfon* nach Bülbrings Bezeichnung). Das scheint Sievers auch fruher getan zu haben, wie die Schreibungen mit Akut auf dem zweiten Bestandteil an den fraglichen Stellen doch wohl erweisen: also *ʒeáfon, ʒeáfe* (3. Konj. Prät.); *ʒeár, ʒeára;* ähnlich *ciése, ʒeómor* etc.[3]). Die fragliche Analogiebildung wird aber unmöglich, wenn man *ea* als fallenden Diphthongen liest, wie es Sievers in späterer Zeit tut: *éa.* Er sagt ausdrücklich Ags. Germ.³ § 34 (1898): 'Sämtliche Diphthonge des Ags., *ea, eo, io, ie,* sind, sowohl als Kürzen wie als Längen, fallende Diphthonge, d. h. der erste der beiden Laute ist stärker zu betonen' und schreibt stets, auch nach Palatalen, *éa, éo* (z. B. § 37. 40). Darnach ist '*ʒéafon, ʒéomor*' = *jė̆āɒon, jė̆ōmor*[4]). Nach *ʒeafon* kann dann nur **neamon* (= *nēāmon*), nicht *nāmon* gebildet werden.

Ich halte es nun für wahrscheinlich, daß ws. *nāmon* ausschließlich (vielleicht auch noch mit Unterstützung von gelegentlichem *lāʒon*, das allerdings für die alte Zeit schlecht bezeugt ist, s. o. S. 3) nach *ʒeafon* gebildet wurde. Der Gründe sind mehrere. Voraussetzung ist allerdings, daß man die Schreibung *ea* (< wg. *ā*) nach Palatalen als steigenden Diphthongen liest. Ohne zur Lösung

sie durchaus; daß *nam* nicht womöglich mit *ǫ* zu lesen ist, zeigt sein konstantes *a*, während andere Wörter mit germ. *ă* vor Nasal *o*-Schreibung bevorzugen: *nam* hintereinander Z. 70, 105, 118, 126, 129, aber z. B. *hond* 73, 89; *lond* 140, 172, 229; *monna* 'der Männer' 163 etc. (ich habe der Einfachheit halber wieder auf Teile bei Kluge, Ags. Lb.³ S. 38 ff. zitiert).

[1]) E. Sievers, Abr. der ags. Gram.⁴ (1905), § 6 b.

[2]) Vgl. ausführlich E. Sievers, PBB IX, 205 f. (1884).

[3]) Vgl. PBB VIII, 89; IX, 204 ff.

[4]) Sievers fügt allerdings anmerkungsweise hinzu, daß in späterer Zeit, wie die Entwickelung im Englischen anzeige, mehrfach eine Verschiebung des Akzentes stattgefunden habe. Dieser kommt aber für unseren Fall nicht in Betracht, da *nāmon* bereits um 700 (Epin. Gl.) belegt ist.

dieser überaus schwierigen und bei jeder Auffassung nicht restlos gelösten Frage neue Argumente beibringen zu können, dürfte meine Voraussetzung bei der heutigen Lage des Problems nicht auf allzu große Schwierigkeiten stoßen; soweit ich sehe, haben sich die meisten Forscher gegen eine Lesung *ěa* (*ěo*) ausgesprochen[1]). — Ich möchte in diesem Zusammenhang noch auf eine andere Interpretationsmöglichkeit hinweisen, die von Kluge im Anschluß an eine kurze Andeutung von Holtzmann vorgetragen worden ist[2]). Sie hat zwar wegen mannigfacher Hindernisse, die ihr entgegenstehen, wenig Nachfolger gefunden[3]), würde aber, falls sie sich doch noch als richtig herausstellen sollte, unserer Hypothese ebenso entgegenkommen wie die Annahme eines steigenden Diphthongen oder eines ähnlichen Lautes (siehe gleich unten). Kluge nimmt an, daß die Schreibung *ʒe-(sce-)* vor *ă*, *ā* etc. nichts anderes als orthographisches Zeichen für *j* darstelle, mit anderen Worten, daß nach Palatalen überhaupt keine Diphthonge entstanden seien[4]), weiter daß wg. *ā* im Ags. in offener Silbe nicht zu *ǣ* geworden sei, wenn in der Folgesilbe velarer Vokal stehe (also parallele Schicksale, wie sie wg. *ă* im Ags. hatte)[5]): lautgesetzlich *mǣg*: *māgas* 'Verwandte', *lǣce* 'Arzt' (vgl. got. *lêkeis*): *lācnian* (< **lāknōjan*) 'heilen', *lāgon*, *wāgon* (vgl. got. *lêgun*, *wêgun*) 'lagen, wogen', ebenso *geafon* = *jābon* und ein paar weitere Beispiele. Die Masse der entgegenstehenden Bildungen, z. B. ags. *bǣron*, *brǣcon*, *stǣlon* müßte das *ǣ* analogischem Einfluß verdanken (in diesem Falle dem Konj.) Folgerichtig liest Kluge dann ags. *gear*, *geara* 'Jahr, der Jahre' = *jǣr*, *jāra* (vgl. ne.

---

[1]) Ne. *gave* kommt für die Bestimmung des ags. Lautwertes von *ʒeafon* nicht in Frage. Wie mir Prof. Schröer freundlichst mitteilt, ergibt ags. *ʒeaf* im Me. lautgesetzlich phon. *yaf*, pluralisiert *yav-en*, mit Dehnung des Stammvokals *yā-ven*, daraus ne. *gāve*, das auch in den Sing. übertragen wurde. Das *g* statt *j* ist wohl altem skand. Einfluß zuzuschreiben.

[2]) A. Holtzmann, Altdt. Gram. S. 196. — F. Kluge, Anglia V, Anz. 82 f.

[3]) Vgl. z. B. E. Sievers, PBB IX, S. 206 ff; P. J. Cosijn, a. a. O. § 60, 2.

[4]) Vgl. auch ten Brink, Anglia I, 520.

[5]) Heute hat man das Gesetz der Erhaltung eines wg. *ā* auf die Stellung vor *w*, *p*, *ʒ*, *k*, (*r*, *l*) eingeschränkt; vgl. Bülbring, A. El. § 129; sehr vorsichtig E. Sievers, Ags. Gram.3 § 57 a u. Anm. 3. — *ʒeafon* dürfte auch hierhergehören, da Bülbring ganz allgemein hinzufügt 'vor labialen Konsonanten'; vgl. auch § 300 *ʒeafon* = *ję̄āfon*, aber § 153 paralleles *forʒeaton* 'vergessen' = *jěa̭ton* (*ěa* < *ǣ* vor Dental!); K. Luick, Hist. Gram. I, § 163.

year: *of yore*, ags. *geǎra* 'vorzeiten'), *geaf* = *jǣf* 'er gab'; Schreibergewohnheit hatte also statt eigentlich zu erwartendem *geaer*, *geaef* die einfachere Schreibung eingeführt. — Für die andere wahrscheinlichere Annahme, wonach ags. Velarvokale (*ǎ*, *ŏ*, *ŭ*) nach Palatalen zu steigenden Diphthongen geworden sind, vgl. z. B. Bülbring [1]), der das erste Glied — unter Vorbehalt allerdings — als ganz kurzen Gleitlaut zwischen palatalem *j* und *ǎ* etc. ansprechen möchte: also *geafon* = *j*^{e}*ǎðon*, *geara* = *j*^{e}*ǎra* usw.; ähnlich F. Dieter [2]) und K. Luick [3]).

Die Gründe, welche zu der Annahme führen, daß ws. *nǎmon* aus *nōmon* nach *ȝeāfon* umgebildet wurde, sind folgende:

1. ist *niman* die Bedeutungsantipode zu *ȝiefan* (*ȝifan*) —
2. zeigen beide Verba formale Berührungen —
3. weisen beide Verba auch sonst gegenseitige analogische Beeinflussung auf, die die schon vorhandenen formalen Berührungen gesteigert haben —
4. glaube ich oben gezeigt zu haben, daß analogische Beeinflussung durch die sonst dafür herangezogenen Verben nahezu unmöglich ist; es bleibt also gar keine Wahl.

Zu 1. Das Verhältnis des Bedeutungsgegensatzes würde schon allein genügen, um eine formale Angleichung der beiden Paradigmata herbeizuführen. Beispiele lassen sich aus allen idg. Sprachen geben [4]). Eine genaue Parallele liegt in dem Wandel von lat. *reddere* 'zurückgeben' zu vglat. *rendere* (frz. *rendre*) nach vglat. *prendere* 'nehmen' (frz. *prendre*) vor.

Zu 2. Im Vokalismus stimmen von Haus aus überein die 2. 3. Sg. Präs. Ind.: *ðū nimst*, *hē nimð*: *ðu ȝifst*, *hē ȝifð*.

Zu 3. Das Verbum *ȝiefan* (< germ. **ȝeðan*) weist besonders im Ws., aber auch in anglischen Dialekten seit Beginn der Überlieferung häufige Nebenformen mit *i* auf, in denen von Haus aus

---

[1]) Bülbring, Anglia Bbl. XI, bes. S. 109f; Ae. El. § 297 'Das Ergebnis der Diphthongierung velarer Vokale nach *j* und *sć* ist in allen Fällen ein steigender Diphthong' oder aber gar kein eigentlicher Diphthong, sondern der alte Vokal mit einem vorausgehenden Gleitlaut, also *geoguð* = *j*^{e}*oguð*, *geomor* = *j*^{e}*ṓmor*, *geafon* = *j*^{e}*āfon*; vgl. auch § 44.

[2]) F. Dieter in F. Dieter, Laut- u. Formenlehre der altgerm. Dial. (1900) § 57 'Nach palatalen Kons. werden gewisse Vokale zu Diphthongen mit dem Akzent auf dem zweiten Komponenten (*sceǎ́ron* 'schoren', *geǎ́fon*, *geǎ́ra* etc.).

[3]) K. Luick, Hist. Gram. I, § 170.

[4]) Vgl. Paul, Prinz.[5] S. 106f.; — Sandfeld-Jensen, Die Sprachwissenschaft S. 11f.

ie berechtigt ist: Inf. *ȝifan*, 1. Sg. *ȝife*, Pl. *ȝifað* usw. [1]). Man hat früher unter anderem daran gedacht, daß diese *i*-Formen ihren Ausgangspunkt von der 2. 3. Sg. Präs. genommen hätten [2]); aber eine solche Annahme ist nicht wahrscheinlich, da sich Spuren eines ähnlichen Vorganges (Verdrängung des sonstigen Präsensvokals durch den Umlautvokal der 2. 3. Sg.) nur unter bestimmten Bedingungen finden [3]). Viel näher liegt es, daß die Bedeutungsantipode *niman* — *niman* hat im ganzen Präsens lautgesetzliches *i* — die Umgestaltung von *ȝiefan* zu *ȝifan* usw. befördert hat [4]), die 2. und 3. Sg. stimmten bereits überein, siehe zu 2. Dadurch wurde das gesamte Präsenssystem von *ȝifan* und *niman* im Stammvokalismus gleich.

Unter diesen Gesichtspunkten gesehen, dürfte die Analogiebildung *nāmon* nach *ȝeāfon*, also die umgekehrte Einwirkung wie die unter 3 festgestellte — Einwirkung der andern Bedeutungsantipode — keine Schwierigkeiten machen, besonders wenn man bedenkt, daß die Plurale *sāwon* etc. kaum mit Formen des Verbums *niman* assoziiert werden konnten. Voraussetzung ist aber, daß die ags. Schreibung *ea* in den fraglichen Fällen steigenden Diphthongen bezw. wie Kluge annahm, Monophthongen darstellt, die Lautgruppe *ȝe* also nur zur Bezeichnung eines *j*-Lautes dient; oder umgekehrt — der sich so ergebende Schluß ist viel wichtiger als die Erklärung einer einzelnen Verbalform —: nimmt man die Wechselwirkung zwischen den beiden Verben

---

[1]) Ältere Belege aus dem Ws. siehe bei Cosijn, a. a. O. § 94, 2; weitere Quellen bei K. D. Bülbring, Ae. El. § 306 Anm. 3 u. zuletzt bei K. Luick, Histor. Gram. der engl. Sprache I, S. 160.

[2]) So Brate, PBB X, 23; ähnlich Bülbring, Angl. Bbl. XI, S. 101 f.; ders. Ae. El. § 306 Anm. 3. — *ȝifan* als letzten Zeugen für einen alten *i*-Stamm mit tiefstufigem Präsens zu erklären, wodurch dann Übergang von der I. in die V. Abl.-Reihe bewirkt wäre [vgl. z. B. den Übergang des alten *i*-Stammes got. *bidjan*, ags. *biddan* usw. (nach Ausweis der verwandten Sprachen gr. *πείθω*: *πιθήσω* 'überreden', lat. *fīdo: fīdes*; H. Osthoff, PBB VIII, 143; W. Streitberg, Urg. Gram. S. 94 f., 53.) in die V. Klasse. Übrigens sind die Verhältnisse nicht völlig gleich, da bei dem *j*-Präsens germ. **bidjan* schon sehr früh völlige Identität mit den *j*-Präsentien der V. Klasse vorhanden war] ist an sich schon unwahrscheinlich und findet in den Verhältnissen der andern altgerm. Dialekte keine Stütze. Vgl. dafür F. Holthausen, E. St. 32, 81.

[3]) Vgl. K. Luick, a. a. O. § 248 Anm. 2.

[4]) So K. Luick, Untersuchungen zur engl. Lautgesch. S. 302 f.; die gleiche Möglichkeit gibt F. Holthausen a. a. O. S. 31 Anm. zu; siehe aber Anm. 2; — nochmals K. Luick, Histor. Gram. I, S. 160 f., wo noch weitere Lit.

ȝifan und *niman* als richtig an — ich sehe überhaupt keine andere Möglichkeit, *nāmon* zu erklären — so steht damit die Lesung der Diphthongschreibungen *ea, eo* etc. (:wg. *ā, ō* etc.) nach den Palatalen *ȝ̇, sċ* insoweit fest, als sie jedenfalls nicht fallende Diphthonge sein können (*ĕa, ĕo* etc.).

Wie *ȝeăfon* das Vorbild für *nāmon* war, so dürfte auch der Sing. *ȝeaf (= jᵉáf)* das Vorbild für ws. *nam* (s. o. S. 3) gewesen sein. Auch für dieses mangelt es an passenden anderen Vorbildern.

Köln, im März 1926. C. Karstien.

THE DIALECT
OF LONDON IN THE THIRTEENTH CENTURY.

Abbreviations.

CPR. *Pipe Rolls of Cumberland and Westmorland, 1222—1260.* Edited with an introduction by F. H. M. Parker, M. A. Cumberland and Westmorland Antiquarian and Archaeological Society, Extra Series XII. Kendal 1905.

CSR. *Cumberland Lay Subsidy: being the account of a fifteenth and a tenth collected 6th Edward III.* Edited by Col. J. P. Steel, F. R. G. S. Kendal, 1912.

EAR. *Assize Rolls (Essex) 230 (19 Henry III), 231 (32 Henry III), 232 (32 Henry III), 233 (38 Henry III).* Transcribed for the English Place-name Society by Miss E. Scroggs.

FFE. *Feet of Fines for Essex.* Vol. I (1182—1272) Edited by R. E. G. Kirk. Vol. II. Parts I—V (1272—1316). Colchester, 1899—1925. 1316—1327, Transcribed by R. C. Fowler, B. A., F. S. A., to whom I am indebted for the loan of the transcript.

FFH. *A Calendar of the Feet of Fines relating to the County of Huntingdonshire.* Edited by G. J. Turner, M. A. Cambridge Antiquarian Society 1913.

FFL. *Final Concords of the County of Lancaster.* Part I. A. D. 1196—1307. Part. II. 1307—1377. Transcribed, Translated, and Annotated by W. Farrer. Lancs. & Ches. Record Society. Vols. 39, 46. 1899, 1903.

FFS. *An Abstract of the Feet of Fines relating to the County of Sussex.* Compiled by L. F. Salzmann. Sussex Record Society, Vol. II (2 Ric. I to 33 Hen. III), Vol. VII (34 Hen. III to 35 Ed. I).

FFY. *Feet of Fines for the County of York from 1218 to 1231.* Edited by Col. John Parker C. B., F. S. A. Yorks. Arch. Soc., Rec. Ser. Vol. LXII. 1921.

For. Proc. *Excheq. T. of R. For. Proc. 12. (5 Ed. I), 13, 14 (20 Ed. I), 16 (17 Ed. II).* Transcribed for the English Place-name Society by Miss E. Scroggs.

LAR. *A Calendar of the Lancashire Assize Rolls preserved in the Public Record Office, London.* Transcribed and Calendared by Col. John Parker. Lancs. Rec. Soc. Vols. 47, 49. 1904—5.

LPR. *Lancashire Pipe Rolls (1216—1272).* Appendix II, pp. 254—305, in Part II of LAR.

LSR. *The Exchequer Lay Subsidy Roll . . in the County of Lancaster A. D. 1332.* Lancs. Rec. Soc. Vol. 31. 1896.

MCR. *Calendar of Early Mayor's Court Rolls preserved among the Archives of the Corporation of the City of London at the Guildhall. A. D. 1298—1307.* Edited by A. H. Thomas, M. A. Cambridge, 1924.

SPR. *The Pipe Roll for 1295 Surrey Membrane (Pipe Roll 140).* Ed. M. H. Mills and H. Jenkinson. Surrey Record Society, No. 21. Guildford 1924.

SSR. *The three earliest Subsidies for the County of Sussex in the years 1296, 1327, 1332.* Transcribed and Edited by the Rev. W. Hudson, M. A., F. S. A. Sussex Record Society, X. London, 1910.

YAR. *Three Yorkshire Assize Rolls for the reigns of King John and King Henry III.* Ed. C. T. Clay. Yorks. Arch. Soc., Rec. Ser. Vol. 44. 1911.

YSR. *Yorkshire Lay Subsidy. Being a ninth collected in 25 Ed. I (1297).* Ed. W. Brown. Yorks. Arch. Soc., Rec. Ser. XVI. 1894.

Introduction.

§ 1. A detailed examination of the place-name forms in the Pipe Rolls compared with those in Feet of Fines, the Cartulary of St. Bartholomew's Hospital, and various Colchester and Hornchurch records has shown that official documents such as the Pipe Rolls throw light on the dialect of London and not on that of the locality in which the place happens to be[1]). The publication, shortly after additions to this paper were impossible, of the Early Mayor's Court Rolls of the City of London and the obtaining recently of transcripts of four Essex Assize Rolls and of the Forest Proceedings have made it possible to show that this thesis holds good also for the thirteenth century so far as these documents are concerned. In the same paper (§ 9) it was also suggested, on somewhat slender evidence, that place-name forms in Subsidy Rolls revealed the local dialect. This, too, is amply confirmed by an examination of the material in the Sussex Subsidies which will be dealt with elsewhere. Unfortunately there seems to be a dearth of printed Subsidy Rolls.

§ 2. The *y*-test seems always to provide sufficient material for comparison and can be checked by other tests which confirm its value as a means of distinguishing the various types of documents. OE *y* appears as *u* and *i* in equal numbers in FFY and YAR, whereas in YSR *i*-forms are 8 times as numerous as those with *u: e*-forms are absent from all three documents. In Sussex FF all three types are well represented: 121 *u*,

[1]) Reaney: *On certain phonological features of the Dialect of London in the twelfth century.* Englische Studien, vol. 59, pp. 321 ff.

81 *i*, 93 *e*: in the Sussex Subsidy for 1296, however, *i*-forms are rare, being only one tenth as numerous as in FF in approximately the same total: 143 *u*, 8 *i*, 150 *e*. The predominant type in the Yorks Subsidy is that known to have existed in the Yorkshire dialect: both Wyld and Miss Serjeantson have shown Sussex to be a *u—e* area. In the case of Lancashire, the relative distribution of the three types in the thirteenth century AR and PR is practically identical: LAR 127 *u*, 160 *i*, 10 *e*: LPR 26 *u*, 35 *i*, 1 *e*: this distribution is quite different from that in the Lancashire dialect where *u* is the chief type: Wyld: 185 *u*, 63 *i*, 7 *e*: Serjeantson 13c. 6 *u*, 3 *i*, 0 *e*: 14c. 80 *u*, 7 *i*, 0 *e*: LSR: 75 *u*, 51 *i*, 1 *e*. The Surrey PR, on the other hand, have a strong *e*-element which is absent from the Surrey dialect: 10 *u*, 4 *i*, 15 *e*, or, adopting the alternative readings in the Chancellor's Roll, 16 *u*, 5 *i*, 8 *e*. Professor Wyld and Miss Serjeantson have only 4 *e*-forms for Surrey in a total of 81 [1]). The Cumberland PR provide little material, but it is noteworthy that both *u* and *e* are represented: 1 *u*, 15 *i*, 2 *e*. Of the *i*-forms 13 may well be out of place here, being really the descendants of ON *hryggr* which still survives in such names as Castlerigg, etc. In the only Cumberland Subsidy available, that for 1332, the only form is *i* which occurs 30 times, apart from 5 examples of *-brig(g)*, and 4 of *-rig(g)*.

§ 3. The forms from the Fines and Assize Rolls agree on the whole with those from London and Middlesex where all three types were common and in both the Court Rolls and the Cartulary of St. Bartholomew's Hospital occur in equal numbers [2]). The relative proportions vary, however, in different documents, partly owing to the different words met with. The scarcity of *e*-forms in the Yorkshire and Lancashire documents is paralleled by Miss Serjeantson's results. The *u*-forms in Hunts FF are much more numerous than in the local documents, whilst neither FF, AR, nor For. Proc. for Essex give any indication of the overwhelming preponderance of the cha-

---

[1]) cf. Wyld: *OE y . . . in ME*, Englische Studien, vol. 47, pp. 1 ff.: Serjeantson, *Dialectal distribution of certain phonological features in ME*, English Studies, vol. iv, p. 231: and Wyld, *The Surrey Dialect in 1300*, ibid., vol. iii, p. 43.

[2]) *Englische Studien*, vol. 59, p. 328.

racteristic Essex *e*. The cumulative effect of this evidence combined with other points of agreement noted below, makes it clear that there is abundant material for the study of the early history of the London Dialect in such documents as Pipe Rolls, Fines, and Assize Rolls, whilst the various Subsidy Rolls will throw considerable light on the chronology and development of the different local dialects.

§ 4. When we turn to other phonological features we find a general agreement between the different documents. OE *æ̆* is usually found as *a* with a fair sprinkling of *e*-forms of which those in Lancashire are noteworthy. The great majority of spellings for OE ǣ^1 in all these documents points to a slack [ɛ̄] which was the normal form in London. In Lancashire OE ǣ^1 > a tense [ē], but in LAR and LPR only *Strat*-forms occur. The *e*-forms of which we find examples in the Essex and Sussex documents where [ɛ̄] was regular point to the spread of the tense vowel into London from Kent and Surrey. In Surrey PR we find only *a*. Most of the material for OE ǣ^2 points also to a slack [ɛ̄] which is again characteristic of the London dialect. The forms in the Yorkshire and Lancashire documents point to tense [ē] and would suggest that here we have the real local forms were it not for occasional *e*-forms in FFE and MCR and an example of *a* in SPR. Both ǣ^1 and ǣ^2 were slack in London but both sometimes appear as tense vowels in the thirteenth century.

§ 5. OE *ĕ̄o* appears most commonly as *e*, but *i* is found in EAR, FFS, and MCR, and *u* in FFS and For. Proc. This evidence, though slight, points to a rounding of OE *eo* in London and is supplementary to that given for the twelfth century in *Englische Studien*, vol. 59, pp. 343—5. The Lanca-cuments have only *e*, although evidence of rounding has been shire documents discovered in that county[1]).

§ 6. The Southern *-er-* from OE *-ear* + cons., and *-eld* from OE *-eald* are absent from the Northern documents, but this is not enough to invalidate the argument that the documents we are considering reveal the London dialect, especially as nothing but *-ar-* is found in the Essex For. Proc. When a pronunciation such as *-ar-* or *-ald* was common in the South and familiar to the scribe, it is not surprising to find that he

---

[1]) *Place-names and Linguistic Studies*, EPNS, vol. I, pt. I, p. 137.

employed that type if also usual in the locality with which he was dealing. The same argument would explain the persistence of *-eld* in the forms of such names as the Essex *Weald.* In the same way, although the *i*-mutation of OE *ea* appears almost universally as *e*, we find two examples of *a* in Lancashire and one in FFE.

§ 7. OE *a* + *ng* occurs not only as *a* and *o* but also as *u* in EAR, FFE, FFH, For. Proc., LAR, and LPR. In *-mungere* we have the ancestor of the modern pronunciation [mʌŋgə] alongside [mɔŋgə].

§ 8. OE *ea* + *h, g,* occurs in all our documents most frequently as *-eye*, *-e*, or *-egh*, but there are a certain number of examples of *-igh*, or *-ye*. These have been noted in FFE (13c. 8, 1300—1327 6), EAR (7), FFS (6), LAR (1). Only *e*-forms are found in MCR, but as OE *-eg* appears as *-y*(*e*) in EAR, FFE, and FFS, where OE *-eah* also appears as *-ye*, the solitary *Lyre* (Layer, Essex. < OE *leger*) may indicate that *i* for OE *-eah* was known also to the scribe of the London Court Rolls. In the counties to which the above documents relate, only 1 *i*-form has been discovered in Essex, 0 in over 900 in Lancashire, and a fair number in Sussex[1]). They are common in SSR[2]) and in Essex c. 1420[3]). Even if our forms did indicate the local pronunciation, we should expect OE *-eah* to become *-igh* in London as there is evidence of that development in the neighbouring counties of Sussex, Surrey, Berks, Herts, and Essex.

OE ǣ.

§ 9. OE *ǣ* occurs as both *e* and *a*, *a* being more common, particularly in the second half of the century. FFE: *Esse(ford)*, *(-well)*, *Essendon*, *-hacche*: EAR: *Asse*, *Hac(c)h*, *Fadersaule*, *-nas(e)*, *Esse*, *Esseford*, *-nese:* For. Proc.: *Hacche*, *Farnhacche*: LPR: *Hec* (5): LAR: *Hache*, *Asheton*, *Gaderpeynye*, *-nesse:* FFL: *Haselwelle*, *Heselrigg*, *As(s)h(e)ton*, *Ess(h)eton:* SPR: *Hache*, *Watere*, *Esse*: MCR: *Assh*, *Asherugge*, *Asshewell*, *Esseburne*.

[1]) *ibid.*, p. 138.

[2]) Some 50 examples occur in 1296.

[3]) See Palladius *On Husbondrie*, passim. If and when the difficulties inevitable in publishing a long piece of philological research in English are overcome, I hope to show that OE *ea* + *g*, *h*, had become *i* in Essex by the beginning of the thirteenth century.

OE ȳ̆: Separate elements in various documents.

OE	FFE			EAR			For. Proc.			FFS						SSR			LAR			LPR			LSR		
	1310—26			1234—54			1277—1313			1200—1248			1249—1306			1296			1238—1284			1216—72			1332		
	u	*i*	*e*	*u*	*i*	*e*	*u*	*i*	*e*	*u*	*i*	*e*	*u*	*i*	*e*	*u*	*i*	*e*	*u*	*i*	*e*	*u*	*i*	*e*	*u*	*i*	*e*
bryċġ . . .	3	13	16	4	31	6	10	24	6	1	11	—	5	8	1	10	1	19	—	2	—	—	—	—	—	5	—
hyll	18	9	5	25	24	6	30	—	1	5	4	2	5	3	4	18	—	6	76	39	5	13	25	—	48	15	—
byriġ . . .	40	13	14	8	115	3	64	1	6	—	5	1	3	3	3	9	—	1	12	90	1	3	8	—	8	—	—
lȳtel	1	—	—	—	25	—	1	1	—	—	2	—	—	—	—	—	4	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—
hrysċ . . .	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	2	—	3	—	—
hyrst. . . .	3	—	7	6	2	5	18	—	7	20	4	30	46	4	20	71	—	60	36	14	1	8	—	—	14	3	—
mynstre . .	—	2	7	—	13	5	—	2	6	—	4	1	—	5	5	—	—	2	—	1	—	—	—	—	—	—	—
myċel . . .	—	—	—	—	—	—	3	—	—	2	4	—	2	12	—	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	2	—
hȳđ	—	—	4	—	—	3	—	3	2	—	—	—	12	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
hryċġ . . .	—	—	—	—	1	—	—	—	—	5	3	4	8	4	2	5	—	21	1	2	—	—	—	—	—	6	—
mylen . . .	2	—	8	1	1	2	4	1	3	—	—	1	—	2	—	9	1	19	—	3	1	—	—	—	—	3	—
pytt	—	—	—	—	—	4	—	—	3	—	—	13	6	—	8	19	—	19	—	—	—	—	—	—	—	—	—
hryding . .	—	—	—	—	—	—	1	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	3	—	—	—	—	—	11	—
þyrne . . .	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	5	2	—	—	—	—	1	1
ryge(n) . .	—	—	6	—	—	8	—	—	7	—	1	—	—	—	—	—	—	—	2	1	—	—	—	1	2	4	—
myriġ . . .	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	2	1	—	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—
hyrne . . .	—	—	4	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	1	—
gylden . . .	—	—	—	—	—	—	1	—	1	—	—	—	1	1	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—
hrȳđer . . .	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	3	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
mycġ . . .	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
scrybbe . .	—	—	—	—	—	—	7	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
cyln	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Totals . . .	67	37	71	45	212	42	140	33	45	34	40	56	88	44	43	143	8	150	127	162	10	24	35	1	75	51	1

OE	MCR			SPR			FFH			FFY			YAR			YSR			CPR			CSR		
	1298—1307			1295			1216—1307			1218—31			1251—59			1297			1222—60			1332		
	u	*i*	*e*	*u*	*i*	*e*	*u*	*i*	*e*	*u*	*i*	*e*	*u*	*i*	*e*	*u*	*i*	*e*	*u*	*i*	*e*	*u*	*i*	*e*
bryċġ	1	7	3	—	—	2	—	3	—	—	14	—	1	—	—	—	5	—	—	1	—	—	5	—
hyll	17	8	1	—	—	—	—	1	—	54	15	—	1	—	—	6	30	—	1	1	—	—	12	—
byriġ	14	12	4	4	—	2	—	5	—	1	6	—	1	3	—	—	5	—	—	—	—	—	—	—
lȳtel	—	—	—	—	—	—	—	3	—	—	1	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	6	—
hrysċ	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
hyrst	2	2	1	2	—	—	7	10	—	2	—	—	2	—	—	—	2	—	—	—	2	—	—	—
mynstre	—	1	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
mycel	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—
hȳđ	1	3	8	1	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
hryċġ	1	—	—	—	1	—	—	—	—	—	3	—	—	—	—	—	—	—	—	13	—	—	4	—
mylen	—	2	5	1	—	—	—	—	—	—	8	—	—	2	—	—	3	—	—	—	—	—	9	—
pytt	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
hryding	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	9	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—
þyrne	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
ryge(n)	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
myriġ	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—
hyrne	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
gylden	—	—	—	1	—	9	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
hrȳđer	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
myċġ	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—
scrybbe	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
cyln	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—
Totals	36	36	24	10	2	14	7	22	—	57	58	—	6	6	—	6	48	—	1	15	2	—	39	—

OE ǣ^{1}.

§ 10. FFE: *Stratford*, *Strathawe*, *Strateshall*: 14c. *Strethal'*: EAR: *Stratford, Strafford, Stra(te)hal(e), Strethal'*: For. Proc. *Stratford, Strattone*: FFY: *Stratton, Stretton*; YAR: *Stretford*: LAR: *Stratton, Strafford*: LPR: *Stratford*, *Strafford*: FFL: *Stretford*, *Trafford*: FFS: *Strethampton*: SPR: *Strattham*, *Stratton'*: MCR: *Stratford, Stratteford*.

OE ǣ^{2}.

§ 11. FFE: *Hatfeld*, *Hadfeld*, *Hadlegh*, *Whatefeld, Hedfeld*, *Whethamsted*: EAR: *Hat(h)feld*, *Hadlegh*: For. Proc: *Hat(h)feld, Hadlegh, Watefeld*: FFY: *Hattfeld, Wetelag*: YAR: *Heytfeud*: LAR: *Wheteley*, *Weteley*, *Queteley*: LPR: *Queteley*: FFL: *Whetelegh, Hadfeld*: FFS: *Hadlegh, Het(h)feld*, *Heffeud*: MCR: *Hadham*, *Haddle*, *Hat(te)feld, Heytfeld*.

OE y̆̄.

§ 12. In the twelfth century Pipe Rolls it was found that, on the whole, the common form of words containing OE *y* was that from which the modern form is derived. In the documents examined for the present paper there is more variety in the distribution of the three types *u*, *i*, and *e*, but, as in the Pipe Rolls, the type from which the modern word is descended is almost invariably well represented. To save space and for ease of comparison, the material is arranged below under the different words and documents.

OE ĕ̄ŏ̄.

§ 13. OE *eo* usually appears as *e*, but forms are also found with *i* and *u* in documents relating to Essex, Sussex, and London itself. The evidence is slight, but, so far as it goes, it confirms that given in *Englische Studien*, vol. 59, pp. 343—345, which points to a rounding of OE *eo* in Middlesex and London.

§ 14. The *e*-forms are so common that examples are unnecessary. EAR: *Lifstaneston'*: FFS: *Dureford*, *Shulleghe, Livineland* (2), *Luuestan*: MCR: *Dyrham*, *Suthwirk*: For. Proc.: *Dupedene* (Debden in Loughton, Essex), m. 10. To these may be added: *Hurtf'* (Hertford) 1201 *Curia Regis Rolls* II 31.

i-mutation of OE *ea*.

§ 15. The only words containing the *i*-mutation of OE *ēă* that occur in our documents are OE *stīēpel*, *hlīēpe*, *cīēping*, and *cīēse* which, with one exception, have *e*: EAR: *Steppl:* FFE: *Stepel*, *Chepyng*: FFS II: *Brandeslep*, *Cheping:* SPR: *Chesewik:* But in the Patent Rolls for 1283, and in an Inquisition post mortem for 1282 (Rec. Comm.) Steeple occurs as *Stupelton*, which suggests a different development and finds support in FFL II *Chipyn*. These documents should, in view of the results from FF and PR, reveal the London dialect, but the material is too scanty to dogmatise.

§ 16. The *i*-mutation of OE *ĕa* appears frequently and regularly as *e*, *-well(e)*, except in three cases. Of these, two are in Lancashire documents and *a* is a common form in that county[1]): LAR: *Wysewall* I 161, *Schyppewallebothem* II 205. The other is from FFE: 1276 *Chaldewall* II 10 (Chadwell). A different explanation must be sought here for *e* is the regular spelling in Essex. It may be an Anglo-Norman spelling, *a* for *e*.

i-mutation of OE *io*.

§ 17. Besides *e*, the *i*-mutation of OE *io* appears as *i* and *u*, which points to an earlier *y*, another proof of the original Southern character of the London dialect: FFE: *Hyrde: Shephurde*: For. Proc.: *Hurde:* FFS: *Hirde (2)*: SPR: *Stodhurd*.

OE *ear* + cons.

§ 18. OE *-ear-* followed by a consonant appears most frequently in all our documents as *-ar-:* this is the only form found in LAR, LPR, and For. Proc. Only *-er-* forms are given below: EAR: *Ernold:* FFE: *Ferlee*, *Fernham*: FFY: *Fern(h)am (3):* FFL: *fferneworthe:* MCR: *Ernald*, *Herm*. The suffix *-ward* occurs only once without *a: -word* in MCR. As an indication of the relative frequency of *-er-* and *-ar-*, it may be noted that in FFE I Farnham occurs only once with *-er-* but 12 times with *-ar-*, whilst in MCR the proportion is 4 *-er-* to 29 *-ar*.

---

[1]) Ekwall, *Contr. to Hist. OE Dialects*, p. 54.

OE *ea* + *ld*.

§ 19. The Anglian *-ald* is the normal form found in all these documents for OE *ea* + *ld*. The later development *-old* is found in almost all, whilst there is evidence of fracture in those relating to the Southern counties. In FFE I, for instance, we have *-ald* 9 times, *-old* 5, and *-eld* 6. This, in a county which still has two examples of the normal development of the fractured type, North and South Weald, shows clearly that the non-Saxon type was already predominant and suggests that the *-eld* forms are due either to accurate copying from earlier records or to local influence. Whichever explanation is correct, the forms from MCR definitely confirm the earlier existence of the fracture in London.

§ 20. Examples of *-ald* are too frequent to need enumerating. FFE: *Cheldewelle, Chelvestun, Heldeheye, Sheldeford, Oldeden, Oldewell, Copefold, Holefold, Thidwoldinton:* EAR: *Eldelaund, Atteheldelaunde, Edwoldeslaund, Tidwoldeston, Attenholdestrete:* For. Proc.: *Cestreweld, Welde, Norweld:* FFS: *Eldelond, Slindefold:* MCR: *Eldchirk, Heldefihstrete, Eldestrete, Coldhakber:* CPR: *Shelford.*

OE *a* + nasal.

§ 21. OE *a* + *nd* occurs frequently as *o* in *-lond*, occasionally in *sond* and once in *Brond*. The combination *a* + *m* occurs only in compounds which throw no light on the development in simple words: EAR: *Lambhirde:* FFS: *Lamberhurst.* There is most evidence on the development of OE *a* + *ng*, which occurs both as *o* and *u*. This *u*, which occurs after *l* and *m*, must be due to the influence of the surrounding consonants and is the necessary preliminary to the modern pronunciations [mʌŋgrəl], [əmʌŋ], etc. FFE: *Long, Lung, -monger:* EAR: *Long, Lung(e), -monger(e)*: LAR: *Lungew(u)rth(e):* LPR: *Lung:* YAR: *Lung:* FFH: *Wullemungere:* FFS: *Longeflete:* For. Proc.: *Lung*: MCR: *-monger(e).*

OE *ea* + *g*, *h*.

§ 22. OE *ea* + *g*, *h* appears most frequently as *-e, -egh, -eye*, but there are a number of examples of such spellings as *-y(e)*, *-igh*, which are important as showing that the type from which the modern pronunciations of *high*, *dye* etc. are derived

was already in existence in the London dialect in 1240. These examples, while not rare, form but a small number of the whole but, as Wyld has pointed out [1]), [ɪ] was probably the pronunciation in all the districts in which the *i*-forms are found, even though they may be few. There is no example from MCR, but see § 8.

§ 23. FFE I: 1240 *Tye* 127: II 1272—1300: *Stratly* 41, *Reyligh* 43, *Akely* 56, *Tye* 68, 102, *Barelye* 71, *Yerdely* 71, *Bely* 79: 1316—26: *Tye* (3), *Dyghere*: EAR: *Wylye* 231 m. 31d, *T(h)ye* 231 m. 23d: 232 m. 4, 8: 233 m. 16d, 24d, 43d: For. Proc.: *Tye* 13 m. 21: 16 m. 21d: LAR: *Biseligh* I 15: FFS: II *Tye* 57, 64(2), 65, *Wantely* 61(2): VII *Tye* 167, *Brembletye* 113.

§ 24. OE *-eg* occurs as *i* in: EAR *Stanwy* 232 m. 1d: FFE: *Asshewy* II 85: FFS: *Sudwie* I 28, *Pacheleswy* II: MCR: *Lyre*.

§ 25. OE *ǫ* is found as *ou* in MCR 103: *Couk*. Numerous examples of about the same date occur in SSR.

Consonants.

§ 26. The persistence of the Southern voicing of initial *f* and *s* is shown by a certain number of examples in these documents, particularly in MCR, where we also find definite proof, at the end of the fourteenth century, of the pronunciation of original *v* and of *v* < *f* as *w*: MCR: *Fannere, Vannere, Wannere* 57, 70 *masfat* 209, *ȝilvates* (ale-vats) 209, *Waus* (Vaux) 71, *Wigerus* 73, *Walentine* 70, *Atteweld* 65 is presumably for *feld*, whilst *Atte Velle* 143 stands for *Welle* 19, 146; the Essex Canfield occurs as *Canvyle* 68. FFE: *Vanne* (fen), *Zoke* (soke), *Soyn, Zoyn, Stanvord*. A particularly interesting example occurs in YAR, for the pronunciation of initial *f* as either *v* or *w* is foreign to the dialect of Yorkshire and its occurrence here can only be explained as due to Southern influence: *Walesgrave* (2), *Whal(l)esgrave* (4). The place referred to is Falsgrave near Scarborough.

§ 27. There is one example of final *n* for *ng*: MCR 92 *stranglin* "the red fur of the squirrel with the grey hairs of his winter coat showing through". The word occurs as *strandling* in *Liber Horn.* fo. cclix b.

---

[1]) *EPNS*, vol. I, pp. 137—8.

§ 28. One of the disadvantages of studying the dialect of a district from its place-name forms is that no light is thrown on inflexions. One example of a present participle in *-ende* has, however, been noted: *Hanggendegroue* For. Proc. 16 m. 36 d.

Lambeth and Trinity Homilies.

§ 29. We have, in the present study, collected a body of material by which we may test the claims of any text to be regarded as written in the London dialect of the thirteenth century. Wyld has argued[1]) that the Lambeth and Trinity Homilies of c. 1200 were written within a radius of fifteen miles or so of London. In fact, he goes farther and suggests that the Lambeth MS was written in the neighbourhood of Brentford, whilst the Trinity Homilies may well have come from North-east Middlesex, near the Essex border, or possibly across this, east of the River Lea. Our material will not enable us to fix definitely the locality in which the Homilies were written, though it may be noted that the proportion of *e*-forms for OE *y̆* in the Trinity Homilies is much less than in the thirteenth century Hornchurch Priory Documents from a district only about eight miles east of the Lea[2]). We can, however, throw light on the more general question of whether the Homilies were written in the dialect of London.

§ 30. It might appear at first sight that the distribution of the three types derived from OE *y* varies so much in the different documents examined that either the results are unreliable or more than one dialect is represented. It has been conclusively proved, however, that the development of OE *y̆* in FF and PR is quite different from that in the various counties to which these particular documents refer. With certain exceptions, the general characteristic is the presence in considerable numbers of all three types *u*, *i*, and *e*, though the proportion varies in the different documents. It is known that all three types were found in London and in the specifically London documents examined — the Cartulary of St. Bar-

[1]) *SE and SE Midland Dialects in ME* (Essays and Studies, VI. 138).
[2]) *Englische Studien*, vol. 59, p. 324.

tholomew's Hospital and the Early Mayor's Court Rolls — they occur in approximately equal numbers. In five of our documents, however, one type is either ill represented or completely absent. But for the thirteenth century Miss Serjeantson found practically only one type in a London document — the Westminster Register — 4*u*, 96*i*, 0*e*[1]), a much more uneven distribution than in any of our documents.

§ 31. The texts on which our knowledge of the early London dialect is based are both few and short. They do not provide a great many examples, but the results vary considerably and would not of themselves lead us to expect that distribution of the types that we find in Chaucer. In fact, both in Chaucer and in such documents as FF etc., we get quite different results if we confine ourselves to a few pages taken at random or to different years of the same official document:

	u	*i*	*e*		*u*	*i*	*e*		*u*	*i*	*e*
Proc. Hy. III	3	0	1	FFE 1195—1220	16	38	28	Ass. 230	2	18	7
Adam Davy	0	8	0	„ 1300—1310	16	18	14	„ 231	8	51	5
Parl. Petn.	8	5	0	„ 1310—1326	34	64	58	„ 232	11	43	7
Chaucer[2]) (i)	3	19	4	For. Proc. 1277	27	11	6	„ 233	24	100	23
„ (ii)	8	6	3	„ „ 1291	64	13	15				
				„ „ 1323	49	10	24				

§ 32. As the absence of *i*-forms in the proclamation of Henry III, of *e*-forms in the Petition of the Folk of Mercerye, and of both *u*- and *e*-forms in Adam Davy's Dreams does not entitle us to say that these documents are written not in the dialect of London but in three different dialects, so the variation in the distribution of *u*, *i*, and *e* in the official documents we are concerned with is no bar to their being considered London documents, especially as they agree closely in other phonological features, and differ in certain characteristic features from the local dialects.

---

[1]) *English Studies*, vol. iv, p. 23.

[2]) To avoid any suspicion of choice, the selection in Emerson's *ME Reader* has been taken. The second passage consists of the first ten pages of Morris and Skeat's Edition of the *Prologue*.

§ 33. A comparison of the chief phonological features in Adam Davy's Dreams with those of various official documents of about the same period reveals an almost complete absence of differences. Certain alternatives found elsewhere do not occur in Davy, but the only feature in the Dreams not found frequently in the documents is *i* for OE *ēā* — *i* and this may be due to lack of examples. There are, however, three examples of *e* to one of *i* in the text itself.

Chief Phonological Features of the London Dialect c. 1300.

	Adam Davy	MCR	SPR	FFE	FFL	LAR	FFS II
	1307—27	1298—1307	1295	1310—26	1307—27	1238—1284	1249—1306
(1) OE *æ̆*	a (?e, ?æ[1])	a, e	a, e	a, e	a, e	a, e	a, e
(2) OE *eal* + cons.	a	a, e, o		a, e, ea, o	a	a	a, o
(3) OE *ear* + cons.	ar	ar, er	ar	ar, er	ar	ar	ar, er
(4) OE *ǣ*^{1}	[ɛ̄], [ē]	[ɛ̄]	[ɛ̄]	[ɛ̄], [ē]	[ē]	[ɛ̄]	
(5) OE *ǣ*^{2}		[ɛ̄], [ē]	[ɛ̄]	[ɛ̄]		[ē]	[ē]
(6) OE *ēo*	e, ie	e, i	e	e	e	e	e, u
(7) OE *ĕo*	e	e		e		e	e
(8) OE *io—i*			u	i, e		i	
(9) OE *ȳ*	y	e, i, u	u, e	e, u,		i	u, i
(10) OE *y̆*	i, y	u, i, e	e, u, i	e, u, i	u, i	i, u, e	u, i, e
(11) OE *ēa*	e	ea, e, a		e, a, ea	a, e	e	e
(12) OE *ēa—i*	e, i			e	i		e
(13) OE *ĕa—i*		e		e	e	a	e

§ 34. A similar comparison of the chief features of the Lambeth and Trinity Homilies with those of our documents for about the same period confirms Wyld's suggestion that these texts are written in the London dialect. We find, on the whole, the same forms and the same combination of forms. The only features of the documents that are entirely missing from the Homilies are *u* for OE *io* — *i*, which is rare, and *a* for OE *ea* — *i* which needs a special explanation. The solitary *ū* for OE *ea* — *i* in the Trinity Homilies has a parallel in the 1282 *Stupelton* (§ 15) in what must be regarded as a London document. The agreement between the texts and the documents is as close as could be expected in dealing with a mixed dialect.

[1]) *asse* rhymes with *witnesse*, and *was* with *Cristenmesse*, ll. 6, 20.

Chief Phonological Features of the London Dialect c. 1200.

	Lambeth Homs.[1])	Trinity Homs.[1])	FFE 1195—1220	FFS I. 1200—1248	LPR 1216—72	FFL 1196—1225	EAR 1234—1254	For. Proc. 1277—1291
(1) OE *ǣ̆*	e, a	a, e	e, a	a, e	e, a	a, e	a, e	a, e
(2) OE *eal* + cons.	ea, e, a	ea, e, a, o	a, o	e, a, o	a	a	a, e, o	a, e, o
(3) OE *ear* + cons.	er, ar	er, ar	ar, er	er, ar	ar	ar, er	ar, er	ar, er
(4) OE *ǣ¹*	[ɛ̄], [ē]	[ē], [ɛ̄]	[ɛ̄]	[ē]	[ɛ̄]		[ɛ̄], [ē]	[ɛ̄]
(5) OE *ǣ²*	[ɛ̄]	[ɛ̄]	[ɛ̄]	[ɛ̄]		[ē]	[ɛ̄]	[ɛ̄], [ē]
(6) OE *ēo*	e, eo	ie, e	e, ie	e, ie	e	e	e	u
(7) OE *ĕo*	eo, e, o	e, ie	eo, e, u	e, u, i		e	e, i	e
(8) OE *io—i*		i, e		i			i	u, e
(9) OE *ȳ*	u	i, u	i	e, i			i, e	i, e, u
(10) OE *y̆*	u, i	i, u, e	i, e, u	e, i, u	i, u, e	i, u	i, u, e	u, e, i
(12) OE *ēa—i*	e	e, u	e				e	
(13) OE *ĕa—i*	e	e	e	e	e	a, e	e	e
(18) Pres. Part.	-inde, -ende	-ende, -inde						(-ende)

[1]) From Wyld, *Ess. and Stud.*, VI. 136.

London. Percy H. Reaney.

SPRACHPHILOSOPHISCHE PROBLEME BEI BACON.

Daß sprachliche Probleme für die Philosophie hervorragendes Interesse besitzen müssen, bedarf kaum einer ausführlicheren Begründung. Nur das Allerwichtigste sei einleitend hier hervorgehoben[1]). Wenn die sprachliche Tätigkeit den Menschen in die Lage versetzt, sein seelisches Leben kundzutun (sei es in der Mitteilung an seine Mitmenschen oder an sich selbst), so wird der Psychologe sich vor allem mit der Frage beschäftigen, wie denn diese Mitteilung unserer psychischen Erlebnisse durch das Medium der Sprache erfolgt, was denn in dieser Hinsicht die sprachlichen Kategorien leisten und zu leisten vermögen; weiter wird ihn das Problem sprachlicher Genesis im weitesten Sinne des Wortes interessieren, die Ausbildung der Sprachmittel, ihr Wandel und Vergehen, und dies sowohl beim Individuum als auch bei der menschlichen Gesellschaft, so daß von hier aus dann auch Streiflichter auf das Problem vom Sprachursprung fallen. Aber nicht nur solch theoretischen Betrachtungen — seien sie beschreibender oder genetischer Natur — wird sich die Philosophie hingeben. Auch die praktischen, normativen Zweige dieser Wissenschaft werden gezwungen sein, in besonderer Weise zu sprachlichen Problemen Stellung zu nehmen. Der Logiker und Erkenntnistheoretiker, der sich in erster Linie mit dem menschlichen Denken (Vorstellen und Urteilen) befaßt und Mittel und Wege prüft, wie wir zu richtigen Erkenntnissen gelangen, wird vor allem das Verhältnis zwischen Sprechen und Denken ins Auge fassen: wieweit sich hierbei die Sprache als nützliches oder schädliches Werkzeug erweist,

[1]) Eine Reihe ähnlicher Fragepunkte hat Marty in den einleitenden Kapiteln seiner 'Untersuchungen' (Bd. I, 1908) verfolgt.

in welchem Ausmaß sie als Denkhilfe und Stütze bei gedanklicher Arbeit wertvoll sein kann oder nach welcher Richtung gerade die Sprache zu Irrtümern Anlaß gibt und einer sorgfältigen, vorsichtigen Prüfung bedarf. Auch der Ästhet und der Ethiker haben allen Anlaß, sprachlichen Dingen erhöhtes Augenmerk zuzuwenden: jener wird sich den Fragen nach den Fähigkeiten und Aufgaben der Sprache als Kunstmittel zuwenden, dieser untersuchen, welche Anforderungen der Ausdruck sittlicher Begriffe und Normen an die sprachliche Mitteilung stellt und welche Wege im Falle von Mängeln einzuschlagen sind. Man denke, was letzteres betrifft, nur an die Schwierigkeit, rechtliche Grundsätze in geeignetes sprachliches Gewand zu kleiden und man wird begreifen, daß auf diesem Wege etwa J. Bentham dazu geführt wurde, sich eindringlich mit sprachlichen Problemen zu beschäftigen.

Schon diese Andeutungen lassen es als natürlich erscheinen, daß seit jenen Zeiten, da man über die menschliche Seele nachzudenken anfing, immer wieder bei den Philosophen sprachliche Probleme auftauchen — bald andeutungsweise und mehr nebenbei, bald im vollen Bewußtsein der zentralen Bedeutung solcher Fragen — und es ist nicht verwunderlich, daß gerade in der neuesten Zeit sprachphilosophische Fragen für die Philosophie immer mehr an Wertschätzung zunehmen. Und wenn sich die Sprachforschung nun auch mehr als vordem der psychischen Seite sprachlichen Lebens zuwendet, so liegen hier die Berührungspunkte zwischen Sprachwissenschaft und Philosophie klar zutage. Es wird daher auch den Sprachforscher interessieren müssen, besonders den Gedankengängen bedeutender Philosophen nachzugehen, wo sie sich mit sprachlichen Dingen beschäftigen.

Ich möchte in den folgenden Zeilen versuchen, dies für Bacons philosophische Hauptwerke[1]) zu unternehmen

[1]) Ich benütze die große Ausgabe von Ellis, *Spedding* und *Heath*, Lo. 1857/9; vol. I—III enthalten die philos. Werke, vol. IV u. V die engl. Übersetzungen der (in I—III) enthaltenen wichtigsten lat. Schriften. Vgl. weiter: Sorley, *A History of Engl. Philosophy* (Cambridge 1920); E. Wentscher, *Englische Philosophie* (in Handbücher der Englisch-Amerikanischen Kultur ed. Dibelius, 1924); Überweg, *Grundriß der Geschichte der Philosophie* III. Teil, 12. Aufl. (ed. Frischeisen-Köhler u. Meeg, 1924). Bei Überweg reiche Spezialliteratur. Ich verweise auch auf das ideenreiche Buch Fr. Brentanos, *Die vier Phasen der Philosophie und ihr augenblicklicher*

und die in ihnen aufleuchtenden sprachlichen Fragen etwas eingehender zu betrachten.

Über die Art einer derartigen Untersuchung eine kurze Vorbemerkung. Zwei größere Fragenkomplexe treten uns hierbei entgegen: I. Welche Probleme sprachlicher Art werden von dem betreffenden Philosophen selbst als solche behandelt? Dabei ist in Rücksicht zu ziehen, wie sich diese sprachlichen Betrachtungen seinem System oder überhaupt seiner Weltanschauung einfügen. Daran kann sich dann die historische Erörterung knüpfen, wie weit solche Probleme origineller Natur sind oder überlieferten Lehren entstammen, wieweit sie für die Folgezeit von Einfluß waren. Ich will aus diesem ganzen Komplex die Problemstellungen an und für sich hervorheben und hierbei auch jeweils berücksichtigen, ob sie noch für uns heute bedeutsam sind. Die historische Linienführung verspare ich mir für eine größere Arbeit, die auf weiterem Gebiete Zusammenhänge herstellen soll. II. Der zweite Fragenkomplex ist sprachkritischer Natur. Er betrifft das Problem, ob und inwieweit der betreffende Denker sich der Sprache gegenüber emanzipiert, ob sich in seinem System Irrtümer aufzeigen lassen, deren Fehlerquellen auf dem Wortglauben beruhen. Diese Fragen hätten sich auch auf die sprachliche und stilistische Diktion, auf den scharfen oder unscharfen Gebrauch terminologischer Wendungen, auf die Eindeutigkeit oder Vieldeutigkeit der Terminologie des Philosophen zu erstrecken. Es braucht nicht besonders betont zu werden, daß dieser zweite Fragenkomplex mehr dem Gebiete der Philosophie als dem der Sprachwissenschaft angehört, und ich werde daher, wenn ich mich im Verlaufe meiner Ausführungen diesen Problemen zuwende, mit der nötigen Vorsicht verfahren, die dem Sprachforscher geziemt, wenn er sich auf ein Nachbargebiet begibt. Immerhin aber scheint es mir geboten, diese Fragestellungen zu berühren, da sie auch für die Bedeutungslehre von fundamentaler Wichtigkeit sind und in der Geschichte des menschlichen Denkens eine überragende Rolle spielen.

Stand (nebst Abhandlungen über Plotin, Th. v. Aquino, Kant, Schopenhauer und Auguste Comte), das von O. Kraus in Meiners philos. Bibl. Nr. 195 (1926) neu herausgegeben ist.

Bacons philosophische Werke zerfallen im Überblick in zwei größere Gruppen. Die erste Gruppe ist enzyklopädischer Art; sie verkörpert sich bereits in seiner ersten größeren Schrift *The Advancement of Learning* (1605) [A] und ist später (in lateinischem Gewand und erweiterter Fassung) in dem Werk *De Augmentis Scientiarum* (1622—3) [S] vertreten. Die zweite Gruppe bildet das große Unternehmen einer Erneuerung der Wissenschaften und wissenschaftlicher Methode, der *Instauratio Magna*, deren Plan uns Bacon selbst in der Distributio operis gegeben hat. Dieses Werk ist notwendigerweise ein Torso geblieben; aber im ausgeführten II. Hauptteil des Gesamtplanes, dem *Novum Organum* (1620) [NO] liegt uns das Kernwerk der baconianischen Philosophie vor und wir müssen uns vor allem an diese große Schrift wenden, wenn wir B.s Ideen kennen lernen wollen.

Diese genannten Hauptwerke des Philosophen bilden denn auch die Grundlage für die folgenden Darlegungen; auf anderes werde ich gelegentlich hinzuweisen haben. Ich teile meine Arbeit in zwei größere Abschnitte; der zweite soll auch sprachkritische Fragen in früher erörtertem Sinn behandeln.

A.

Die Hauptstelle, an der sich Bacon mit sprachphilosophischen Fragen beschäftigt, findet sich in der enzyklopädischen Gruppe, also in A und S. Bekanntlich hatte es sich B. in diesen Schriften zur Aufgabe gemacht, nach einer einleitenden Zurückweisung der Angriffe auf die Wissenschaften und nach ihrem Lobpreis einen Überblick über dieselben zu geben, wobei er jeweils jene Gebiete und Probleme besonders anmerken will, die seiner Meinung nach einer Ausarbeitung oder Ergänzung bedürfen. Diese Ausführungen füllen in A das zweite Buch, in S die Bücher II—IX. Die Einteilung der Wissenschaften fußt auf angenommener Dreigliederung der seelischen Vermögen in *memoria, phantasia* und *ratio*; dementsprechend gliedere sich — so führt B. aus — die universalis doctrina humana in Historia, Poesis und Philosophia. Die Darlegungen über den letztgenannten Wissenszweig, den der Autor in *doctrinam de numine* (divine philosophy oder natural theology), *de natura* (natural philosophy) und *de homine*

(human philosophy oder humanity)[1]) sich teilen läßt, führen uns zu unseren Sprachproblemen. Die *doctrina de homine* hat nach B. sowohl das einzelne Individuum wie den Menschen als Mitglied der Gesellschaft in Betracht zu ziehen; bei seinen Ausführungen über das menschliche Einzelwesen wird zuerst die Wechselwirkung zwischen Seele und Körper, dann der Körper und schließlich der menschliche Geist einer Betrachtung unterzogen. In der Lehre vom menschlichen Geist nimmt die Erörterung seiner Fähigkeiten (doctrina circa usum et objecta facultatum animae humanae) eine besondere Stellung ein[2]): B. scheidet da zwei Gruppen; die *doctrina logica* behandelt den menschlichen Verstand (de intellectu et ratione; understanding and reason), die *doctrina ethica* das Gebiet der Emotionen (de voluntate, appetitu et affectibus; will, appetite und affection).

In der doctrina logica (rational knowledge) spricht der Autor nun in einem besonderen Abschnitt von der *ars tradendi sive proferendi et enuntiandi* oder kurz der *ars traditiva* (tradition or delivery of knowledge to others)[3]). Es handelt sich also um die Art und Weise, wie das Wissen zu vermitteln und weiterzugeben sei. Diese ars traditiva umfaßt 'omnes artes circa verba et sermones'; . . . 'traditivam (artem) in tres partes dividemus; doctrinam circa *organum sermonis;* doctrinam circa methodum sermonis; et doctrinam circa sermonis illustrationem sive ornatam'[4]).

Das Organ der Mitteilung ist nun die Sprache und die Schrift und die überlieferte Lehre von beiden ist die *doctrina grammatica.* Richtig sage Aristoteles: 'Cogitationum tesserae verba, verborum literae'[5]), die Worte sind Zeichen für die Gedanken, die Buchstaben für die Worte. B. stimmt darin überein, daß die Grammatik von beidem, von der Sprache und der Schrift, zu handeln hätte.

---

[1]) Die englischen termini aus A; dies gilt auch für das Folgende.

[2]) A, vol. III (p. 382 ff.); S, vol. I (Libri V.—VII).

[3]) A, vol. III (p. 399 ff.); S, vol. I (Liber VI; p. 65Z ff.).

[4]) *sermo* übersetzt in den drei letzten Fällen das englische 'tradition' (A, p. 399); demnach hat es die weitere Bedeutung von 'Mitteilung'.

[5]) Aristoteles, De Interpret. I 1; vgl. E. Wolff, Bacon und seine Quellen, I. Bd. (p. 161).

Aber er begnügt sich nicht mit diesen Mitteln der Verständigung, sondern möchte, ehe er auf die Grammatik und ihre Teilgebiete näher eingeht, allgemeineres über das Organ der Mitteilung sagen:

I. Es gibt noch andere Verständigungsmittel als Sprache und Buchstabenschrift[1]). 'Hoc igitur plane statuendum est; quidquid scindi possit in differentias satis numerosas ad notionum varietatem explicandam (modo differentiae illae sensui perceptibiles sint) fieri posse vehiculum cogitationem de homine in hominem. Num videmus *nationes linguis discrepantes* commercia non male *per gestus* exercere. At in practica nonnullorum, qui surdi et muti usque a navitate fuerant et alias erant ingeniosi, miros vidimus haberi inter eos et amicos suos, qui eorum gestus perdidicerunt, dialogos' [2]). B. meint also, alles das sei geeignet als Mittel gedanklichen Austausches zwischen den Individuen zu dienen, was in sich eine genügend große Zahl von sinnlich wahrnehmbaren Unterschieden zulasse, um die Vielfältigkeit begrifflicher Vorstellungen (notiones) zum Ausdruck zu bringen. Wir müssen hierzu bemerken, daß B. hier der so gewöhnlichen Art gedanklicher Vermittlung, wobei die Zeichen selbst nur andeuten, hingegen die Situation oder der Zusammenhang erst die Mitteilung sinnvoll machen, wenigstens explizite keine Rechnung getragen hat.

Als Verständigungsmittel (außerhalb der Worte und gewöhnlichen Buchstaben) führt er zunächst die Gebärden an und erwähnt auch die Gestensprache der Taubstummen. Weiter spricht er dann davon, daß zu seiner Zeit in China und im äußersten Osten als Schriftart *characteres reales, non nominales* im Gebrauch seien, 'qui scilicet nec literas nec verba, sed res et notiones exprimunt;' ein Zeichensystem, das also Dinge und Begriffe zum Ausdruck bringt.

---

[1]) A, vol. III (p. 399); S, vol. I (p. 651).

[2]) In A lautet die korrespondierende Stelle: "For what soever is capable of sufficient differences, and these perceptible by the sense, is in nature competent to express cogitationes. And therefore we see in the commerce of barbarous people that understand not one another's language, and in the practice of divers that are dumb and deaf, that men's minds are expressed *in estures*, though not exactly, yet to serve the turn."

Mit diesen characteres reales könnten sich auch Völker schriftlich verständigen, deren Sprachen sonst differieren, 'eousque ut librum aliquem, huiusmodi characteribus conscriptum, quaeque gens patria lingua legere et reddere possit'. B. hat also hierbei eine Begriffsschrift im Auge[1]), was aus seinen folgenden, gleich zu besprechenden Äußerungen noch deutlicher hervorgeht; sachlich ist dies nur teilweise richtig[2]). Interessant aber ist uns, daß B. jedenfalls von der Idee einer Art Universalschrift gefesselt war, wie er im folgenden auch dem Gedanken einer Einheitssprache Raum gibt. Es liegt hier, wie mir nicht zweifelhaft, jene 'demokratische'[3]) Idee zugrunde, welche sich bei der Wertung seiner wissenschaftlichen Methode äußert, alle Menschen vereint instand zu setzen, sich der Herrschaft über die Natur zu bemächtigen[4]); weiter mag man auch in solchen Problemstellungen den aufs Praktische gerichteten Sinn des Engländers erblieken.

II. Einteilung solcher Verständigungsmittel, die ohne Hilfe oder Vermittlung von Worten Dinge bezeichnen. B. teilt sie in zwei Gruppen, je nachdem sie ihren Dienst *ex congruo* oder *ad placitum* erfüllten. Zur ersteren Gruppe zählt er die Hieroglyphen und die Gebärden: 'Hieroglyphica et gestus semper cum re significata aliquid similitudinis habere, et emblemata quaedam esse; unde eas *notas rerum ex congruo* nominavimus'[5]). In die zweite Gruppe reiht er die Characteres reales ein: 'At characteres reales nihil habent ex emblemate, sed plane surdi sunt; non minus quam ipsa elementa literarum; et *ad placitum* tantum effficti, consuetudine autem tanquam pacto tacito recepti. Illud interim liquet, vasta ipsorum multidudine ad scribendum opus esse; tot enim esse debent, quot sunt vocabula radicalia'[5]).

B. scheidet also derartige Zeichen nach solchen, die schon

---

[1]) Vgl. Noreen, Einführung in die wissenschaftl. Betrachtung der Sprache (1923, p. 10).

[2]) Vgl. Noreen, a. a. O. p. 10 u. 28f.

[3]) Vgl. H. Heußler, F. Bacon u. seine geschichtliche Stellung. Breslau 1889 (p. 67f.).

[4]) Vgl. NO, I (Aphor. 129).

[5]) S, vol. I (p. 653); A, vol. III (p. 400). In A zählt B. auch die '*words*' selbst zu den 'notes of cogitations ad placitum'; in S werden hier ausdrücklich die 'Worte' nicht in Betracht gezogen.

durch gewisse Ähnlichkeit mit dem Bezeichneten verständlich seien und solche, die ihre Funktion der Gewohnheit, gleichsam einem stillschweigenden Übereinkommen verdanken. Der Grundgedanke ist durchaus zutreffend. Was B.s Beispiele betrifft, so ist indessen auch sachlich einzuwenden, daß diese Scheidung nach zweifacher Hinsicht Mängel aufweist. Einmal läßt sie den Unterschied zwischen deskriptiver und genetischer Betrachtung vermissen und weiterhin (im Zusammenhang damit) die Tatsache, daß etwas, was einstmals sinnvolles Zeichen war, es später nicht mehr zu sein braucht. Wir treffen auf dem Gebiete der Bilderschrift und der Gebärden genaue Analoga zu den Erscheinungen der figürlichen i-Sprachform (im Sinne Martys) an; auch bei Gebärden treffen wir auf Vieldeutigkeit und andrerseits auf Synonymie. Dazu kommt, daß gerade oft Gebärden nur im Zusammenhang verständlich sind, wovon das Beispiel, das B. von Periander gibt[1]), sprechendes Zeugnis ablegt.

Diesen Teil der *doctrina de organo sermonis,* der von solchen Bezeichnungsmitteln (notae rerum) handelt, betrachtet B. als der Ausarbeitung bedürftig: Wenn auch die Worte und die Schrift die bequemsten Verständigungsmittel seien, so sei es doch wichtig zu wissen, daß diese 'numismata rerum intellectualium', ebenso wie die Münzen nicht bloß aus Gold oder Silber, auch aus anderem als aus Worten und Buchstaben bestehen könnten.

Wenn wir die Gedanken, die Bacon hier über die Verständigungsmittel äußert, folgerichtig weiter denken, so gelangen wir zu wichtigen Konsequenzen bezüglich des Zusammenhanges von Lautsprache und Denken überhaupt. Bacon hat mehr nebenbei im A[2]) bemerkt: '. . . it is not of necessity that cogitations be expressed by the medium of words', aber, wie er auch sonst oft bloß Ideen aufleuchten läßt und sie nicht weiter verfolgt[3]), so hat er auch hier bei diesen Gedankengängen nicht in die Tiefe gegraben. Aus den angeführten Erscheinungen nämlich ließen sich wichtige Schlüsse dahin gewinnen, daß Lautsprache und Denken nicht primär und naturnotwendig eine Einheit bilden, wie in verschiedener Modi-

[1]) S, vol. I (p. 652); A, vol. III (p. 400).

[2]) Vol. III, p. 399.

[3]) Vgl. Heussler, a. a. O. p. 60ff.

fikation die Nativisten von Humboldt bis Wundt meinten. Marty hat z. B. gerade die Taubstummensprache als bedeutsames Argument gegen die nativistische Theorie hervorgehoben [1]). Aber das Ursprungsproblem scheint bei Bacon zu jenen Fragen zu gehören, die ins Bereich der Divinity fallen, wo sich also nach seiner Ansicht der Mensch auf die zweite Erkenntnisquelle, die Revelation, verlassen müßte. Für ihn stand in diesem Sinne fest, daß der Mensch mit hohen Fähigkeiten geschaffen worden sei: Adam hätte die scientia naturalis besessen, 'cuius lumine homo animalibus in Paradiso adductis nomina ex natura imposuit' [2]); diese Meinung (beruhend auf Genes. 2) ist in der Scholastik gang und gäbe, und es ist dies ein Punkt, wo sich B.s Weltanschauung mit dem Mittelalter verzahnt. Wir werden sofort wieder auf eine andere bedeutsame religiöse Fundierung treffen. Dies führt uns aber weiter zum nächsten Fragepunkt.

Nach diesen einleitenden Erörterungen wendet sich B. zur *ars grammatica* selbst, und wie er überhaupt nach dem Zwecke wissenschaftlicher Betätigung Ausschau hält, so auch in bezug auf diese Doktrin.

III. Der Zweck grammatischer Studien. Hier verschlingen sich bei B. zwei Tendenzen, eine weltlich-wissenschaftliche und eine religiös-ethische. Beide stehen zu dem Machtgedanken [3]), der seine gesamte Lehre beherrscht, in innigem Verhältnis.

Der erste Gedanke ist: das grammatische Studium sei nötig, weniger wegen der Muttersprache, sondern wegen der linguae eruditae, an denen sich in seinem Zeitalter die Wissenschaften nährten [4]). Bacon hielt das Lateinische für die lingua unversalis seiner Zeit; daher ließ er auch jene Schriften, die er zunächst englisch konzipierte, ins Lateinische übertragen oder führte diese Übersetzung selbst durch [5]), — sollte doch

---

[1]) Vgl. Ursprung der Sprache p. 30; Ges. Werke I. Bd., 2. Abtlg. (p. 156 u. 218), II. Bd., 2. Abtlg. (p. 73).

[2]) Vgl. S, vol. I (p. 434 und Note!); A, vol. III (p. 264).

[3]) Vgl. O. Kraus, Fr. Bacon, der Philosoph des Imperialismus (Z. f. Naturwissenschaften, 1919); jetzt vollständig veröffentlicht in der interessanten Studie *Der Machtgedanke und die Friedensidee in der Philosophie der Engländer* in 'Zeitfragen aus dem Gebiete der Soziologie,' Heft III (Hirschfeld, Leipzig; 1926).

[4]) Vgl. A, vol. III (p. 401); S, vol. I (p. 653).

[5]) Vgl. vol. I, p. XIff.; p. 415.

dadurch seine Lehre weiteren Kreisen zugänglich werden und so allgemeinere Anregung zur Mitarbeit geben. Der zweite Gedanke ist religiöser Natur: die Grammatica soll ein Gegenmittel bilden gegen den zweiten Fluch, der das Menschengeschlecht in der Sprachverwirrung getroffen hätte. 'Sane hoc agit industria humana, ut se restituat et redintegret in benedictionibus illis quibus culpa sua excidit. Atque contra maledictionem primam generalem de sterilitate terrae et comedendo panem suum in sudore vultus sui, reliquis artibus omnibus se munit et instruit. At contra secundam illam *de confusione linguarum, advocat in auxilium grammaticam.'* Auch dieser Gedanke fügt sich in den Rahmen B.s sonstiger Anschauungen. Wie schon aus dem Zitat hervorgeht, ist auch die Instauratio Magna von der religiösen Idee getragen, den Menschen in den ursprünglichen Machtzustand zu versetzen [1]). Wiederholt finden wir beim Autor derartige Ideengänge; beruft er sich doch auch einmal auf eine Prophezeiung Daniels, die er dahin ausdeutet, daß im Zeitalter der navigationes auch die Erneuerung der Wissenschaften stattfinden müßte [2]) — eine puritanisch-selbstbewußte Einschätzung seines eigenen wissenschaftlichen Unternehmens.

IV. Gliederung der *ars grammatica.* B. scheidet eine Grammatica *literaria* und *philosophica*: die erste sei bloß praktisch gerichtet und bezwecke raschere Erlernung sowie bessere Beherrschung der Sprachen, die zweite diene in gewissem Sinne der Philosophie.

Gerade in diesem letzteren Fragenkomplex zeigt S, die lateinische erweiterte Fassung, gegenüber A Abweichungen und sehr bedeutsame Zusätze. In A heißt es bezüglich der philosophischen Grammatik bloß: ". . . the other philosophical, examining the power and nature of words as they are the footsteps and prints of reason: which kind of analogy [3]) between words and reason is handled sparsim, brokenly, though not entirely; and therefore I cannot report it deficient, though I think it very worthy to be reduced into a science by itself" [4]).

[1]) Vgl. auch NO, vol. I (p. 365, Schluß des II. Teiles).

[2]) Vgl. NO, vol. I (Aphorismus 93).

[3]) *analogy* in der Bedeutung von 'Verhältnis', 'Beziehung'; vgl. auch vol. I, p. 138 (Note).

[4]) Vol. III, p. 401.

In S[1]) kommt B. zunächst auf Caesars libri de analogia zu sprechen, vermutet jedoch, daß dies Werk keine derartigen subtilen Fragen behandelt hätte, sondern bloß Vorschriften über edlen und reinen Sprachgebrauch[2]). 'Veruntamen hac ipsa re moniti', heißt es weiter, 'cogitatione complexi sumus grammaticam quandum, quae non analogiam verborum ad invicem, sed analogiam *inter verba et res sive rationem*, sedula inquirat; citra tamen eam, quae Logicae subservit, hermeniam. *Vestigia certe rationis verba sunt;* itaque vestigia etiam aliquid de corpore indicant. Huius igitur rei adumbrationem quandum tenuem dabimus.' B. denkt also an Bezeichnungs- oder Bedeutungslehre (analogia inter verba et res sive rationem, d. h. das Verhältnis der Worte zu den Dingen oder zur Vernunft). Jedoch, bemerkt er ausdrücklich, nicht nach Art der Grammatik der Logiker[3]). Aus seinen folgenden Fragestellungen geht hervor, daß es sich ihm hauptsächlich um Rückschlüsse aus der Sprache auf den Geist der Sprachgemeinschaft in allgemeinerem Sinn handelt (. . . vestigia etiam aliquid de corpore indicant).

Wie aber B. auch auf das Problem des Sprachursprungs nicht eingeht, so wendet er sich auch sehr skeptisch gegen etymologisierende Versuche, wobei er ausdrücklich auf Plato (Kratylos) Bezug nimmt[4]).

Nun folgen in S einige seiner eigenen Problemstellungen, die uns ganz modern anmuten.

V. Sprachwürdigung und Einheitssprache. Bacon wünscht da zunächst eine Sprachwertung als vorzüglichste Aufgabe einer solchen philosophischen Grammatik.

---

[1]) Vol. I, p. 654.

[2]) Dies ist auffällig, da B. in A an anderer Stelle (vol. III, p. 311) und entsprechend in der Übersetzung in S (vol. I, p. 476) meint, Caesar hätte in dieser Schrift vielleicht sprachphilosophische Probleme behandelt, die das Verhältnis der Zeichen (verba) zu den Dingen (res) betroffen hatten.

[3]) Man mag hierbei an die scholastische Grammatik denken, etwa an die Grammatica speculativa von Duns Scotus (vgl. 'Die Sprachlogik des J. Duns Scotus' v. K. Werner; Sitz.-Ber. der Wiener Akad. phil. hist. Kl., LXXXV Bd., 1877). Im übrigen hat E. Wolff (a. a. O. p. 97) in der Stelle des obigen Zitats 'Vestigia certe rationis verba sunt' eine Reminiszenz aus Plato vermutet.

[4]) Vgl. E. Wolff a. a. O., p. 96 ff.

'Illa demum, ut arbitramur, foret nobilissima Grammaticae species, si quis in linguis plurimis tam eruditis quam vulgaribus eximie doctus, *de variis linguarum proprietatibus* tractaret; in quibus quaeque excellat, in quibus deficiat, ostendens.' Ein Problem, das noch heute zu Recht besteht und ein Desideratum bildet[1]); wir müssen aber vorher darüber einig sein, wie wir eine Sprache treffend charakterisieren sollen.

Dann taucht eine höchst eigenartige Idee einer Universalsprache auf: 'Ita enim et linguae mutuo commercio locupletari possint, et fiet ex iis quae in singulis linguis pulchra sunt (tanquam Venus Apellis) orationis ipsius quaedam formosissima imago et exemplar quodam insigne, ad sensus animi rite exprimendos.' Wenn Heußler meint, hier tauche bei B. der Gedanke an eine Art Volapük auf[2]), so ist dem entgegenzuhalten, daß B. allem Anschein nach nicht eine Verkehrssprache, sondern eine ästhetisch hervorragende Kunstsprache im Auge hat. Hier spricht offenbar aus ihm der meisterliche Stilist, der für rhetorische Fragen stets besonderes Interesse zeigt[3]). Andrerseits wird man wohl zugeben müssen, daß es sich dabei um eine Augenblickseingebung des Autors handelt, die er ebenso rasch wieder fallen läßt, als er sie aufgegriffen hat[4]).

VI. Sprache und Volk. Solche Untersuchungen über Vorzüge und Mängel der Sprachen würden, meint B., auch Licht werfen 'de ingeniis et moribus populorum et nationum'. Er führt zunächst ein Beispiel aus Cicero (De orat. II 4) an: die Griechen besäßen für das lat. *ineptus* kein entsprechendes Wort, weil ihnen das Tadelnswerte, das in diesem Ausdruck läge, so vertraut gewesen sei, daß sie es an sich selbst nicht erkennen konnten. Bacon scheint diesem Schlusse mit dem Bemerken beizustimmen: 'digna certe gravitate Romana censura.' Wenn wir auch diesem Argument keine Beweiskraft zuerkennen können, so liegt immerhin das Problem zugrunde, welche Aufschlüsse der Wortschatz eines Volkes uns für seine Kultur bieten könnte; eine Fragestellung, deren Berechtigung uns heute durchaus selbstverständlich erscheint.

---

1) Vgl. etwa Jespersen, Die Sprache (Winter, 1925; p. 304ff.).

2) A. a. O. p. 161.

3) Vgl. E. Wolff, a. a. O. (p. 213ff.); Heußler, p. 124ff.

4) Beide Zitate B.s: vol. I, p. 654.

Fast 'idealistischen' Charakter nehmen die weiteren Fragen und Lösungsversuche B.s an[1]). Sie betreffen Rückschlüsse aus der Sprachstruktur auf die Volkseigenart. Den Kompositionsreichtum des Griechischen gegenüber der lateinischen Sprache sucht er darauf zurückzuführen, daß die Griechen für die Künste, die Römer für das Geschäftsleben geeigneter gewesen seien: 'Artium enim distinctiones verborum compositione fere exigunt; at res et negotia simpliciora verba postulant'. Was das letztere betrifft, so hat man auch fürs heutige Englische auf seine Gedrungenheit und business-like shortness hingewiesen[2]).

Eine ähnliche Bemerkung gibt B. über das Hebräische: 'Quin Hebraei tantum compositiones illas refugiunt, ut malint metaphora abuti quam compositionem introducere. Quinetiam verbis tam paucis et minime commixtis, utuntur, ut plane ex lingua ipsa quis perspiciat gentem fuisse Nazaraeam, et *a reliquis gentibus separatam.*' Also ein Schluß aus der eigenartigen Struktur des Wortschatzes auf die geographische und politische Lage eines Volkes.

Weiter fällt B. die grammatische Gestaltung der antiken gegenüber den modernen Sprachen auf: 'Annon et illud observatione dignum (licet nobis modernis spiritus nonnihil retundat) *antiquas linguas plenas declinationum, casuum, conjugationum, temporum, et similium fuisse; modernas, his fere destitutas, plurima per praepositiones et verba auxiliaria segniter expedire?*' Der Formenreichtum der antiken Sprachen und die synthetische Formgebung gegenüber der analytischen Struktur (Präpositionen, Hilfszeitwörter) in der neueren Sprache verleitet ihn zum raschen und sicher falschen Rückschluß, daß die 'ingenia priorum saeculorum nostris fuisse multo acutiora et subtiliora'. Ich brauche nicht zu erwähnen, wie sehr uns diese und ähnliche Problemstellungen heute wieder beschäftigen. In zentraler Stellung erscheinen sie bei Humboldt. Grimm hat dann zu diesen Problemen im 'Ursprung der Sprache' (1852) wertvolle Bemerkungen gemacht und Wundt hat merkwürdige, sicherlich nicht zu rechtfertigende allgemeine Konsequenzen aus diesen Erscheinungen gezogen[3]).

---

[1]) Vol. I, p. 655.

[2]) Jespersen, Growth and Structure, § 9 ff.

[3]) Vgl. dazu auch den in Kürze erscheinenden III. Teil aus dem Nach-

B. schließt diese Betrachtungen mit der Bemerkung: ‘Innumera sunt eiusmodi, quae justum volumen complere possint.’ Wir müssen bedauern, daß er selbst diese Möglichkeit nicht weiter verfolgt hat und sind ebensowenig wie er in der Lage, solche Probleme als gelöst betrachten zu können. Während er sich also in A mit dem vorhandenen Wissen bezüglich einer philosophischen Grammatik begnügt und nur eine zusammenfassende Darstellung verlangt hat, erklärt er jetzt (in S) diese Disziplin als ein Desideratum.

VII. Lautphysiologie, Metrisches, Akzentfaktoren. In A[1]) hat B. als Anhang zur Grammatik ‘the consideration of the Accidents of Words’ bezeichnet, worunter er ‘measure, sound, and elevation or accent, and the sweetness and harshness of them’ versteht. Diese Gedanken sind in S[2]) weiter ausgeführt und wir wollen sie hier auch anhangsweise an uns vorüberziehen lassen, da sie nicht im strengen Sinne des Wortes sprachphilosophisch genannt werden können.

Bezüglich lautlicher Fragen nimmt B. einen eigenartigen Standpunkt ein, der aber seiner methodischen Einstellung entspricht. Die Lehre von der Lautbildung — prima illa literarum simplicium cunabula (nempe qua percussione linguae, qua apertura oris, qua adductione labiorum, quo nisu gutturis, singularum literarum sonus generetur) — teilt er nicht der Grammatik, sondern der Lehre von den Tönen zu, ‘sub Sensu et Sensibili tractanda’. Folgerichtig hat der Autor demnach einiges über die physiologische Seite des Sprechens und über die Sprachlaute an anderer Stelle, in *Silva Silvarum*[3]) gesagt, wo er allerlei über die Welt der Töne und Geräusche ausführt. Da zählt B. nicht mit Unrecht ‘the voice in speaking’ (Stimmton) zu den ‘immusical sounds’ (101); ungenau dagegen ist seine Zuteilung der Flüsterstimme zu den ‘interior sounds’ (188) Anregend aber konnten seine speziellen Bemerkungen über die Sprachlaute und ihre Bildung, sowie einzelne andere Erscheinungen werden. B. erklärt: der Luftstrom werde durch

---

laß Martys: *Über Wert und Methode der beschreibenden Bedeutungslehre* (Stiepel, Reichenberg i. B.; 1926).

[1]) Vol. III, p. 401.

[2]) Vol. I, p. 655f.

[3]) Vol. II, p. 385ff.; ich zitiere im folgenden nur die Paragraphenzahl des englischen Textes.

Kontraktion der Lunge erzeugt, 'which through the artire[1]), throat, and mouth, maketh the voice: but yet articulation is not made but with the help of the tongue, palate and the rest of those they call instruments of voice' (199). Weiter heißt es: 'The motions of the tongue, lips, throat, palate etc. which go to the making of the several alphabetical letters[2]) are *worthy of inquiry*, and pertinent to the present inquisition of sounds: but because they are subtile, and long to describe, we will refer them over, and place them amongst the experiments of speech' (198). Dann erwähnt er gewisse Lauteinteilungen bei den Hebräern (Labiale, Dentale, Gutturale etc.), bei den Alten (Halbvokale; Mutae tenues, mediae, aspiratae); aber das alles sei nicht sorgfältig genug untersucht. *'For the special strokes and motions that create those sounds they have little inquired;* as, that the letters B, P, F, M, are not expressed but with the contracting or shutting of the month; that the letters N and B, cannot be pronounced but that the N will turn into M; as *hecatonba* will be *hecatomba.* That M and T cannot be pronounced together but P will come between; as *emtus* is pronounced *emptus;* and a number the like. So that if you inquire to the full you will find, that to the making of the whole alphabet there will be fewer simple motions required than there are letters' (198).

B. interessiert sich ferner für gewisse Ähnlichkeiten zwischen unartikulierten Tönen und Geräuschen (aus dem Bereiche der Tierwelt und leblosen Natur) und den artikulierten menschlichen Lauten: das Rieseln (trembling) des Wassers vergleicht er mit L, das Hundeknurren mit R, den Laut des Käuzchens mit Sh, die Katzenstimme mit dem Diphthong Eu, den Ruf des Kuckucks mit dem Diphthong Ou, das Tönen der Saiten mit Ng [= ŋ?] (200)[3]). Schließlich sei noch eine Beobachtung B.s angeführt,

---

[1]) Spedding verweist auf 'aspera arteria' = windpipe. Vgl. auch seine Note vol. II, p. 406.

[2]) Die formelle Identifikation von Buchstaben und Lauten ist noch lange nach B. nichts Ungewöhnliches; bekanntlich überschreibt noch Grimms Grammatik die Lautlehre 'von den Buchstaben'. Bacon weiß sehr wohl, daß Schreibung und Laute nicht übereinstimmen; wir kommen auf seine Stellung zur Orthographiereform noch zu sprechen.

[3]) Es ist zunächst keine Frage, daß B. mit 'Diphthong' die Schreibung im Auge hat. Seine phonetischen Angaben sind interessant, lassen aber doch

welche die Schallfülle der Laute betrifft. Er findet durch Versuche, daß anlautendes S durch das Echo nicht wiedergegeben werde, 'being but a hissing and an interior sound' (251).

Soviel über Beobachtungen B.s an den Sprachlauten in seiner Schrift '*Silva Silvarum*'. Wenn auch diese seine Ausführungen dürftig gehalten sind, so weisen sie doch den Weg für phonetische Untersuchungen und wir verstehen wohl, daß Wallis unter dem Einfluß Bacons zu genauen Beschreibungen der Sprachlaute angeregt werden konnte[1]).

Wir haben uns nun noch zu fragen, ob diese lautphysiologischen Fragen sich in größere Zusammenhänge von B.s Gesamtanschauung einreihen lassen. Sie stehen in der Tat aufs engste in Beziehung zu seiner Methodik und verknüpfen sich insbesondere mit den Grundproblemen seiner Formenlehre. Der analytische Zug der durch Bacons ganze Forschungsweise geht (Anatomie der Natur) ist eindringlich hervorgehoben worden[2]). Weiter hat man auch gerade in Bezug auf das Verhältnis von Laut und Wort dargetan, daß B. in den Gedanken, die er darüber an mehreren Stellen seiner Werke äußert[3]), von der antiken Philosophie beeinflußt ist, wenn er auch diese Anregungen in seinem Sinne umgedeutet und in den Problemkreis seiner Formenlehre eingerückt hat. Ich habe nach den ausführlichen Darlegungen von Wolff keine Veranlassung, hier auf diese Ideengänge näher einzugehen[4]); ich möchte nur hervorheben, daß B.s lautphysiologische Betrachtungen aller Wahrscheinlichkeit nach durch die Griechen angeregt wurden und

---

kaum weitreichende Schlüsse zu. Für *eu* werden wir wohl auf B.s Angabe hin für seine englische Aussprache einen steigenden I-Diphthong anzusetzen haben (vgl. im übrigen: Luick, Anglia 45 [1921]). Wenn mit *ou* der dem me. *ū* entsprechende Laut gemeint ist, so ergäbe sich für B. aus obigem Vergleich mit dem Kuckucksruf noch die Aussprache [uː oder u̜u̯], also jene konservative Lautung, die noch von einigen frühne. Grammatikern angegeben wird. Die Bemerkung bezüglich des R deutet wohl auf gerolltes Zungenspitzen-r; der Vergleich mit dem Hundegeknurr ist übrigens auch sonst bekannt und scheint traditionell zu sein.

[1]) Vgl. Paul, Grundr. d. g. Ph.[2] I (p. 25); auch D.N.B.

[2]) Vgl. Heußler, a. a. O. (p. 96ff.; bes. p. 106).

[3]) Vgl. A vol. III (p. 355) und S vol. I (p. 565f); Valer-Term. vol. III p. 243); Cogit. de Nat. Rer. vol. III (p. 22); NO II. Buch, 8; im Hintergrund: Platons Philebos und Theätet; auch Aristoteles.

[4]) E. Wolff, a. a. O. (p. 12—20).

den Forderungen seiner eigenen Methodik entsprachen. Wenn er unter der ‘Form’ eines Lautes die Artikulationsbedingungen versteht (‘quali scilicet collisione, quali instrumentarum vocis applicatione [sonus] constituatur’), so ist von da aus die gedankliche Brücke zu lautphysiologischen Erörterungen geschlagen[1]). Wir hörten, daß Bacon derartige lautphysiologische Untersuchungen nicht der Grammatik zuteilt; zu ihrem Bereich gehöre hingegen die Betrachtung lautlichen Wohl- oder Mißklanges: ‘Sonus, de quo loquimur, grammaticus ad Euphonias tantum pertinet et Dysphenias. Illarum quaedam communes sunt. Nulla enim est lingua, quin vocalium concurrentium hiatus ant consenantium concurrentum asperitutes aliquatenus refugial. Sunt et aliae respectivae, quae scilicet diversorum populorum auribus gratae et ingratae accedunt. *Graeca lingua diphthongis scatet; Latina longe parcius. Lingua Hispanica literas tenues odit, easque statim vertit in medias*[2]). *Linguae quae ex Gothis fluxere aspiratis gaudent.* Multa sunt eiusmodi: verum haec ipsa fortasse plus magis’[3]). Bacon verlangt hier eine charakterisierende, vergleichende Lautlehre, die das den einzelnen Sprachen Eigentümliche herauszustellen hätte. Ähnlich, wie früher beim Gedanken an eine Universalsprache, so scheint auch jetzt ein ästhetisches Moment im Vordergrunde zu stehen: also Sprachwertung vom rein formell-lautlichem Standpunkt. Nur beim Spanischen taucht genetischer Gesichtspunkt auf; B. hat hierbei offensichtlich den lat. Lautstand vor Augen, mit dem er gewisse Züge des Spanischen vergleicht. Diese Angaben sind, wie nicht anders zu erwarten, ungenau und beziehen sich wohl nur auf die lat. Tenues in intervokalischer Stellung (z. B. lat. ripa, vita, amicu = span. riba, vida, amigo; vgl. Meyer-Lübke, Gr. R. Spr. I § 433 ff.). Nicht uninteressant ist B.s Stellung zur Frage metrischer Formgebung. Er wünscht nicht bloß Vorschriften über den Bau der Versarten, sondern auch über die Eignung gewisser Formen für bestimmte Stoffgebiete: ‘Antiqui heroica carmina historiis et encomiis applicaverunt;

---

[1]) Weiters hängt das lautphysiologische Interesse dieser Zeit überhaupt mit den Bestrebungen der Orthographiereform und der antikisierenden Metrik zusammen. P. Ramus dürfte auch auf Bacon diesbezüglich eingewirkt haben (vgl. Sidney Lee, French Renaissance; p. 323 ff.).

[2]) Bezieht sich wohl auf die kontinent.-germ. x-Laute.

[3]) Vol. I, p. 655/6.

elegos querimoniis; iambos invectivis; lyricos odis et hymnis. Neque haec prudentia recentioribus poëtis in linguis propriis defuit. *Illud reprehendendum, quod quidam antiquitatis nimium studiosi linguas modernas ad mensuras antiquas* (heroicas, elegiacas, sapphicas etc.) *traducere conati sunt; quas ipsarum linguarum fabrica respuit, nec minus aures exhorrent.* . . . . . Neque vero ars est, sed artis *abusus*, cum illa naturam non perficiat, sed pervertat' [1]). Bacon wendet sich also gegen die Versuche, antike Metra den neueren Sprachen aufzuzwingen; er mag hierbei vor allem an die Versuche Drants, G. Harveys und ihrer Kreise gedacht haben [2]).

Über die Akzentfaktoren macht B. ebenfalls eine anregende Bemerkung. Zwar scheint ihm der *accentus verborum* eine res pusilla, über die nicht viel zu sagen nötig sei; auch sei der accentus verborum augezeichnet beobachtet worden. Vermutlich gebraucht er den Ausdruck *accentus* hier für den dynamischen oder im Hinblick auf die antike Metrik auch für den quantitierenden Akzentfaktor. Wenn er aber weiter erklärt, '*accentus autem sententiarum neutiquam in observationem venit*', so bezieht sich dies, wie aus dem Folgenden hervorgeht, auf die Satzmelodie. 'Attamen illud fere universo generi humano commune est, *ut vocem in fine periodi submittant, in interrogatione elevent,* et alia huiusmodi non pauca' [3]). Er beobachtet hier das Fallen der Satzmelodie am Schlusse der Periode und den melodisch ansteigenden Frageschluß. Wiederum ist zu bedauern, daß der Autor über diese Fragen, die uns heute besonders beschäftigen [4]), nicht Ausführlicheres mitgeteilt hat. — Hiermit schließen jene Ausführungen, die über die gesprochene Sprache als Gegenstand der Grammatik handeln.

---

[1]) Vol. I, p. 656/7.

[2]) B. hat sich auch sonst gegen übermäßige stilistische Nachahmung der Alten ablehnend verhalten; vgl. die interessanten Stellen in A (vol. III, p. 283) und S (vol. I, p. 450f.). Auch Sidney hat gegen den Ciceronianismus Stellung genommen (Apology ed. Arber p. 68). Über die Nachahmung der Antike bzgl. metrischer Formgebung in engl. frühhumanist. Kreisen vgl. Berdan, *Early Tudor Poetry* (p. 353 ff.); weiter Spingarns 'A History of Criticism in the Renaissance', bes. Daniels ablehnenden Standpunkt.

[3]) Vol. I, p. 657.

[4]) Vgl. über das Englische: Luick, *Über den musikalischen Akzent im Englischen* (Wiener Mediz. Wochenschrift Nr. 40, 1925); dann die ersten Aufsätze in 'Festschrift für Luick' (Neuere Sprachen, 1925).

VIII. Über Orthographie. Was die Schreibung betrifft, so scheidet B. das gewöhnliche Alphabet und die Chiffrenschrift. Was ersteres anlangt, so nimmt er Stellung gegen die Versuche, die Orthographie im phonetischen Sinne zu reformieren. Wir denken hierbei an die Orthoepiker jener Zeit. Der Streit ginge — meint B. — um die Frage, 'utrum scilicet eodem verba scribere oporteat quo pronunciantur modo, an potius ex more consueto?' Er lehnt diese Neuerungsversuche ab: 'At illa scriptio quae reformata videri possit, (utscilicet scriptio pronunciationi consona sit,) est *ex genere inutilium subtilitatum. Nam et ipsa pronunciatio quotidie gliscit, nec constans est;* et *derivationes verborum,* praesertim ex linguis extraneis, *prorsus obscurantur. Denique cum ex more recepto scripta morem pronunciandi nullo modo impediant, sed liberam relinquant, quorsum attinet illa novatio?*' [1]) Wir sehen also in B. einen Vertreter der historischen Schreibweise, dem phonetische Forderungen nicht einleuchten. Es ist nicht uninteressant zu sehen, daß der Herausgeber Ellis sich in einer Note [1]) auf B.s Standpunkt stellt, wogegen Spedding in einer langen Zusatzanmerkung unter Hinweis auf die phonetische Bewegung besonders im 19. Jahrhundert eine entgegengesetzte, wenn auch gemäßigte Stellung einnimmt. Wir wollen bei diesem allbekannten Problem nicht länger verweilen, und ich begnüge mich mit einem Verweis auf die vorzüglichen Darlegungen H. Pauls über die Frage orthographischer Reformen [2]).

Die bisher erörterten sprachlichen Probleme haben Bacon bei der Abfassung seiner Enzyklopädie mit Bezug auf den Gegenstand einer *ars grammatica* beschäftigt. Indessen stoßen wir auf eine Reihe wichtiger sprachphilosophischer Fragen im Zusammenhang mit B.s Ausführungen über die von ihm geforderte wissenschaftliche Methode. Sie leuchten insbesondere auf in Teilen seiner Lehre von den Idolen, betreffen aber darüber hinaus die Sprachkritik in dem von mir eingangs erörtertem Sinne. Letzteres bezieht sich überhaupt auf seine Formenlehre; dies sei vorangestellt.

---

[1]) Vol. I, p. 657.
[2]) H. Paul, D. Grammatik I. Bd., p. 143 ff.

B.

Es kann sich mir im folgenden weder um eine entwicklungsgeschichtliche Darstellung von Bacons philosophischem System noch um eine bis ins einzelne gehende kritische Beleuchtung seiner Lehre handeln; diese Fragen, insbesondere seine Formenlehre, haben von berufenerer Seite Behandlung erfahren [1]). Ich will vielmehr nur jene Punkte aus diesem Komplex hervorheben, die meinem gegenwärtigen Zweck dienlich sind; ich gehe hierbei am besten jeweils von B.s Text selbst aus [2]).

Am Schluß des II. Buches seines NO erklärt der Autor, er habe in diesem Werke 'Logik', nicht 'Philosophie' behandeln wollen (. . . nos in hoc nostro Organo tractare logicam, non philosophiam). Um aber zu vermeiden, daß diese seine 'Logik' *tenuibus mentis quasi claviculis* die Welt des Abstrakten ins Auge fasse, sondern um zu bewirken, daß sie vielmehr die Natur den wirklichen Verhältnissen entsprechend durchschneide und *corporum virtutes et actus*, *eorumque leges in materia determinatas* auffinde, so daß sie nicht bloß *ex natura mente*, *sed ex natura rerum* hervorgehe, so sei es begreiflich, daß seine Lehre überall mit Betrachtungen der Natur und Aufführung von Experimenten durchsetzt sei [3]). Bacon ist von dem Gedanken durchdrungen, daß die Außenwelt in ihrer Struktur und ihren Erscheinungen sich auf verhältnismäßig einfache Grundregeln bringen lasse, daß die Qualitäten der Dinge und das Wesen dieser Qualitäten auf eine begrenzte Zahl von *naturae simplices* und deren *formae* eingeschränkt werden könnten. Daher stets bei ihm die Absicht des Sezierens der Natur, des den Dingen Auf-den-Grund-kommens, um auf diesem Wege zu einer Einheit vorzudringen [4]). Habe der Mensch diese Grundkräfte des Universums belauscht und erkannt, weiter die Natur auf ihrer Bahn, die einzelnen Dinge

---

[1]) In bezug auf die 'Formenlehre' B.s verweise ich bes. auf Heußler (a. a. O., p. 83 ff.) und neuerdings E. Wolff (a. a. O., p. 129 ff.).

[2]) Ich zitiere im folgenden nach den Zahlen des Buches und der Aphorismen; nur wenn notwendig, nach der Seitenzahl des ersten Bandes der Ausgabe.

[3]) II 52.

[4]) II 27 (p. 280).

zu bilden[1]), durchforscht, dann sei er in die Lage versetzt, seinen ursprünglichen Machtzustand wieder zu erringen, und vermöchte nach dem Vorbild der natürlichen Vorgänge Neues und Künstliches erzeugen. —

Diese das NO abschließenden Gedanken enthalten im Kerne den ganzen Zwiespalt, der sich durch Bacons Lehre hindurchzieht: er liegt, kurz gesagt, im Verhältnis des Psychischen zum Physischen oder unserer Innenwelt und der uns umgebenden Wirklichkeit. Im Grunde will B., abgestoßen von der scholastischen Spätzeit, von der verballhornten aristotelischen Lehre sich der Natur in die Arme werfen; er bemüht sich, alles in die Außenwelt, in die Dinge zu projizieren. In Wahrheit aber kann er über das kleine Wörtchen 'Ich', über die Gedankenwelt des die Natur Beobachtenden und über die Tätigkeit des Verstandes nicht nur nicht zur Klarheit kommen, sondern neben jener realistischen Tendenz drängt sich bei ihm das Gedankengebäude überlieferter Lehren (und religiöser Dogmen) ein, ohne daß eine Versöhnung möglich geworden wäre. Heußler hat m. E. nicht mit Unrecht hervorgehoben, daß B. seinem Wesen nach 'Rationalist' sei[2]). Weiter hat man seine Gedankenwelt in ihren Keimen (abgesehen von Einflüssen der Scholastik und der ital. Naturphilosophie) mit Recht auf die antike Atomistik (Demokrit), auf Plato und auch auf aristotelische Anschauungen zurückgeführt. In seiner Formenlehre spiegeln sich diese Mischungen wieder und geben keineswegs eine restlos harmonische Verbindung.

Ich will auf einzelnes kurz zu sprechen kommen:

I. Die Subjektivität der Sinnesqualitäten. E. Wolff hat gegenüber Heußler m. E. mit Recht hervorgehoben[3]), daß B. die Subjektivität der Sinnesqualitäten nicht erkannt habe. Ich würde allerdings lieber sagen, er habe dieses Problem berührt, stehe aber doch im wesentlichen auf dem Standpunkt, daß die sinnlichen Qualitäten objektiv den Körpern eigen seien ohne durchgängigen Bezug auf ein empfindendes Wesen. So betrachtet er z. B. die Wärme wohl als

---

[1]) Jenen Teil des NO, der (nach II 21) den genetischen Vorgängen der Natur nachgehen sollte, hat B. bekanntlich nicht ausgeführt.

[2]) Heußler, a. a. O. (p. 128ff.).

[3]) E. Wolff, a. a. O. (p. 142).

subjektive Empfindung[1]), läßt sie aber andrerseits wiederum als Wirkung der Wärme (d. h. als objektive Qualität) auf den menschlichen Sinn gelten[2]); ähnlich werden *color*[3]) und *lux*[4]) als Qualitäten (oder naturae) in die Außenwelt projiziert. Ebenso spricht B. von *frigida ad tactum* und *frigida alia potestate*[5]). Auf keinen Fall also können wir bezüglich dieses Problems bei B. von einer abschließenden Erkenntnis reden.

II. Naturen und Formen. Dieselbe Zwitterstellung finden wir nun, wenn wir das Verhältnis der *naturae simplices* und ihrer *formae* ins Auge fassen. Zunächst ist zu betonen, daß bereits der Sinn des Terminus 'natura simplex' oder, wie B. oft einfach sagt, 'natura' recht verschwommen ist. Der Philosoph hat zwar verschiedentlich durchleuchten lassen, daß er hierbei an die hauptsächlichen, allgemeinen Eigenschaften der Materie und ihre einfachsten Bewegungen denke[6]), kurz an die Akzidentien, er gesteht aber selbst ein, daß die *notiones* (Begriffe) der *naturae simplices* vielfach vag *nec bene terminatae* seien[7]). Einige Beispiele solcher naturae seien genannt: Densum, Rarum; Grave, Leve; Calidum, Frigidum; Numidum, Siccum; Porosum, Unitum; die verschiedenen Motus (II 48). Oder ein konkreter Fall[8]): B. sagt, ein Körper sei anzusehen wie eine Schar oder Verbindung 'einfacher Naturen'; im Golde vereinigen sich, quod sit flavum; quod sit ponderosum, ad pondus tale; quod sit malleabile aut ductile, ad extensionem talem usw. Ich möchte aber noch darauf aufmerksam machen, daß im sprachlichen Ausdruck B.s hierfür häufig grammatische Abstrakta erscheinen: Calor, Pondus, Actio, Motus, Candor oder Albedo, Consensus, Fuga; daß weiter als naturae genannt und behandelt erscheinen: aeternum, incorruptibile[9]),

---

1) II 13 (p. 256).
2) II 20.
3) II 21; II 35.
4) II 35.
5) II 50 (vol. I, p. 354).
6) Vgl. S, vol. I (p. 551; p. 560, wo B. eine Liste gibt); auch A, vol. III (p. 355). Weiter NO II 5; dann insbes. 48, wo die 19 Arten der 'motus' (Strebungen) analysiert werden.
7) II 19.
8) II 5 (p. 230).
9) II 33.

mors[1]) u. a., was vom begrifflichen Standpunkt jedenfalls nicht unter eine Einheit gebracht werden kann. Auch da, wo sich B. der englischen Sprache bedient, erscheinen als Ausdruck für solche 'Naturen' häufig grammatische Abstrakta: z. B. colour, gravity, levity, density, tenuity, heat, whiteness; daneben cold u. a.[2]).

Daß B. diese *naturae* in die Dinge verlegt, wurde schon erwähnt und geht auch aus dem früher gegebenen Beispiel (das Gold betreffend) eindeutig hervor. Nun aber begnügt sich der Philosoph nicht mit der Aufstellung dieser Naturen, sondern seine ganze Methodenlehre (bes. NO, II. Buch) geht dahin, die 'Formen' dieser Naturen herauszufinden. Über diese Formenlehre ist viel geschrieben worden. Ich glaube, daß von den neueren Darlegungen diejenige E. Wolffs B.s Meinung am nächsten kommt. Wenn ich nur das Wichtigste heraushebe, so läßt sich sagen, daß diesen Formen B.s einerseits Begriffe entsprechen sollen, die jenen der 'einfachen Naturen' übergeordnet seien, so daß sie sich im Einzelfalle wie differentiae verae des genus zur species (d. i. die 'Natur') verhalten; andrerseits sieht B. in den 'Formen' Vorgänge allgemeinerer Art in der Außenwelt, welche jene Qualitäten konstituieren sollen[3]). Der immer wieder genannte, weil von B. ausführlicher behandelte Fall ist die Wärme (als natura simplex) und eine bestimmte Bewegung der materiellen Teilchen (als ihre Form)[4]). Wir sehen also: auf der einen Seite ein logisches System angeblich über- und untergeordneter Begriffe, auf der anderen die Projektion in das Dingliche, Materielle der Außenwelt[5]). Für B. sind die 'Formen' nicht als bewirkende Ursachen aufzufassen, nicht das kausale Verhältnis besteht zwischen 'Form' und 'Natur', nicht um genetische Momente handelt es sich ihm dabei[6]), sondern um die causa formalis, um den Bestand des Einen im Anderen. Daher erscheint ihm 'die Form' als lex,

---

1) II 17.

2) A vol. III, p. 355.

3) II 17.

4) II 20.

5) Die begriffliche Einordnung von 'Natur' und 'Form' ergibt sich aus mehrfachen Äußerungen: vgl. II 4 (dazu II 15 und Heußler p. 94; E. Wolff p. 133); II 20; II 25.

6) II 4; ausdrücklich warnt B. vor kausaler Auffassung II 20; 22.

als das allgemeine gesetzmäßige Geschehen[1]). Im logischen Sinne handelt es sich bei den Formen wiederum um Akzidentien, um 'Naturen', nur weiteren begrifflichen Umfanges gegenüber den notiones der naturae simplices[2]); für den Einzelfall ist die 'Form' einer Natur deren begriffliche Definition, d. h. ihre Einordnung unter einen höheren Gattungsbegriff.

Auf das Wesen der baconianischen Methode einzugehen, habe ich hier keinen Anlaß. Hingegen haben wir uns die Frage zu stellen: Wie sind diese Anschauungen vom sprachkritischen Standpunkt aus zu beurteilen?

III. Die grammatischen Abstrakta. Marty hat über das Problem der grammatischen Abstrakta wiederholt gesprochen und dargetan, daß es sich bei ihnen um fiktive Gedankenformen handle, sei es im Sinne von bloß sprachlichen Bildern, sei es im Sinne von irrtümlichen Auffassungen des Wirklichen[3]). Hierzu zählt vor allem die Meinung, daß die grammatische Abstrakta wie 'Wärme', 'Dichtigkeit', 'Größe', 'Qualität' usw. Begriffe von Konkretem bedeuteten (so wie etwa: 'Baum', 'Haus' u. dgl.), weiter die Auffassung, daß in einer Fügung wie 'die Wärme der Sonne', 'die Röte der Wolke' ein konkretes Teilverhältnis ausgedrückt liege (wie wenn man sagte: 'der Ast des Baumes', 'der Flügel des Vogels'); letztere fiktive Anschauung kann schließlich dazu führen, die individuellen Dinge aus universellen zusammengesetzt und verschmolzen zu denken. Wäre aber z. B. 'Röte' als Universelles realer Teil eines Körpers, so müßten alle roten Körper einen Teil gemeinsam haben, was offenbar absurd ist; denn in den Körpern gibt es keine universellen Teile. Die Universalien als solche sind nur im Denkenden.

Derartige Hypostasierungen nun, die ihren sichtbaren Ausdruck in der grammatischen Form eines Substantivs finden,

---

[1]) II 2; I 51.

[2]) II 20: '. . . per universas et singulas instantias, *natura* cuius limitatis est calor, videtur esse motus.'

[3]) Vgl. Marty, 'Kasusbuch', p. 93 ff.!; 'Satz und Wort' (1925; p. 42 u. 54). Dazu meine Schrift 'Innere Sprachform' (p. 53 f., 62 ff.): auch sei ausdrücklich verwiesen auf O. Kraus' Einleitung zur Neuausgabe des I. Bandes von Brentanos Psychologie (p. XIX ff.; Meiners philos. Bibliothek, 1925). In Martys unveröffentlichtem Nachlaß finden wir noch diesbezügliche Äußerungen.

haben nun in der Geschichte des menschlichen Denkens seit den Zeiten der Griechen die größte Rolle gespielt. Wenn Heußler in der Verdinglichung (Hypostase, Anthropomorphose u. dgl.) einen Wesenszug der antiken Philosophie zu sehen glaubt[1]), so ist demgegenüber zu betonen, daß gerade in den Kreisen der idealistischen Philosophie bis auf den heutigen Tag derartige fiktive Wesenheiten die Gedankenwelt bevölkern und die Sprachkritik alle Ursache hat, auf sie hinzuweisen. Es wäre eine lohnende, aber schwierige Aufgabe, die Geschichte des grammatischen Abstraktum in der Philosophie alter und neuer Zeit zu behandeln. —

Alle die erwähnten fiktiven Anschauungen finden sich nun bei Bacon bald mehr ausgesprochen, bald mehr verhüllt vor. Allerdings treffen wir bei ihm gerade bei diesen Fragen auf Schwankungen und Widersprüche. Ich will auch hier nur das Wichtigste hervorheben.

Daß Bacon seine 'Naturen' und 'Formen' nach ihrer gedanklichen Seite als Begriffe auffaßt, wurde bereits früher hervorgehoben. Er spricht in gleicher Weise von den notiones der naturae simplices wie er von den Begriffen der Dinge redet. Der fiktive Gedanke eines Teilverhältnisses (d. h. die Qualitäten seien gleichsam konkrete Teile des Körpers) kommt zum Durchbruch, wenn er sagt, einen Körper hätten wir aufzufassen 'ut turmam sive conjugationem naturarum simplicium' [2]). Man könnte nun demgegenüber darauf hinweisen, daß B. sich ganz eindeutig äußere, in der Außenwelt bestünde nichts als die einzelnen Körper und ihre Akte (licet eium in natura nihil vere existat praeter corpora individua edentia actus puros individuos ex lege) [3]); wenn B. also sich solcher Hypostasierungen schuldig mache, so seien sie doch nur sprachlich-bildlicher Art und es liege darinnen nicht eine eigentliche Verdinglichung der Außenwelt. Demgegenüber läßt sich nun auch ein klarer Beleg aufführen, wo B. deutlich den Substanzbegriff fallen läßt; er kommt bei der Magnetkraft zum Schlusse, daß eine *virtus et actio naturalis* einige Zeit und an gewissem Orte ohne körperliches Substrat bestehen könnte; dies, meint er, erhalte auch eine Stütze durch die philosophische Meinung, quod sint entia

[1]) A. a. O., I. Kapitel.
[2]) II 5.
[3]) II 2; ähnlich II 17.

et substantiae separatae et incorporeae[1]). Hier wird man an Hypostase wohl nicht zweifeln. Aber auch stilistische Wendungen lassen zum mindesten den Gedanken aufkommen, daß B. von einer Konkretisierung der Qualitäten nicht weit absteht, wenn er auch dann wiederum sich auf die tatsächlichen Verhältnisse besinnt[2]). So z. B. wenn es heißt: '. . . *omnem calorem* apud nos esse corpori tangibili quodammodo *adversum*' (vol. I, p. 256); '*calidum dat* motum expansivum et dilatantem, *frigidum* autem *dat* motum contractivum et coëuntem' (p. 263); '. . . mirum est, . . . quod . . . eodem tempore per spatia aëris devehantur et visibilium tot *imagines*, et vocis articulatae tot *percussiones*, et tot *odores* specificati . . . *calor* et *frigus* et *virtutes magneticae;* omnia (inquam) simul, uno alterum non impediente, ac si singula haberent vias et meatus suos proprios separatos, neque unum in alterum impingeret aut incurreret' (p. 319); '. . . inesse autem revera omnibus coporibus *fugam* et *evitationem* se discontinuandi . . .' (p. 273).

Auch die 'Formen' werden Bacon zu Wesenheiten. Gewiß treffen wir seinerseits wieder auf scharfe Warnungen vor fälschlicher Hypostase; er betont mehrmals ausdrücklich, er wolle diese allgemeinsten Qualitäten nicht von der Materie getrennt wissen[3]). Wenn die 'Formen' aber andererseits mit dem Prädikat *aeternae et immobiles*[4]), *ipsissima res*[5]) belegt werden oder von ihnen gesagt wird, sie blieben nach der Ausschließung als *Forma affirmativa, solida* et *vera* et *bene terminata* zurück, so sind wir doch wiederum dem entgegengesetzten Standpunkt nahe. —

B. ist in all diesen Belangen nicht Ausgangs-, sondern Durchgangspunkt: diese Hypostasierung nimmt in der Philosophie etwa mit dem ἄπειρον des Anaximander ihren Anfang, und erreicht in der Antike in den platonischen Ideen und aristotelischen Formen ihren Gipfelpunkt; wir verfolgen sie weiter durch die Scholastik, die frühneuzeitliche Naturphilosophie, begegnen ihr wiederum in Kants Kategorien, in der idealistischen Philosophie, und finden ihre Abkömmlinge in der modernen

---

[1]) II 37 (vol. I, p. 305/6).

[2]) Vgl. auch Heußler, a. a. O. (p. 185, Note 331).

[3]) Vgl. I 51; II 2; II 17.

[4]) II 9.

[5]) II 13.

Wesensschau und in den Seinsschichten[1]). Es ist im Grunde das Rätsel der sprachlichen Abstrakta, das immer wieder zu phantastischen Lösungen Anlaß gegeben hat.

IV. Die Idola Fori. Wenden wir uns nun zum Abschluß B.s eigenen sprachkritischen Erörterungen zu, denen wir in seiner Idolenlehre begegnen. Unter den vier Gruppen dieser Idola, jener Vorurteile und Trugbilder, die den Zugang zur Erkenntnis hemmen und auch auf dem Wege dahin noch Schwierigkeiten bereiten, (der idola tribus, specus, fori, theatri) haben es die *Idola Fori* mit der menschlichen Sprache zu tun[2]).

Bereits in A ist der Grundgedanke angedeutet: 'And lastly let us consider the false appearances that are imposed upon us by words, which are framed and applied according to the conceit and capacities of the vulgar sort (NO: verba ex captu vulgi imponuntur): and we think we govern our words, and prescribe it well, *Loquendum ut vulgus, sentiendum ut sapientes, yet certain it is that words, as a Tatar's bow do shoot back upon the understandig of the wisest, and mightily entangle and pervert the judgment;* so as it is almost necessary in all controversies and disputations to imitate the wisdom of the Mathematicians, in setting down in the very beginning the definitions of our words and terms, that others may know how we accept and understand them, and wheter they concur with us or no. For it cometh to pass for want of this, that we are sure to end there where we ought to have begun, which is in questions and differences about words. To conclude therefore, it must be confessed that it is not possible to divorce ourselves from these fallacies and false appearances, because they are inseparable from our nature and condition of life; so yet nevertheless the caution of them . . . doth extremely import the true conduct of human judgment'.

B. predigt hier die Wortskepsis, den Kampf gegen den gewohnheitsmäßigen Glauben an die Worte. Es ist nun die Frage, in welchem Sinne diese Warnung aufgefaßt werden muß. Wir werden daher gut tun, seine ausführlichen Dar-

---

[1]) Brentano hat schon in einem Aufsatze über A. Comte (1869) derartige Auffassungen als entitäten-fingierend bezeichnet; vgl. 'Vier Phasen' (p. 127).

[2]) Schon in A (vol. III, p. 396f.); dann in NO (I 43; 59; 60) und S (vol. I, p. 645).

legungen in NO etwas genauer zu betrachten[1]); da wird zunächst der gleiche allgemeine Gedanke von der Schädlichkeit der Worte angeschlagen: 'At Idola Fori omnium molestissima sunt; quae ex foedere verborum et nominum se insinuarunt in intellectum. Credunt enim homines rationem suam verbis imperare; sed fit etiam, ut verba vim suam super intellectum retorqueant et reflectant; quod philosaphiam et scientias reddidii sophisticas et inactivas'.

Es ist ja gewiß richtig, daß die Sprache in gar manchen Beziehungen von schädlichem Einfluß für das wissenschaftliche Denken ist. Man bedenke die Äquivokationen, die vielen Ausdrücke mit verschwommener Bedeutung, die grammatischen Abstrakta mit der Gefahr ihrer Hypostase, weiter die Tatsache, daß die Redegliederung keineswegs in allen Fällen mit der gedanklichen Struktur sich deckt; hierher gehört auch die oftmals in den Volkssprachen zu beobachtende primitive oder irrtümliche Klassifikation der Dinge (vgl. 'Seehund', 'Walfisch', die grammatischen Kategorien u. a. m.)[2]. Wir müssen aber vorsichtig sein, B. solche allgemeine Überlegungen zu imputieren. Es zeigt sich nämlich, daß er bei seiner Sprachkritik von den Prinzipien seiner Methode geleitet ist und von diesem Standpunkt aus einen Maßstab an die Sprache anlegt.

In diesem Sinne spricht er von einer volkstümlichen und wissenschaftlichen Begriffsbildung und Bezeichnungsweise: 'Verba autem plerumque ex captu vulgi induuntur, atque per lineas vulgari intellectui maxim conspicuas res secant. Quum autem intellectus acutior aut observatio diligentior eas lineas transferre velit, ut illae sint magis secundum naturam, verba obstrepunt.' Man vergleiche dazu die schon vor mir angeführten Gedankengänge B.s am Schlusse des NO (Aph. 52)[3], weiter seine Meinung, die gut determinierten Be-

---

[1]) NO I, Aphor. 59 u. 60.

[2]) Vgl. '*Innere Sprachform*', Register 'Sprechen und Denken', 'Äquivokationen', 'Verschwommenheit des Ausdrucks'; auch die diesbezüglichen Ausführungen in Martys '*Satz und Wort*'. Dazu die demnächst im gleichen Verlag erscheinende Schrift '*Über Wert und Methode der beschreibenden Bedeutungslehre*' (II. Abschnitt, 3. Kapitel).

[3]) Aus den wiederholten Aussprüchen über die Notwendigkeit eines Sezierens der Natur hebe ich besonders noch den Beleg (II 48; p. 346) hervor

griffe seien eben nur zu gewinnen durch seine Methode der 'Induktion', durch seinen Instanzenweg. Er spricht mehrmals von *notiones plebeiae:* z. B. 'liquidum et consistens esse notiones plebeias et ad sensum; inesse autem revera omnibus corporibus fugam et evitationem se discontinuandi' (p. 273); 'at notio ignis plebeia est, et nihil valet; composita enim est ex concursu qui fit calidi et lucidi in aliquo corpore, ut in flamma communi, et corporibus accensis usque ad ruborem' (p. 262). Im allgemeinen ist also Bacon der Ansicht, seine Methode der Sektion und Exklusion führe zur richtigen, weil wissenschaftlich begründeten Begriffsbildung und die volkstümliche Auffassung der Natur und ihrer Vorgänge, wie sie sich in den Worten der Alltagssprache dokumentiere, sei mangelhaft und irrig.

Ganz deutlich geht sein Standpunkt weiter aus den Beispielen hervor, die er selbst von solchen Irrtümern gibt, die durch die Sprache dem menschlichen Verstand aufgedrängt werden[1]). Er unterscheidet zwei Gruppen solcher Idola:

a) 'Idola quae per verba intellectui imponuntur, duorum generum sunt. Aut enim sunt *rerum nomina quae non sunt* (quemadmodum enim sunt res quae nomine carent per observationem, ita sunt et *nomina, quae rebus carent per suppositionem phantasticam*).' B. erklärt also: wie es Dinge gäbe, die der menschlichen Beobachtung entgangen seien, und daher einer sprachlichen Bezeichnung überhaupt nicht teilhaftig würden, so bestünden nomina, die insofern fiktiv seien als sie nichtexistierende Dinge nennten. Als Beispiele dieser Art zählt er auf: *Fortuna, Primum Mobile, Planetarum Orbes, Elementum Ignis* et huiusmodi commenta, quae a vanis et falsis theoriis ortum habent; diese Gruppe, meint er, würde verschwinden,

---

wo B. erklärt, seine eigenen divisiones (der Natur nach einfachen Elemente der Bewegungen, Strebungen und tätiger Kräfte) könnten vielleicht noch *secundum veriores rerum venas transferri;* er wendet sich hier weiter gegen fiktive Abstraktionen: 'veluti si quis dicat corpora appetere vel conservationem, vel exaltationem, vel propagationem, vel fruitionem naturae suae; aut si quis dicat, motus rerum tendere ad conservationem et bonum vel universi (ut Antitypiam et Nexum) vel universitatum Magnarum (ut Motus congregationis maioris . . .). Licet enim hae vera sint, tamen *nisi terminentur in materia et fabrica secundum veras lineas*, speculativa sunt, et minus utilia.

[1]) II 60.

wenn den ihnen zugrunde liegenden Theorien der Boden entzogen werde.

Zu diesen Ausführungen B.s ist zunächst zu sagen, daß es sich offenkundig um Hypothesen handelt, die er hiermit bekämpft; und zwar, daß das Geschehene in der Welt durch Zufall zu erklären sei und daß die Planeten sich in kreisförmigen Bahnen bewegen [1]). Über 'Elementum Ignis' vergleiche man den von mir früher zitierten Beleg einer notio plebeia. Wir können also in B.s Sinne sagen, es gibt in der Sprache nomina, die als Fragmente irriger Behauptungen anzusehen sind. Aber auf das eigentliche sprachliche Wesen dieser Termini — als grammatische Abstrakta — fällt aus dieser Problemstellung kein Licht. Ja man muß vielmehr sagen, daß B.s Ausdruckweise vom sprachkritischen Standpunkt aus unexakt genannt werden muß; denn die angeführten Belege sind — vielleicht mit Ausnahme von Primum mobile — nicht *nomina rerum (quae non sunt).* Ein nomen, das ein nicht-existierendes Ding nennt, wäre z. B. 'Pegasus' oder 'Juppiter'. In den von B. angegebenen Fällen handelt es sich aber gar nicht um Bezeichnungen von Realem, das nicht existiert, nicht um solche Typen wie 'Pegasus' oder 'Juppiter'. Diese Wörter wären im Sinne Martys Autosemantika, sie bilden für sich allein den Ausdruck eines mitteilbaren psychischen Phänomens. Die nomina B.s hingegen sind ihrer Funktion nach Synsemantika; sie bezeichnen an und für sich gar keine Dinge; weder solche, die existieren, noch solche, die nicht existieren [2]). Das 'Feuer' spielt als Ding gewiß eine Rolle in der Elementenlehre der Alten; aber B. scheint sich weniger gegen solche Lehre als vielmehr dagegen zu wenden, daß das Wort nach seiner gedanklichen Seite auf populärer begrifflicher Synthese beruhe.

b) Als zweite Gruppe der Idola Fori nennt B. '*nomina rerum, quae sunt,* sed confusa et male terminata, et temere et inaequaliter a rebus abstracta'. Auch an anderen Stellen erscheinen ähnliche Gedanken [3]). Die Meinung B.s ist: es gebe

---

[1]) Vgl. NO I 45; II 36, 48; dazu E. Wolff, a. a. O. p. 264, 275; p. 126.

[2]) Vgl. O. Kraus, a. a. O. (p. XLI ff.; bes. LVI ff.).

[3]) Distributis Operis, vol. I (p. 136); NO I, 69 u. 121. An der ersten Stelle heißt es: 'verba . . . notionum tesserae et signa . . . Itaque si notiones ipsae mentis (quae verborum quasi anima sunt, et totius huius medi structurae

Begriffszeichen (= Worte), deren Bedeutung durch mangelhafte oder konfuse 'Abstraktion' des Verstandes zustande komme; solche Begriffe seien nicht genügend bestimmt und umgrenzt.

Wir sehen wiederum deutlich, daß B. als Maßstab für die richtige Begriffsbildung seine Methode vor Augen steht, die ja gerade bezwecken soll, die Natur nach ihrern wahren Adern und Linien zu zerschneiden und auf diese Weise die differentias veras für die einzelnen Erscheinungen zu gewinnen.

Diese zweite Gruppe bezeichnet B. als besonders gefährlich, 'perplexum et alte haerens; quod ex mala et imperita abstractione excitatur'. Als Beispiel wählt B. das Wort '*humidum*' und fragt sich, wieweit das in sich konstant sei, was durch diesen Ausdruck bezeichnet werde; da werde man finden: 'istud *Humidum* nihil aliud quam nota confusa diversarum actionum, quae nullam constantiam aut reductionem patiuntur.' Das Wort bezeichne nämlich: das, was sich leicht um einen anderen Gegenstand herumgießt; was in sich indeterminabel sei und sich nicht konsolidieren ließe; was leicht nach allen Seiten hin ausweiche; was sich leicht teile; sich leicht versammle und vereinige; was leicht in fließenden Zustand und in Bewegung versetzt werde; was einem anderen Körper sich leicht anfüge und ihn benetze; was sich leicht in Flüssigkeit wandle und leicht schmelze, nachdem es vorher fest gewesen sei. Wenn man nun dieses Wort als Prädikation verwende, so ergäbe sich je nach Berücksichtigung der verschiedenen actiones, die es zum Ausdruck brächte: 'flamma humida est; . . . aër humidum non est; . . . pulvis minutus humidus est; . . . vitrum humidum est.' Daraus sei leicht zu erkennen, 'istam notionem ex aqua tantum et communibus et vulgaribus liquoribus, absque ulla debita verificatione, temere abstractum esse'.

Der Kern von B.s Meinung ist: der Begriff des 'Feuchten' sei in oberflächlicher Weise ex aqua (aus der Anschauung des Wassers etz) gewonnen, ohne gründliche Abstraktion, d. h. für ihn, ohne die Form dieser Natur herausgefunden zu haben, und demnach auch ohne genügende Definition.

---

ac fabricae basis) male ac temere a rebus abstractae, et vagae, nec satis definitae et circumscriptae, denique multis modis vitiosae fuerint, omnia ruunt.' Vgl. dazu auch die Aufzählung solcher 'schlecht determinierter' Begriffe NO I 15! und Heußler p. 44.

Vom sprachkritischen Standpunkte sind gegen B.s Darlegungen zwei Einwände zu erheben: 1. Er faßt das lat. 'humidum' bald als selbstbedeutenden Ausdruck (Dingbezeichnung), bald in seiner mitbedeutenden Funktion (Akzidens); in letzterem Falle entsprechend unseren deutschen Wörtern 'Feuchtigkeit', 'feucht'. Als Dingbezeichnung, wenn er sagt, das Wort bezeichne das, was sich leicht um einen anderen Körper herumgießt; als Synsemantikon, wenn er von einer 'nota confusa diversarum actionum' spricht. 2. Ich sehe davon ab, daß sich aus der Art, wie B. diesen Begriff des 'Feuchten' ex aqua gewonnen glaubt, zeigt, wie primitiv seine psychologischen Einsichten in wissenschaftlicher Hinsicht sind. Uns interessiert hier mehr die Tatsache, daß er der Sprachtradition Zwang antut, indem er sich über den Usus einfach hinwegsetzen will. Der Empfindungskomplex, der in uns erweckt wird, wenn wir eine Flüssigkeit gewisser Art berühren, benennen wir mit 'feucht', der Lateiner mit 'humidus'. Eine Frage sekundärer Art ist es, wie das Ding sonst noch beschaffen ist, das Empfindungserreger ist. B. sucht nun dadurch die Untauglichkeit des Wortes darzutun, daß er gerade das Zentrum seiner akzidentellen Funktion (d. i. die Empfindung, die durch Berührung des Flüssigen hervorgerufen wird) willkürlich eliminiert. Aus diesem Grunde sind seine konstruierten Beispiele mit flamma, pulvis, vitrum verfehlt und er ist gegenüber der Sprache einem wirklichen Fehler verfallen, den er mit weniger Berechtigung an Aristoteles gerügt hat.

Im Grunde aber sehen wir auch aus diesen Darlegungen Bacons seine Zwitterstellung zwischen der intellektuellen Welt und der uns umgebenden Außenwelt. Seine Begriffe (mit ihren Bezeichnungen) will er bloß aus der Außenwelt gewinnen und er ist sich darüber nicht klar, daß wir nur durch Abstraktion und Synthese unserer Psyche zu begrifflichem Denken gelangen können.

So müssen wir also bei Beurteilung des Sprachkritikers Bacons, wie er sich in der Lehre der *Idola Fori* uns darstellt, mit Verallgemeinerungen vorsichtig sein; B. hat die Funktion der sprachlichen Ausdrucksmittel nicht eigentlich um ihrer selbst willen ins Auge gefaßt, sondern er sucht in seiner Sprachkritik vor allem eine Rechtfertigung seiner eigenen wissenschaftlichen Methode.

Wenn wir aber nochmals all die Probleme, die Bacon in bezug auf die menschliche Sprache aufgeworfen hat, überblicken, so spiegelt sich auch in diesem Gedankenreichtum sein Universalismus [1]), und viele der von ihm berührten Fragestellungen sind erst seit der Zeit sprachwissenschaftlicher Forschung zur Behandlung gelangt. Bei den Lösungsversuchen mancher Fragen sind auch wir noch kaum über tastende Anfänge hinaus vorgedrungen. Ein Wort Bacons möchte ich auch heute noch in bezug auf solche Probleme gelten lassen:

'Another error is an impatience of doubt, and haste to assertion without due and mature suspension of judgment ... If a man will begin with certainties he shall end in doubts; but if he will be content to begin with doubts he shall end in certainties' [2]).

Prag, im Feber 1926. O. Funke.

---

[1]) Vgl. Heußler, a. a. O. p. 54 (u. Note 220).

[2]) Adv. of L. (vol. III 293).

JAMES THOMSON AND THE EVOLUTION OF SPIRITS.

James Thomson is remembered, and rightly remembered, as a describer of the out-of-doors rather than as a philosophical poet. But Thomson probably thought his nature description less important than his philosophy; and he prided himself on being both philosophical and scientific. He studied the natural sciences in his university days, and acquired an interest which lasted throughout his life. His interest was always somewhat amateurish, but it was lively and progressive. He was not satisfied with following the facts and theories of other people; he thought about the science and philosophy he read, was, or at least tried to be, critical in his attitude, and was not afraid to put the ideas he received from others together in his mind and draw his own original conclusions from them. A study of the early and later versions of the *Seasons* shows this very clearly.

In fact, it is more vitally necessary to study the differences between early and later versions in the case of Thomson's *Seasons* than in the case of any other poem that I know, to understand the growth of the poet's ideas. For instance, there is a digression in *Autumn* which discusses the sources of streams[1]). Thomson is reminded of the subject by a description, and a lovely description too, which he has just been making of the autumnal mists. These mists, "the skilled in nature say," fill the rocky recesses in the mountains from which the brooks and rivers spring. At this point a doubt

[1]) *Autumn*, version of 1730, lines 726—774. My references to the passages in the various versions are all based on the line numbering in Otto Zippel's critical edition of the *Seasons*, an extremely valuable book for the study of Thomson.

comes to the poet, whether mists and rains can be sufficient to keep "ten thousand thousand floods . . . forever flowing and for ever full." Thomson evidently decided they could not be enough, and he goes on to describe a theory which "some sages, deep-exploring, teach", that the ocean as it beats against the sands of the shore soaks into the earth, and is sucked through the "sandy stratum", losing its saltness by being strained through the sand, and finally mounting to the hills where it overflows and so forms rivers. The theory is one given by Lucretius[1]). So the argument stands in the edition of 1730. But by 1744, when a revised edition of the *Seasons* appeared as part of Thomson's *Works*, he had thought over this question of the sources for streams and had changed his mind. He still gives the theory of Lucretius; but instead of ending with a panegyric as in the former version, he turns about suddenly with a — "But hence this vain amusive dream" — and adds a long passage confuting the theory. He gives a powerful though rather high-flown description of the rock and earth strata which receive the fogs and rain, and argues that these sources furnish plenty of water to supply the rivers. Certainly Thomson was not a poet who put scientific or philosophical theories into his poetry without assimilating them in his own mind.

The most interesting of all Thomson's philosophical speculations is a curious and, so far as I can discover, original theory of spirit-evolution, which is the combination of two familiar philosophical doctrines. Thomson almost certainly did not clearly conceive this theory until 1735 or thereabouts. Though it appears in both *Spring* and *Summer* in the final versions, the lines definitely expressing the idea were not added until 1744 in the case of *Summer* and 1746 in the case of *Spring*[2]). The earliest appearances of the idea are in the third part of *Liberty*, published in 1735, and in a letter dated October 20, 1735.

---

[1]) *De Rerum Natura*, V 261—272; VI 608 ff. The reference is given by Zippel. He makes also a reference to Milton's *Paradise Lost*, IV, 223—230, which gives the same theory. The passage in Milton, however, is short and obscure, and Thomson quite probably took his idea from Lucretius direct.

[2]) *Spring* first published 1728. *Summer* first published 1727.

Thomson's theory of spirit-evolution is most clearly expressed in the third part of *Liberty*; this is the one place where he gives us the key to its nature, for he never published any deliberate explanation of it. The lines in *Liberty* are these[1]); he is praising the philosophy of the "Samian sage", that is, Pythagoras[2]):

"He taught that life's indissoluble flame,
From brute to man, and man to brute again,
For ever shifting, runs the eternal round;
Thence tried against the blood-polluted meal,
And limbs yet quivering with some kindred soul,
To turn the human heart. Delightful truth!
Had he beheld the living chain ascend,
And not a circling form, but rising whole."

My explanation of Thomson's theory will be clearer if I quote first some other passages where Thomson gives ex pression to it. In a letter to Dr. Cranston dated October 20, 1735[3]), Thomson is expressing sympathy with Cranston in his loss of a brother:

"This, I think, we may be sure of, that a future state must be better than this; and so on through the neverceasing succession of future states, every one rising upon the last, an everlasting new display of infinite goodness! But hereby hangs a system, not calculated perhaps for the meridian where you live, though for that of your own mind, and too long to be explained in a letter."

A passage in the *Castle of Indolence* gives much the same idea[4]):

"Heirs of eternity! yborn to rise
Through endless states of being, still more near
To bliss approaching, and perfection clear."

---

[1]) *Liberty*, III, lines 63 ff.

[2]) Probably the doctrines ascribed to Pythagoras did not all originate in his own work, and were rather the doctrines of a Pythagorean school of philosophy; but I am simply using the name Pythagoras to refer to the so-called Pythagorean philosophy.

[3]) The letter is printed in a memoir of Thomson prefixed to his works, in *The Works of Cowper and Thomson, complete in one volume.* Philadelphia, 1850, pages, pages xxxi—xxxii of the memoir. The letter is also quoted by Leon Morel in his *James Thomson*, pages 398—9.

[4]) *Castle of Indolence*, II, stanza 63.

It is possible, I think, to trace pretty definitely the way in which Thomson arrived at his ideas concerning spirit-evolution. Thomson's theory after all is the result of a very natural psychological process. Edward S. Russell in his scholarly book on *Form and Function*[1]) expresses the idea very well:

"One understands how easily the notion of evolution could arise in minds filled with the thought of the ideal progression of the whole animal kingdom toward its crown and microcosm, man."

Thomson's theory of spirit-evolution may very well have been, not some particular philosophical system which he borrowed, but an imaginative attempt to make some explanation of possibilities which he felt within himself. The first step might have been simply the more or less vague aspiration which any man has toward something higher — the familiar aspiration of the spirit toward God. The second step would be an attempt to combine this aspiration with that idea almost universally held in Thomson's time, of the "chain of being" — the belief that all forms of life can be arranged in a single ascending scale, from the lowest to the highest, that every living creature has its place in this scale. Thomson certainly believed in the chain of being. In the 1727 edition of *Summer* he gives the typical form of the conception[2]):

"Has any seen
The mighty chain of beings, lessening down
From infinite perfection to the brink
Of dreary nothing, desolate abyss!
Recoiling giddy thought —"

And in 1725 he wrote in a letter to Cranston[3]):

"There is, I am persuaded, a necessary fixed chain of things, and I hope my fortune, whatever it be, shall be linked to diligence and honesty."

This last passage is a half-humorous application of the chain of being to Thomson's own place in society, and I quote it chiefly for its expression "fixed chain". Thomson never outgrew this idea of a *fixed* chain.

---

1) *Form and Function*, page 215.

2) *Summer*, edition of 1727, lines 283 ff.

3) Memoir of Thomson in the *Works of Cowper and Thomson*, Philadelphia, 1850. page xxix.

Given an aspiration toward a higher good, then, and a continuous chain of living things extending from the lowest forms to the highest and to God, the next step would be, as I have said, a desire to fit the two ideas together — to ask the question why, if man aspires to God and grows in spirit, is it not possible for him to climb higher in the scale of being? And if possible for man, why not possible for lower forms of life also? The passage from this frame of mind to some vaguely conceived idea of evolution is not a violent transition, to say the least.

Thomson had this vague undefined desire for infinite progression. Witness the closing lines to the *Hymn* appended to the *Seasons* in 1730:

> "He" (God) "sustains and animates the whole;
> From seeming evil still educes good,
> And better thence again, and better still,
> In infinite progression. — But I lose
> Myself in Him, in light ineffable!
> Come then, expressive silence, muse his praise."

The final step in the process of thought which I have been assuming and trying to trace in Thomson would be the reception of some idea which gave a possible explanation *how* such an advance could be possible. The idea which Thomson seized upon was purely speculative, and applied only to spirits, making a sharp distinction between the body and the spirit. This was Pythagoras's doctrine of metempsychosis. Thomson was interested in Pythagoras as early as 1728, but did not at first connect the ideas of "the Samian sage" with the doctrines of the vital scale. In the 1728 version of *Spring*[1]) he refers to Pythagoras's vegetarian doctrines, but stops short at the idea of metempsychosis:

> "But 'tis enough,
> In this late age, adventurous to have touch'd
> Light on the numbers of the Samian sage.
> High Heaven beside forbids the daring strain,
> Whose wisest will has fixed us in a state,
> Which must not yet to pure perfection rise."

---

[1]) *Spring*, version o 1728, lines 420 ff.

Thomson, like so many other men in all ages, was for a time withheld from following out his speculations by a fear of treading on the toes of religion. But by 1735 he had overcome this fear. And in 1746 he added two very significant lines to the passage I have just quoted from *Spring*[1]):

"Besides, who knows, how rais'd to higher life,
From stage to stage, the vital scale ascends?"

In spite of the fact that Thomson's theory is given only in such fragmentary allusions as I have quoted from his works[2]), the essential point in it is plain enough. Thomson was simply applying the Pythagorean doctrine of the transmigration of souls to the idea of the vital scale; a spirit, instead of transmigrating from man to animals and back again, transmigrates, by Thomson's theory, to successively higher forms in the scale of being, rising toward infinite perfection.

The force which causes spirits thus to rise in the scale of being he identifies with love — an idea which he may have obtained from Lucretius, though the same idea is present in neo-platonism, and so far as that goes, in Christianity itself.

Thomson, then, believed in the evolution of spirits, but obviously had no conception of the evolution of organic species. His theory, then, is not closely related to the modern conception of the evolution of species. In the first place, modern theories of evolution are not based upon any chain of being, but upon the idea that the countless forms of life diverge like the branches of a tree. And even discounting this difference, Thomson's theory is not a theory of organic evolution. According to the typical unevolutionary eighteenth century belief, each species of living things was created in a certain fixed position in the scale of being. And all future generations of that species occupied the same position in the fixed scale. Thomson saw a little beyond this idea; but even in his theory the scale is fixed as to material bodies and as to forms. The spirit simply enters into successively higher outer bodies which occupy certain fixed forms in the scale, and it is only the spirit that goes through a process of evo-

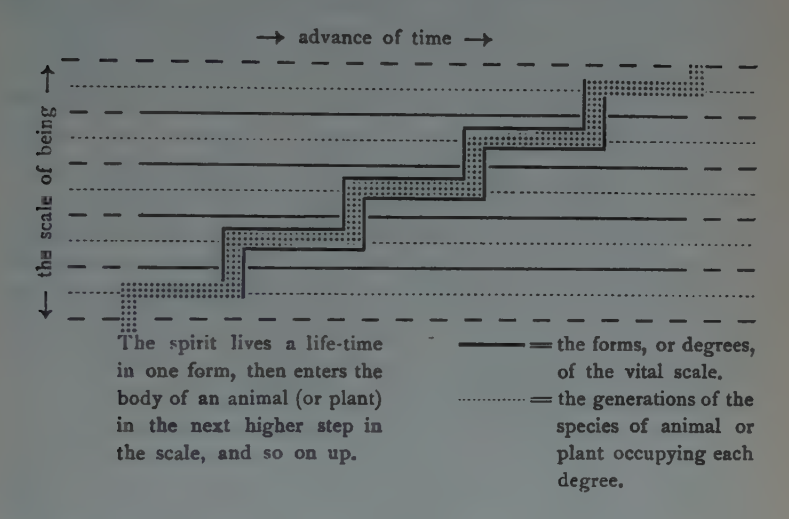
---

[1]) The lines are 377—8 of the 1746 version of *Spring*.

[2]) Another passage I have not quoted, which expresses the same general idea, is in *Sommer*, version of 1744, lines 1535 ff.

lution. The outward universe, then, is conceived of as an unchanging fixed scale of forms, a sort of stairway up which the spirit climbs to God. The stairway itself goes through no evolutionary process at all.

Thomson's idea of evolution might be represented by a rough diagram, in some such fashion as this:



Thomson's theory, then, is not organic evolution. It is simply spiritual evolution. It is purely speculative and imaginative, and of course has no relation to scientific observations. What happens to the material universe during this evolution of transmigrating spirits is not explained at all. Possibly if we had a full description of his system which he found "too long to be explained in a letter" we should find some more completely evolutionary ideas. But nothing that has come down to us gives any indication that he relinquished the idea of fixed forms for material things.

Thomson's theory, nevertheless, does obviously look forward. And it has not passed unnoticed by his critics.

The one who was, I think, the first to point it out, and the only one who has attempted to analyze it, is Morel[1]). Morel describes it as a combination of metempsychosis and the

[1] Léon Morel: *James Thomson, sa Vie et ses Oeuvres:* pp. 527—530.

doctrine of the vital scale, "une des théories chères au xviiie siècle"[1]), and he dwells on the fact that Thomson, like Lucretius, makes love the motive force for all life. He does not seem to recognize, however, that Thomson's theory of evolution is not a material but a purely spiritual process, and hence becomes rather more enthusiastic about it than seems to me justified. He makes a suggestion in a foot-note which is interesting as a possibility, but I think the possibility is rather slight. He asks whether it is possible that Erasmus Darwin and even Charles Darwin may have been influenced by Thomson:

"Peut-on supposer que, grâce à l'auteur de *Zoonomia*, le futur naturaliste" (Charles Darwin) "ait reçu du poète des 'Saisons' et de 'La Liberté' le germe d'idées qui auraient dormi dans son esprit jusqu'au jour où l'étude des faits leur donna une puissance et une fécondité merveilleuses? Peut-on croire enfin que Thomson ait été, pour une part très modeste, un des collaborateurs de Darwin dans l'édification de la grande théorie à laquelle aboutit la science du xixe siècle?"

These suggestions overlook entirely the fact that Thomson's ideas on evolution and Charles Darwin's, even Erasmus Darwin's, are utterly different in every respect except the spirit of evolution itself — which either of the two Darwins could have obtained just as easily and far more definitely from other sources. M. Morel has not treated Thomson's theory of evolution critically in relation to the movement of evolutionary thought, but is simply considering it as a theory of evolution and hence akin to all theories of evolution[2]). Thomson's theory is distinctly interesting as one of the earliest indications of the various and often abortive ways in which some men of the eighteenth century were moving toward evolution. But as an influence on the men who developed evolution as a scientific hypothesis, his theory seems to me negligible. Edward S. Russell in his book, *Form and Function,* considers rightly all such speculative theories ("Transcendental evolutionary

---

[1]) Page 529, foot-note 2.

[2]) I am of course not implying any general criticism of Morel's most admirable treatment of Thomson. Morel was only mentioning this phase of Thomson's philosophy more or less in passing, and was not concerned particularly with the general history of evolutionary ideas.

theories" is his term for the speculative theories based on a vital scale) as having "had as good as no influence upon morphological theory, nor indeed upon biology in general"[1]. There is no doubt, however, that in the aggregate such speculative theories had distinct influence in propagating the *spirit* of evolution; and this sort of influence Thomson very probably had.

As to any definite sources for Thomson's theory — the two ideas upon which it is based were of course common enough. But the combination of them was not by any means common in his time. Thomson may perhaps have received some inspiration from John Donne's curious fragment, *The Progress of the Soul*, which is also based upon metempsychosis. But since in Donne's poem there is no hint of any growth in the soul itself, the idea of a chain of being is entirely lacking, and the spirit of the poem is utterly different from that of Thomson's theory, I doubt if the relation is at all close. There may have been some thinker to whom Thomson was directly indebted. But I can find none, and am inclined to believe that there is none, and that in Thomson we have a poet who caught a dim speculative glimpse of that great truth which revolutionized the thought of the world a century or so later.

University of California.

G. R. Potter.

---

[1]) *Form and Function*, page 215.

BESPRECHUNGEN.

ALLGEMEINES.

Anglica. Untersuchungen zur englischen Philologie. Alois Brandl zum 70. Geburtstage überreicht. (Palaestra 147.) Bd. I: *Sprache und Kulturgeschichte.* 184 S. Bd. II: *Literaturgeschichte.* 474 S. Leipzig 1925.

Dem beispiellos reichen Forscher- und Lehrerleben des Jubilars entspricht die Festgabe, die über ein Jahrtausend englischen Schrifttums umfassend darstellt. Ein von Dibelius, Hecht und Keller gezeichnetes Vorwort würdigt in Ergänzung der von R. Juchhoff angelegten vollständigen Bibliographie der Schriften A. Brandls die Verdienste des auch in Norddeutschland ein richtiger Tiroler Gebliebenen um Wissenschaft und neuphilologisches Interesse in der Schulstube und im weiten Leben. Die vorliegenden Abhandlungen können schon um der Verschiedenheit ihrer Themenwahl willen zumeist nur referierend vorgeführt werden.

I. Den Reigen eröffnet W. Horn über »Zweck und Ausdruck in der Sprache: die Verneinung im Englischen«, ein interessanter Versuch, an der Hand der historischen Entwicklung der Negationspartikeln die Wundtsche Auffassung der Sprache als Ausdrucksbewegung mit der von Marty als Mittel der Zwecktätigkeit zu kombinieren. H. scheint seine Lehre von »Sprachkörper und Sprachfunktion« nun etwas zu modifizieren, wenn er auch bloß an zwei Stellen (S. 8 § 5 und S. 15 § 10) sich an Luicks Berücksichtigung des Akzentes bei Schwunderscheinungen anschließt. Im § 7 würde man »mehrfache Verneinung« lieber durch »gehäufte Verneinung« (wie Hildebrand sie nannte, vgl. H.s Anm. 1, S. 10 und was Jespersens "cumulative negation" entspräche) ersetzt sehen. Das Ringen zwischen Ausdruckstätigkeit und Zwecktätigkeit scheint an der im einzelnen da und dort vielleicht anfechtbaren Geschichte der englischen Negationen glücklich

aufgezeigt. — E. Ekwalls »Englische Ortsnamenforschung« ist Zusammenfassung und Programm der Arbeit an den etymologischen, historischen und topographischen Problemen, zu deren Lösung der Verfasser in so hervorragender und richtunggebender Weise beigetragen hat. Vornehmlich die vorsichtige-kritische Einstellung zum Skandinavischen in englischen Namen und die vielversprechende Umgrenzung der Ortsnamenkunde auch als Hilfswissenschaft für die Sprachgeschichte sind förderlich. — Als praktische Illustration zu den von Ekwall geforderten Methoden wirkt des Direktors der *English Place-Names Society*, A. Mawer prinzipiell und speziell aufschlußreicher Aufsatz "Some place-name identifications in the Anglo-Saxon Chronicles", worin die großen Schwierigkeiten, alte Namen auf modernen Karten wiederzufinden, dargelegt und die Deutungen von Plummer und Earle gründlich berichtigt und weitergeführt werden. Die Klarstellung der früheren, auf Mißdeutung einer Beda-Stelle und auf unverläßlich späte Nachrichten bei William von Malmesbury und Simeon von Durham fußenden Gleichsetzung von Streoneshal und Whitby ist ein Glanzstück. — Fruchtbar für weitere Erkenntnis eines vor M. Försters Forschungen merkwürdig vernachlässigten Einflusses wird W. Kellers Beitrag »Keltisches im englischen Verbum« werden. Er leitet, ausgehend von der von Jost beobachteten syntaktischen Funktion der *es*- und der *bheu*-Formen im Altenglischen, ae. *biþ* aus der imperfektiv-generellen Verwendung von kymr. *byþ* her und zeigt den Weg der im 15. Jahrhundert auftauchenden englischen Gerundialkonstruktion (über englisch sprechende Kymrier) aus dem im Altkeltischen wie im Neuirischen (besonders auch im modernen Englisch-Irischen) reich belegten nominalen Charakter des keltischen Verbalnomens. Hier wäre allerdings, was die Erkenntnis der auffallenden Ähnlichkeiten nur bestätigen könnte, meines Erachtens noch mehr Belegmaterial aus dem 14. und 15. Jahrhundert heranzuführen. — J. Hoops stellt eine mustergültige etymologisch-kulturelle Untersuchung über »Werder, Rasen und Wiese« ae. Er scheidet ae. *wær* 'Meer' von ae. *ver* 'Fischerplatz', zu dem er ae. *wer*, ne. *weir* 'Wehr' in der ermittelten Grundvorstellung 'Uferdamm, Kiesdamm am Strand' (ausgehend von *wer-*, *war-* 'wehren, schützen') stellt; an. *vǫr* 'Steindamm zum Schutz der Landungsstelle' rückt er mit guten Gründen zu ae. n. pl. *wara* (Napier, O. E. Gl. Nr. 1) 'Uferwälle, Kiesbänke des Strandes', wozu er einen nom. sg. f. (ō-Stamm) *waru* erschließt. Als Kollektivum dazu betrachtet H.

nun auch ae. *warop* ‘Gestade’ (: nhd. ‘Werder’), urspr. ‘Uferdamm, Kiesbank am Meeresstrand’, während sich ae. *wer*, m. ‘Damm’ kollektivisch zu ae. *weorp*, *worp*, *wurp*, f. m., stellt, das nach H. in eine sicher erschließbare Familie der Bedeutung ‘erhöhtes Erdreich, Damm, Anhöhe, die Schutz gewähren, besonders gegen den Andrang des Wassers’ gehört. Napiers Konjektur der Aldhelm-Glosse (s. o.) **wasu* f. (statt *waru*) ‘Rasen’ lehnt H. mit Fug ab und erörtert lichtvoll, über bisher Bekanntes hinausführend, die Beziehungen von ahd. *waso* zu ae. *wōs*, ne. *ooze* ‘Saft’ zu nd. ne. *wase*, nord. *vase* ‘Faschine’ und zu ae. *wāse*, an. *veisa* ‘Schmutz, Schlamm’ und zu nhd. ‘Wiese’ und seinen Verwandten, von denen ja namentlich das Homonym ne. *ooze* in seiner zweiten Bedeutung ‘Schlamm’ interessiert. — R. Luick äußert sich »zu den neuenglischen Lehnwörtern« in zwei wichtigen Punkten: 1. weist er auf die unterschiedliche Behandlung von Lehngut je nach Herübernahme aus einer toten oder aus einer lebenden Sprache hin: einerseits Schriftbildnachwirkung bei späterem Zusammenfall der Tonvokal-Entwicklung mit der des zur Entlehnzeit üblichen englischen Lautes, andrerseits Klangnachahmung bei Festhaltung am frz. usw. Schriftbild oder Ersatz durch eine durchsichtigere phonetische Schreibung; daraus ergibt sich nun die Möglichkeit, den Ursprung mancher Lehnwortformen genauer als bisher festzustellen. 2. führt L. in umsichtiger Analyse eine Gruppe von Lautüberführungen breiter aus: nach Klarlegung der *i*- resp. *e*-Schreibungen und der *u*-, resp. *o*-Schreibungen kann er vielfach neuerliche Entlehnungsvorgänge bei schon me. Wörtern oder mindestens neue Angleichungen an frz. Wortgestalten erschließen, woraus ein zwingender allgemeiner Schluß auf die Scheide zwischen me. und ne. Entlehnungen folgt, der die Grenzzone um das Jahr 1400 festlegt, oder in L.s gewohnt vorsichtiger eigener Formulierung: »Die ersten Anfänge der neuen Lautungen für me. *ī*, *ū*, *ę̄*, *ǭ* begannen um 1400 hervorzutreten, breiteten sich in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts aus und wurden in der zweiten herrschend, wenn auch konservative Sprecher noch bis ins 16. Jahrhundert hinein (Palsgrave, Bullokar) hinter der sonstigen Entwicklung im Rückstand waren«. Schließlich setzt sich L. sachlich mit Flasdieck (*E. St.* 58, 1) über den Spezialfall *briar* auseinander und hält an dem *Anglia* 45, 147 Gesagten fest. — F. Liebermanns letzte Arbeit »Zum deutsch-englischen Wörterbuch« beleuchtet scharfsinnig einige Mängel unserer (nun leider so lange nicht revidierten) Lexika: die Nichtaufnahme vieler deutscher

Fremdwörter, wodurch die Gefahr heraufbeschworen wird, daß unser Fremdwort dem etymologischen englischen Vetter gleichgehalten wird (zu L.s *sanction* kann jeder Anglist noch einige Dutzend ähnlicher Fälle aufzählen, wird aber doch noch an mehreren infolge der Unzulänglichkeit unserer Wörterbücher vorübergehen), vor allem aber die starke Vernachlässigung der Sprichwörter und Redensarten (hier bieten einige Bücher über "Idioms" ja einen Ersatz, was L. übersehen hat). Er schlägt Sammelarbeit von lexikalischen Nachträgen in Seminarien und Oberklassen vor und gibt selbst gleich einen »Beispielweisen Nachtrag« von etwa 160 Wörtern, die sich in modernsten englischen Texten in Bedeutungen finden, die unsere drei meistbenutzten Behelfe nicht bieten. —

Aus W. Dibelius' großangelegter Darstellung »Die Selbständigkeitsbestrebung in den englischen Kolonien« schöpft man Belehrung und noch mehr Denkanregung für die Beurteilung der beiden Grundfragen: Rassenproblem in Indien und Ägypten, wobei England Sieger zu bleiben hoffen darf — verschärftes Homeruleproblem in Kanada, Australien und Südafrika, wo überall durch die unaufhörlichen Zugeständnisse des Mutterlandes die Gefahr eines Zerfalls des Imperiums in eine Vielheit von Einzelstaaten besteht. Für Indien zeigt D. historisch, daß die nicht konsequente Handhabung der Nicht-Anglisierung der Inder sich nun bitter rächt; die bedenklichen Folgen der Heranbildung junger Inder in England selbst kann man in der Tat nicht kräftig genug ausmalen. D. beurteilt die Pax Britannica für Indien nüchtern, ebenso die Paktierungsversuche Englands mit den Nationalisten und Gandhis »mittelalterliche« Ideale, hält aber bei der Herrscherkunst der Briten bei sonst ungestörter Entwicklung der Dinge die Übermacht Englands für Indien gesichert. Ähnlich in Ägypten, dessen gesteigerte Homerule London noch immer klug zu kontrollieren weiß, und dem es die Vereinigung mit dem Sudan, d. h. die Nilbeherrschung, fest versagt, wodurch die Blockademöglichkeit für diese Interessensphäre in Englands Hand bleibt. Bei den drei Dominien spielt nur in Südafrika die Rassenfrage der Buren in die Selbständigkeitsbewegung hinein; abgesehen von den Nationalisten (Hertzog), ist aber auch Smuts trotz seiner (rein wirtschaftlich begründeten) Englandfreundlichkeit als erklärter Völkerbündler Vertreter der Eigenstellung der südafrikanischen Union und Gegner des alten Imperialismus sowie des Heimat-

rechtes der Inder in Südafrika. Nach D. läßt sich zwar Verbleiben der Afrikander im Reichsverband erwarten, doch auch eine weitgehende Isolierung und entschiedene Abneigung, Wesentliches fürs Reich zu leisten. Mehr auf England als Ausfuhrland und als Schutzherrn gegen die gelbe Gefahr angewiesen ist Australien, das aber, von der Londoner Politik letztlich oft schwer enttäuscht, sich recht unwillig gebärdet, während das schwache, vom Mutterland abhängigere Neuseeland der Reichsregierung günstig gestimmt ist. Über Kanada hat London längst alle Macht verloren (der Abbröcklungsvorgang ist scharfstrichig gezeichnet); was äußerlich dem Imperialismus hier noch zugute kommt, beruht auf dem Schwanken zwischen englischer und amerikanischer Orientierung der kanadischen Wirtschaftspolitik. Interessant arbeitet D. die feineren und gröberen Mittel heraus, die England zur Stärkung und Verbreitung des Zusammenhaltsgedankens anwendet, und ist aus historischen wie politischen Gründen in seinem Zukunftsausblick für das Größere Britannien keineswegs pessimistisch. — J. A. Falconer berichtet über "Modern Languages and the Recent Reform in Dutch Universities" in einer sehr sachlichen Diskussion der Höchstanforderungen stellenden neuen holländischen Studienordnung, bei der es sich wohl begreift, daß grundsätzlich bloß eine Fremdsprache Prüfungsfach für höhere Lehrer sein kann und soll — eine Maßnahme, die sich übrigens in Österreich seit dem Jahre 1911 trotz aller Widerstände der Landesschulräte als sehr heilsam für die umfassende Ausbildung der Anwärter des höheren Lehramts erwiesen hat.

2. Unter dem bescheidenen Titel "A note on the Battle of Brunanburh" interpretiert F. Klaeber nicht bloß das schwierige *dynnede* in V. 12, sondern diskutiert auch im Anschluß an A. Brandl die Frage der Anregung aus Buch Josua X, zögernd, was Quellenvorlage anlangt, aber durchaus bejahend im Sinne einer Stilparallele besonders blutrünstiger Schlachtschilderung alttestamentarischen Geschmacks; er zerstört dabei auch die Legende von der glücklichen Nachahmung des wirklich heroischen Epenstils im 'Aethelstan', indem er diesem knapp, aber treffend das direkt und klar redende historische Volkslied "The Battle of Maldon" gegenüberstellt und den Aethelstan-Dichter als einen durchaus unheroischen, buchgelehrten Mönch, als begabten »Journalisten« des westsächsischen Hofes dartut. — Mit gewohnter Umsicht und Kenntnis behandelt M. Förster »Die spätaltenglische Marien-

predigt aus Vespasian D XIV« paläographisch, text- und literargeschichtlich, erweist sie »als eine vollständige, meist ganz wörtliche, wenn auch ab und zu holprige und fehlerhafte Übertragung der 9. Anselm-Homilie, als deren Übersetzer er einen jüngeren Benediktiner, vermutlich südenglischer Klostergemeinschaft und englischer Abkunft, ermittelt. Abgefaßt dürfte die Homilie — denn es ist keine Predigt im modernen Sinn — etwa zwischen 1100 und 1140 sein, die Niederschrift erfolgte sehr bald nach der Entstehung. Sprachlich stellt sich das Werk wohl am ehesten zu den ostsächsischen Denkmälern (»sächsisches Patois«, nicht-westsächsische Hapaxlegomena). Die Hs. gibt schwerlich die Originalniederschrift des Übersetzers wieder. Als festliche Gelegenheit für die schon scholastische Wendungen zeigende Homilie ist nach F.s sorgsamen hagiologisch-pastoralen Forschungen wohl der 19. August (Mariä Himmelfahrt) anzusehen. F. druckt — nun als siebenter Herausgeber — den Text kritisch und knapp kommentiert ab, bietet zu Vergleichszwecken auch die lateinische pseudoanselmische Marienpredigt nach Migne. — Einen gegenüber Herrigs Archiv 140, 33 ff. revidierten Textabdruck liefert F. Holthausen: »Ein mittelenglischer Hymnus auf Maria und Christus«; zu seinen rechtfertigenden Anmerkungen müßte man im einzelnen Stellung nehmen (V. 35/36 liest er *bright* gegen *wright* der Handschrift, sagt aber nicht, wie er 35 *a god-madę tronę* syntaktisch eingliedert; das *a* ist doch wohl = *on*, und da ließe sich *wright* halten; die Konjektur *could* f. *ould* in V. 59 erscheint nicht zwingend: '*ould in fay*' kontrastiert gut zu V. 61 '*a good may*'; Str. 11 ist wegen des dreimaligen *hight*(*e*) im Reim verdächtig). — K. Brunner greift neuerlich die Beziehungen zwischen »Romanzen und Balladen« auf und untersucht deren sagengeschichtliche Priorität; gegen Kittredge stellt er für 'Hind Horn', 'Sir Lionel', 'Sir Orfeo', 'Sir Aldringar' und 'Fair Annie' bessere Bewahrung alter Hauptmotive in den Balladen als in den stoffgleichen Romanzen fest; nur 'Lord of Lorn' scheint das Märchenhafte erst aus einer Romanze, die nicht unbedingt 'Roswell and Lilian' gewesen sein muß, bezogen zu haben. — H. Hechts Studie "H. Medwall's Fulgens and Lucres" bedeutet eine gelungene Ehrenrettung des Moralitätendichters gegenüber Ch. W. Wallace. Bewertet H. das altbekannte Spiel 'Nature' gering, so tritt er in einer bis ins letzte ausgearbeiteten Analyse sehr warm für das erst 1920 edierte zweite Stück Medwalls ein, verfolgt sorgsam die Geschichte der Vor-

lage M.s, entwickelt Szenisches und Dramatisches dieses modern-renaissancemäßigen Interludes, rühmt die Erfindung des heiteren, parodisierenden Gegenspiels und charakterisiert die fortschrittliche Komposition M.'s sehr ansprechend. — Tief hinein in die englische Märchenforschung leuchtet F. Brie: »Das Märchen von Childe Rowland und sein Nachleben (Christopher Middleton's Chinon of England, Peele's Old Wife's Tale und Milton's Comus)«, berichtigt Jacobs' rationalistische Auffassung des 'Ch. R.', hält sich noch reserviert bezüglich der skandinavischen Abstammung der englischen Version und verfolgt dann besonders eingehend die — vereinzelte — Umgestaltung des Märchens in dem elisabethanischen Roman 'Chinon of E.'. Sowohl diesen wie Peeles und Miltons Dramen kann er direkt auf den 'Ch. R.' zurückführen, gibt aber Sondereinflüsse aus Peeles am Ariost geschulter Ritter- und Zauberdarstellung auf Middleton und Milton zu. Den 'Comus' rückt B.s Filiationsschema am weitesten von allen übrigen Stoffbearbeitungen ab; das ist sicher richtig, ja man wird bei dem Klassizisten wohl die Nachklänge des ursprünglich Märchenhaften vielleicht weniger stark und sicher heraushören als B. — W. B. Charltons kleine Skizze 'A Note on Shakespeare's Romantic Comedies' stellt geistvoll mancherlei unromantische Merkmale der Shakespeareschen Komödie heraus (mit Ausnahme der 'Two Gentl.', die Ch. als voll romantisch und daher als schlechte »Komödie« ansieht), übertreibt aber den Anstieg Shakespeares zur richtigen vis comica der Spätlustspiele und begründet nicht tief. — In der textkritischen Studie "Cymbeline" legt L. Kellner den Stand der bisherigen allzu konjekturfeindlichen Forschung dar, findet im Dramentext noch etwa 60 unverständliche bzw. ungelöste Stellen. Entstellungen wittert er vor allem in schlechten, unmusikalischen Versen, gibt aber — unter Berufung auf van Dam und Stoffel — keine Definition vom unzweifelhaft guten, d. h. also gesicherten Shakespeare-Vers, sondern erläutert stilistische Kriterien, von denen ihm besonders »unscharfe Metaphern« als Verdachtmomente maßgebend sind. Subjektiver Einstellung zu Vers- und Sprachstil — gegen die K. Einspruch erhebt — ist also noch immer einiger Spielraum gelassen; und an dieser kranken einige der im großen und ganzen überzeugenden Emendationsversuche K.s, die, wo sie unanfechtbar sind, oft paläographische Erwägungen ins Treffen führen. (Von letzteren scheinen meines Erachtens die Belege für aul I, 4, 122; chāber II, 1, 68 und 4, 91, Lōdōs III, 5, 72 nicht ausreichend;

über ein »vermutlich« kommt K. auch selbst bescheidenerweise oft nicht hinaus.) — Nicht den Eindruck des Subjektiven, aber auch nicht den des objektiv Nachprüfbaren erweckt die Schallanalyse von E. Sievers: »Shakespeares Anteil am King Lear«, wonach nur ein Bruchteil des Dramentextes dem Stratforder angehört, das übrige vorwiegend zwei andern scharf umreißbaren Persönlichkeiten X und Y und verschiedenen »Kleinstücken« (a—q, also 16). Von den anonymen Hauptverfassern erweist sich X für S. auf Grund seiner Personal- und Nationalitätskurve als Ire, Y als Engländer, und Sh. hat deren gleichzeitig-gemeinsamen Text dramaturgisch überarbeitet, er »gibt in seinem Teil des Lear nur, was er fühlt und sieht«, seine »Rede ist darum auch hier durchaus poetisch, warm, emotionell gestaltet, die der beiden andern rhetorisch, kühl, intellektuell«; die »Kleinstücke« erklärt S. als sämtlich jünger als X und Y, aber auch als das von ihm Sh. Zugewiesene. Dieses überraschende Ergebnis erweckt nach bisher geltenden textkritischen Grundsätzen Bedenken. Nach diesen empfindet man schon die Wahl des der Untersuchung zugrunde gelegten Textes von Proescholdt, 1890 »weil er dem durch die Klangprobe als ursprünglich Erwiesenen näher kommt als z. B. der der sonst am nächsten liegenden Globe Edition, die den Quartos zu viel Einfluß gestattet hat«, als petitio principii (S. 192/193 erscheint freilich wieder nicht folgerichtig darin, »daß die Quartos in dem, was sie über die Folios [pl. *sic!*] hinaus bieten, wirklich Echtes enthalten« usw.). Bei aller Achtung vor der überragenden Gelehrtengestalt S.s muß jeder, der noch so »dickfellig und gefühllos« ist (wie H. Rothe »amotorisch« umschreibt), die von S. verwendeten Erkenntniswerkzeuge nicht gebrauchen zu können, weil sie ihm objektiv nicht faßbar sind, der Zusammenfassung, »hier genügt mir der (hoffentlich auch gelungene) Versuch, an einem klassischen Beispiel darzulegen, wie der klangliche Befund von Texten auch für die richtige Würdigung geistiger Eigenart brauchbare Fingerzeige geben kann« zurückhaltend gegenüberstehen. (Wie erklärt S., um nur einen Punkt zu berühren, z. B. den einen, I 4, 212/213 in die lange, nach S. ausschließlich von Sh. herrührende Narrenszene eingeschalteten Satz des Y-Dichters, der ja Sh. schon vorgelegen sein müßte, und den er dann zu fast $1^1/_2$ Hundert Versen ausweitete?) Werden wir einmal so weit sein — und jetzt gibt selbst H. Rothe zu: »Einige wenige Schüler tragen seine Gedanken unvollkommen weiter« —, S.s Methode nachzufühlen,

denn hierauf kommt es ihm und überhaupt an, so wird seine Behauptung, daß I, 1, 1—33 eine vorgeschobene Exposition fremder Hand ist, eine willkommene Stütze werden für die Auffassung anderer derartiger Eingänge (er zieht "Tempest", "Measure f. M.", "Errors", "Troilus" und "Romeo" heran) und auch etlicher Epiloge. Anhangsweise betrachtet S. u. a. die Sonette, die ihn zur These eines Sonettenwettstreites Sh.s mit seinem jungen Freund als zweitem Autor führen, und die umstrittene Stelle im "Sir Thomas More". In letzterer Frage arbeitet S. mit schall- und schriftanalytischen Kriterien, glaubt die Niederschrift des bekannten Passus im Harl. MS 7368 als nicht-shakespearisch, ja nicht einmal vom Autor selbst herrührend, als eine Gedächtnisniederschrift zu erkennen und berührt sich so enge mit den von anderer Seite her gewonnenen Ergebnissen L. L. Schückings (The Review of Engl. Studies, I, 1). — W. W. Greg gibt den ganzen überlieferungs- und textgeschichtlichen Apparat zum Verständnis des Dramas "The Escapes of Jupiter" im MS. Egerton 1994, Brit. Mus., das er als Autogramm Thomas Heywoods und als eine etwa 10 Jahre nach 'The Golden Age' und 'The Silver Age' entstandene Version der Hauptpartien dieser zwei Stücke, nunmehr in 5 Akte zusammengezogen, erweist. Seine methodischen Bemerkungen über die elisabethanischen Textrevisionen sind wie immer sehr lehrreich. — G. C. Moore Smith veröffentlicht "Some Unpublished Poems of Thomas Randolph (1605—1635)" mit ausreichender Einleitung; seine Annahme für die Autorschaft einiger der neun Proben ist indessen oft nicht oder zu schwach begründet. — Über »Die Aufgabe der Miltonforschung« verbreitet sich Th. Spira; er erblickt sie darin, Miltons Weltanschauung in den Prosaschriften und im poetischen Alterswerk als einheitlich zu erweisen, wobei besonders die ausgesprochen politische Veranlagung des Dichters philosophisch und religiös zu werten wäre. Die Versöhnung dieser Gedankengänge Sps. mit den Tatsachen in Miltons Privatleben erscheint jedoch in diesem Programmartikel nicht voll gelungen. — G. H. Cowling bricht eine Lanze für "The English Teaching of Dr Hugh Blair". Dessen "Lectures on Rhetoric and Belles Lettres" werden in ihrer stilistisch-didaktischen Zielrichtung vorzüglich und ausführlichst charakterisiert und historisch verständnisvoll eingereiht. Bei dieser höchst lebendigen Einfühlung in Methode und Darstellung Blairs geht aber C. zu weit, wenn er dessen klassizistische Geschmackserziehung als für moderne Unterweisung in "English Composition" vorbildlich

hinstellt und sich eine Neubelebung des Stilgefühles durch ein Zurückgreifen auf Blair erhofft. — »Ein Wort zur englischen Empfindsamkeitsliteratur des 18. Jahrhunderts« nennt B. Fehr seine »Bücherbesprechung mit freien Variationen«; in der Tat konzentriert F., wie immer aus dem Vollen schöpfend, Einzelarbeiten anderer zu wenigen führenden Ideen, führt uns selbst wieder weiter in den Grundsätzen zur Erfassung der großen literarischen Errungenschaften der Sentimentalität, denen er allerdings die größeren poetischen Veranlagungen des 17. Jahrhunderts mit ihren persönlicheren Expressionen vorzieht. — Eine breit ausladende Abhandlung von M. F. Liddell, »Der Stil der englischen Geschichtsschreibung im 18. Jahrhundert« untersucht die künstlerische Verarbeitung des Stoffes bei fünf charakteristischen Historikern (White Kennett, Oldmixon, Hume, Robertson und Gibbon): bei ihnen allen stehen noch »hochgestellte« Individuen im Vordergrund, sie werden aber erst von Gibbon durch private Züge verlebendigt; Haupt- und Staatsaktionen beherrschen das Bild der ersten beiden, bei den zwei folgenden treten Finanz- und Rechtswesen, Kultur- und Literargeschichtliches in Anhängen gesondert auf und werden erst von Gibbon dem Haupttext einverleibt; Umgebungsschilderung wagt sich bei Hume hervor, wird häufiger bei Robertson, macht bei Gibbon ein Viertel des Ganzen aus; die ersten beiden Autoren sind echte Parteigänger, Hume ist gemäßigt liberal, während die letzten beiden parteipolitisch gar nicht, religiös nur als Skeptiker gefärbt erscheinen; Genuß und Belehrung ist aller Ziel. Im ganzen nicht neu, erfrischt L.s mit beträchtlicher Literatur- und Zeitkenntnis geschriebene Untersuchung durch viele vertiefte Einzelheiten. — Liebevoll malt der seiner deutschen Lehrjahre nie vergessende C. H. Herford in "A Sketch of the history of Literature, Drama, and Music in Manchester" lokale Größen vor bedeutenderem Hintergrunde des 18., 19. und 20. Jahrhunderts. — Sehr gründlich und voll überzeugend erforscht S. B. Liljegren "The Origin of Sartor Resartus" und findet ihn in dem im Februar 1827 begonnenen Fragment Carlyles "Wotton Reinfred", das schon Craig als Teilquelle für den 'S. R.' angenommen hatte, das L. nun aber mit aller Schärfe der Beweisführung als autobiographischen Roman (Carlyle und Jane Welsh) erschließt und dessen Nichtvollendung er dem andersgerichteten Geschmack des damaligen Publikums, das dem »Mode«-Roman Disraelis, Lyttons u. a. huldigte, zuschreibt. Carlyles satirische Bemerkungen im

'S. R.' und in seinem 'Note-Book' über diese "fashionable novels" hat L. vollständig ausgewertet; vorzüglich ist seine Charakteristik des literarisch ausgeschroteten "Dandyism" und "Byronism", namentlich im "Pelham", geraten. Im September 1830 taucht da Carl.s Absicht auf, "Thoughts on Clothes" zu schreiben, die (verl.) Schrift wird vom Verleger zurückgewiesen, ist aber, wie L. sehr wahrscheinlich macht, als 3. Buch in den 'S. R.' gewandert, während das 1. und 2. eben Niederschlag aus dem 'Wotton Reinfred' ist. — Agnes Steinbach greift das alte lockende Problem »Thomas Hardy und Schopenhauer« auf und sucht den Einfluß des deutschen Philosophen auf Hardys Werke nach 1874 nachzuweisen. So eingehend die Weltanschauung von "Far from the Madding Crowd" und den folgenden Romanen auch dargestellt wird, so unscharf ist sie im einzelnen. Bestenfalls wird man St.s Satz: »Bei einem zusammenfassenden Rückblick auf Hardys Entwicklungsgang läßt sich eine Entwicklung zu Schopenhauer hin nicht verkennen« unterschreiben und sich doch mit B. Fehrs Formulierung im »Handbuch der Lit.-Wissensch.«, S. 361 bescheiden müssen, der den Pessimismus Hardys als inneres kosmisches Urerlebnis deutet.

Graz, im Februar 1926. Albert Eichler.

SPRACHE.

Introduction to the Survey of English Place-names. Part I. Edited by A. Mawer and F. M. Stenton. — Part. II: *The Chief Elements used in English Place-names.* Edited by Allen Mawer. (English Place-name Society, volume I.) Cambridge, University Press, 1924. XII + 189, X + 67 pp. Pr. 21 s. net.

The first volume of the English Place-name Society consists of a series of chapters by scholars expert in the various fields of place-name study and is intended to indicate the present state of our knowledge and to point to the lines along which the possibilities of future progress lie. As such it must be judged. The attitude of the various authors is throughout tentative and exploratory rather than dogmatic or assertive. Many of the subjects treated cannot be fully or finally dealt with until the whole survey is completed. In spite of this handicap, the book is full of acute observations and valuable suggestions and embodies a considerable amount of new material. The variety in the subjects of the various

chapters of Part I would require a staff of specialists to estimate the real value of the book.

Professor Sedgefield deals with the methods of place-name study, laying stress on the importance of topography, history, and archaeology, as well as of phonology.

Two important chapters are contributed by Professor Ekwall on the Celtic and the Scandinavian elements. In the first we have sections dealing with names of rivers, hills, forests, and territorial names, with a discussion of the British element in the place-names of the western and south-western counties. The general conclusion is that the numerous British place-names in England prove that the British population cannot have been exterminated or swept away even in the parts first occupied by the Anglo-Saxons. In some parts a British element must have survived for a considerable time after the conquest, and the Britons seem to some extent to have lived in villages of their own. Most of the Goidelic place-names or place-name elements found in England seem to have been introduced by Scandinavians who had been to some extent Celticised. The patronymic *Thorfynn Mac Thore* occurs in Cumberland whilst the Celtic method of forming compounds with the defining element last is found in such names as *Briggethorfin,* "Thorfinn's bridge", *Setforn,* "Forni's shieling", etc.

The Scandinavian Element is treated in Professor Ekwall's usual lucid and cautious manner and includes such subjects as the refashioning of English names by Scandinavians, the Anglicising of Scandinavian names, hybrids, the distribution of Danish and Norwegian names, and place-names containing references to Scandinavian institutions, agricultural terms, and religious beliefs. There is an interesting discussion on the question of how long a Scandinavian language continued to be spoken in England. Four inscriptions are extant that throw light on the subject. The Pennington tympanon proves that a Scandinavian language was spoken in Furness at least as late as 1100. Two inscriptions from Yorkshire seem to point to a late survival of Scandinavian speech in that county (c. 1100), whilst another on the wall of Carlisle Cathedral is said to date from the twelfth century. This seems to be confirmed by place-names in Cumberland such as Allonby, Aglionby, etc., "the *by* of *Alein, Aguillon,* etc.", which end in *by* with a Flemish or Norman personal name as first element. Both Professor Ekwall and Professor Tait agree that these names arose

as a result of the Flemish settlements after the conquest of 1092, and Ekwall argues that they were given not by the Flemish or Norman settlers but by the earlier inhabitants of the district, thus proving that *by* was a living place-name element. Two Yorkshire names of the same type, Jolby and Halnaby, suggest that a Scandinavian language may well have been spoken in some outlying parts of Yorkshire in the early part of the twelfth century. These arguments are strengthened by showing that certain sound changes found in place-names, which cannot, however, be dated, point to a somewhat advanced stage of the Scandinavian language in England (e. g. *eo* > *yo*, and *ea* > *ya* in *York* < *Eoforwic* and *Yatstainswad* < *Eadstan-*).

On one point we can offer a little further evidence. From Bugge's *Norse Settlements* is quoted *oust in wra* (Lincs, *temp.* Henry II), a slight Anglicising of Scandinavian *aust í vrá*. To these Ekwall adds *Suth in by* (Yorks) and *Suthiby* (Lincs) from the Bridlington Chartulary, whilst Professor Stenton supplies *Westiby* from the Barlings Chartulary. These are not dated. A number of other examples are found among the surnames in a Yorkshire subsidy for 1297 [1]). Henry *Westhiby* is mentioned in the Liberty of Ripon: in the wapentake of Holderness we find *Suthinby* (4), *Northinby* (2), *Oustinby*, and *Westinby:* in that of Dikeringge: *Oustinby* (3), *Estinby* (2), *Northinby, Westinby, Estyby, Westiby,* and *Uppiby:* in Buckrosse wapentake: *Oustinby:* and in Beverley: *Westinbi, Uppinby, Westibi* (4), and *Suthibi.* In each of the last three wapentakes we also find the surname *Drengge.* The vitality of this type of surname in this part of Yorkshire (which includes Bridlington) at the end of the thirteenth century adds some point, at least, to Ekwall's arguments.

Professor Zachrisson deals with the French element in three sections (i) a general introduction treating of pure Norman names, hybrids, substitutions, suffixes, the use of French, its influence on pronunciation and the distribution of the French element, (ii) the changes to which English place-names were subjected when they were really loan-words in Anglo-French, (iii) Anglo-French sound-changes and spellings which have not influenced the modern forms of place-names. Not only have the French forms

---

[1]) *Yorkshire Lay Subsidy. Being a ninth collected in 25 Edward I (1297).* Ed. W. Brown. Yorks Arch. Soc., Rec. Ser. XVI. 1894.

often been victorious in places of ecclesiastical and political importance, such as Worcester, Leicester, etc., but also in the names of smaller places in the neighbourhood of a Norman castle, monastery, or manor-house. An interesting example occurs in Lancashire where the manor of Trafford was carved out of the township of Stretford [1]).

The difficulty of deciding at times whether a change is due to French or is an English dialectal characteristic is pointed out (pp. 106, 107, 113), and it is well to emphasise this. The interchange of liquids (*l, n, r*) is a well-known characteristic of French, but it also occurs in English. Only the other day I heard my daughter of three say [ʃiniŋz] for *shillings* and I have heard London boys in a rare tangle over the verbal declension of the Latin *numerus*. The Essex Manuden owes its present form and pronunciation to loss of *n* in an original *Man(n)ingadenu* [2]). Until the second half of the fourteenth century we find only such spellings as *Manegeden, Maneweden*, etc., and as these forms are without exception from documents subject to French influence, we are entitled to assume that this loss of medial *n* is due to Anglo-French. But two forms *Malwedon* (1358 Pat) [3]) and *Malmedon* (1368 Cl), which might well be regarded as due to Anglo-French interchange of *n* and *l*, raise the question whether we have not here a characteristic of the Essex dialect, for *Mallenden* or *Maladine* seems to have been the regular pronunciation in the seventeenth century [4]), whilst Wright (1836) remarks "vulgarly called *Mallendine*". The obsolescent pronunciation *Chensford* (or *Chenshford*) is not attested before 1470 whilst [winigl] for Willingale finds no reflexion in the spellings noted which all begin with *Wil-*. The modern pronunciation [hinigəm] for Hedingham (Castle and Sible) and the name of the hundred (Hinckford) in which the places are situated must, however, be due to Anglo-Norman influence for the ancestral forms of these pronunciations are found fairly frequently at the end of the twelfth and the beginning of the thirteenth centuries [5]). Similarly a change of [s] to [ʃ], of which examples

---

[1]) Ekwall, *Place-names of Lancashire*, p. 32.

[2]) v. *Trans. Essex Arch. Soc.*, vol. XVI, p. 254.

[3]) wrongly identified as *Maldon*.

[4]) *Essex Review*, vol. XXXI, pp. 76, 80, 132, 133.

[5]) v. e. g. *Språkvetenskapliga Sällskapets i Uppsala Förhandlingar* 1922—4, pp. 108—9.

occur at the beginning of the sixteenth century, must also be regarded as dialectal in Essex[1]).

Professor Zachrisson regards *L* for *J* in DB, etc., as due to confusion of letters (p. 105). Ekwall somewhere remarks on the similarity of English [l] and [j] and these spellings may be due to mishearing. At about the age of two, my daughter regularly said [jejou] for *yellow*, but this might have been due to distant assimilation, for she also used such pronunciations as [piːpou] *pillow*, [mɑːmɑːmeid] *marmalade*. It was certainly not due to an inability to pronounce [l], at least finally, e. g. [paipæpl] *pineapple*, [pepl] *pencil*, [hil] *hill*.

The feudal element is dealt with by Professor Tait who has collected some interesting material bearing on the vitality of the suffix *-ton* in such names as Herringstone (*Hanangeston* < Adam Harange 1285), Muston (*Mustersion* < Richard de Musters 1303), etc. Professor Tait's examples are mostly from Dorset and Devonshire and it is at least curious that in a county like Essex, where the feudal element is strong, there is no trace of similar formations. There are very many farm-names which can be traced back to feudal owners, many with definitely Norman names which have at times undergone violent changes, but all, without exception, appear as possessive or pseudo-possessive names, e. g. Harmas Farm in Gosfield owes its name to Ralph de Monte Hermerii (1310), Blamsters in Great Easton (formerly called Blansted Hall) to William de Blancmoustier (*a.* 1280), etc. Another type is that in which the Norman owner's name ultimately displaced the original English name, e. g. Bigods in Great Dunmow which appears in DB as *Alferestunam* and was held early in the thirteenth century by Bartholomew le Bigod whose name has not been found as the name of the place until the end of the fifteenth century. Essex provides a number of feudal additions which have not survived, e. g. *Colum Matild'*, *Colum Viel*, *Colum Maskerel*, *Coln' de Quency*, *Colne de Reymes*, *Colum de Ver*, *Colum Oxon*, of which *Colum Viel* survives as Colne Engaine (from Viel Engaine), and *Colum de Ver* and *Oxon* as Earl's Colne.

Beauchamp Albrich (p. 125) is not identical with Belchamp (*not* Beauchamp) Walter but survives as Albrights formerly (*in*) *Bello Campo Sancto Ethelberti* (1294 FF.), a small chapelry in

[1]) v. *Trans. Essex Arch. Soc.*, vol. XVII, pp. 176—7.

Belchamp Otten which has belonged ecclesiastically to the parish of Ovington since 1473. Warley Semeles (p. 122) is now Little Warley and appears as *Warle Setmoles* (1252—8 AD). *Septem molarum* is a Latinisation of the surname (cf. William *de Septem molis* or *Setmoles* 1242—59 AD) of a family owning land in Warley in 1212. These criticisms of details must not be taken to detract from the value of the paper. They illustrate the difficulty of dealing in a general way with such a subject with the present lack of full comparative material.

Mr. O. G. S. Crawford's paper on Place-names and Archaeology shows the way in which the archaeologist can help the place-name etymologist by identifying and helping to fix the exact meaning of topographical terms, particularly those of the charters, e. g. the real meaning of Fawler (Oxon), OE *fāgan flōre*, is clear when the archaeologist proves the existence of a Roman villa with a tesselated pavement at the south end of the village. OE *ceaster* is shown to have been applied indiscriminately to towns like Winchester, to earthworks like Chiselbury, and to Roman villas like Woodchester. The whole paper should be read both for its facts and for its suggestions.

Two important subjects are dealt with by Professor Stenton in the English Element and Personal-Names in Place-names. In the first the author is particularly concerned with the historical deductions that can be derived from a study of place-names and the light they throw on the social conditions of Saxon England. Few assured results are reached, but there is implicit in the whole discussion the possibility of further discoveries and more definite conclusions when the survey is complete. The second paper is a valuable contribution to the study of English personal nomenclature based largely on a MS collection of some 5000 examples from unprinted sources. The whole study is again tentative and suggestive and it would be well to emphasise the caution (p. 181) that the inclusion of field-names etc., is of importance in any attempt to discuss the distribution of personal-names in England. The persistence in Essex of the names of certain of the East Saxon kings is proved by field-names although there is no evidence of the kind in extant place-names, e. g. *Sigorescroft, Sigeresgrove, Siredeslande.* Other personal names that have been found in this county only in field-names are: *Beorhtmær*, *Godric*, *Leofflæd*, *Wulfsige*, *Wulfwine*, etc.

The value of a large collection of place-name forms to English linguistic studies and the possibility of obtaining definite evidence about the distinctive features of the various dialects at different periods is discussed by Professor Wyld with the aid of unpublished results achieved by Miss Serjeantson. The difficulties are stated and examples of the kind of result to be expected are given. Certain general principles are laid down, some of which are obvious but require stating. There does not seem, however, to have been sufficient stress laid on the importance of differentiating between the different types of documents in which the place-name forms occur. Professor Wyld himself remarks (p. 135) that we are more likely to get the current pronunciation of the district locally than from a king's officer "who, for all we know, may have had nothing to do with the neighbourhood". The deviation from the true local type is regarded as due to the tendency of official scribes to spell names according to the conventional London manner, and this naturally eliminates the specific regional characteristics. There seems good reason, however, for distinguishing broadly between two classes of documents — local and national (or official). Feet of Fines are both official and local but an examination of the place-name forms for several counties has shown a much closer approximation to the forms of the London dialect than to that of the county concerned. Such documents as Pipe Rolls, Assize Rolls, Patent Rolls etc., should be regarded as official, whilst chartularies (on the whole), Subsidy Rolls, Court Rolls, etc., are local.

It has already been shown[1]) that the development of OE *y* in certain Essex documents originating from Colchester and Hornchurch is quite different from that found in Feet of Fines for Essex. A similar comparison of Sussex Fines and Subsidies reveals a similar difference and shows a much closer resemblance between the Essex and Sussex Fines than between the documents relating to Essex and Sussex respectively. The Sussex Subsidies are especially interesting as they are arranged in rapes and show, in the earliest particularly, as we proceed from east to west in the county, first a strong *e*-element for OE *y*, which we should expect on the borders of Kent, then a gradual decrease of *e*-forms and increase of *u*-forms, until in the extreme west we find practically nothing but *u*-forms. Unfortunately, there is a dearth of printed subsidy rolls, but in the few that have been examined

we find definite reasons for regarding the place-name forms as indicating, on the whole, the characteristics of the local dialect. In the north and east of Yorkshire, we find *wra* (ON *vrá*) in districts where the modern dialect has [iá], OE *stan*, e. g. > [stián], whilst in the wapentake of Stratford (in the south-west) we have three examples of *wro* and here the modern dialect has [u:ə] < ǫ (e. g. [stu:ən] *stone*). In a Lancashire subsidy for 1332 we have 11 examples of *Bonk* for *bank* and 13 of *-mon* for *-man* (*Prestesmon*, *Palfraimon*, etc.), both of which are characteristic of modern Lancashire. In Lonsdale Hundred we find an example of *-wraa* but *-wro* occurs in Ormskirk. OE *ā* was rounded south of the Ribble, but remained north of that river[2]). In a Cumberland subsidy for the same year we have only *a*, e. g. *Wraa*, *Petrelwra* (OE *ā* > [iá] or [iə], Wreay, Cu, is pronounced [riə]), and only *i* for OE *y*. There are also 12 examples of surnames showing the inflexionless genitive that still persists in Cumberland, e. g. *Parsonman*, *Henriman*, William *Johnhusband*, Thomas *priorman* (one of the tenants of the Prior of Lanercost), *Prestebruther*, *Presteman*, etc. These facts, coupled with the differences between the Subsidies and the Assize Rolls, and the similarities between the Assize Rolls, Feet of Fines, and Forest Proceedings, show the necessity of comparing not only documents of the same period but also documents of the same kind and give reasons for expecting from a study of place-name forms definite results not only with regard to the distribution and chronology of the various local dialectal features but also point to a valuable source of information about the London dialect in the period when most official documents were written in Latin or in French.

Part II consists of a glossary of the chief elements used in English Place-names, with a discussion of their meaning and distribution, with examples, compiled by Professor Mawer. Owing to lack of space the forms on which the etymologies are based are not given so that criticism of individual etymologies is not always possible. We have here a valuable summary of the present state of our knowledge of the meanings of the various elements with some useful hints on their distribution, but this

---

1) *Englische Studien*, vol. 59, pp. 323—4.

2) *cf.* Ekwall, *Place-names of Lancashire*, p. 21.

naturally will need revision when the whole country has been surveyed. It is only fair to add that the editor is fully aware of the limitations of the volume and insists that many of his statements are in the nature of suggestions rather than of assertions.

p. 2. It is extremely doubtful whether Attercliffe (Yorks) contains OE *æt*. Only the DB form is without the *r* and this is easily explained as an Anglo-Norman loss due to the following *l*. A more likely explanation is that of Addy[1]) who interprets the name as "literally *poison cliffe*, in relation to the dross, or refuse from the furnace, by which the land was supposed to be poisoned, and by which, in the case of lead-smelting, it really was poisoned. *Atteril* or *attril*, a variant of *atter* poison, or matter from a sore, is still found in the dialect. A vocabulary of the eleventh century defines "sindor" as *putredo ferri* so that Attercliffe is identical in meaning with Cindercliffe, near Rotherham". Cinderhills or Sinderhills, are of frequent occurrence in documents relating to the Sheffield district.

p. 4. Barnet, Middlesex and Herts, are both derived from OE *bærnet(t)* burning. As both occur with the prefix *la* long after the Conquest we have more probably a topographical term such as OFr *bernet*, a diminutive of *berne* "bank, slope" (Skeat, *PN Herts*, pp. 60—61). One of the places is known as *High* Barnet.

p. 9. Broxted may contain OE *brōc* (*cf.* Grundy, and *Trans. Essex Arch. Soc.* XVI, 256). Brockholds is not from OE *brocc-hol*, at least directly. The place was formerly called the manor of Roos and was held by Geoffrey de Brockhole *c* 1400. The family may have taken its name from the place, but their earliest known connexion with it is very late. There was a *boscus de Brochole* in Essex, apparently near Shenfield, much farther south.

p. 17. Clayhanger has not survived unless it is (as is probable) the modern Claybury or Clay Hall, places not far apart. Claybury is certainly on a well-wooded hill.

p. 24. The paper of Addy's quoted above throws an interesting light on the use of OE *ēg*, *īeg*, when he shows with great probability that the "islands" in Eyam, where there is no land surrounded by water, were most likely "pieces of land which were intermixed with, or surrounded by, lands held by another

---

[1]) *Some Place-names in the Sheffield District* in the *Handbook and Guide to Sheffield* prepared for members of the British Association. Sheffield, 1910.

(i. e. military) tenure". Similarly, Crookes in Sheffield (Yorks) ON *krókr*, owes its name to the fact that pieces of the manor of Cowley (in Ecclesfield) were surrounded and isolated by lands of the township of Hallam. This name, too, he explains in a similar way, as also Hallowes near Dronfield (Derbyshire), which is a detached member of the township of Cold Aston, the township of Dronfield lying between the two places. The fact that all his early forms for Hallam had a double *l* led Moorman to prefer a derivation from OE *heall* rather than from *healh*, but there seems to be a perfect parallel for the short vowel in West and Kirk Hallam in Derbyshire where all the early forms have only one *l* (Walker).

p. 28. The fairly common modern Thrift (Wood) might be added as a dialectal development of OE *fyrhþ(e)*.

p. 38. OE *hop* is fairly common in Essex field-names in the sense of "enclosed land in a marsh", particularly among the salt marshes of the coast. The word seems to have been in living use in the thirteenth century (e. g. *unam hopam de marisco*) and was probably a small piece of land. *Chirchehop* (Heybridge) was pretty certainly so named because it was part of the glebe land. Two of the other gifts at the dedication of the church consisted of 10 acres of arable and 7 acres of wood respectively. The first element is sometimes a personal name and sometimes descriptive. Twice the hope is a sheep hope (*Westshephop*, *Shepehope*), the latter in Bowers Gifford and from it was reserved a render of "one weigh of cheese at midsummer" (*Trans. Essex Arch. Soc.* XVI. 176—7).

p. 46. Maplestead (Ess) < OE *mapuldor* not *mapel* (*Mapelderesteda* 1186 PR).

p. 57. An interesting interchange between OE *stow* and OE *cirice* seems to have been overlooked: *in to Seinte Marie stowe at Berkinge* BCS 1012, *into sancta Marian cyrcan æt Byorcingan* ib., 1288, *into sancta Marian stowae into Beorcingan* ib., 1289.

p. 64. OE *wic* is particularly common in Essex, some 70 examples having been noted, mostly in the marshes, where they are particularly connected with sheep-farming (VCH). The sense of "dairy farm" is found also in Berks (Stenton). Quickbury and *Retherewyk* (1239 FF) prove a connexion with cattle also, which is emphasised by the phrase "wick of cows" and by farms which were "to have and keep a wick or dairy of 20 cows" in St. Osyth

where in the thirteenth century sheep were particularly mentioned (*East Anglian NQ*, X. 292, date 1729).

p. 66. OE *weorþ* is another term for enclosure common in the Essex marshes, though found elsewhere in the county. Broadward in Southminster is described as a "farm or hardwick" in the reign of Elizabeth. Burwood in Foulness Island (*Litleburghwerth marsh* "daily inundated by the sea" 1348 Ipm) < OE *burh-weorþ* in the sense of "enclosure with a palisade round it", cf. *burhtūn* in the same sense (Maitland), and Broughton (Ekwall, *PN Lancs*, p. 32). Bobbingworth, however, is the name of a parish, and Chafford (*Chalfewurd* 1183 PR) of a hundred.

These two volumes in which the English Place-name Society has set a high standard of scholarship are a worthy memorial to that great English scholar and pioneer in the study of place-names — Henry Bradley — to whom they are dedicated.

London. Percy H. Reaney.

H. Klinghardt, *Sprechmelodie und Sprechtakt*. Zweiter Abdruck. Mit einem Geleitwort von Max Walter. N. G. Elwert, Marburg 1925. 34 S.

Diese kleine Schrift ist eine vortreffliche Einführung in die Grundlagen der Intonation, die durch Olbrichs der Schularbeit entstammende Vorführungen auf dem Berliner Neuphilologentage eine gewaltige praktische Bedeutung gewonnen haben. Klinghardt definiert zuerst den Sprechtakt; während E. Sievers annähernd gleichlange Sprechtakte ansetzt, Sweet als Sprechtakt eine Gruppe mit einer druckstarken Silbe und den sich anschließenden druckschwachen auffaßt, übernimmt Klinghardt die Definition aus Passy-Rambeaus *Chrestomathie française* (Introduction § 57): "les groupes d'énonciation, c'est-à-dire les petits groupes de mots intimement liés, entre lesquels on peut à la rigueur s'arrêter dans une énonciation très ralentie". Für die Sprechmelodie gilt als Grundgesetz: weiterweisende Rede — steigender Tonfall; abschließende Rede — fallender Tonfall; und Klinghardt spricht die Vermutung aus, daß dieses Grundgesetz schon indogermanisch sei. Tatsächlich sind sich ja die Indogermanisten über die Bedeutung der Tonbewegung einig. Meillet (Einführung 227) und Brugmann (Kurze vergleichende Grammatik 648) erklären in der Entscheidungsfrage den »steigenden Satzschluß der Erwartung« für deren ältesten Unterschied vom Aussagesatze, und

Kretschmer (in Gercke-Nordens Handbuch I, 518) erklärt den Ursprung des Fragetons: die einfache Satzfrage ist von Haus aus der erste Teil eines disjunktiven Aussagesatzes (mit aufwärts—abwärts gehendem Tonfalle), dessen zweiter Teil der Kürze halber weggelassen ist (vgl. zum Tonfall auch Brugmann-Thumb, Griechische Grammatik[4], 671). Nach eingeholten Proben in neugriechischer, tschechischer, finnischer und walisischer Sprache kann Klinghardt diese Grundregel sogar über den Kreis der heutigen indogermanischen Sprachen ausdehnen, nur das Walisische scheint stärker abzuweichen. Vorzüglich wird hierauf das Wichtigste aus der Intonationslehre behandelt. Die französischen Sprechtakte, die gegenüber den deutschen und englischen verhältnismäßig kurz sind, zeigen einen Sprung nach oben oder unten, während bei den englischen Verschleifung nach oben oder unten eintritt. Das (gespaltene) Deutsche wird am Schlusse behandelt, ich hätte es aus praktischen Gründen lieber vorangestellt. Ich freue mich, daß zu den Übungen im englischen Tonfall, deren Verdienstlichkeit A. Schröer hier (57, 272) gebührend anerkannte, nun diese ausgezeichnete Vorschule vorliegt; der Lehrer aber, der über die Möglichkeit der Verwertung in der Schule unschlüssig ist, wird aus den nun in zweiter Auflage erschienenen französischen Intonationsübungen manche Anregung entnehmen, wo S. 38—45 die französische Intonation im Unterrichte geschildert wird. Ich möchte, an Schröers Ausführungen anknüpfend, nach meinen Erfahrungen sagen, daß die Grundlinien der fremden Intonation von den meisten Schülern leicht erfaßt werden, daß sich mit Folgerichtigkeit hier sehr viel erreichen läßt, ja daß auch, wie die französischen Intonationsübungen ausführen, die Sauberkeit der Aussprache durch sorgfältige Beobachtung des Tonfalles gefördert wird. Und davon abgesehen, muß uns die wissenschaftliche Bedeutung dieser Fragen noch für solche Förderung, wie wir sie durch Klinghardt erfahren, dankbar sein lassen. Denn es mag von untergeordneter Bedeutung sein, ob Poe im Recht ist, wenn er (The Murder in the Rue Morgue) die Nationalität eines Fremden mit seiner Intonation in Zusammenhang bringt; aber die Wichtigkeit dieser Dinge für literarische Betrachtung hebt gerade auch O. Walzel (Gehalt und Gestalt 193) hervor und auch für uns, nicht nur für den Redner, möge der Satz gelten: "studium musicae necessarium esse oratori!"

Bruck a. d. Mur. Fritz Karpf.

LITERATUR.

Kazimierz Morawski, *Czasy Zygmuntowskie na tle prądów odrodzenia* (Die Zeiten Siegmunds auf Grund der Renaissance-strömungen). Warschau 1922, *Instytut wydawniczy "Bibljoteka Polska"*. 162 S. mit 7 Abb.

Die gut ausgestattete und illustrierte Schrift behandelt in fünf Abschnitten das Krakauer Bürgertum der Renaissance, den Hof Siegmunds des Alten, das Gesellschaftsleben in der Zeit Siegmund Augusts, das Werk »Der Satyr oder der wilde Mann« des Jan Kochanowski, dem polnischen Könige Siegmund August gewidmet, und den Humanisten und Apologeten Jakob Górski. Für uns Anglisten kommt nur ein Teil des ersten Abschnittes in Betracht. Um 1500 waren Stadt und Universität Krakau ein Anziehungspunkt nicht bloß für Deutsche aus dem Elsaß, aus Nürnberg und Breslau (1499 hielt sich Thomas Murner kurze Zeit dort auf, und Agricola hielt seit 1518 Vorlesungen an der Universität); sondern bevor die Universität noch vorwiegend polnisch wird und ihre allgemeine Bedeutung einbüßt, immatrikuliert sich an ihr im Jahre 1518 auch der (wohl nicht als Hofdichter zu·fassende) poeta laureatus Leonard Cox, dessen *The Art or Crafte of Rhetoryke* von 1524 die *Cambridge History of English Literature* (3, 290) als erste englische Rhetorik erwähnt. Cox hat Vorlesungen an der Universität gehalten und in einem Vortrage *De laudibus celeberrimae Cracoviensis Academiae* die Stadt, deren "amoenus situs", deren Schloß er rühmt, und das Leben an der Universität eingehend geschildert. Die Professoren werden nach der mittelalterlichen Reihenfolge ihrer Gegenstände behandelt, auch Dichter wie Erasmus Morstin und Erasmus Beck, ein Jan Ruthenus, vermutlich Jan z Wiślicy, der Verfasser eines Gedichtes über den Preußenkrieg, die zeitgenössischen Dichter Jan Sacranus von Oswiecim, Andreas Krzycki und andere erwähnt.

Auffallenderweise erscheint hier 1518 als Jahr des Aufenthaltes in Krakau, 1549 als Todesjahr des Leonard Cox, wie denn auch Allibone (*Dictionary of English and American Authors*, unter Cockes) seine Werke zwischen 1532 und 1549 verzeichnet; hingegen gibt, jedenfalls irrtümlich, das *Dictionary of National Biography* (4, 1336) sein Todesjahr mit 1599 und setzt seine Reisen, die ihn auch nach Deutschland, Frankreich und Ungarn führten, wesentlich später an.

Bruck a. d. Mur. Fritz Karpf.

Sir Sidney Lee and Sir Edmund Chambers, *A Shakespeare Reference Library*. (The English Association, Pamphlet No. 61.) 18 S. London, Juli 1925.

Die Neuauflage dieser nützlichen Broschüre (1. Aufl. 1910) ist vor allem Chambers' Werk; als Ziel ist die Aufstellung einer in drei Umfangsstaffeln geordneten Handbücherei der Shakespeare-Zeit gedacht, deren kleinste Gestalt immer noch deutschen Anglisten von heute schwer erreichbar sein dürfte. Die Gruppierung erfolgt unter dem Titeln: I. 1. Text of the Works, 2. Grammar, Phonetics, and Prosody, 3. Criticism and Interpretation, 4. Sources of the Plots. — II. 1. Biography, 2. Typography, 3. Political and Social Environment, 4. Contemporary Drama, 5. Bibliography. Die Auswahl ist klug durchdacht, in allem Wesentlichen meist ausreichend. R. M. Aldens Variorum-Edition der Sonnets ist wohl nur im Kommissionsverlag bei Constable erschienen? Ref. besitzt eine 1916 datierte Ausgabe: Boston and New York, Houghton Mifflin Company. The Riverside Press Cambridge. — Man kann es bei einem für Engländer berechneten Wegweiser verstehen, daß Delius nicht genannt, Schückings »Charakterprobleme usw.« nur in der englischen Übersetzung (Schucking sollte doch nicht vorkommen!) zitiert und Kellners Shakespeare-Wörterbuch übergangen wird. Aber in den 'Continental Estimates' fehlt manches Werk der letzten Jahre deutscher Forschung; J. Masefields ganz impressionistisches Shakespeare-Büchlein jedoch hätte ruhig wegbleiben können.

Graz. Albert Eichler.

H. Mutschmann, *Studies concerning the Origin of "Paradise Lost"*. Acta et Commentationes Universitatis Dorpatensis V, 6. 72 S. Dorpat 1924.

Wie E. Ziehens Philhelvetism kürzlich die Vermutung ausgesprochen hat, Erinnerungen an Miltons Alpenüberquerungen seien in den *Penseroso, L'Allegro* und selbst ins *Paradise Lost* eingegangen, sucht Mutschmann in der vorliegenden Schrift nachzuweisen, daß Miltons kompilatorische *History of Moscovia* und ihre Quellen, Hakluyt und Purchas, seit 1634 in den Dichtungen Miltons zu verfolgen sind. Milton hat bewußt die dichterischen Möglichkeiten dieser Texte ausgewertet und scheint besonders Kapitel 1 und 3 seiner *History* förmlich fürs *Paradise Lost* ausgezogen zu haben. Drei Gruppen von leitenden Gedanken finden sich: Die Beschreibung der russischen Wälder, Flüsse und Seen,

der Gegensatz zwischen dem öden Waldgürtel im Norden und dem fruchtbaren Inneren (kleinere Dichtungen, P. L. Buch IV und IX); Satan wird mit den englischen Erforschern der Nordwestpassage, Sir Hugh Willoughby und R. Chancelor, gleichgesetzt (I, II, IX); Satan der Höllenfürst zeigt manche Züge eines russischen Monarchen (I, II). Dazu kommen vereinzelte Anspielungen in den kleineren Dichtungen und im Verlorenen Paradies. Daraus ergibt sich, daß Buch IV tatsächlich das erste war und daß Teile der Bücher III und V näher an die Bücher IV, IX, I und II gerückt werden müssen. Weiter ergibt sich, daß Miltons Lichtscheu, nach anderen Erwägungen, um 1644/45 schwindet und dieses Datum zu den hier gewonnenen Ergebnissen stimmt.

Leider ist die Beweisführung Mutschmanns aber nicht von der Art, daß man seine Ableitungen als gesichert ansehen könnte, im einzelnen wie im großen. So wird in *the undergrowth of shrubs and tangling bushes had perplexed all path of man or beast that passed that way* (P. L. 4, 175 ff.) die Einführung von *man* als *glaring anachronism* bezeichnet. Aber es ist offenbar kein solcher wie *at húsi* der Vǫluspá 17, 2, das Sievers jetzt mit der Handschrift gegen Gerings Konjektur *at húmi* 'zum Meerstrand' wieder herstellt; Miltons latinisierter Stil (*inhabit lax* = *habitare laxe, if I fail not* = *ni fallor, to hear ill* u. a. m.) läßt nach klassischen Vorbildern auch diese Stelle als *Irrealis* denkbar erscheinen, wie Jon 1326 ἤκουσας ὥς μ' ἔκτεινεν ἥδε μηχαναῖς; es ist dann ein Zugeständnis an die Leser. So achtet Mutschmann auch nicht darauf, daß Milton für manche der angezogenen Stellen wohl kaum der Wort- oder Stellennachklänge aus der *History of Moscovia* bedurfte, so bei 4, 944, wo nach Mutschmann selbst nur eine entfernte Möglichkeit vorliegt, bei 9, 445, wo Milton, mag man sein Naturgefühl noch so verschwindend gering anschlagen, doch für die Erlösung aus der dumpfen Stadt kein Vorbild braucht, so 9, 621, wo ein Zusammenhang mit der vermuteten Quelle sehr gekünstelt hergestellt wird, so 1, 59, wo eine vage Spekulation: *and well may the thoughts of those English mariners overtaken by that terrible storm off the coast of Norway have been regretfully flying back to their native country* .. den Abschluß einer Beweiskette bilden soll. Auch für 2, 3 ist keine Beziehung zu finden und daß *Cyclades* und *Delos* or *Samos* durch Hakluyts '*little islands, and that innumerable*' und durch *Aegeland* und *Halgeland* in-

duziert seien, ist schwer zu glauben. Auch der Nachklang *holds gladly to port* (2, 1043) auf *he resolved at length to hold on his voyage* ist mir unwahrscheinlich.

Dann aber sind für eine Menge von Stellen aus dem *Paradise Lost*, für die Mutschmann die *History of Moscovia* anzieht, andere Quellen vorhanden und hier wäre der Nachweis notwendig, welche von den als Quellen möglichen Stellen am wahrscheinlichsten maßgebend war. Für 4, 223 ist doch die Bibelstelle Genesis II, 10—14 näher: *And a river went out of Eden to water the garden* (4, 230); *and from thence it was parted, and became into four heads* (4, 233) und die in der Bibel nun folgende Aufzählung von Havilah, Ethiopia, Assyria ist sicher im Zusammenhange mit *wandering many a famous realm and country whereof here* (man kennt sie ja aus der Bibel!) *needs no account* (4, 234/5). Die siebzig Mündungen der Wolga, auf die Mutschmann unter anderm verweist, sind demgegenüber gar nicht als Quelle notwendig. Ebenso genügen die biblischen Stellen für P. L. 3, 618, 3, 501, 3, 522. Ob für 9, 835 gerade die Stelle über den russischen Birkenwein notwendig ist, scheint mir zweifelhaft; Birkenwein und Birkenwasser waren ja auch als englische Erzeugnisse bekannt (Belege im NED von 1663 und 1681). Auch für 5, 355 *besmeared with gold* liegt *aurum vestibus illitum* (Horaz, Oden IV, 9) näher als Mutschmanns Stelle *beset with rich stones*. Die *Cronian sea* 10, 289 kann auch aus Plinius (IV, 16) stammen; für andere Stellen läßt eine Vergleichung der als Quellen ebenfalls denkbaren Stellen aus der Ilias, der Odyssee, der Aeneis die Wahrscheinlichkeit viel größer erscheinen, daß die von Mutschmann angeführten Stellen n i c h t als Quelle in Betracht kommen.

So ist auch

> 3. 476 And they who, to be sure of Paradise,
> Dying put on the weeds of Dominic,
> Or in *Franciscan* think to pass disguised

schon an und für sich eher auf Dantes Guido da Montrefelto (Inferno XXVII) zurückzuführen:

> 67 I' fui uom d'arme, e poi fu' *cordigliero*
> *Credendomi, si cinto, fare amenda:*
> E certo il creder mio veniva intero . . .
> *Francesco venne poi*, com' io fu' morto
> *Per me:* ma un de'neri Cherubini
> Gli disse: Nol portar! Non mi far torto!

> Venir se ne dee giù tra i miei meschini,
> Per che diede il consiglio frodolente,
> Dal quale in qua stato li sono a' crini . . .

als auf die Stelle, die Mutschmann beibringt, wo von den neuen Schuhen die Rede ist, die man den Toten für ihre lange Reise anzieht, und von den Zeugnissen, die man den echten Russen für den Eintritt in den Himmel mitgibt. Und wenn ich geneigt war, einem so ungeheuren Polyhistor wie Milton zuzutrauen, daß sich bei ihm die Quelleneindrücke, hier aus Dante und Rußland, förmlich übereinanderschichten, so zeigte mir doch eine Prüfung der umgebenden Stellen, daß hier Dantereminiszenzen vorwalten. Ähnlich steht es mit 3, 721 *the rest in circuit walls the Universe,* das zu einem *in circuit* der *History of Moscovia* in Beziehung gesetzt wird; es ist das wohl weit eher das *magni moenia mundi* des Lucretius, dessen Gedicht V, 432 ff. die ganze Stelle bei Milton von 3, 700 an sichtlich beeinflußt hat und dessen Einfluß noch an drei Stellen bei Milton *(void profound = inane profundum* 2, 438, ferner 5, 646, 6, 547) zu belegen ist. Soll übrigens das *in circuit* nur hier und nicht auch an den anderen Stellen des *Paradise Lost* (2, 1048, 7, 266, 9, 323) Nachklang sein?

Auf *certain books of geography and Eastern travel* als Anreger Miltons hat schon Masson (Globe Edition 16), auf Hakluyt (als Quelle für 1, 205) R. C. Browne die Aufmerksamkeit gelenkt. Es ist sehr schade, daß Mutschmann die in gewissem Umfange höchst dankenswerte Erweiterung dieser Quellenhinweise so überspitzt und übertrieben hat, daß seine Ausführungen in dieser Form nicht als wesentlicher Beitrag zur Miltonforschung gelten können.

Bruck a. d. Mur. Fritz Karpf.

Mario Praz, *Secentismo e Marinismo in Inglaterra.* Firenze, Soc. An. Editrice «La Voce», 1925.

Wie der Verf. selber in dem Vorwort zugibt, verspricht der Titel des Buches mehr als es hält. Es bietet keine Geschichte der englischen Barockliteratur, wie sie sich im Anschluß an Marini entwickelte, sondern behandelt nur zwei Vertreter dieser Richtung, John Donne und Richard Crashaw. Sie sind allerdings insofern gut gewählt, als der erste den Anfang, der zweite den Höhepunkt dieser Bewegung in typischer Weise verkörpert. Donnes Jugend steht noch im Zeichen der Renaissance, er ist Freigeist, er hat in seinem unersättlichen Wissensdurst und in seinem Drang nach Be-

tätigung etwas von dem Uomo universale Castigliones, er ist ehrgeizig und fordert Macht und Genuß vom Leben und erst nach unsagbaren Enttäuschungen bekehrt er sich zur Kirchengläubigkeit. Wie eng ist dagegen von Anfang an das Weltbild Crashaws! Er kennt nichts als die Religion, die diesseitige Erde ist für ihn stumm, außer daß sie ihm die nötigen Metaphern liefert, um das Jenseits zu preisen. Beide Dichter sind Zeugen der ungeheuren Gewalt, mit der die katholische Reaktion unter Führung der Jesuiten selbst in den evangelischen Ländern auftrat. Schon bei Donne findet sich eine starke katholisierende Tendenz, während Crashaw den Glauben wechselte und es als höchstes Glück betrachtete, in der römischen Mystik aufzugehen.

Die beiden Autoren sind heute wenig bekannt und werden noch weniger gelesen. Daher war der Verf. gezwungen, von jedem eine ausführliche Biographie und zahlreiche Proben ihrer Kunst zu geben. Diese Übersetzungen sind in Prosa, aber in einer so schwungvollen Prosa, daß sie die gereimten Originale oft an poetischer Kraft übertreffen. Es ist ja möglich, daß der Stil Marinis in der italienischen Sprache, aus der er erwachsen ist, wirksamer ist und weniger gekünstelt klingt als im Englischen, wo er immer ein landfremder Importartikel blieb; aber wenn dem so ist, so ist der Verf. ein Opfer dieses Verhältnisses der beiden Sprachen geworden. Er liest Donne und Crashaw zwar englisch, aber er empfindet sie italienisch; er fühlt dort Feuer, Wärme, Rausch und Begeisterung, wo die Originale nur eine herzensarme, hochtrabende Pathetik und eine leere Deklamation nach berühmten Vorbildern enthalten. Er verfällt in den Fehler der meisten Monographien, daß sie infolge der dauernden Beschäftigung mit einer bestimmten Persönlichkeit, diese überschätzen und ihr Vorzüge nachrühmen, die der unbefangene Leser schwerlich entdecken wird.

Im Verlauf der Darstellung vergleicht der Verf. Donne mit Dante, Tasso, Browning, Verlaine und Juvenal. Der Vergleich mit dem letzteren scheint am passendsten, freilich nicht mit Juvenal, dem angeblichen mitleidlosen Satiriker, sondern Juvenal, dem Rhetor. Die Ausfälle des Römers scheinen von unerhörter Kühnheit, aber sie richten sich gegen Leute, die seit hundert Jahren im Grabe liegen. Sie sind ohne satirischen Wert, nur Deklamationen eines verstimmten Gemütes, das sich gern über die Nachtseiten des menschlichen Lebens verbreitet. So ist auch Donne mit seiner ganzen Begabung kein Dichter, sondern ein Rhetor. Praz verweist

mit Recht darauf, daß das verstandesmäßige Element bei ihm überwiegt, diesem ist auch der Schein von Realismus in seiner Lyrik zu verdanken, der, wenn er wirklich auf eigener Empfindung beruhte, zu einem Bruch mit dem herrschenden Petrarkismus und Antipetrarkismus hätte führen müssen. Doch so weit geht Donne nicht. Die vereinzelten derben Töne stammen aus dem Arsenal der italienischen Satiriker, seine eigene Sinnlichkeit geht vollständig im Tod und Sterben auf, und es macht Jakobs I. Scharfblick alle Ehre, daß er Donnes Beruf zum Prediger früher als dieser selbst erkannte. Die Kanzel war der richtige Platz für ihn, dort konnte der Rhetor über alles Trübe und Schlechte auf dieser Welt genau so pathetisch deklamieren wie einst Juvenal.

Auch Crashaw war kein großer Dichter. Seelische Zerknirschung bringt wohl dann und wann einen tief empfundenen Vers hervor, aber als dauerndes und alleiniges Motiv ist sie schnell erschöpft. Seine geringe Originalität zeigt sich schon darin, daß er ebensogut in dem angelernten Latein wie in der angeborenen Muttersprache dichtet, und was er verbringt, erweist sich als einer der vielen Versuche der internationalen Jesuitenliteratur, durch Prunk und Pomp des Ausdrucks, durch Häufung von Bildern und Metaphern sowie durch eine Übersteigung der Sprache ein sinnlich wahrnehmbares Bild des unaussprechlich Überirdischen zu schaffen. Man kann das Göttliche empfinden, aber nicht beschreiben und ausmalen. Das ist der Grundirrtum dieser Poesie, die nur damals gedeihen konnte, weil das Jahrhundert die Grenzen der verschiedenen Künste vermischte und der Malerei die Aufgaben der Architektur zuschob wie die der Malerei und der Musik der Dichtung.

Der Verf. behandelt keine großen Dichter, aber damit ist nichts gegen sein Werk gesagt, das im Gegenteil reiche Anerkennung verdient. P. ist ein universaler Geist, vertraut mit den Literaturen aller Zeiten und Völker und heimisch in den anderen Künsten. Er gibt eine ausgezeichnete Darstellung von der materiellen und formellen Wirkung des Barocks in England, und er weiß in überzeugender Weise diesen Stil als den Ausdruck der seelischen Verfassung der damaligen Menschheit darzustellen. Dazu gehört nicht nur Belesenheit, sondern verständnisvolles Eindringen in den Geist des 17. Jahrhunderts, das in der Literaturgeschichte meist schlecht wegkommt, weil es bis auf Milton keinen großen Dichter besitzt. Für die Entwicklung ist es darum nicht weniger wichtig, und es wäre vielleicht eine interessante Aufgabe, die Fäden klar-

zulegen, die sich von Marini über die Engländer zu Klopstock schlingen. Manches im Wesen des deutschen Dichters ist mir erst durch die vorliegende Arbeit klar geworden.

Berlin. Max J. Wolff.

Reinhard Haferkorn, *Gotik und Ruine in der englischen Dichtung des 18. Jahrhunderts.* (Leipziger Beiträge zur englischen Philologie, Heft 4.) Leipzig, B. Tauchnitz 1924. VIII + 204 S.

Einem u. a. namentlich von Beers und Havens betonten Motivkomplex in der Versdichtung des 18. Jhds. wird hier eingehend nachgespürt: dem *Gothic Revival,* und insbesondere dem Ruinenmotiv, als dem vielleicht bedeutsamsten Faktor in der 'Wiedererweckung' des Mittelalters, — einer Entwicklung, die aufs engste zusammenhängt mit der Entfaltung des Empfindens für malerische Elemente in Landschaft und Natur.

Die Vorbemerkungen wollen im Anschluß an Simmels Essay ('Philosophische Kultur' S. 125) die psychologischen Wurzeln des ästhetischen Problems bloßlegen, systematisieren gewissermaßen das vielstrahlsinnige Ganze, das in der sich verschiebenden seelischen Struktur des 18. Jhds. ungleichmäßig und teilhaft gebrochen wird. Was England und Schottland um 1700 an Überresten wertvoller 'gotischer' Architektur besaß und was zu ihrer Würdigung von der Altertumsforschung in ihrer ersten Blüteperiode geleistet worden war, wird knapp umrissen.

Die literarhistorische Darlegung nimmt naturgemäß als Ausgangspunkt das Verhältnis des Pseudoklassizismus zu Gotik und Mittelalter: Das Mittelalter ist Barbarei, ist *Gothick.* Für den historischen Wert der Ruine fehlt jedes Verständnis; für die ästhetischen Wirkungen ist im Regelkodex erst recht kein Raum. Jeglicher Sinn für malerische Wirkung und lyrische Formgebung mangelt.

Nur wenige durchbrechen noch in der Blütezeit des Pseudoklassizismus den Bannkreis. Es ist mehr ein Tasten heraus aus der Naturferne, das die altheimische Architektur organisch der Landschaft dichterisch einzuordnen strebt; es sind sporadische, wenn auch teils hochwertige Ansätze. Lebendig gebliebene literarische Tradition (Harrison, Pope) und persönliches starkes Erlebnis (Lady Winchilsea, Parnell, Ramsay) sind die Wegweiser.

Gegen Mitte des Jhds. schwillt der Chor. Ein neues Naturempfinden entfaltet sich, dessen Formringen, namentlich im poetischen Ausdruck, Milton und Spenser Vorbild sind. Thomson macht die Menschen sehend: mit dem Sinn für Naturschönheit erwacht das Verständnis für gotische Bauwerke und Ruinen. Der südwalisische Maler-Dichter Dyer eilt mit dem bewußten Ausdruck des spezifisch ästhetischen Reizes der Ruine seiner Zeit weit voraus. Boyse nimmt bewußt-positiv Stellung für die Zeugen gotischer Vergangenheit. Deutlich geschiedene Richtungen bilden sich: auf der einen Seite, vielfach in Anlehnung an Milton, elegisch-melancholische Ruinensentimentalität, gefühlvoll-beschauliche Betrachtung (z. B. Gray, Collins, J. Warton, Shenstone) — auf der anderen Seite verketten namentlich Spenserjünger Ruinendichtung und modisch-populäre Grabespoesie (z. B. Mallet, Hervey). Aber noch sucht die klassizistische Tradition sich ihre Herrschaft zu wahren, ringen gotische und klassische Kultursphäre miteinander, treten oft in grotesken Kontrast: Akenside und T. Warton erstreben die wirkungsvolle Verschmelzung von *gothic strength* und *Attic grace*.

In den literarkritischen Großkampftagen 1750—65 lebt in der Architektur die Gotik wieder auf (Brüder Adam). Man spricht von *gothic greatness*. Macpherson und Percy gewinnen ihr die Dichtung, wenngleich das Ruinenmilieu stark nach dem Vorbild Miltons und Grays gestaltet ist. Hatten schon Collins und Gray gelegentlich impressionistische Bilder gegeben, so wird 'Ossian' darin Meister und zugleich der Klassiker jener melancholischen Dichterpredigten vom Vergänglichkeitspathos der Ruine, wie sie die 'Schule' Cunningham, Jerningham, Ogilvie unter der Herrschaft der sentimentalen Mode pflegte.

Bis in den Ausgang des 18. Jhds. wirkt klassizistische Tradition stark nach (Cowper). Aber das Sieghaftwerden der neuen Motivkomplexe ist nicht mehr aufzuhalten; Milton und Spenser, Gray und Ossian sind lebendige Einflüsse. Die Gruppe Bruce, Logan, Graeme setzt die pessimistische Weltschmerzstimmung fort. Man erfaßt den ästhetischen Eigenwert der Gotik. Die Ruinendichtung wird getragen von nationalem Pathos (Mason, J. Scott). Ihre Dichter, eng mit Heimat und Volkstum verwurzelt, schwelgen in geschichtlichen Erinnerungen, allen voran die Schotten Mickle und Burns mit ihrem starken lyrischen Landschaftsgefühl. Die Ruine wird Inspiration: Chatterton, Blake. Der Weg zu Wordsworth liegt offen.

Die Romantik endlich gibt in Scott, Coleridge und Wordsworth den verschiedenen Tendenzen reifste künstlerische Formung.

Knappes Referat möge eine wohlgelungene Gesamtleistung empfehlen. Einzelheiten wird man tadeln können, nur wenige Einzeltatsachen anderen aufbauenden Betrachtungsreihen eingliedern wollen. Geistesgeschichtliche Zusammenhänge sind fortlaufend berücksichtigt; Heranziehung zeitgenössischer Literaturkritik, Gartenkunst und Malerei wirkt recht lichtvoll. Breites, natürlich nicht vollständiges Material (namentlich die Sammlungen von Chalmers, Anderson, Dodsley und Pearch) ist berücksichtigt. Kleinere und kleinste Geister, Anonymi und Pseudonymi, gelegentlich Vertreter aus den Niederungen der Literatur kommen zu Wort. Nur so läßt sich geschmacksgeschichtlicher Entwicklung einigermaßen nahekommen. Einfühlende Interpretation läßt die Dichter für sich selbst sprechen. Die Arbeit stellt entwicklungsgeschichtlich Bedeutsames heraus, ohne in zweckloser Suche nach Abhängigkeitslinien zu ersterben. Ab und an ist der Stil romanhaft geschwellt: Résumés der einzelnen Absätze stellen das Gleichgewicht wieder her. Leider hinterläßt das Schlußkapitel mit etwas zersplitterten, indexartigen Zusammenstellungen keinen geschlossenen Eindruck: inhaltlich bieten die 'Zusammenfassungen' der einzelnen Kapitel vollauf Ersatz. Solch eindringende, wohlorientierte Untersuchungen einzelner Komplexe klären mehr als manche geistblitzende Spekulation über Klassizismus und Romantik.

Jena. Hermann M. Flasdieck.

John Mark Longaker, *The Della Cruscans and William Gifford.* A Thesis for the Degree of Doctor of Philosophy. Philadelphia, University of Pennsylvania, 1924. 67 S.

Daß die Gruppe derer um 'Della Crusca' mit zu den literarischen Erscheinungen gehöre, die auf die *Lyrical Ballads* zuführen, ist schon mehrfach ausgesprochen worden. Eine eingehende Darstellung fehlt bisher.

In der vorliegenden Schrift wird einleitend das biographische Material zusammengetragen über die Hauptvertreter der Koterie, wie sie sich zunächst 1784 in Florenz im Salon der Piozzi zusammenfanden. Am eifrigsten haben sich in dieser Florentiner Frühzeit betätigt Robert Merry (Pseudonym 'Della Crusca' zuerst 1787), der späterhin in Wettbewerb mit Pye nach dem Laureat strebte, und Mrs. Piozzi, die Freundin Johnsons und

der Burney[1]); nächst ihnen der wenig produktive Bertie Greatheed und der marktschreierische William Parsons. Parsons war es auch, der ein Auswahlbändchen edierte und darin sich den Löwenanteil sicherte: *The Florence Miscellany* (Florenz 1785); hier war — neben einigen italienischen und französischen Beiträgen — das Beste jener Gedichte zusammengestellt, die zerstreut in der Londoner Presse, namentlich *The World*, erschienen waren. Es ist durchschnittsmäßige Salonpoesie der Zeit, nicht übermäßig formvollendet, inhaltlich sehr oberflächlich, voll ermüdend wiederholter gegenseitiger Lobhudelei dieser Afterpoeten.

Nicht dem *Miscellany*, das selbst Gifford nicht kannte, hatten die Della Cruscaner ihr Ansehen zu danken, vielmehr der Verbreitung ihrer Erzeugnisse durch die Londoner Blätter. In London fanden sie sich wieder zusammen und erregten eine Weile erhebliches Aufsehen. Lächerliche Selbstüberhebung war die Folge. Merry und Parsons, aber auch Greatheed ('Reuben') waren ständig mit ihren Machwerken in *The World* vertreten, deren Herausgeber Este ebenso wie John Bell von *The New World* (nachher *The Oracle*) die nötige Reklame machten. Ihnen schloß sich eine Reihe kleinerer und kleinster Pseudonymi an, darunter Hannah Cowley ('Anna Matilda') und John Wolcott ('Peter Pindar'). Auch andere Londoner Blätter wie *The Telegraph* und *The Morning Post* brachten ihre Beiträge. Im Zentrum aber steht der große in *The World* ausgetragene Gedichtaustausch zwischen Della Crusca und Anna Matilda (Juni 1787 bis März 1789): platonische Liebesbriefe in recht kindlichen Versen. Persönliche Bekanntschaft machte der dichterischen Glut ein plötzliches Ende '*for she was forty-six and he was thirty-four*'. Eine Auswahl des in *The World* Erschienenen, darunter 26 Gedichte Merrys und 14 der Cowley, brachte *The Poetry of the World* 1789 [in 4. Auflage (1791) *The British Album*].

Der gesunden Kritik dieser Bewegung gab der klassisch und mathematisch gebildete William Gifford (1757—1826) Ausdruck, der Günstling Lord Grosvenors, bekannt als Editor elisabethanischer Dramatiker und als Übersetzer namentlich Juvenals sowie als Leiter der *Quarterly Review*[2]). Zunächst 1791 in *The*

---

[1]) Vgl. Hesther Lynch Piozzi, *Anecdotes of the late S. Johnson.* Ed. by S. C. Roberts. C. U. P. [1925.]

[2]) Eine Biographie wird von John Murray vorbereitet (TLS 1925, S. 448); vgl. auch ebd. 468.

Baviad, einer Nachahmung der 1. Satire des Persius: Mit schneidender Satire wird hier alles begossen, was irgendwie mit den Della Cruscanern zusammenhing; nur Parsons war — als gar zu unbedeutend — ausgenommen. Bissige Anmerkungen stellten das nicht immer einwandfreie Privatleben der Dichterlinge bloß. Doch sie gaben sich nicht geschlagen. Immer unbedeutendere Geister gesellten sich zum *tribe of Bell*, während die alten Florentiner so gut wie ganz zurücktraten. Wolcott '*the poor driveler*' wurde ihr Wortführer. Erfolglos strengten sie Verfahren gegen die an der Verbreitung der Baviade beteiligten Buchhändler an. Immer unerträglicher wurden die gegenseitigen Lobeserhebungen. Da versetzte ihnen Gifford den Todesstoß. In *The Mæviad* (1795?), einer Nachahmung der 10. Horazischen Satire, wurde ihre Unkunst zergliedert. Damit war, wennschon noch einige Unentwegte weiterschrieben, die Angelegenheit endgültig erledigt.

Die rund ein Jahrzehnt sich hinziehende Bewegung ist bei genauerer Betrachtung der Epoche gewiß nicht zu übersehen: *Anna Matilda* symbolisiert seitdem vielfach den sentimentalen weiblichen Dichterling. Bekannte Züge des Übergangszeitalters vom Klassizismus zur Romantik finden sich bei den Della Cruscanern eigentümlich gebrochen wieder. Im großen und ganzen aber ist diese wortreiche und anmaßende Gruppe doch herzlich unbedeutend: Longakers Urteil scheint von der Selbsteinschätzung dieser Poetaster etwas allzu stark beeinflußt zu sein.

Die Aufarbeitung des Materials ist recht fleißig und eingehend: häufig war Material aus zeitgenössischen Blättern heranzuziehen. Für die mitgeteilten Proben (S. 22—23; 24—26; 27; 31—32; 33; 36—39; 40; 41; 43) wird mancher dankbar sein. Der biographische Teil ist etwas sehr langatmig; Alltäglichkeiten sind zu sehr ausgesponnen. Man hat oft den Eindruck, als habe L. sich allzusehr an das gehalten, was das spezielle Quellenmaterial bot (vgl. 14[17]). Bemerkungen wie S. 11[8] über die Academia della Crusca und S. 59[25] über die Ereignisse der Jahre 1793—95 muten doch gar zu elementar an. Die Ausführungen über *The World — The New World — The Oracle* (vgl. 12[11], 30[2], 35[14]) sind etwas unklar.

Jena. Hermann M. Flasdieck.

Walter Garstang, *Wordsworth's Interpretation of Nature.* Supplement to *Nature*, London, Macmillan, 16. Jan. 1926, cxvii, 8 pp. Pr. 1 s.

In this paper, slightly abbreviated by the author from his presidential address to the Leeds Philosophical and Literary Society on 20. October 1925, the Professor of Zoology in the University of Leeds makes from the scientific point of view an examination, well illustrated by numerous quotations, of Wordsworth's message and method. A very slight change in the influences acting upon him at the critical period of his life, when a student at Cambridge, might well have made of Wordsworth, as it did of Darwin, a naturalist instead of a poet. The spirit animating the two was closely akin, and Wordsworth showed definite inclinations towards science, e. g. geometry and biology. At it is, however, there is an essential difference between the scientific and the Wordsworthian outlook upon Nature. The latter is likened by Professor Garstang to a symphony or interacting harmony of sense-impressions, in which each "Form of Being", animate and inanimate, plays an active part. By long, close and sympathetic contemplation of this symphony Wordsworth, with the aid of poetic insight and feeling, endeavoured to achieve a synthesis of the universe of Nature. Science, on the contrary, aims at analysis, and, engrossed in the operations of separate instruments, loses the message of the symphony as a whole, but gains an increasing command over instruments and materials for practical purposes, as well as a growing understanding of the processes by which the symphony is rendered.

London. Cyril C. Barnard.

Coleridge, *Poetry and Prose.* With essays by Hazlitt, Jeffrey, De Quincey, Carlyle and others. With an introduction and notes by H. W. Garrod. Oxford, at the Clarendon Press, 1925, xix, 184 S., mit einem Porträt. 3 s. 6 d.

The Professor of Poetry at Oxford University has here provided us with an anthology of Coleridge with which it would be hard to find fault. Probably no poem of outstanding merit has been omitted, and a few have been included rather for their importance as showing development than for their intrinsic worth. The prose-work is very scantily represented by a few short specimens, which are of course quite inadequate to give any idea of Coleridge's

talent for criticism. This however it was impossible to do within the compass of so small a volume, and we are glad that Professor Garrod did not omit the prose altogether as he might have been tempted to do. Prefixed to the selection are ten character-sketches, which show us Coleridge as he appeared to his contemporaries, and a chronological list of the chief events in his life. The book is furnished with an introduction and notes by the editor, and a frontispiece reproducing the portrait of Coleridge in Christ's Hospital by Moses Haughton the younger. This portrait is quite a change from the usual ones provided in books on the poet, and we do not remember having seen it reproduced before.

In his introduction Professor Garrod brings out very clearly, not only the well-known fact that nearly all of what is supreme in Coleridge's poetry was written when he was with or near Wordsworth, but also, what is not so generally realized, that Coleridge was a Wordsworthian before Wordsworth himself; that is to say, that Coleridge showed premonitions of what is most characteristic in the best of Wordsworth's poetry before Wordsworth himself did. This is illustrated particularly in the genre of the "conversation poem". This species was in point of fact invented by Coleridge, and two examples of it are printed in this book, which were written some years before Wordsworth essayed it. Another point mentioned by the editor, and one which is often forgotten, is that Coleridge staked a good deal more in the joint-venture of the *Lyrical Ballads* than Wordsworth did, for the former had already achieved a reputation, whereas the latter was unknown or known unfavourably. Professor Garrod has some hard words to say about Coleridge's lack of complete honesty with himself and his work which may rouse the resentment of ardent Coleridgians, but he fully admits his possession of a gift of humour, in which Wordsworth was deficient.

The book is beautifully and tastefully produced, a pleasure to read and to handle. Print, paper and binding are all worthy of the contents, and the whole makes a delightful thesaurus of Coleridge in a handy form which anyone might be proud to possess.

London, January 1926. Cyril C. Barnard.

Lucy E. Watson, *Coleridge at Highgate.* London, Longmans, Green & Co., 1925. xiv, 196 S., 4 Tafeln, 10 s. 6 d.

Mrs. Watson, who is the granddaughter of Mr. Gillman, the surgeon with whom Coleridge lived for the last eighteen years of his life at No. 3 The Grove, Highgate, has attempted in this book a vindication of the poet's character. For this purpose she describes his life at Highgate and brings forward a great mass of contemporary evidence, both new and old, to prove his gentleness and goodness. Unfortunately for the readableness of the book this mass is not as well digested or as clearly arranged as could be desired, but as evidence it is amply sufficient to convince the impartial enquirer. The only comment one feels inclined to make is to question whether public opinion be as hostile to Coleridge as the authoress seems to think; whether it really needed all this convincing. Surely it may reasonably be inferred that an influence, such as we know Coleridge undoubtedly exerted over many of the greatest writers of the time, must have proceeded from a man not only of unusual personal charm but also of good and noble character.

To offer such criticism as this however is to be ungrateful to Mrs. Watson; for although one cannot but regret that the book has been written in such a controversial vein, instead of in a more narrative style as it might well have been, still it cannot be denied that she has brought together for us here much interesting information, not easily accessible elsewhere, about Coleridge's life at Highgate. What strikes the reader during the perusal of this book is the loving devotion to the poet's memory not only of the writer, to whom its compilation has obviously been a labour of love as well as a duty, but also of the writer's grandparents, particularly her grandmother, from whom, as she explains in the first chapter, she obtained most of her information.

Adverse criticism of Coleridge's private character has centred mainly around four themes: his addiction to opium, his supposed constitutional indolence and lack of moral will power, his misunderstandings with friends such as Wordsworth and Lamb, and his desertion of wife and family. Mrs. Watson deals with all these points and in each case tries either to refute the charge or to excuse the fault.

Coleridge first took opium, not in any spirit of self-indulgence, but as a relief from severe pain. In his own words his "sole

sensuality was not to be in pain". His sensitive nature was keenly conscious of the degradation caused by the habit that was afterwards formed. The authoress contends that this habit was overcome so successfully that after his arrival at Highgate Coleridge took the drug "only when it was prescribed for him by Mr. Gillman (with the concurrence of another medical man) to relieve the most agonising pain". Not only is the family tradition emphatic upon this point, but the works written by Coleridge during the Highgate period bear no evidence of the influence of opium upon his intellect. Coleridge's physical sufferings have been greatly overlooked. The post-mortem examination showed a pleural effusion of a dropsical nature secondary to chronic cardiac dilatation with adhesions of the pericardial sac, probably due to inflammation of the latter in early life. It can readily be understood that the victim of such a condition must have suffered more than his contemporaries knew.

The above is sufficient to show that not only the opium habit, but the "constitutional indolence" also, had a physical basis. The conquest of the former and the achievement in spite of the latter of such a list of works as lies to his credit, are rightly claimed as constituting a notable example of the triumph of mind over matter. Besides his published works Mrs. Watson mentions others, still only in manuscript, written during his long stay with the Gillmans, in particular one on *The History of Logic* and another on *The Books of the Old and New Testaments,* which would seem to merit publication. Regarding the effect of physical pain his nephew records in the *Table Talk* the following words of Coleridge: "I can think with all my ordinary vigour in the midst of pain; but I am beset with the most wretched and unmanning reluctance and shrinking from action". Again in a letter he writes: "The compulsory egoism of pain is for me the venom of its fang". The poet's well-known habit of self-depreciation may have contributed to the idea of his being constitutionally lazy. Thus he often used in his letters expressions such as "my natural laziness" and "my indolence" which were scarcely warranted by the occasion. It was said of Coleridge by an intimate friend, and the saying has been often repeated, that "he was a good man, but when anything presented itself to him in the shape of a moral duty, he was incapable of performing it". This is doubtless a sweeping exaggeration for there are on record nume-

rous instances of his performing "duties of friendship in a manner which few men of his (supposed) constitutional indolence could have roused themselves to equal".

Regarding Coleridge's misunderstandings with Charles Lamb and Wordsworth, Mrs. Watson explains that the former was due entirely to some inconsidered words of their common friend Charles Lloyd. Later Lamb himself admitted that he had been misled and their former intimacy was fully restored. To the very last Lamb expressed the highest regard for his life long friend. The estrangement from Wordsworth was also caused by a third party, in this case Basil Montagu, who repeated to Coleridge a remark of Wordsworth's referring to his addiction to opium. This was at a time when Coleridge was completely mastered by the habit, and the grief of Wordsworth's rebuke sank deep into his heart, whence it was never again completely erased. His love and reverence for Wordsworth however continued the same, the two friends met afterwards on several occasions at Highgate, and once they went for a three weeks' tour on the Rhine together.

Mrs. Watson's explanation of Coleridge's alleged desertion of his wife is less satisfactory. She does not really attempt to explain it at all, but contents herself with saying that whatever the original cause of the separation may have been, the fact that there was still affection between the two is proved by the visit of Mrs. Coleridge and their daughter Sara to Highgate, where they stayed from Christmas 1822 till the following February. Moreover the separation did not amount to a desertion as ordinarily understood, because Coleridge gave up the whole of the Wedgwood annuity for the support of his family, though after this had been reduced it was admittedly insufficient for the purpose. Coleridge in fact was often himself in greater pecuniary distress than his wife and children were.

The book is well produced and the four illustrations, particularly the two of the Gillman's house at Highgate, add to its interest. Two misspellings of proper names may be mentioned because, as they are each repeated several times, they cannot be due merely to printer's errors. "Wedgewood" should be spelt without the second "e", and the famous surgeon's name is of course Sir Astley (not Ashley) Cooper.

London, November 1925. Cyril C. Barnard.

Amy Lowell, *John Keats*. Boston, U. S. A., 1925. 2 vols., pp. xv, 631, 662. Four appendices and Index fill pp. 531—662. Thirty-six fullpage illustrations. Pr. $ 12.50 [1]).

Whoever attempts, in these days, a biographical estimate of Keats, comes into the arena with Sir Sidney Colvin's dignified *Life* of 1917, and with the annotated edition of the poems by de Sélincourt, fourth edition 1921. Such an attempt will also inevitably be compared with Mrs. Olwen Ward Campbell's recent admirable study *Shelley and the Unromantics;* a work with some unevennesses and some lapses of taste, but on the whole the most important general discussion of Shelley in English. A reviewer's first inquiry must be into the justification for this biography and for its scale. What new material, on the poet's life or on the sources of his work, can Miss Lowell offer which warrants these two costly volumes of over six hundred pages each? And have her own free verse, her experimentations in "polyphonic prose", her psychological essays in criticism, endowed her with such insight, such understanding, as to make her a truer interpreter of Keats than earlier students?

Some new material she has. There are included in these volumes over fifty unpublished or unnoticed letters relating to Keats, a half-score of which were written by Keats himself. One of these latter, and a very important one, has already been printed in the Keats Memorial Volume; others, one of them printed in an American newspaper in 1836, were written to his brother George while Keats was tramping in Scotland; and letters exchanged between Woodhouse and other friends throw light both on Keats' finances and on his truly amazing failures of taste in *Lamia* and in the *Eve of St. Agnes,* — failures from which these friends apparently saved him, since the passages in question were excised. The *Lamia* lines, however, are here printed, from the original letter in Miss Lowell's extensive collection of Keatsiana, a collection from which she reproduces, in photography, the Chapman sonnet in manuscript, and two pages of the heavily corrected first draft of the *Eve of St. Agnes*. In her third Appendix, along with many underscored passages in Keats' books, Miss Lowell

---

[1]) [Miß Amy Lowell starb plötzlich zu Boston am 12. Mai 1925, wenige Monate nach Veröffentlichung ihres oben besprochenen Buchs über Keats. Sie hat ihre Bibliothek der Universität Harvard vermacht.]

prints a list of those marked by him in the first book of Spenser's *Faery Queene*, a volume also in her possession; and in her second Appendix is published a fragmentary farce which she believes to be possibly a "potboiler" by Keats, since it is copied into the Woodhouse volume of Keatsiana. Throughout the biography extensive use is made of this volume of letters and transcripts, which is now in the Pierpont Morgan library, and has a few months since been transferred, with that whole magnificent treasure-house, to the possession of the City of New York. From this volume, and from the George Keats papers owned by other American collectors, Miss Lowell is able to print four short early (and valueless) poems hitherto unknown; and from a MS in the Harvard Library she gives holograph fragments of *I Stood Tiptoe,* fragments unnoticed by Buxton Forman and by de Sélincourt, although twice printed in America. She has also been allowed to examine the still unpublished letters of Fanny Brawne, privately owned by an unnamed collector.

A reading of this partial list, still more a reading of Miss Lowell's acknowledgments in her introduction, must convince any student that the drift of Keatsiana to America in recent years has made it almost inevitable that the definitive biography of the poet should be written here. Which is not saying, however, that the best criticism of Keats can be written only in America, nor that this book is the definitive biography of him. It is undoubtedly a permanent reference-book; to its mass of fact more can hardly be added unless a journal intime in Keats' own hand were discovered. But several of its qualities militate against it as a biography, especially as the biography of a poet. For one thing, it is so smothered in fact that the subject and centre of those facts sometimes disappears; we hear Miss Lowell insisting that he is there, but we cannot see him for the multiplicity of detail as to transportation, finances, probable dates of undated letters, and so on. It is a fact that "on Sunday Keats breakfasted with Woodhouse and stayed with him all the morning, he even accompanied him to the Swan with Two Necks in Lad Lane and saw him off in the Accommodation Post Coach for Weymouth at three. After that, he dined with Mrs. Wylie in Henrietta Street. And so passed Sunday." But the inclusion of this time-table material in the biography at every turn is as distracting as the incorporation of footnotes in a text; it is the

justifiable autobiographical method of Pepys unjustifiably applied. Miss Lowell says in her introduction that she has considered "nothing which could clarify Keats' psychological processes (as) too slight to be mentioned". With this every student is in accord; but Miss Lowell's notions of clarification and of psychology are more those of Joyce in his *Ulysses* than those of an artist in portraiture. It were a clarifying fact, and one important for psychology, did we know just when Newman ordered his tailor to make him a pair of grey trousers; for we should then know at what moment he decided to leave the Anglican Church. But the preposterous discussion here as to whether Mrs. Brawne or old Mrs. Dilke were the suggester of the *Eve of St. Agnes*, to take a single example, is no such fact, nor a fact at all.

This dilution with detail, and Miss Lowell's enormous discursiveness, are the more irritating to the lover of Keats because, were this work drained of its water, its small but important mass of fact might have come within reach of the student purse. All students wish to ponder Keats' underscorings in the first book of the *Faerie Queene*; all students are interested in noting the Keats brothers' markings of *I Stood Tiptoe*, revealing as they do a mixture of delicate and of vulgar appreciation. But few students can afford to pay twelve dollars and a half for the padding which distends these volumes.

At one point Miss Lowell's discursiveness is better justified, — in the chapter on *Endymion*, of 143 pages. She views the poem as in no sense an allegory, and terms the monograph of Notcutt absurd. To her the poem is "a product of day by day imagination, meandering where it would or could, with no guide but 'the principle of beauty in all things', and supereminently in sexual love". The influence upon Keats of each change of abode or of companion, each book picked up, during those seven months, is carefully and interestingly traced; Miss Lowell's detailed method is here justified, largely because it is supported by the recent work of Finney and of Lowes as to the source of various *Endymion*-passages in Diodorus, in Rabelais, and in Drayton's *Endimion and Phoebe*. The suggestions of Colvin and of de Sélincourt must be qualified by this chapter and by the investigations which it brings together.

There are no such investigations to be restated on *Hyperion*, although Miss Lowell presents us with what she terms "a bomb-

shell". She believes that the *Vision* is not, as previously considered on Brown's authority, the second attempt, but the earlier; that it was discarded and *Hyperion* begun; that this also was dropped, and a brief return made to the first plan. Her argument for this is exceedingly detailed, but tenuous and negative; it requires a disbelief of Brown's statement and the belief that Keats' not mentioning a piece of work when writing to his brother proves that work already known to George, and not new. Miss Lowell will not find many supporters.

On other poems the most of Miss Lowell's effort goes to settling the exact date, and her Appendix I is a chronological list of Keats' work. She is justly severe on *Isabella*. She opines that *La Belle Dame* is not autobiographical, has no real connection with Keats and Fanny Brawne; but she calls the *Eve of St. Agnes* "a great choral hymn written to celebrate his love for Fanny Brawne". The Odes receive brief literary comment, and there is no attempt to extenuate the faults of the early poems or of many of the sonnets. There might well have been some comparison between *I Stood Tiptoe* and Reynolds' *Recollection*, published in 1814 and praised by Hunt; and one of the buffets dealt *Calidore* might have been spared had Miss Lowell known that "wild cats' eyes" meant to Keats and to rural England not a glaring animal but the small blue flower of the speedwell.

In these pages the friends of Keats pass and repass, obscured often as he is obscured, but sometimes clearer. The figures of Richard Woodhouse and of Fanny Brawne take on a new color; Woodhouse's assured, because we are shown his letters, and can see for ourselves the sincere hero-worship and loyal generosity of the man; Fanny Brawne's less certain, though Miss Lowell earnestly defends her, partly on the basis of the unpublished letters, partly by the record of Keats' unreason and violence. Severn is given his true valuation. Leigh Hunt and his influence are insufficiently presented; and this is the more regrettable because Hunt so exactly typifies the faults from which Keats at first suffered as a poet, and from which he later almost freed himself.

Keats was as hypersensitive as Shelley, and still more so as regards touch; he was a lover of the out-of-doors; he was a delighted reader of the best, and under the guidance of Shakespeare and of Milton he was developing a mastery of epithet;

but he suffered in his early years from a congenital badness of taste, a subjection to the mawkish formulae of his social class, which Hunt encouraged, and which he himself was still outgrowing when he died. In those few short years of poetic production he had not time to work himself free; the entrance of a living woman into his verse is too often, even to the very end, the signal for a vapid formula or for the uncontrolled expression of his quivering sense of touch. That alert tactile sense gives us, it is true, "fingers cool as aspen leaves"; but it gives us in the same passage "Those lips, O slippery blisses". The struggle between Keats' book- and nature-experiences on the one hand and his sex-preoccupation on the other, the assured beauty of the response he gave to one and the weak or vulgar which too often followed on the other stimulus, this struggle and contradiction is the life of Keats. Miss Lowell has recognized it only occasionally; her endeavor has been "to give his life as a whole, bringing in the poems at intervals as they occurred to him". But Keats, apart from the verse which reveals this struggle, is not worth twelve hundred pages, and he is not Keats.

The volumes have a very thorough index, and the proof has been carefully read except for numerous cases of a comma for a semicolon which jar the reader. One such case I have reproduced in the citation as to Keats' Sunday with Woodhouse, above. Some of the illustrations might well have been spared to make room for the nobly imaginative bust of Keats done by the late Anne Whitney, one copy of which is in Hampstead Church, and another here in Boston.

Boston, U.S.A. Eleanor Prescott Hammond.

Geraldine Hodgson, *The Life of James Elroy Flecker.* From Letters and Materials provided by his Mother. Oxford, Basil Blackwell. 1925. 288 S. Pr. 12 s. 6 d.

Diese ausführliche Biographie eines zu Lebzeiten arg vernachlässigten und nun ein Jahrzehnt nach seinem frühen Tode vielleicht überschätzten Dichters ist eine wertvolle Ergänzung zu Douglas Goldring: *James Elroy Flecker. An Appreciation with some biographical notes.* (Chapman & Hall. London 1922. 200 S.[1]). Im Gegensatz zu Goldring läßt Geraldine Hodgson

---

[1]) Vgl. meinen Aufsatz "James Elroy Flecker". Neuere Sprachen 1923, 269 ff.

das Biographische überwiegen; sie stützt sich dabei auf das reiche Brief- und Tatsachenmaterial, welches ihr die Mutter des Dichters zur Verfügung gestellt hat. Die Arbeit war nicht leicht, und sie hat sie sich auch nicht leicht gemacht. Flecker war ein überaus fleißiger Briefschreiber; die Verf. hat die zahlreichen Briefe sorgsam gesichtet; sie begnügt sich aber nicht damit, Briefe, Stellen aus Briefen sowie andere Tatsachen mitzuteilen; sie sucht auch daraus Fleckers Seelenleben und Künstlertum zu deuten. In acht Kapitel gliedert sie ihre umfangreiche Lebensbeschreibung. Zunächst schildert sie des Dichters "Early Life"; mit feinem Verständnis versenkt sie sich in die Psyche des Frühreifen, dem, wie allen geborenen Künstlern, ein kompliziertes Temperament eigen war, und der in zwei Welten lebte, der auch in den Schuljahren in »Uppingham« (2. Kap.) durch seine Neigungen und seine Veranlagung weit über den Durchschnitt hinausragte. Die Oxforder Periode (Trinity College, Oxford 3. Kap.) beschreibt sie von einem synthetischeren Standpunkt aus als Goldring; sie läßt wirklich den Geist jener Zeit (1902—06) lebendig werden, einer Zeit voll verwirrender neuer Ideen und Anregungen, die einen so vielseitigen, impulsiven, aller Metaphysik freilich abgeneigten Geist wie Flecker sehr stark beeinflussen mußten. Oxford und Oxfords Umgebung war ihm viel sympathischer als die kleine Stadt am Cam, als die weithin sich erstreckenden verschlafenen Fenlands. Er liebte lebhafte Farben und scharfe Konturen, die er in Cambridge entbehren mußte. Auf die Cambridger Zeit (Caius College, Cambridge 5. Kap.) folgte die Bekanntschaft mit "Constantinople" (6. Kap.), mit dem Osten, der ihn bald abstieß und den er vor allem wegen seiner Grausamkeit haßte, den er aber so intim kennen lernte wie kaum ein zweiter englischer Dichter. Sein Schönheitssinn, seine Freude an landschaftlicher Schönheit tröstete ihn über die trüben Tage in Syrien (Beirut 7. Kap.) hinweg. Als Totkranker kam er zuletzt nach Europa, um den Osten nie wiederzusehen, nach der Schweiz (Switzerland 8. Kap.), wo er als Frühvollendeter im Alter von dreißig Jahren starb.

Flecker ist zweimal in den Sammlungen der *Georgian Poetry* vertreten, aber er scheint bei den Georgianern nie recht beheimatet gewesen zu sein. In einer Zeit der Unrast und des Experimentierens, deren er sich wohl bewußt war, strebte er stets auf geradem Wege einem bestimmten Ziele zu. In einem Lande, wo die Literatur nie die führende Stellung im geistigen Leben des Volkes

eingenommen hat, war er ein literarischer "craftsman" und "professional". Wenn er dichtete, hatte er sein Ziel deutlich vor Augen, um es in eine klare Form zu bringen. In der Beziehung unterscheidet er sich von den meisten englischen Dichtern und kann er nur mit Milton, Gray und Tennyson verglichen werden. Er hatte »le culte souverain de l'Art et le mépris pour l'exécution facile«. Inmitten einer Generation, die sich für das Unklare, Gestaltlose, Unschöne empfänglich zeigte, wurde er immer klarer und reiner in Stoff und Form. Inmitten einer Dichterschar, welche die grellen, lauten Mißtöne liebte, strebte er in langsamer stetiger Arbeit seinem Ziele zu, dem höchsten musikalischen Wohlklange. Er war zeitlebens ein großer Verehrer der Klassiker, immer wieder versuchte er sich an Übersetzungen. Wenn seine Gedichte mehr dem Lateinischen als dem Griechischen verdanken, so ist doch der Einfluß der griechischen Literatur auf seine Poesie und Prosa ständig erkennbar. Vielleicht hat auch seine Vorliebe für die Übersetzung der Klassiker gewissen Anteil an seinem Bemühen um die sorgfältige Form. Er war so sehr darauf bedacht, sein Werk zu vervollkommnen, daß ihm die Kritik aller Art und aus allen Lagern stets willkommen war; dieselbe Beachtung wie der Kritik schenkte er auch denjenigen, die eine Erklärung seiner fast immer auf einfachen Gedankengängen beruhenden Poesie wünschten.

Das ist ungefähr das allgemeine Bild, das die Verf. in dem etwas systemlos angelegten "Epilogue" von des Dichters Kunst entwirft. Was sie hier sagt, ist natürlich nicht alles neu. Trotzdem ist diese Originalabhandlung eine willkommene Ergänzung zu Goldrings eigentlicher "Appreciation", auch in dem, was sie über des Dichters Beziehungen zum französischen Parnassianismus und insbesondere zu einzelnen Parnassiern bringt.

Fleckers Kenntnis der modernen französischen Literatur und seine Vorliebe für die Franzosen ist bei einem Engländer, wenigstens bei einem Engländer der Vorkriegszeit, sehr bemerkenswert. Besonders sorgfältig studierte er die französischen Parnassier. Er selbst war nie ein echter Parnassier, und zeitweise ist er von ihnen kaum beeinflußt; aber stets war er dem größten unter ihnen, José Maria de Heredia, treu ergeben. Außer Heredia übten Gautier und Leconte de Lisle die größte Anziehungskraft auf ihn aus, besonders in Oxford. Er hatte jedoch einen unausrottbaren »romantischen« Zug an sich, den die strengen Parnassier verwarfen. Seine Verwandtschaft mit den französischen »Modernen« unterscheidet

ihn anderseits von den Georgianern. Vor einer Beeinflussung durch Baudelaire bewahrte ihn sein gesunder Sinn, seine Freude am Leben und an den Freuden der Welt. Mit Gautier hat er den Geschmack an der Klarheit gemeinsam, die Liebe zum wechselnden Licht und zu wechselnden Farben. Die künstlerische Geschicklichkeit der Parnassier zog ihn nicht nur an, sondern verleitete ihn gelegentlich zur scharfen Kritik an der zeitgenössischen englischen Dichtung, die ihm nachlässig, hohl und roh erschien. Wie Leconte de Lisle liebte er es, einen phantastischen Faden in das Gewebe der Gedanken zu spinnen, das Leben in leuchtenden Farben zu malen. Aber er fand im Parnassianismus keine neue Theorie, wenn er sich auch davon außerordentlich angezogen fühlte; er verachtete alles Lehrhafte, alles Zweckmäßige an der Poesie. Er glaubte, die englische Poesie bedürfe des Parnassianismus als einer heilsamen Lehre, um sie vor den Formlosigkeiten und vor didaktischen Tendenzen zu bewahren; sein einziges dichterisches Ziel ist die Schönheit.

Minder groß als der Einfluß der französischen Parnassier ist derjenige der ihnen folgenden Symbolisten auf seine Dichtung. Wie Albert Samain entnahm er beiden Schulen das Beste, um es eigenen Zwecken dienstbar zu machen. Er legte nicht wie die Parnassier zu großen Wert auf die Form und ließ nicht, wie die Symbolisten, die Form unter dem Inhalt leiden. Er ließ, wie die Symbolisten, Verstand und Gefühl zu gleichem Rechte kommen. Sehr wenig beeinflußt ist Flecker durch Jean Moréas, aber Beziehungen sind da: beide anerkennen nicht die oft aufgestellte Antithese zwischen Gedanken und Schönheit, beide verwerfen die sogenannte "Message-theory" und sind in beiden Punkten der gleichen Auffassung wie Samain. Der Dichterfürst unter den Franzosen ist für ihn Paul Fort. Wie Fort freute er sich an dem klar leuchtenden Lichte, an bestimmten Farben wie silbern, gold, rot, dunkelgrün, blau, wie Fort hat er die reine "joie de vivre"; während Fort aber der abstrakten Philosophie zuneigte, neigte er zum objektiv Dramatischen. Während Flecker seine Verse nach traditionellem Vorbild feilte und glättete, schuf der vers-librist Fort einen zwischen Poesie und Prosa stehenden Stil; diesen einzigartigen Rhythmus hält Flecker für Formlosigkeit, so viel lag ihm an der untadelhaften Form. Fleckers hellstrahlender Witz ist zudem grundverschieden von Forts laut dröhnendem Humor. Für beide sind die Sinne von primärer Bedeutung, und beide erreichen eine

so große Kraft der Schilderung dadurch, daß sie unsere Sinne blenden. Der bei beiden vorherrschende Sinn ist das bildhafte Sehen, bei dem aber die Farbe den Vorrang hat vor der Form.

Bochum. Karl Arns.

James Elroy Flecker, *Hassan: The Story of Hassan of Bagdad and how he came to make the Golden Journey to Samarkand.* A Play in Five Acts. London, W. Heinemann, 1922. 183 pp. Pr. 5 s. net.

Am 3. Januar 1915 starb Flecker, nur wenigen bekannt und doch ein Frühvollendeter, im dreißigsten Lebensjahre in Davos an der Lungenschwindsucht. Sein äußeres Leben war durch seinen Aufenthalt — als Beamter des Konsulats — in Konstantinopel, Smyrna, Beyrut, Korfu und Athen gekennzeichnet, wobei er Kultur und Sprachen des Orients gründlich kennen lernte. Die Marksteine seiner kurzen Dichterlaufbahn sind die Gedichtsbände von 1907, 1910, 1913, 1916; der Band von 1913 enthält sein längstes und künstlerisch bedeutsamstes lyrisches Produkt *The Golden Journey to Samarkand*, auch durch seine Vorrede bemerkenswert, in der sich Flecker — dessen Jugenddichtung von Wilde, Swinburne und und namentlich Baudelaire beeinflußt ist — zur Theorie und Kunstübung der "Parnassiens" bekennt. Der Nachlass enthielt zwei Theaterstücke, *Hassan* und einen *Don Juan*; der erstere wurde 1922 zum ersten Male gedruckt, in etwas gekürzter Form im Oktober 1923 in London aufgeführt, wo eine prächtige Ausstattung und ein ausgezeichnetes Ensemble das Stück zum großen Erfolge des Jahres machten; die englische Kritik bezeichnete den Hassan als dramatisches Kunstwerk ersten Ranges.

Prüfen wir dieses Urteil an der Hand der Lektüre. Die entscheidenden Vorzüge des Stückes: die kühle Schönheit der gemeißelten Sprache, der bunte Wechsel malerischer Szenen, der Reiz einer unaufdringlichen Exotik, das Visionäre einer überquellenden Einbildungskraft, bleiben auch beim Lesen wirksam. Darüber hinaus aber erkennen wir die geschickt ordnende Hand des Dichters, der es auf Kontrastwirkung abgesehen hat; wir haben eine Mischung von Poesie und Farce, von Lustspiel und Drama, von spannender Handlung und lyrischen Einlagen, von orientalischer Pracht und Verwahrlosung, von weltentrücktem Sinnen des Weisen und teuflischer Grausamkeit des Tyrannen. Es ist ein romantischer Dichtertraum, reich an Überraschungen

und Willkürlichkeiten, ein Wunderland, in dem das Unwahrscheinliche Ereignis wird: ein frivoler Kalif, der zur Nacht in den bedenklichsten Stadtvierteln Bagdads auf Abenteuer auszieht und ein alter, dicker, verliebter Zuckerbäcker, der buchstäblich über Nacht zum Günstling des Fürsten und allmächtigen Höfling wird. Allein sehr bald lenkt das tolle Lustspiel in die Bahnen echter Tragik: der grausame Martertod des Bettlerkönigs Rafi und seiner Geliebten Pervaneh, die den Tod nach einer einzigen Liebesnacht der dauernden Trennung vorziehen, macht auch für Hassan der kurzen Herrlichkeit ein Ende; gebrochenen Herzens und angewidert von den grausamen Leiden des Lebens, sagt er, Lessings Al-Hafi vergleichbar, der Welt Lebewohl, um sich den vor den Toren Bagdads versammelten Pilgern zu frommer Wallfahrt anzuschließen; mit ihm zieht Ishak der Hofdichter, der dem bösen Kalifen auch nicht mehr dienen will. Die sehnsüchtigen Klänge des obenerwähnten Liedes von den goldenen Straßen Samarkands, das hier als Epilog das Stück beschließt, enthüllen zugleich das Herz unseres Dichters: auch er hat die Schönheit des Daseins mit den fiebernden Sinnen des Todkranken erlebt, hat sie wie einen tausendfärbigen orientalischen Teppich nachgewirkt und sich doch zum Verzicht auf die gleißende Pracht des Scheins durchgerungen; die ungestillte Sehnsucht nach Schönheit ist zur Sehnsucht nach dem Tode verklärt, der uns der Welt des Leidens entrückt, alles Trennende vereint. Wie der *Hyperion* seines Gesinnungs- und Leidensgenossen Hölderlin, so ist auch der *Hassan* kein zur letzten Reife ausgeglühtes Meisterwerk; die letzte Feile hat Flecker nicht mehr anlegen können, der Mangel eines einheitlichen Baues — anfangs ist Hassan, später Rafi der Hauptträger der Handlung — ist ein unleugbarer Nachteil des Stückes und der Wandel Fleckers von der strengen Wortkunst und kühlen Distanz des Parnassiens zur leidenschaftlichen Selbstenthüllung des schönheitsdurstigen, im Reiche der Träume und Ahnungen lebenden Romantikers ist durch den frühen Tod unterbrochen. In unsere Freude an den sprachlichen Kostbarkeiten, an den klaren, tiefsinnigen Bildern, an den metrischen Künsten der von Flecker hervorgezauberten, sinnberückenden Märchenwelt mischt sich die Trauer über ein grausames Schicksal, das eine der größten Begabungen unter den Dichtern von heute an der Selbstvollendung gehindert hat[1]).

[1]) Vor kurzem ist Fleckers Jugenddrama *Don Juan* [bei Heinemann. 6 s.] erschienen. Aus den Besprechungen [J. C. Squire im "Observer" v. 8. XI. 1925

Literatur.

D. Goldring, J. E. Flecker, Chapmann & Hall, London 1922.
G. Hodgson, The Life of J. E. Flecker, Blackwell 1925.
Fehr, Zur zeitgenössischen Literatur. Anglia, Beiblatt 32.
E. Shanks, J. E. Flecker, London Mercury, November 1923.
K. Arns, J. E. Flecker, Die Neueren Sprachen, Juli 1923, p. 269 ff.
Ders. in: Jüngstes England. Kuner, Leipzig 1925, p. 249 f.
A. E. Morgan in: Tendencies of Modern English Drama, Constable & Co., 1924, pp. 295—297.

Prag. E. Rosenbach.

May Sinclair, *Arnold Waterlow.* — A Life. London, Hutchinson, 1924. 319 S. Pr. 7 s. 6 d.

Unter den Schriftstellerinnen, welche die Auflehnung der modernen Frau gegen die traditionelle Moral des englischen Bürgertums künstlerisch gestalten, gebührt der Brontë-Biographin May Sinclair die Führerstellung. Steht doch ihr gesamtes Schaffen ausschließlich und mit unerbittlicher Folgerichtigkeit im Dienste der geschlechtlichen Emanzipation des Weibes, während ihre Mitstreiterinnen, wie Clemence Dane, Katherine Mansfield, Rose Macaulay u. a., die Forderung auf freies Liebesleben nur gelegentlich verfechten oder sie gar — wie im Falle der letztgenannten — mit leiser Ironie als eine der vielen Illusionen des Lebens behandeln. Bei May Sinclair dagegen ist der geschlechtliche Instinkt das »göttliche Feuer«; der Stimme des Blutes zu folgen, ist wahre Sittlichkeit, und die bedingungslose Anerkennung dieser Freiheit ist feststehende, jedem Zweifel entrückte Selbstverständlichkeit: keine moralische oder gesetzliche Verpflichtung, keine älteren Rechte haben Anspruch auf Rücksicht, wo die dämonische Getriebenheit der Wahlverwandtschaft ihr Ziel sucht. Anerkennung und Verzicht ist sittliche Pflicht des störenden Dritten: die Schwester verzichtet auf den Bräutigam ("The Three Sisters", 1914), die Frau gibt den Gatten frei ("Anne Severn and the Fieldings", 1922), der Freier anerkennt ausdrücklich das Recht der Geliebten auf völlige Frei-

---

und "Times Literary Supplement" No. 1245, p. 796] ergibt sich, daß es sich um ein unfertiges, skizzenhaftes Produkt handelt, das jedoch durch die dichterische Schönheit einzelner Szenen, sowie durch die Behandlung des Themas — das Stück spielt in der Gegenwart, der Held ist Engländer — interessiert. Der Dialog ist teils in Prosa, teils in Versen. Fleckers Tendenz geht schon hier auf eine Vereinigung von Poesie und Bühnenkunst. Erwähnenswert ist der im Vorwort zitierte Brief G. B. Shaws vom März 1911, der schon damals die geniale Veranlagung des jungen Dramatikers erkannt hat.

heit vor und in der Ehe (Eliot in "Anne Severn", der Titelheld in "Arnold Waterlow"). Wo die Eheschließung aus äußeren Gründen nicht möglich ist, tritt unter stolzer Verachtung der bürgerlichen Anschauungen das freie Verhältnis an ihre Stelle, meist nach einer Aussprache, in der die selbstsichere »Aufgeklärtheit« des Mädchens und der rückhaltlose Freimut ihrer Äußerungen in einer für England bisher unerhörten Weise geschildert wird (Alice in "Three Sisters", Anne Severn und Effie in "A. Waterlow"). Dieses Recht auf die Befriedigung des allmächtigen Triebes wird aber nicht bloß durch moralische Thesen gestützt, sondern auch, der in der Literatur heute fast schablonenhaft herrschenden Mode gemäß, durch psychoanalytische Begründung erhärtet: die ganze Kindheit des Liebespaares wird im Sinne Freuds aufgerollt, die Wahlverwandtschaft zu geschlechtlicher Hörigkeit gesteigert. So lernen wir Jerrolds Verhalten zu Anne Severn aus einem Unfall aus seiner Jugend verstehen; ebenso bildet im vorliegenden Werke Arnolds trübe Kindheit und die Vernachlässigung durch die Mutter die Grundlage, die sein künftiges Liebesleben bestimmt. Und wie in den früheren Werken, wird auch hier darauf hingewiesen, daß die Natur die Mißachtung ihrer Gesetze mit Krankheit und Entartung rächt: ein Herzleiden auf hysterischer Grundlage war (in "Anne Severn") Maisies Los, solange sie »der Wahrheit nicht ins Gesicht sehen konnte«, physischer Verfall war die Strafe für Anne und Jerrold, als sie sich zur Enthaltsamkeit verpflichtet glaubten, ebenso leidet Effie in "A. Waterlow" bis zur gefährlichen Erkrankung, ehe sie der Stimme ihres Blutes folgt. Gründliche Kenntnisse auf dem Gebiete der Psychiatrie und der allgemeinen Medizin kommen May Sinclair bei der Schilderung dieser Zustände zu Hilfe.

"Arnold Waterlow" stellt sich somit als eine Fortsetzung des bisherigen Lebenswerkes May Sinclairs dar; trotzdem verdient der Roman auch durch einige neue Motive Beachtung: Das Spiel mit Mystik und okkulten Seelenzuständen, das in ihren "Uncanny Stories" 1923 zutage trat, spielt auch in unserem Werke eine Rolle; es erscheint sogar philosophisch vertieft, denn Arnold, schon von Kindheit auf ein versonnener Grübler, entwickelt sich auf dem Wege über die verschiedensten philosophischen Systeme zu einem Gottsucher, der schließlich, als der Sturm der sinnlichen Jahre vorüber ist, Trost und Läuterung im Sinne von Spinozas amor dei findet. Ein zweites neues Motiv ist die Gegenüberstellung von verläßlicher Bürgerlichkeit und selbstsüchtig-haltlosem Genie, ver-

körpert durch Arnolds Nebenbuhler, den Klavierkünstler und Komponisten Max Schoonhofen. Seinem dämonischen Einfluß ist Rosalind, Arnolds Braut, verfallen, denn er vermag in ihr das Weib zu wecken und ihre musikalische Begabung zur Genialität zu steigern. So wird sie nur unter der Bedingung Arnolds Gattin, daß sie jederzeit zu Max zurückkehren könne, sobald dieser ihrer bedürfe. Arnold seinerseits verspricht, die Gattin jederzeit wieder in sein Haus aufzunehmen. Und beide bewähren ihre Treue: Linda flüchtet nach kurzer, glücklicher Ehe zu Max, und Arnold nimmt die Verlassene, Gebrochene nach Jahren der Trennung wieder bei sich auf, wiewohl er dadurch seiner Freundin und geistigen Gefährtin Effie das Herz bricht. Daß eine Frau den geliebten Gatten und die glücklichste Häuslichkeit verlassen muß, um dem dunklen Triebe des Instinkts zu gehorchen, und daß der Gatte diesen Zwang versteht und achtet — das ist die neuartige Steigerung des bekannten Motivs in unserem Roman.

Wir mögen dieses seltsame Lebensbild nicht ohne gelegentlichen Widerspruch an uns vorüberziehen lassen, wir mögen namentlich manche Ereignisse, wie den Tod des Kindes und später den Tod Effies, als eine allzu leichte Lösung der Schwierigkeiten empfinden: das Werk hält uns doch durch den leidenschaftlichen Ernst seiner impressionistischen Darstellungsweise in seinem Bann, es zwingt zur Auseinandersetzung mit einer These, die bei aller Kühnheit nicht ohne philosophische und medizinische Vertiefung vorgetragen wird und bereichert durch einen markanten Zug die Physiognomie des heutigen England, einer geistigen Welt, in der alles in Auflösung begriffen scheint und zu neuen, unbekannten Zielen drängt.

Prag. E. Rosenbach.

A. E. W. Mason, *The Winding Stair*. Tauchnitz Edition, vol. 4671. Leipzig 1925. 286 S. Pr. geh. M. 1,60, geb. M. 2,20.

Bacons Ausspruch "All rising to great place is by a winding stair", dessen Einfluß sich schon im Titel von Masons neuestem Roman zeigt, beherrscht den ganzen Roman oder vielmehr die Laufbahn des Helden Paul Ravenel, der sich wiederholt aus der Tiefe des Elends zu Ansehen und Ehre emporarbeitet, um schließlich seinen Lebensabend auf heimischem, englischem Boden in Ehren zu verbringen.

Paul Ravenel ist der Sohn des englischen Offiziers John Edward Revel, der mit seinem Freunde Vanderfelt in Indien aus der englischen Armee ausgestoßen wird, weil sie einen ihnen anvertrauten Posten verlassen haben. Während Vanderfelt durch langjährige treue Dienste rehabilitiert wird und in King's Corner in Sussex als Colonel im Schoße seiner Familie ein ruhiges Leben führt, zieht sich Revel, nachdem seine Frau vor Gram gestorben ist, aus Scham unter dem Namen Ravenel mit seinem Sohn Paul zunächst nach Casablanca in Marokko und dann auf die Insel Aguilas an der Küste von Spanien zurück, wo er stirbt. Sein Sohn Paul tritt auf den Rat Vanderfelts in die französische Kolonialarmee in Marokko ein, um den Namen wieder zu Ehren zu bringen. Durch seinen Mut, den er in den Kämpfen mit den maurischen Stämmen beweist, bringt er es zum *capitaine des tirailleurs*. Da wird Marguerite Lambert, die er in der Villa Iris zu Casablanca als 'dancing girl' kennen lernt, und die er vor der Schändung durch einen Griechen rettet, sein Verhängnis. Er bringt sie in Casablanca und später in seiner Garnison Fez in dem Hause eines befreundeten Mauren unter. Während eines blutigen Aufstandes der Eingeborenen läßt er, um Marguerite Lambert zu schützen, seine Kompanie im Stich, ladet also dieselbe Schuld auf sich wie einst sein Vater in Indien. *Le grand sérieux*, wie ihn seine Kameraden, besonders sein Freund, der Hauptmann Gérard de Montignac, nannten, rettet sich als Maure verkleidet mit seiner Geliebten durch eine List und lebt dann zwei Jahre unerkannt in der heiligen Stadt *Mulai Idris* unter dem Namen Si Tayeb Reha. Hier wird er von Gérard de Montignac aufgestöbert, der im Begriffe steht, dem Deserteur *(outcast)* und seiner Geliebten den Todesstoß *(coup de grâce)* zu geben. Aber das Gefühl der Freundschaft siegt, Paul Ravenel tritt als Spion auf spanischem Gebiet zu Beginn des Weltkrieges wieder in den Dienst der französischen Kolonialtruppe, erhält die '*médaille militaire*', wird schwer verwundet und kehrt als Invalide mit seiner Frau Marguerite Lambert nach England zurück, um dort sein Leben in Ruhe zu beschließen.

Die englische Kritik nennt den Roman mit Recht 'a thrilling story of adventure, disguise, sacrifice, and love'.

Zu bewundern ist wiederum die genaue Kenntnis Masons von Marokko und den eingeborenen Stämmen, ihrer Sprache und ihren Sitten, im besonderen von Casablanca und Fez, wo jeder Platz, jede Gasse, jeder verborgene Winkel so anschaulich beschrieben wird, daß diese Beschreibung als zuverlässiger Führer dienen kann. Ob die Handlung wie in *Miranda of the Balcony*[1]) in Marokko oder wie in *At the Villa Rose*[2]) in Frankreich und der Schweiz oder wie in *The Witness for the Defence*[3]) in Indien oder wie in *The Turnstile*[4]) in England spielt, immer bewirkt die naturgetreue

---

[1]) Tauchnitz Edition 3673. 1903.

[2]) Tauchnitz Edition 4210. 1910.

[3]) Tauchnitz Edition 4463. 1914 u. Engl. Stud. 48, 3 S. 445—447.

[4]) Tauchnitz Edition 4360. 4361. 1912 u. Engl. Stud. 46, 2 S. 324—326.

Beschreibung der Szenerie, daß der Leser dem Verfasser von Anfang bis zu Ende mit höchster Spannung folgt.

Wismar i. Meckl. O. Glöde.

Berta Ruck, *The Immortal Girl.* Tauchnitz Edition, vol. 4698. Leipzig 1925. 288 S. Geh. M. 1,60; in Leinen geb. M. 2,20.

Die allerdings sehr unwahrscheinliche Verjüngung des 45 jährigen Mädchens Miß Martha Marigold Owen durch ein Elixier, also auf noch weniger wissenschaftlicher Grundlage als der Steinachschen Theorie, bietet in den Händen der routinierten Erzählerin den Stoff der originellen und spannenden Handlung. Die englische Kritik spricht mit Recht von "an old-fashioned miracle, which occurs in the life of a faded middle-aged spinster, enabling her to enjoy a second girl-hood in the guise of a fashionable maiden of to-day". Wie liebenswürdig auch die Gestalten von Miß Owen, der Tochter des Walliser Pfarrers (rector), Mrs. Prudence Walsh, geb. Pritchard, von Wynstanley Stock, dem verschmähten, und Billy Iffley, dem erfolgreichen Liebhaber, gezeichnet sind, wie lebensvoll auch die Schilderungen des Londoner high-life, des Lebens in Aix-les-Bains und Annecy, gehalten sind, man wird doch den Eindruck der Unnatur nicht los, zumal die Lösung nur zu erreichen ist durch den Tod des Professors H. M. Hillery, London, der wie der 'deus ex machina' wirkt. Er, der Erfinder des 'recipe for Youth Renewed', muß bei einem Eisenbahnunglück umkommen, damit das 'antidote' nicht mehr zu erlangen ist und Miß Martha Marigold Owen dank dem 'Elixir of Youth' die Reize einer Zwanzigjährigen bewahrt.

Wismar i. Meckl. O. Glöde.

Berta Ruck, *Kneel to the Prettiest.* Tauchnitz Edition, vol. 4712. 1925. 279 S. Pr. geh. M. 1,60; in Leinen geb. M. 2,20.

Berta Ruck ist den Lesern der Tauchnitz Edition als gewandte Erzählerin seit 1923 bekannt, wo sie sich mit dem Roman *Sir or Madam?* einführte (vol. 4605). Ihre 1925 erschienene Erzählung *The Immortal Girl* fand ebenfalls eine gute Aufnahme trotz der merkwürdigen Grundidee der wunderbaren Wiederverjüngung eines älteren Mädchens durch einen Wundertrank. Auch in dem vorliegenden Roman spielt wieder ein wunderlicher, über 90 Jahre alter, überspannter Greis die Hauptrolle. Mr. Horace Mundy, der Great-grandfather der in bescheidenen Verhältnissen lebenden Familie Mundy, der in einer jämmerlichen Behausung vegetiert, entpuppt sich als Millionär. Er verspricht seinem Großneffen Harry

Morse Tophampton, der aus Australien nach London gekommen ist, um sich zum Ingenieur auszubilden, eine Rente von 10 000 £, wenn er das schönste Mädchen Großbritanniens heirate. Widerwillig sucht der an Körper und Geist gesunde Australier den Verkehr mit dem Film-Star Miss St. Clair, 'Britain's Most Beautiful Blonde', mit Miss Majorie Hannan, 'The Perfect Girl, the Breathing Milo', mit der koketten Schauspielerin Lilith Mourne, um schließlich seine jüngste Kousine Helen Mundy zu heiraten, die alle Bedingungen des alten Erbonkels erfüllt: 'Kneel to the Prettiest, bow to the Wittiest, and kiss the One you love the best.'

Wismar. O. Glöde.

Mrs. Belloc Lowndes, *Bread of Deceit.* Tauchnitz-Edition, Vol. 4711. 1925. 287 S. Geh. Pr. M. 1,60, in Leinen geb. M. 2.20.

Mrs. Belloc Lowndes ist den Lesern der Tauchnitz-Edition längst bekannt als anmutige Darstellerin packender Situationen, die sich aus den Beziehungen von Männern zu Frauen ergeben, wie in *Studies in Wives* (Vol. 4217), *Studies in Love and in Terror* Vol. 4400), Why they married (Vol. 4610) und besonders in *Some Men and Women* (vol. 4681). So versteht sie es hier meisterhaft, auf dem Untergrund des grausigen Mordes an der 'Lady in the Cellar' eine Handlung aufzubauen, die den Leser bis zum Schluß in Spannung erhält. Der Mörder seiner Frau, der unglücklichen irischen Gouvernante Rosaleen Quinlam, der Kapitän Robert Lovel, handelt aus einem ähnlichen Grund wie einst Lord Leicester im Schlosse Kenilworth. War dort der Preis die Königin Elisabeth, so ist es hier die reiche Erbin Katherine (Kitty) Fleming, die leichtsinnig in das Netz Bob Lovel's gegangen ist, wie mit ihr so viele andere Frauen und Mädchen der höchsten Londoner Gesellschaft. Auch der Ort des Mordes ähnelt dem im Schlosse Kenilworth. Die Entdeckung des Verbrechens durch den einfachen Strohhut mit dem Kranz von künstlichen Kornblumen würde auch dem Spürsinn eines Sherlock Holmes alle Ehre machen. Der Mörder entzieht sich der irdischen Gerechtigkeit durch Selbstmord; die mit knapper Not dem Unglück und der Schande entgangene Kitty Fleming heiratet ihren Retter Sir Anthony Melville. Höchst anziehend sind die Schilderungen von dem Leben in den höchsten Kreisen der Londoner Gesellschaft, deren Glieder lieber eine Razzia der Polizei in einer Spielhölle und eine Nacht im Gefängnis ertragen, als auf das Vergnügen an gefährlichen Abenteuern zu verzichten. Vertreten sind alle Typen, der leichtlebige 'gentleman about town', die emanzipierten 'girls',

die ahnungslosen Mütter, die verschwiegene 'nurse' und — last not least — die abgefeimte Intrigantin, Caroline Nutting, genannt "the Spider", vor deren Ränken niemand sicher ist, kurz alle Vertreter der 'Post-war London Society'.

Wismar. O. Glöde.

James Agate, *The Contemporary Theatre 1923.* London 1924, Leonard Parsons. 313 S. Pr. 7 s 6 d.

James Agate legt hier eine Auswahl aus seinen dramatischen Artikeln vor, die im Laufe des Jahres 1923 allwöchentlich in der *Saturday Review* und in den *Sunday Times* erschienen sind. In einigen Fällen sind es Studien über einzelne Schauspieler und Schauspielerinnen und Besprechungen von Büchern, die sich mit dem Theater befassen. Als Ganzes ist das Buch etwas lose und zusammenhanglos komponiert, aber es macht den Eindruck der unmittelbaren Frische und des persönlichen Erlebens. Denn Agate ist ein schwärmerischer Verehrer und eifriger Besucher des lebenden Theaters. Das »literarische« wie das »poetische« Drama verwirft er daher, da sie nur im Buche Daseinsberechtigung haben. Auch er prophezeit eine nahe Wiedergeburt des Dramas und des Theaters. Das Bühenjahr 1923 ist für ihn das glänzendste, welches das englische Theater seit Jahren erlebt hat. Das Gefühl und die Begeisterung gehen manchmal mit ihm durch, daher manche Überschwenglichkeiten, daher ist er oft so verschwenderisch mit den Superlativen, mit denen er die modernen Schauspieler und Schauspielerinnen bedenkt. Ist es wirklich wahr, daß die englische Schauspielkunst noch nie auf solcher Höhe gestanden hat, wie gerade in unseren Tagen? Etwas überschwenglich ist er auch in der Schätzung von Ashley Dukes' Buch: *The Youngest Drama,* dem zu einem »Critic's Handbook« doch noch einiges fehlt. Ebenso, wenn er in einem anderen Eingangskapitel »A Hint to Repertory Theatres« Allan Monkhouses vieraktiges Drama *The Conquering Hus* empfiehlt als

"one of the finest pieces for the stage written by an Englishman since the war, and the product of one of the most delicately conditioned and percipient minds which have ever ennobled the English theatre."

Sehr instruktiv ist die Gegenüberstellung von »Two Producers«, Gordon Craig und Frank Vernon und ihrer bekannten Werke *Scene* und *Modern Stage Production:*

"Mr. Crais is a master of rodomontade, Mr. Vernon the apostle of common sense. 'Scene' sets forth what the Theatre would be like if we were

content to turn it over — author, actor, decorator, machinist, electrician, seller of programmes and cloak-room attendant — to the comprehensive suzerainty of an idealist. Mr. Vernon's little book contains the creed of one who is not ashamed to work in the theatre as it is."

Er verwirft also Craigs verstiegene zeitlose szenische Entwürfe und ist in Theaterdingen ebenso »commensensical« wie St. John Ervine.

Den Hauptteil des Buches, wenigstens dem Umfange nach, bilden die Schauspielkritiken, die er gliedert in »The Elisabethan Drama«, »Morality Plays«, »Revivals«, »Modern Plays«, »Melodrama«. Von den elisabethanischen Dramen interessieren uns besonders Fords *Tis Pity she's a Whore* und Marlowes *Edward II.*, welche die Phoenix Society 1923 herausgebracht hat, deren Bestrebungen Agate übrigens in scharfem Gegensatz zu William Archer sehr freundlich gegenübersteht. Zu den »Moralitäten« rechnet er außer *Via Crucis,* der Bearbeitung der Version des *Everyman* durch von Hofmannsthal (den Agate gegenüber dem englischen Bearbeiter schlecht wegkommen läßt), merkwürdigerweise W. Somerset Maughams *Our Betters*, Shaws *Back to Methuselah* und Sutton Vanes *Outward Bound.* Maugham soll mit seiner brillanten und fast herzlosen Komödie eine von Henry James' kurzen Geschichten in Congrevescher Manier neugeschrieben haben. Der Hauptfehler an Shaws dramatischem Zyklus besteht für ihn darin, daß die praktische Philosophie darin fehlt. An Sutton Vanes phantastischem Spiel entdeckt er »a sharper expectancy, a finer rapture, a deeper tenderness, a keener humour, a greater momentum, a more human appeal, a greater amount of workaday interest« als an irgendeinem modernen Drama. Die bemerkenswerteste der »revivals« ist die von Sudermanns *Magda*, von der er bezeichnenderweise sagt: »To fulfil one's self in hell is better than to crawl into heaven through the legs of a better man. That is the whole gist of Ibsen's plays, and of that admirable pastiche, *Magda*«. Denn A. steht immer noch unter dem Banne Ibsens, und die Qualität eines Dramatikers hängt für ihn überhaupt davon ab, wieviel von einem Ibsen in ihm steckt.

Wertvolleres Material birgt wieder der lange Abschnitt »Modern plays«. Die 1923 in London uraufgeführten außerenglischen Dramen (die amerikanischen Stücke *Anna Christie* von Eugene O'Neill und *Ambush* von Arthur Richman sowie die tschechischen *R. U. R.* von Karel Capek und *The Insect Play* von den Brüdern

Capek«) gehen uns hier weniger an als die englischen und von diesen wieder nur diejenigen älterer anerkannter und jüngerer hoffnungsvoller Autoren: An Noel Cowards Komödie *The Young Idea* findet er mit Recht etwas von der Qualität von Wildes bester Komödie. *Robert E. Lee* hält er für Drinkwaters bestes Drama wegen seiner klaren und guten Idee, seiner geschichtlichen Treue und seiner theatralischen Wirksamkeit. Masefields phantastisches Drama *Melloney Holtspur* verwirft er als krankhaft, düster, geschwätzig. Fleckers vielgerühmten *Hassan* schätzt er wohl wegen seiner dichterischen Schönheiten, vom Standpunkt des Dramatikers aber nur als ein gutes Melodrama. Zu den eigentlichen »Melodramen« zählt er u. a. William Archers Drama *The Green Goddess*, von dem ich übrigens in meinem Buche »Jüngstes England« (Verlag Eugen Kuner, Leipzig 1925, S. 149 f.) eine ausführliche Analyse gegeben habe. Auch die beiden folgenden Kapitel »Entertainments« und »The Music Hall« beweisen, daß Agates Theaterfreude allumfassend ist und sich keineswegs auf das »ernste Drama« beschränkt.

Den Schluß bildet eine lange zusammenfassende Übersicht (A Survey) über das Jahr 1923, welches er rühmt als ein Jahr, in dem sich eine ganz außerordentliche Tätigkeit in der Theaterorganisation entfaltete, in dem darstellerisch wie szenisch nicht minder Großartiges geleistet wurde, das eine Reihe hervorragender Uraufführungen sah. Das sucht er im einzelnen ausführlich zu begründen: In zwei wichtigen Zentren, in Oxford und Bristol, entstanden neue Repertoirtheater; diejenigen in Birmingham und Liverpool haben sich kraftvoll entwickelt; selbst Manchester scheint sich wieder zu regen. Die jüngeren »Sunday evening theatres« — Repertory Players, Play Actors, Fellowship of Players — legten einen erstaunlichen Enthusiasmus an den Tag. Die »Phoenix Society« hat glänzend gewirkt, während die verhältnismäßige Untätigkeit der »Stage Society« vielleicht nur die Ruhe vor großen Taten war. Wichtiger für die Allgemeinheit als solche das »Spiel von morgen« pflegenden »highbrow«-Theater sind die das »Drama von heute« fördernden Geschäftstheater. Theaterleiter wie C. B. Cochran, Basil Dean, Miss Baylis, Nigel Playfair, Norman Macdermott, Donald Galthrop sollen durch ihre Regietaten des Jahres 1923 einzig dastehen in der englischen Theatergeschichte! Die Ernte an guten neuen Dramen, die das Geschäftstheater 1923 herausgebracht hat, ist jetzt fast gesammelt: Pinero, J. Barrie, B. Shaw, J. Mase-

field haben geschwiegen; Sutro, Milne, Henry Arthur Jones haben mit ihren neuen Dramen sehr enttäuscht; Chapin, Davies und Hankin ließen nichts von sich hören; Drinkwater hatte einen großen Erfolg und einen großen Mißerfolg. Munro erlebte die erfolgreiche Inszenierung einer leichten, entzückenden Komödie, während sein großes Werk »The Rumour« bei keinem Theaterleiter Gnade fand; Noel Coward erfuhr mit seinem geschickten Lustspiel *The Young Idea*, eine Enttäuschung, Dorothy Brandon mit ihrem interessanten Spiel *The Outsider* einen unerwarteten Erfolg. Die beste satirische Komödie des Jahres war Maughams *Our Betters*, dicht hinter ihr folgte Maltbys *Three Birds*. Die Bühnengesellschaften — u. a. besonders die »Repertory Players« und die »Play Actors« — ebneten den meisten guten Schauspielern und Schauspielerinnen die Wege, unter denen sich Sybil Thorndike und Edith Evans noch um die Palme streiten. Die Hauptaufmerksamkeit richtet Agate auf die jüngeren Darsteller, denn in ihren Händen liegt nach s. E. die Zukunft des englischen Theaters, auf die er so fest und so optimistisch vertraut, wie nur irgendein englischer Bühnenfachmann der Gegenwart.

Bochum. Karl Arns.

St. John Ervine, *The Organised Theatre.* A Plea in Civics. London 1924, George Allen & Unwin Ltd. 213 S. Pr. 7 s. 6 d.

Wohl kaum sind in England so zahlreiche Bücher über Theater und Bühnenwesen erschienen wie in unseren Tagen. Die Fragen, mit denen sie sich fast durchweg befassen, sind die folgenden zwei: 1. am englischen Theater der Gegenwart ist etwas Grundfalsches; 2. nie waren die Aussichten auf die unmittelbare Zukunft glänzender als gerade jetzt. In dem vorliegenden Werke des bekannten irischen Kritikers, Dramatikers und Novellisten St. John Ervine ist die erste Frage in den Vordergrund gerückt. Die ersten 50 Seiten widmet er der Widerlegung der törichten Behauptungen eines Amerikaners Stark Young, der an Englands Dramatik und Bühnenkunst kein gutes Haar läßt und u. a. sagt:

"The English race has obviously a talent for governing and colonising; demonstrated the world over, and for developing a governing class. It has a talent for sports; and, I think, a talent for poetry, though I am aware that in saying so I should have to defend the racial conception of what the poetic is. But the English are not gifted to anything like the same extent in the theatre . . . Outside the single field of their comedy, English acting is poor compared to almost any of the Continental . . . The English actor has very

little of the vitality, the physical and mental animation, the style, the magnetism, the free and flowing rhythm, and a kind of poignant impulse and passionate eloquence of humanity, that are the sources of a great art of acting."

St. John Ervine gibt sich die recht überflüssige Mühe, die in dem Zusatz »I think« liegende zweifelhafte Anerkennung der englischen Poesie zu widerlegen durch Hinweis auf Namen wie Chaucer, Shakespeare, Milton, Shelley, Keats, Wordsworth, Browning, Tennyson. Eher läßt man sich eine andere Abschweifung gefallen, die aber ebensowenig Neues besagt, die Hervorhebung von Dramatikern wie Shakespeare, Congreve, Sheridan, Goldsmith, Robertson, Jones, Pinero, Wilde, Shaw, Galsworthy. Daß England große Schauspieler und Schauspielerinnen und große Bühnenbildner wie Inigo Jones, John Shute, Gordon Craig hervorgebracht hat, kann auch nicht bestritten werden, gehört aber ebensowenig zum eigentlichen Thema wie die Darstellung der mißlichen Theaterverhältnisse in anderen europäischen Kulturländern und in Amerika, wo der Verfasser sich freilich ebensogut unterrichtet zeigt über das Drama des Auslandes wie Ashley Dukes (*The Youngest Drama.* London 1923, Ernest Benn). Außer Stark Young fertigt er zwei andere Amerikaner, Kenneth Mac Gowan und Robert Edmond Jones, ab, die in ihrem Buche über *Continental Stagecraft* u. a. von dem Drama der Zukunft behaupteten: «will think more in terms of colour, design, movement, music, and less in words alone«, und denen gegenüber er grundsätzlich denselben Standpunkt einnimmt wie Frank Vernon, der in *Modern Stage Production* (London 1923, The Stage) von der im Theater überhandnehmenden Herrschaft des Dekorativen und der Maschine warnt und besonders in *The Twentieth Century Theatre* (London 1924, George G. Harrap & Co. Ltd.) dem gesprochenen Worte den Vorrang im Theater einräumt: »... I assert again, with that emphasise I can muster, that in the dramatist is supreme, and that the art of the theatre is made by a hierarchy of whom the artists and the electricians are the subordinates.«

Auf den folgenden 50 Seiten beschäftigt sich St. John Ervine damit, einen Vergleich zu ziehen zwischen dem griechischen und dem elisabethanischen Drama. Mit seiner fast überschwenglichen Lobpreisung der Elisabethaner steht er in diametralem Gegensatz zu William Archer, der in *The Old Drama and the New* (London 1923; William Heinemann) die Dramen jener gewaltigen Epoche als primitive, ephemere Typen der Kunst bezeichnet, die in starker

Übertreibung grobe Sitten widerspiegeln. Dann zieht er Parallelen zwischen jenen »barbarischen« Zeitaltern und der Gegenwart und erhebt seine anklagende Stimme gegen unsere Zeit, die trotz allen Fortschritts und aller »Bildung« keine großen Männer hervorgebracht hat und von keinem großen Geiste beseelt ist. Insbesondere verdammt er das englische Theater der Kriegs- und unmittelbaren Nachkriegszeit:

"Civvy-stuff! That was the name the soldiers gave to the kind of play that was popular in the West End during the War, and immediately after the Armistice. Stuff for flappers and very old gentlemen! Stuff for the immature, the weak, the silly, the senile, the feeble and the crafty!"

Das griechische Drama deutet er als die Tragödie der Ohnmacht, in der die Charaktere keine entscheidende Rolle spielen, das elisabethanische Drama als die aus dem Herzen des Volkes geborene Tragödie der Kraft. Das moderne europäische Drama findet er eher verwandt mit dem Drama Griechenlands als mit demjenigen des elisabethanischen Englands. Galsworthy, die Brüder Capêk, Charles Vildrac, Arthur Richman, Elmer L. Rice, Somerset Maugham, sie alle stellen ihre Charaktere als verantwortungslos hin.

Die an sich sehr interessanten und originellen Erörterungen über das griechische und elisabethanische Drama sowie die Hinweise auf die Gegenwart gehören anscheinend nicht zu dem Thema, das der Verfasser sich gestellt hat. Aber sie haben hier doch eine gewisse Berechtigung, da er die Theaterfrage zu einer allgemein gültigen sozial-ethischen erheben will und die Qualität des Dramas in erster Linie von soziologischen Tatsachen abhängig macht. In der allzu breiten Darlegung ist diese Abschweifung allerdings ebenso überflüssig wie die Auseinandersetzung mit den Amerikanern. Aus der Erkenntnis heraus, daß die Tragödie, die in Griechenland und im elisabethanischen England herrschende dramatische Kunstgattung ist, gelangt er zu dem Allgemeingültigkeit beanspruchenden Satze, daß ein glückliches und großes Volk stets die Tragödie bevorzugt; aus der Erkenntnis, daß das England der Gegenwart keine große Tragödie hat, folgert er, daß die Leidenschaft für komische Unterhaltungen stets ein Zeichen der Dekadenz eines Volkes ist. Im Anschluß an Gibbon weist er auf das Beispiel Roms hin, dessen Schicksal England wie das übrige Europa mahnen und warnen sollte. Das englische Drama ist nach seinem Aufstieg vor und kurz nach der Jahrhundertwende, als »soziologische« Dramatiker wie Pinero, Jones, Shaw, Galsworthy, Barker, dem Vorbilde Ibsens

folgend, die Bühne zur Tribüne machten, von 1914 ab in einen Tiefstand gesunken, von dem es sich nach dem Kriege noch nicht wieder erholt hat. Es ist das Spiegelbild des allgemeinen kulturellen Niederganges, von dem St. John Ervine ein erschütterndes Gemälde entwirft:

"Cheap newspapers which are an insult to the mind; a population which is physically exhausted and spiritually empty; a poverty of imagination which leaves us at the mercy of any ruffian who chooses to exploit us for his profit; an outpouring of nasty and neurotic novels written by hysterical women and overwrought men; and in our theatre a succession of vulgar and tawdry spectacles in which there is neither wit nor form of beauty."

Mehr als die Hälfte seines Buches also widmet St. John Ervine Rückblicken auf die Vergangenheit des englischen Theaters, Einblicken in die traurige Gegenwart, theoretischen Betrachtungen über den Zusammenhang zwischen Kulturniveau und Bühnenkunst. Erst mit dem fünften Kapitel besinnt er sich auf sein Thema, jedoch erst, nachdem er sich sehr ausführlich mit dem Rückgang der Schulbildung im modernen England befaßt hat.

(". . . there is an unknown, but very large, number of young persons between the ages of sixteen and twenty-five who are, in the strict meaning of the word, illiterate . . . the young men of to-day are absolutely and relatively more ignorant than those of forty years ago, and what is worse, that they have less curiosity and intellectual independence.")

Diese an sich interessante soziologische Tatsache steht aber in loser Beziehung zur Entwicklung des Dramas, das überdies bei den »ungebildeten« (illiterate) Griechen und Elisabethanern in hoher Blüte stand. Mit der vagen Feststellung: "Curiosity, the spirit of enquiry, is immensely important in the life of drama. If that spirit is weak or dead, then the drama will be weak or dead."

Greifbarer als alles solches Theoretisieren ist die Tatsache, daß heutzutage aus finanziellen Gründen kein Westend-Theater gute Stücke inszenieren kann, daß der Theaterleiter auf die "unintelligent rich" und nicht auf die "intelligent poor" Rücksicht zu nehmen hat. Das »organisierte Theater« muß aufgebaut werden auf den Trümmern der wenigen Repertoirtheater, die früher den besten Dramatikern die Wege geebnet und die tüchtigsten Schauspieler ausgebildet haben. Aber ihr jetziges System hat große Fehler: sie sind zu isoliert voneinander und zu wenig kapitalkräftig. Um sie auf feste Füße zu stellen, und um ihre Zahl zu vermehren, möchte St. John Ervine einen Ring von Provinztheatern organisieren, jedes mit einer ständigen Truppe, welche vierzehntägige

kurze Rundreisen (short-circuits) in der Gruppe veranstalten könnte, so daß die Kosten für Proben und Inszenierung verringert würden, die Dramatiker auf größere finanzielle Erfolge, die Zuhörer auf eine größere Zahl von Stücken, Abwechslung der Darsteller und bessere Darstellung rechnen könnten. Der Plan an sich scheint gut, aber St. John Ervine setzt nicht auseinander, wie er in allen Einzelheiten durchzuführen ist. Viel einfacher und durchführbarer ist seine (freilich schon vor ihm von anderen so oft vergeblich gestellte) Forderung an die Kommunen, die Volksbühnen mit Geldmitteln zu unterstützen, wobei er hinweist auf die bedauerliche Tatsache, daß England und die Türkei die einzigen europäischen Staaten sind, die noch kein eigenes Nationaltheater besitzen, und auf die Verhältnisse in Deutschland vor dem Kriege, wo die behördlich unterstützten Provinzbühnen Vorbildliches in ernsthafter Kunst leisteten.

In zwei Schlußkapiteln legt er dar, daß in dem »neu organisierten Theater« besonders die Tragödie sowie das romantische und ritterliche Schauspiel aufzuführen seien, daß in allen diesen Dramen das "element of plausibility" mehr als bisher betont werden müsse. Dieser Ausblick auf das Drama der Zukunft erscheint zum mindesten verfrüht, die Einteilung in »Tragödie« und »Komödie« gekünstelt. Was das von Mac Gowan befürwortete »Spiel von morgen« ("The Theatre of To-morrow") ist, weiß er nicht genau zu sagen. Der Expressionismus dünkt ihn eine Wiederbelebung der Methode der mittelalterlichen Moralitäten, der Expressionismus deutscher Art die Angelegenheit von Nervenkranken, die freie und lockere Technik im Drama der Zukunft, wie es die Amerikaner auffassen, überhaupt keine Neuheit; wegen des Fehlens von »Charakteren« im expressionistischen Drama möchte er diesem überhaupt die Lebenskraft absprechen. Er bringt ebensowenig wie Ashley Dukes (a. a. O.) die positive Auseinandersetzung mit dem Expressionismus, er weiß sich ebensowenig in das Transzendentale einzufühlen. Statt dessen wirft er sich vorübergehend zum Fürsprech des Realismus auf und begegnet sich hier auf gleichem Wege mit William Archer (a. a. O.), zu dem er in der Schätzung der Elisabethaner so scharf kontrastiert. Charakteristisch ist seine Verteidigung der »picture-stage«, weil sie sich natürlich aus früheren Typen entwickelt hat! Als ob die Tradition, die geradlinige »Evolution« stets das Überleben des Besten bedinge! Künftigen Entwicklungsmöglichkeiten des Dramas und der Bühne

gegenüber zeigt St. John Ervine sich ebenso konservativ und kurzsichtig wie manche andere moderne Bühnenfachleute Englands trotz seines hoffnungsfreudigen Ausblickes in die Zukunft: "Out of this unsightly civilisation will come, if we are sufficiently resolute, one which will be as glorious, as any that have been. We need only *will* it to be, and it will be."

Bochum. Karl Arns.

Frank Vernon, *The Twentieth Century Theatre.* With an Introduction by John Drinkwater. London, George G. Harrap & Co. Ltd., 1924. V und 159 S. Pr. 5 s.

Nach seinem vollkommenen Zusammenbruch im Kriege scheint das englische Theater in den letzten Jahren allmählich im Aufstieg begriffen. Diese Tatsache wird erwiesen durch eine Reihe von Entwicklungsmomenten: Die Möglichkeit für die meisten guten Autoren, ihre Stücke in Buchform erscheinen zu lassen, die Bildung dessen, was man »Gemeinschaftsgruppen« nennt, die jüngsten Leistungen älterer anerkannter Autoren wie Shaw, Galsworthy, Somerset Maugham, John Drinkwater sowie jüngerer noch umstrittener wie C. K. Munro, Halcott Glover, Allan Monkhouse, Sutton Vane, das Aufblühen der Liebhaberbühnen, das Wiedererstarken der Repertoirbewegung und — last not least — das Erscheinen einer Anzahl von Schriften, die sich theoretisch mit Drama und Bühne auseinandersetzen: William Archer sucht in *The Old Drama and the New* An essay in re-valuation (London 1923, William Heinemann Ltd. VI und 396 S) die sogenannte »elisabethanische Legende« zu widerlegen und wirft sich erneut zum Anwalt des »modernen« realistischen Dramas auf; Ashley Dukes unterrichtet in "*The Youngest Drama, Studies of fifty dramatists*" (London 1923, Ernest Benn, Ltd. 187 S.) seine Landsleute auch über das außerenglische dramatische Schaffen; Halcott Glover will in *Drama and Mankind*, A vindication and a challenge (London 1923, Ernest Benn, Ltd. 192 S.) den großen Anteil des Volkes an der Schöpfung des dramatischen Künstlers darlegen; James Agate erörtert in *The Contemporary Theatre 1923* (London 1924, Leonard Parsons 313 S.) die Einzelvorgänge eines englischen Theaterwinters; St. John Ervine erhebt in *The Organised Theatre, A Plea in Civics* (London, George Allen and Unwin Ltd., 213 S.) die Theaterfrage zu einer allgemein-gültigen sozial-ethischen; Frank Vernon warnt in *Modern Stage Production* (London 1923, The Stage, XI u. 991 S.)

vor der überhandnehmenden Herrschaft des Dekorativen und der Maschine im Bühnenwesen. Frank Vernon ist von all diesen dramaturgischen Schriftstellern vielleicht derjenige, der als moderner Regisseur aus besonders intimer Sachkenntnis heraus spricht. Das wird erneut erwiesen durch sein neues Buch *The Twentieth Century Theatre.* With an Introduction by John Drinkwater. (London 1924, George G. Harrap & Comp. Ltd. V und 159 S.) Als Mann »vom Bau« beherrscht er durchaus seinen Stoff, ohne ihn freilich systematisch ordnen zu können. Er urteilt oft recht sehr subjektiv, ist dabei aber stets frisch anregend. Er fesselt durch seinen temperament- und geistvollen Stil, obwohl die epigrammatische Zuspitzung uns manchmal Sprachrätsel aufgibt. Sein oberster Grundsatz besagt, daß das Wort der ursprüngliche Zauber des Theaters ist. Sein Ideal ist die innigste Verbindung zwischen Literatur und Drama. Diese Verbindung, die zwei Jahrhunderte lang vollkommen unterbrochen war, beginnt wieder an dem Punkte, wo Vernon mit seinen Ausführungen einsetzt, die wir hier auszugsweise ebenso zwanglos wiedergeben, wie er sie aneinanderreiht.

Im ersten Kapitel erörtert er die Frage: "Why go to the theatre?" Der Zauber des gesprochenen Wortes, verbunden mit der dramatischen Handlung, sichert nach seiner Meinung auch dem Theater des 20. Jahrhunderts die Lebenskraft; der moderne Durchschnittstheaterbesucher, dem höchstens die Namen Barrie, Shaw, Galsworthy vertraut sind, besucht das Theater nicht der Autoren wegen, sondern nur um die bekannten Schauspieler zu hören.

Im zweiten Kapitel behandelt Vernon die Bühne der neunziger Jahre, zu deren Blüte Männer wie Bernard Shaw, William Archer, I. T. Grein, wesentlich beitrugen. Bedeutsam für diese Zeit sind festländische Einflüsse: Ibsen, Übersetzungen russischer Novellisten, die französische realistische Schule und — der heimische revolutionäre Geist, wie er besonders im "Yellow Book" Ausdruck fand. Für die dramatischen Mißerfolge, selbst von Männern wie Arthur Pinero und Henry Arthur Jones, ist das actor-manager-System verantwortlich. Gegen Ende des Jahrhunderts aber taucht »das neue Drama« auf, das den Kontakt mit dem wirklichen Leben herstellte. 1898 ist das bemerkenswerte Jahr, als Shaw seine "Plays Pleasant and Unpleasant" mit den aufrüttelnden Vorreden veröffentlichte.

Das dritte Kapitel trägt die sonderbare Überschrift "The Writing on the Wall". Das neue Drama entstand in einem »ökono-

mischen Paradiese«, aber es machte sich nicht in London bezahlt. Neue fremde Einflüsse machten sich geltend, außer Maeterlinck und d'Annunzio wurden Hauptmann und Sudermann auf der englischen Bühne begrüßt. Das Ende der neunziger Jahre schenkte den englischen Theater außer dem reifen Shaw und dem reifen Barrie Autoren wie Barker, Hankin, Masefield, Galsworthy, Synge, Houghton, Brighouse, Chapin. Das Niveau der dramatischen Kritik hob sich beträchtlich, besonders dank dem Wirken C. E. Montagues im "Manchester Guardian", der das in den Repertoirtheatern sich äußernde Selbstvertrauen der Provinz förderte.

Das vierte Kapitel ist Barries "The Admirable Crichton" gewidmet. Mit diesem Drama begann 1903 das Vorkriegsdrama, dessen Blüte 1916 mit "Hobson's Choice" endete. Seine Bedeutung liegt in der meisterhaften Mischung von Phantastik und Realismus, dem Protest der Natur gegen die Zivilisation, dem technischen Ausgleich zwischen dem sorgsam gewählten Wort und der ebenso feinsinnig erdachten Wirkung auf das Auge. Es ist handfestes Theater und zugleich soziale Kritik, aber kein eigentliches Propagandadrama, obwohl Galsworthys *The Silver Box, Strife, Justice* seine echten Nachfahren sind.

Barrie leitete das »neue Drama« ein, das "*Court Theatre*" (5. Kapitel) gab ihm die feste Grundlage. In der Hauptsache ist das "Court Theatre" das Shaw-Theater; es pflegt Shaw als den Dramatiker, der sich mehr an das Ohr als an das Auge wendet. Andere Autoren dieser Bühne sind Barker, Harcourt, Masefield, Hankin; sie ließ auch Ausländer wie Maeterlinck, Hauptmann und Schnitzler zu Worte kommen. In den Jahren 1904—07 hatte sie nahezu ein Monopol für die großen Dramen; die eine große Ausnahme freilich ist Barries *Peter Pan.*

Nach der Schließung des "Court Theatre" aber lebte seine Seele fort (John Brown's Soul, 6. Kapitel); die Folge war nicht das Ende, sondern die Dezentralisation des ernsten Dramas. Das Erbe traten an u. a. Lena Ashwell im "Kingsway", Granville-Barker im Vedrenne-Eadie-Royalty-Theatre und vor allem das "Abbey Theatre" in Dublin und die Repertoirbewegung in der Provinz. Der neuen Stiftung gehörte Herbert Henry Davies an, ein Autor, der 1903 durch "Cousin Kate" berechtigten Grund gab zu der Hoffnung, daß in ihm ein neuer großer Komödiendichter erstanden war, und der ein Opfer des actor-manager- und des star-systems wurde; aber er weckte im actor-manager die Erkenntnis,

daß er sich dem neuen Geiste anzupassen habe. Die Renaissance des Dramas bedeutete trotzdem eine Rückkehr zur Komödie und zur lebenden englischen Tradition, die Autoren wie Shaw und Hankin nie verlassen haben.

Das im folgenden Kapitel (One Theatre and the Other) behandelte "Royalty Theatre" sollte unter der Leitung von J. E. Vedrenne und Dennis Eade die Stätte werden, die den alten und den neuen Geist zu vereinigen suchte, und weil die Tendenz dem neuen Geiste zuneigte, war ihm ein langer Erfolg beschieden. Bennett und Knoblock waren seine dramatischen Säulen. Ihre Stücke unterstreichen die neue Note im Drama, das sich der Komödie zugewandt hatte: das "Royalty Theatre" war im wesentlichen ein Komödientheater.

Was Barrie, Shaw, Galsworthy der Londoner Bewegung waren, das waren Synge, Houghton, Brighouse der Repertoirbewegung, deren Urheberin Miß Horniman (Queen Horniman, 8. Kapitel) ist. Die Repertoirbewewegung ist die Reaktion der Provinzen gegen das Court Theatre und die music hall. Ihre Tragödie bestand darin, daß sie auf provinzieller Grundlage die Tyrannei Londons herausforderte und dem Kriege erlag, bevor sie Zeit hatte, die Herausforderung wahrzumachen. Dublin, Manchester, Glasgow, Liverpool standen alle mehr oder minder unter Miss Hornimans Einfluß. Leider hielt sich jedes Theater zu isoliert, so daß alle Regisseure, Darsteller, Autoren nach London schauten als dem einzigen Orte, wo sie unter vernünftigen Bedingungen ihren Lebensunterhalt verdienen konnten.

Mit dem Aufstieg und Verfall der Repertoirtheater fällt zeitlich zusammen der Aufstieg und Verfall des einaktigen Dramas (The Case of the One-Act Play, 9. Kapitel). Die Kunst, Einakter zu schreiben, ist in der Gegenwart sozusagen akademisch geworden. Es gibt zwar noch Autoren, die sich mit Erfolg darin versuchen: Lord Dunsany, Lady Gregory, Harold Brighouse. Aber die eigentliche Pflegestätte dieser dramatischen Gattung ist jetzt Amerika, wo sogar Sammlungen von Einaktern erschienen sind, unter denen freilich mehr englische als amerikanische sind, und wo ein Dramatiker Percival Wilde ein umfangreiches Buch *The Craftsmanship of the One-Act Play* herausgegeben hat. Aber beachtenswerte amerikanische Einakter gibt es nur wenige: C. B. Fernalds *The Cat and the Cherub* und Eugene O'Neills Stücke. England hat zwar mit Synges *Riders to the Sea* den größten modernen Einakter ge-

liefert, aber als ernsthafte Kunstgattung gilt der Einakter in England immer noch nicht. Seine Blütezeit wird mit dem Wiedererstarken der Repertoirbewegung kommen.

Wie Miß Horniman symbolisch die "Queen of Repertory" genannt wird, so hat Norman Mc Kinnel (10. Kapitel) symbolische Bedeutung für die neue Darstellungskunst. Er ist der typische große Schauspieler der naturalistischen Schule, er ist der Galsworthy-Schauspieler par excellence. Seine Kunst zielt auf die Wahrheit, nicht auf den Effekt. Die Wiederherstellung der Wahrheit im Theater ist das große Werk der naturalistischen Darstellung. Das gesprochene Wort, das zur Zeit der Herrschaft des actor-manager seine Macht verloren hat, gewinnt dadurch wieder die alte Zauberkraft.

Dem vielumstrittenen Thema der Zensur (The Censorship of Plays) gilt das 11. Kapitel. Die Bewegung gegen die Zensur setzte im Jahre 1907 ein. Das Ergebnis ist, daß die Zensur, die damals in den Augen der öffentlichen Meinung rückständig war, nun mit ihr übereinstimmt. Ein Beweis für die Berechtigung ihres Fortbestehens ist das Verbot eines sogenannten Grand Guignol-Stückes am Little Theatre, das die Psychologie einer Frau ausbeutet, die sich operieren läßt, um unfruchtbar zu werden. Die öffentliche Meinung war überzeugt, daß die Zensur sonst bis an die äußerste Grenze der Tolerenz gegangen war. Seit 1907 ist es möglich, ganz ernsthaft ernsthafte Themen auf der Bühne zu diskutieren.

Hart ins Gericht geht Vernon mit dem Theater der Kriegszeit (The Theatre of the Flappers, 12. Kapitel). Zeichen des völligen Niederganges des Kriegstheaters sind die ungeheuer langen "runs" von Stücken wie "A Little Bit of Fluff" und "Chu Chin Chow". Es kommt die Zeit des "demobilization-gratuity-theatre". Es war überhaupt eine Zeit des kulturellen Niederganges, eine Zeit, da Lord Rothermere sogar das britische Museum in ein militärisches Büro umwandeln wollte.

Aber das Ziel der Nachkriegszeit (Post-War Tendencies, 13. Kapitel) beginnt sich immer mehr freizumachen von Mars und Mammon. Eines der verheißungsvollsten Zeichen ist das schnelle Wachstum der Liebhaberbühnen, wozu die lokalen Autoren und Förderer des provinziellen Dramas, wie J. R. Gregson, mitwirken. Das Dilettanten-Drama ist das Drama des gesprochenen Wortes und das ist das Gute daran. Gute Nachkriegsdramen anerkannter Autoren, die wieder das Wort zur Herrschaft gelangen

sind Drinkwaters *Abraham Lincoln* und Clemence Danes *A Bill of Divorcement.* Das ernste Drama zeigte schon vor dem Kriege eine Abkehr vom Realismus; die Psychoanalyse, die schon den Roman durchseucht hat, droht auch ihm. Dem »Expressionismus« gegenüber, den Vernon als "sociological drama" auffaßt, verhält er sich zurückhaltend.

Eine andere Gefahr droht dem Drama von Amerika (The Pressure of Amerika, 14. Kapitel). England führte in den letzten Jahren mehr fremde Stücke ein als umgekehrt. Mit Bezug auf Amerika wird sogar behauptet, seine Dramatik sei jetzt der englischen weit überlegen. Das mag stimmen, was die technische Geschicklichkeit, nicht aber was den künstlerischen Gehalt angeht. Eugene O'Neill ist eine die Ausnahme bestätigende Regel.

Trotz alledem hegt Vernon berechtigte Hoffnungen auf die Zukunft des englischen Theaters (The Theatre Resurgent, 15. Kapitel). Mit Recht weist er auf Autoren wie Milne, Drinkwater, Lennox Robinson hin, auf Stücke wie die "Big Three Post-War achievements": *A Bill of Divorcement, Rumour, Saint Joan.* Wie maßvoll er in seinen Schätzungen ist, beweist die Tatsache, daß er das von der Kritik allgemein überschwänglich gepriesene Drama Fleckers *Hassan* als ein unvollkommenes Stück bezeichnet, daß er anderseits ein wirklich starkes Stück wie Sutton Vanes "Outward Bound" nachdrücklich hervorhebt. Alles in allem ist nach seinem Ermessen das Durchschnittsdrama von heute dem der neunziger Jahre weit überlegen. Das "flapper-theatre" ist ebenso entschieden im Verfall begriffen wie das "civilised theatre" im Aufstieg.

Bochum. Karl Arns.

H. R. Barbor, *The Theatre an Art and an Industry.* Introductory Notes by Sybil Thorndike and C. B. Cochran. London, The Labour Publishing Company Limited. Gr. 8°. XII + 48 S.

In die Reihe der dramaturgischen Werke, die jetzt in so beängstigender Anzahl in England auftauchen, gehört dieses von einer bekannten Schauspielerin und einem bekannten Bühnenleiter eingeleitete Büchlein nicht. Es befaßt sich mehr mit Fragen der Schauspielerorganisationen und zwar fast durchweg vom praktischen, weniger vom künstlerischen Standpunkte aus, obwohl das Endziel des Verf. gewiß ein ehrlich künstlerisches ist. Jedenfalls ist er ein kluger, energischer Kopf, zudem kennt er das Theater von den verschiedensten Seiten als Schauspieler, Dramatiker und Kritiker. Er ist überzeugt, daß das englische Theater an einem Wendepunkt steht. Der Schauspieler ist für ihn der Hauptfaktor in der unmittelbaren Zukunft des Theaters. Ohne Organisation nach gewerkschaftlichen Gesichtspunkten haben die Künstler als

Klasse keinen greifbaren Einfluß auf ihre Kunst, sind sie die Spielzeuge in den Händen der Finanz. Das Theater scheint dem Verf. aber ebensosehr eine Kunst wie eine Industrie zu sein. Der Schauspieler kann nicht in den Wolken schweben, denn die Bühnenkunst ist eine Angelegenheit der Allgemeinheit. Die durch den Krieg in eine Gewerkschaft umgewandelte A. A. (Actors' Association) hat u. a. die maßvolle Forderung einer Mindestgage von £ 3 für den Schauspieler erhoben, deren Erfüllung das Gute haben soll, daß sie den unfähigen durch ökonomischen Druck aus seinem Berufe drängt. Von den vier Faktoren: Manager, Autor, Schauspieler, Publikum, ist der Schauspieler der mächtigste, wie überhaupt diese Schrift den Berufsschauspieler mehr angeht als den Anglisten.

Bochum. Karl Arns.

Friedrich Schönemann, *Mark Twain als literarische Persönlichkeit.* (Jenaer Germanistische Forschungen, hg. von Albert Leitzmann, Heft 8.) 119 S. 8°. Geh. 6,20 M. Jena 1925, Frommannsche Buchhandlung (Walter Biedermann).

Friedrich Schönemann, der sich schon in mehreren lehrreichen Einzelaufsätzen mit Mark Twain befaßt hat (u. a. 'Mark Twains Weltanschauung' und 'Amerikanische Mark Twain-Literatur 1910 bis 1920' in *Engl. Studien* 55 und 56; 'Mr. S. L. Clemens' in *Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen* 144), widmet hier dem amerikanischen Humoristen eine längere Monographie, die zugleich als eine höchst sachkundige Einführung in das Studium seines literarischen Gesamtwerkes dienen kann. Ihr Hauptzweck ist es, Mark Twains »Stil« (das Wort in weitester Bedeutung genommen) zu untersuchen, wobei der Verfasser vor allem durch Parallelen und Vergleiche mit anderen Schriftstellern, die bezeugtermaßen auf den Amerikaner eingewirkt haben, interessante Ergebnisse erzielt. Dadurch, daß er nicht beim äußersten, stofflichen »Einfluß« stehen bleibt, sondern jeweils die tiefen Wesensunterschiede aufdeckt, die den eigenwilligen Humoristen von seinen Lieblingsautoren trennen, erhält Schönemanns Studie eine erfreuliche Weite des Gesichtsfeldes und wirkt anregend, auch wo man im einzelnen von seiner Anschauung abweichen möchte.

Verfasser wirft zunächst einen kurzen Blick auf die frühere Mark Twain-Kritik, die, besonders in Amerika und England, lange Zeit nur den Spaßmacher in dem großen Humoristen sehen wollte. Erst A. Henderson (*Mark Twain,* New York 1912) wies auf die viel umfassendere Bedeutung des Mannes hin, während Van Wyck Brooks in seinem wichtigen, Wahrheit und Übertreibung seltsam mengenden Buche *The Ordeal of Mark Twain* (New York 1920)

eine Spaltung im Wesen des Humoristen aufzeigen wollte: hier der große Künstler und Satiriker mit wahrhaft philosophischer Weltanschauung und dort der Clown, der um des Gelderwerbes und Publikumerfolges willen berufsmäßig Späße macht.

Schönemann bemüht sich jeder Einseitigkeit besonnen aus dem Wege zu gehen, indem er in der komplizierten Persönlichkeit Mark Twains eine romantische Uranlage feststellt, mit der von Anfang an ein konstitutioneller Pessimismus gerungen habe, und aus diesen beiden Elementen den oft widerspruchsvollen Kern seiner Hauptwerke bloßlegt. Hätte er als dritten Grundzug den heftigen Materialismus Mark Twains noch stärker hervorgehoben, auf den er selbst an mehreren Stellen hinweist, so wäre ein vielleicht noch deutlicheres Bild von der literarischen Persönlichkeit seines Autors entstanden[1]). Denn gerade in jener keineswegs immer erfreulichen Mischung von absolut negierendem Materialismus und bejahenwollender Romantik sehe ich einen der tiefsten Gründe für den Mangel künstlerischer Vollkommenheit, der uns selbst in seinen besten Werken oft so peinlich berührt. Daß die Auffassung vom »unliterarischen«, »völlig originalen« Mark Twain durch keinerlei Tatsachen gestützt wird, dafür ist Schönemanns Schrift ein neuer Beweis. Gerade als Autodidakt hat er unendlich viel gelesen und sich eine oft begeisterte Bekanntschaft aus erster Hand mit vielen großen Namen des englischen und amerikanischen Schrifttums und der Weltliteratur verschafft. Auf seine unmittelbaren Vorbilder, die amerikanischen Humoristen der sechziger und siebziger Jahre, geht Schönemann hier nicht näher ein[2]), aber sein Verhältnis zu seinem Lieblingsbuch, dem Don Quijote, wird zum Teil im Anschluß an Moore, *Mark Twain and Don Quijote*, Publ. of the Modern Language Association 37, eingehend erörtert. Schon 1860 erklärte er es, zusammen mit Goldsmith's *Citizen of the World*, als sein "*beau ideal of fine writing*", und die Spuren eindringlicher Beschäftigung damit lassen sich in manchen Werken, wie *Huckleberry Finn* (1884) oder *A Connecticut Yankee* (1889) deutlich verfolgen, besonders in letzterem Werk, das ja in seiner Art ebenfalls eine Satire gegen Rittertum und Romantik ist. Aber Schönemann entgeht es natürlich nicht, daß in Mark Twains Roman

[1]) In *Engl. Stud.* 55, S. 56 u. passim wird M. T.s Materialismus gleichfalls sehr stark unterstrichen.

[2]) Vgl. hierzu seinen Aufsatz »Amerikanischer Humor« in *Germ.-Rom. Monatsschrift* 8, 161.

die politisch-demokratische, antifeudalistische und antimonarchische Tendenz das eigentliche Thema ist, während man das tiefe, all-umfassende Menschentum Cervantes' in ihm vergeblich suchen würde. Die Familienähnlichkeit mit Dickens möchte ich höher anschlagen, als Schönemann es tut; jenes "*certain flavor of Dickens*", das S. P. Sherman (*Cambridge History of American Literature* III, Kap. 8) in *The Gilded Age* erkennen will, ist deutlich auch in den Szenen des "*duke*" und des "*king*" in *Huckleberry Finn* (Kap. 19 ff.), die irgendwie an die Jingle-episoden der *Pickwick Papers* erinnern. Aber gerade hier wird dann auch wieder die Verschiedenheit der beiden Autoren offenkundig: Dickens weicheres, optimistischeres Gemüt bringt es nicht übers Herz, Jingles Menschenwürde völlig zu verschütten und läßt ihn schließlich sich »bekehren«; bei Mark Twain endet die Episode mit Teeren und Federn. Sie ist ihm nur ein weiteres Beispiel dafür, wie "*human beings can be awful cruel to one another*" (Tauchnitz II 148) — von einer »Bekehrung« kann und darf bei ihm keine Rede sein. Sehr klar hat Schönemann den Unterschied in der Behandlung der Kindergestalten bei Dickens und Mark Twain herausgearbeitet. Während der erstere das Kind wesentlich vom Standpunkte des Erwachsenen aus schildert — David Copperfield und der kleine Pip in *Great Expectations* sind bemerkenswerte Ausnahmen — und selbst seinen rührendsten Kinderfiguren oft etwas Unkindliches aufprägt, sieht Mark Twain seine Knaben Huck und Finn durchaus mit den Augen der Spielgenossen und wird dem kindestümlichen Geiste nicht untreu: der Realismus der kindlichen Denkweise ist überall gewahrt.

Daß Mark Twain, der um die Mitte des 19. Jahrhunderts im Mittleren Westen Amerikas aufwuchs, einen Hang zur Romantik mit ins Leben brachte, ist begreiflich. Aber indem der Realist und Spötter hinzutritt, entwickelt sich in ihm oft ein Kampf zwischen romantischen und antiromantischen Gefühlen. Aus dieser Stimmung heraus entstand '*A Connecticut Yankee*', entstand aber auch jenes eigentümliche, maßlose Vorurteil gegen Walter Scott, dessen romantisch-sentimentale Werke u. a. an der Rückständigkeit der amerikanischen Südstaaten Mitschuld haben sollen. Daneben stehen dann wieder Konzeptionen, die Mark Twain selbst nahe an die Romantik heranbringen, wie mehrere Motive der Erzählung *The Mysterious Stranger* (begonnen um 1899, veröffentlicht 1916), die in ihrem mittelalterlichen Gewande Mark Twains Pessimismus schonungslos bekundet. Die Bezugnahme auf idealistische Philo-

sopheme möchte ich aber hier weniger schwer nehmen, als Schönemann zu tun geneigt ist, der sie (S. 63) mit »dem romantischen, philosophischen Solipsismus« zusammenbringen will. Der Grundton ist auch hier absolut negativ, skeptisch, materialistisch; und die besondere Anschauung, daß der Mensch nur ein Gedanke ist — '*you are but a thought*' (Ausgabe New York and London 1922, S. 144) —, geht wohl unmittelbar auf die Psychologie von William James zurück, der in seinem *Textbook of Psychology* (1. Aufl. 1892; Kap. XII) ausführlich begründet, daß 'the *I* . . . is a *thought, at each moment different from that of the last moment*' [1]). Die Grenzen von Mark Twains Romantik werden vor allem durch seine mangelnde Ehrfurcht vor den Schöpfungen der alten Meister der bildenden Kunst und sein völliges Mißverstehen mittelalterlichen Geistes gezogen. Entsprechend seiner ganzen geistigen Haltung ist auch Mark Twains Geschichtsphilosophie wesentlich pessimistisch orientiert, und sie wäre so geworden, auch wenn er nie eine Zeile von Goldsmiths *Citizen of the World*, seinem zweiten Lieblingsbuch, gelesen hätte. Trotzdem aber sind die stofflichen und stilistischen Beziehungen — geringe Übereinstimmungen und starke Gegensätze —, die Schönemann hier zum ersten Male zwischen Goldsmith und Mark Twain nachweist, interessant und lehrreich [2]). Daß Carlyles »Französische Revolution« so tiefen Eindruck auf Mark Twain machte, ist auffallend — um so mehr, als Carlyles idealistische Weltanschauung einen starken Gegensatz zur materialistischen Geschichtsphilosophie des Amerikaners bedeutet. Was hier die beiden Männer am engsten verknüpft, das scheint mir ihre Form zu sein, übertreibende, apodiktische, paradoxe Sätze, geboren aus einem heftigen, leidenschaftlichen Temperamente, wobei allerdings Carlyle zu gerechtem Abwägen noch mehr Neigung zeigt als Mark Twain. Sehr bedeutungsvoll ist in diesem Zusammenhang das von Schönemann (S. 87) angeführte Briefzitat vom Jahre 1887, wo Mark Twain seinen wachsenden Sansculottismus der immer stärkeren Einwirkung Taines und St. Simons zuschreibt.

---

[1]) Vgl. hierzu meine demnächst erscheinende '*Amerikanische Prosa vom Bürgerkrieg bis auf die Gegenwart*', Einleitung.

[2]) Doch ist nicht zu übersehen, daß M. T. später, z. B. in *Following the Equator* (1897), von Goldsmith wieder abrückt und seinen *Vicar of Wakefield* neben die verhaßte Jane Austen stellt. Vgl. H. Lüdeke in *Deutsche Literaturzeitung* 1925, Nr. 37, der sich auf S. P. Sherman, *On Contemporary Literature*, S. 58, beruft. [Korrekturnote.]

In seinem Schlußkapitel, das dem »Essayisten und Erzähler« Mark Twain gewidmet ist, werden seine kleineren Skizzen und Aufsätze methodisch sehr richtig als Essays gewertet und als solche mit der großen amerikanischen Essaytradition in eine Linie gestellt. Dabei ist ein Vergleich der »unliterarischen« Ungebundenheit von Mark Twains Ausdrucksweise mit Emersons gepflegtem Stil besonders anregend. Sie beide aber verbindet bei allem Gegensatz ihr Amerikanertum, ihre besondere Art Moral zu predigen und aufzufassen, der (auch bei Emerson vorhandene) praktische Sinn. — Nur einen Zug vermisse ich völlig an Schönemanns trefflichem Porträt des literarischen Mark Twain. Zum psychologischen Verständnis seiner Einseitigkeiten wäre ein Hinweis auf seinen seltsamen Shakespeare-Aufsatz "*Is Shakespeare Dead?*" unbedingt erforderlich, dessen probaconianische »Beweisführung« in dem bekannten *lawyer*-Argument gipfelt, im übrigen aber die historische Auffassung von Shakespeares Person als eine '*superstition*' abtut, genau so wie ihm alles Nichtamerikanisch-republikanische *superstition* ist. In diesem Lichte gewinnt dann auch Schönemanns Bemerkung (S. 41), daß Shakespeare bei Mark Twain — in seinem Werk oder in seinen Briefen? — »nie erwähnt« wird, ganz besondere Bedeutung.

Dresden. Walther Fischer.

American Poetry 1922. A Miscellany. X + 205 S. New York; Harcourt; Brace and Co.

Das Buch ist plangemäß als zweiter Band einer 1920 begonnenen Auswahl von Gedichten verschiedener lebender Verfasser erschienen und als Gegenstück zur *Georgian Poetry* gedacht, unterscheidet sich jedoch wesentlich davon, da die 13 hier vertretenen Dichter ohne Herausgeber nach gegenseitiger Vereinbarung sich zusammenfanden, um gewissermaßen Proben ihres verschiedenartigen Könnens zu geben, so wie etwa Maler verschiedenster Kunstrichtung vereinbaren, jedes zweite Jahr die neuen Bilder auszustellen. Es ist eine »Gesellschaft Unabhängiger«, wo seit dem Erscheinen des ersten Bandes vier neue Verfasser Aufnahme fanden, die sich aus eigener Kraft emporrangen.

Die hier nach dem Lebensalter gereihten Beiträger sind uns nicht unbekannt, denn einer von ihnen, L. Untermeyer, hat sie uns schon in *Modern American Poetry* (1921 im gleichen Verlag) vorgestellt.

Amy Lowell eröffnet den Band mit "Lilacs", einem warmherzigen Loblied auf die alles bezwingende, duftende Augenweide, die zur Freude der Verfasserin besonders in Neuengland weitverbreitet ist. Wie sie den blühenden Flieder mit Menschen und Dingen des Alltags und schließlich mit dem eigenen Dichterbewußtsein in Beziehung setzt, darin offenbart sich soviel echteskünstlerisches Empfinden, daß wir die unmetrische Form ertragen können. Liebevolle Naturbetrachtung bildet auch den Ausgangspunkt mehrerer anderer Stücke, doch wirkt in "In Excelsis" trotz mancher gelungener Vergleiche das Bildhafte in seiner Fülle verwirrend. "La Ronde du Diable": Dichterlinge tanzen um den Efeu und haschen einander die Blätter weg. Noch mehr neidet man sich natürlich den Lorbeer. Der Lorbeerbaum ist unsichtbar, weil ihn die Menge so sehr umdrängt. Daher wendet sich die Dichterin lieber zum weniger begehrten Sauerdorn, in welchem sich für arme verirrte Narren, zu denen sie sich selbst zählt, die Dichtkunst verkörpert. Unbescheiden ist Amy Lowell sicherlich nicht.

Robert Frost hat fünf Gedichte beigesteuert. Das umfangreichste, "The Witch of Coos" ist eine anspruchslose Spukgeschichte mit hübschem Rahmen, die ihm eine alte Frau auf entlegener Farm erzählt. Es handelt sich um einen unentdeckt gebliebenen Mord, den der Gatte der Erzählerin vor langen Jahren verübte, inzwischen ist sie verwitwet, doch leidet sie an schwerer Gewissensqual; hatte sie doch mitgeholfen, die Leiche im Keller zu verscharren. Eines Abends hörten sie das Gerippe die Treppe zum Schlafzimmer emporklappern, doch sei es gelungen, es in den unbewohnten Nebenraum zu treiben. Und noch immer macht sich das Gespenst zu gewissen Zeiten durch Klopfen bemerkbar, was der Sohn des Hauses allen Ernstes bestätigt. "A Brook in the City" läßt die Eigenart des Dichters besser erkennen. Auch ist der Gedanke entschieden neu, das Schicksal eines Baches zu schildern, der durch das Heranrücken der Stadtgrenzen an die umliegenden Farmen seiner natürlichen Umgebung und Gestalt beraubt wird, indem man ihn in ein unterirdisches Flußbett zwingt. Der Dichter knüpft daran die symbolische Frage, ob sich nicht aus dieser dauernden Unterdrückung Müßiggang und Unrast in der neuen Stadt entwickelt haben.

Carl Sandburg, wohl einer der gedankenreichsten amerikanischen Dichter, Schwede von Geburt, nimmt die feierliche Beisetzung »des unbekannten Soldaten« zum Anlaß, um mit schärfster

Ironie den verschiedenen Kriegsmachern, Kriegsgewinnern und ihren Jasagern ihre unerfüllten Versprechen und ihren Schuldanteil vorzuhalten. Wirkungsvoll läßt er das militärische Schaugepränge von reitenden Knochengerüsten begleiten. Ein wesentlicher Punkt der Feier bestand bekanntlich darin, daß auf ein gegebenes Zeichen der gesamte Straßenverkehr auf die Dauer einer Minute stillstand. Was hätte der unbekannte Soldat gesagt, wäre er in diesem Augenblick zu Wort gekommen? Hätte er Gott gedankt oder geflucht, Essen verlangt oder nach Wasser gelechzt, oder hätte er in der Erinnerung an sein furchtbares Ende nur gurgelnde Schreckenslaute hervorgebracht? Mütter und Bräute wüßten vielleicht die Antwort. — "California City Landscape." Hier schildert S. die modernen Siedler des Westens. Die freien Grundstücke zwischen den schon vorhandenen Wohnstätten werden ausgemessen und bezeichnet. Bürger der neuen Stadt sind bis jetzt ein Ire, der als Wildtöter und Indianermörder ein gewisses Ansehen erworben hat, nun aber eine Ziegenfarm betreibt, zwei japanische Familien, die ihre Blumen nach Los Angeles zu Markte bringen, endlich erhebt sich jenseits der Straße auf Bergeshöh die protzige Villa eines Kinodirektors, Famous for his lavish whore-house interiors, | Clothes ransacked from the latest designs for women | In the combats of "male against female".

V a c h e l L i n d s a y hat die Gewohnheit, seinen längeren Stücken besondere Ratschläge für eine halb singende, halb sprechende Vortragsweise beizufügen. "Praise of Johnny Appleseed" ist ein begeistertes Loblied auf J. Chapman (1775—1848); er steht heute noch als Menschen- und Tierfreund in hohem Ansehen. — Im folgenden Gedicht behandelt L. das Schicksal des Zigeunervolkes. Er glaubt, daß die Zigeuner dereinst ähnlich wie die Juden, Chinesen, Japaner, Iren und Schotten ins Land ihrer Väter, nach Indien, zurückfinden werden, malt aus, wie hingebungsvoll sie geigen werden, um die Heimfahrt auf den Ozeandampfern zu erschwingen, wie sie ein Königreich von Desperados aufrichten werden, Brahma selbst wird aus seiner Hand weissagen lassen. Der Dichter empfängt die Prophezeiung, er werde eine Schöne aus diesem Volke zur Frau nehmen und mitwandern. Mit den Worten "I know all this, when gipsy fiddles cry", die auch den Titel dieses Stückes bilden, schließen die meisten der ungleich langen, aus fünfaktigen Jamben bestehenden Abschnitte.

James Oppenheim verherrlicht in "Hebrews" seine jüdischen Stammesgenossen. Etwas mehr völkische Selbsterkenntnis und Selbstbescheidung wäre ihm sehr zu wünschen.

Alfred Kreymborg legt in "Rain" die Sage von Zeus zugrunde, der sich der Geliebten in Form eines Regens naht. In Peasant zeichnet er mit wenigen gelungenen Strichen den Landarbeiter, der mit dem Kopf hin und her wackelt, bevor er zu reden beginnt, wie eine Kuh, bevor sie sich zum Gras beugt. Der schwerfällige Gang, das verlegene Blinzeln, wenn man ihn anspricht, die Ungeschicklichkeit, den Hut in der Hand zu behalten, diese Merkmale im Verein mit der geistigen Stumpfheit vollenden das klägliche Bild des Besitzlosen.

Sara Teasdales vierteiliges Gedicht "Places" gibt Stimmungen aus verschiedenen Gegenden des Westens im Wechsel der Jahreszeiten wieder. Inmitten der Berge beobachtet sie oft, wie der letzte Abendsonnenglanz der Dämmerung weicht, »bis die Sterne unerträglich hell den Himmel durchbrennen«. Unter diesen gewalttätigen Sternen fühlt sie sich zum Weibe werden, hier schmiedet sie mit langsamen Hammerschlägen das eherne Gesetz: »Nimm Liebe, wenn sie dir geboten, | doch glaube nie, sie werde dir zum sicheren Hort vor Kummer. | Nur du selbst kannst dich heilen, | nur du selbst kannst dich führen, hinauf den mühevollen Weg zum Himmel, dessen Ende keiner weiß.« Knapp, aber anschaulich versteht sie eine Mondlandschaft zu schildern: Regengleich strömt das silberne Licht von der großen weißflammenden Scheibe über das Meer, wie aus Silber geschnitten stehen die Gummibäume da, während ein leichter Schleier die Stadt verhüllt. — "Words for an old Air" und "Those who Love" sind innig, ebenso zeugen die beiden Lieder für die Einsamkeit von der Gemütstiefe der Verfasserin.

L. Untermeyer, der schon vor sechs Jahren eine Übersetzung von Heines Gedichten veröffentlichte, läßt den 56jährigen Dulder ein umfangreiches Selbstgespräch führen; Personen, welche den Dichter tatsächlich in der letzten Leidenszeit besuchten, stehen glaubhaft vor uns. Aber auch Erinnerungen an literarische Größen aus der früheren Zeit und Rechtfertigungen werden Heine in den Mund gelegt. Gegen Goethes Vorwurf, Heine besitze alle Dichtergaben außer der Liebe, läßt der Verfasser den Dichter ausrufen:

"Good God! But that is all I ever had.
More than enough! So much of Love to give
That no one gave me any in return.
And so I flashed and snapped in my own fires
Until I stood, with nothing left to burn,
A twisted trunk, in chilly isolation.
Ein Fichtenbaum steht einsam — you recall?
I was that Northern tree, and, in the South,
Amalia . . ."

Um den Schmerz zu lindern, sei er darauf verfallen, sich hinter Worten zu verschanzen. Wie Heine inmitten seines körperlichen Elends dennoch sein innerstes Wesen erschaut, das hat U. getreulich nachempfunden. Die Parodie in Heines Art ist trefflich gegeben. — Philosophischen Geist und feines Verstehen der Frauenseele atmen "Waters of Babylon" und "The Flaming Circle". Ein Lieblingsstoff der sozialen Dichter Amerikas liegt dem Sonett "Portrait of a Machine" zugrunde. Die Maschine tritt als etwas Bewußtes, dem Menschen Feindliches auf: der Mensch wird schließlich selbst Sklave dessen, was seine Sklaven schaffen. Das Sonett ist künstlerisch eindrucksvoll. — "Roast Leviathan." Den Stoff zu diesem Meisterstück parodistischer Darstellungskunst bot das Buch Hiob [1]). Die geschickte Reimverkettung wirkt allein schon belustigend. —

J. G. Fletcher weiß wirklich Empfundenes einfach erklingen zu lassen. "A Rebel" ist ein beachtenswertes Seelengemälde. Der Aufrührer stirbt für die Wahrheit, so ihre Macht erhöhend. Wagten es wir alle, zu ihr durchzubrechen, so würden wir nicht mehr die Kraft besitzen, ins Antlitz des Hingerichteten zu blicken. — "Blue Water." F. hört beim Anblick der Strandwogen das Wimmern »blauer Seegeigen«. »Dulde ohne Reue!« glaubt er aus diesen Klängen zu vernehmen. Die Farbe des Wassers und das Weiß des Strandes verbinden sich für F. zu einer Farbenmelodie, die auf die Tonart Blau gestimmt ist. In den übrigen kurzen Stücken offenbart sich des Verfassers Gewandtheit, alte Themen mit neu anmutendem Gewand zu umhüllen. Das aus vier- und fünfzeiligen kreuzweise gereimten Strophen bestehende Gedicht "The Future" erinnert in der Darlegung des Erdenglaubens an

---

[1]) In der talmudischen Sage ist Leviathan der Fisch, den die Auserwählten im Paradies essen werden, und aus dessen Haut ihnen ein Zelt bereitet wird. Wenn Bölsche Ursäugetiere an der Leiche eines Ichthyosaurus darstellt, so wird er hier vom Dichter übertroffen.

Meredith. Nach einer Jahrmillion wird der Mensch den höchsten Gipfel der Erkenntnis erreichen, doch wird er enttäuscht sein. Weder Wind noch Wolken wird er auf jener Höhe wahrnehmen, nur das Sonnenlicht und den Tod. Dann werden lodernde Gestirne über ihm bersten, ohne seines letzten Gebetes zu achten.

J. Starr Untermeyer verleiht ihrem inneren Schauen in zarten metrischen Gebilden Ausdruck, H. D. (Hilda Dolittle) gelingt es, Gestalten der altgriechischen Sagen dichterisch zu beleben. Schlichtheit der Sprache und echte Leidenschaft vereinigen sich in ihren vom eigenen Erleben durchwogten Liebesgedichten.

Als letzte Vertreterin der modernen amerikanischen Frauenlyrik kommt Edna St. Vincent Millay mit acht Sonetten zu Wort. Der Inhalt ist größtenteils elegisch; in tief bewegten Worten beklagt die Dichterin das Ende ihres Liebestraumes. Von ihren Geliebten, deren sie selbst sich kaum noch erinnert, verlassen, kommt sie sich vor wie der einsame Baum im Winter, der nicht einmal weiß, welche Vögel nacheinander fortzogen. Diese Sonette sind von künstlerischem Hauch durchweht, und nicht zuletzt ist es die bewährte klassische Form, welche diesen günstigen Eindruck verstärkt.

Conrad Aiken ist durch zwei längere Gedichte vertreten. "Seven Twilights": Der zerlumpte Pilger hält auf dem Weg nach Nirgendheim Rast in einem stillen Bergtal. Es wird Abend. Das Rauschen der Blätter versetzt ihn in eine friedliche Stimmung, er fleht die Bäume, »die trefflichen Tänzer im grauen Zwielicht«, an, sie mögen ihn an ihr Herz nehmen, so wie sie den Nebel in ihre Zweige aufnehmen. Der nächste der Abschnitte schildert den Einbruch der Dämmerung vor einer alten Stadtmauer. Der eben noch vergoldete Turm hebt sich nun düster gegen eine Wolke ab, die Welt ist alt, auch der Dichter fühlt sich alt. Das Blöken einer Schafherde erinnert ihn an Gefilde, die seinem Gemüte vertraut sind. Aus dem Raunen einer unbekannten Stimme vernimmt A. die Kunde, daß dieser Weideplatz einst Meeresboden war. Im dritten Abschnitt führt er uns im herbstlichen Dämmerlicht vor sein Haus und träumt davon, wie in hundert Jahren sein Geist zum altgewordenen Haus kommen wird. Vom Dämmerlicht der Mondnacht, von der rasch hereinbrechenden Finsternis eines Regentages und einem Sonnenuntergang zur See handeln die übrigen Teile. Ich muß leider gestehen, daß es mir nicht gelang, hier

und im zweiten, "Tetelestai" betitelten Gebilde klare Vorstellungen vom Wollen des Verfassers zu gewinnen.

Der vorliegende Band gewährt sicher wertvolle Anregungen, doch wird auch dem über dem Durchschnitt stehenden Leser vieles unverständlich bleiben, ihn höchstens an die Gaukeleien der deutschen Offenbarungslyriker erinnern.

Steyr. Martin Pawlik.

KULTURGESCHICHTE.

Hermann Westerfrölke, *Englische Kaffeehäuser als Sammelpunkte der literarischen Welt im Zeitalter von Dryden und Addison.* (Jenaer Germanistische Forschungen, herausgegeben von A. Leitzmann.) Verlag der Frommannschen Buchhandlung (Walter Biedermann), Jena 1924. 90 S. Pr. 3,80 M.

Für die Frage der Lebensgewohnheiten der Literatenwelt im 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts (bis 1729) bietet die vorliegende Studie ein vollständiges Quellenmaterial und gute geschichtliche Bemerkungen. Nach einer Übersicht über die äußere kontinentale Entwicklung der dem Kaffeegenuß dienenden Gaststätten wird vor allem das für Englands Literatur wichtige Kaffeehaus von Will geschildert, in dem Dryden von seinem Kaminplatz her seinen berühmten Freundeskreis und das Schrifttum seiner Zeit beherrschte oder kritisch glossierte; weiterhin dann Buttons Kaffeehaus, in dem Addison und Steele und ihre Freunde residierten und das in den moralischen Wochenschriften verewigt worden ist. Auch der Stellung von Pepys zunächst und dann später von Defoe, Swift und Savage zum Kaffeehaus sind besondere Kapitel gewidmet. Sorgsam sind die äußeren Beziehungen der großen und kleineren Schriftsteller zueinander, ihre Freundschaften, Kabalen und Klüngel, soweit sie in den vom orientalischen Trank duftenden Räumen spielten, aus Biographien und Anekdoten aufgespürt worden.

Das dahinter stehende größere kulturgeschichtliche und gesellschaftliche Problem ist nicht gesehen, jedenfalls nicht behandelt worden. Denn gerade bei dieser ersten zusammenfassenden Darstellung der äußeren, raschen Entwicklung (schon im 17. Jahrhundert scheinen in London nach zeitgenössischen Urteilen mehrere tausend [jedenfalls mehrere hundert] Kaffeehäuser geöffnet worden zu sein) wird die Frage nach dem Grunde dieser überraschenden Blüte deutlicher. Westerfrölke führt S. 9 ff. sehr bemerkenswerte Klagerufe verlassener Hausfrauen, kritische Pamphlete gegen die

Zeitvergeudung und somit den »Verderb manches ernsten und hoffnungsvollen Herrn und Kaufmannes« und ähnliche Äußerungen der Zeit an, die zeigen, daß es sich um eine die Gesamtheit erregende neue gesellschaftliche Bewegung handelt. (Die Aushäusigkeit der Renaissance war sicherlich unter Cromwell zurückgetreten.) Natürlich ist der Anreiz für die erstaunliche Aushäusigkeit auch in dem neuen Anregungs- und Genußmittel zu sehen, an sich. Aber darüber hinaus erfüllten die Kaffeehäuser in der geistig und politisch bewegten Restorationszeit, in der sie aufkamen, den durch das Gesellschaftsbedürfnis nach Aussprache, Parteibildung usw. gesetzten Zweck. Und zwar könnte man in der Proklamation des Generalstaatsanwalts Sir William Jones (vgl. Westerfrölke S. 11), durch die eine Zeitlang die Kaffeehäuser 1675 geschlossen wurden, ein Zeichen sehen, daß sie vor allem, dem »Zusammenströmen unzufriedener Elemente« dienend, Stätten der puritanisch-bürgerlichen Opposition waren. In den von Westerfrölke angeführten Berichten werden auch die würdevollen, ernsten Puritanergestalten unter den Besuchern und die Bibel auf dem Tisch als ständiges Requisit hervorgehoben. Aber diese auch bei Literarhistorikern bisher übliche Ansicht wird durch die Schilderung unseres Verf. und sein Material eigentlich nicht bestätigt. Die Aristokratie, die Restorationspartei sammelt sich ebenso in den Kaffeehäusern des West-End. So ergibt sich das Bild, daß die Kaffeehäuser dem sich in den Gruppen gegenseitig steigernden Parteiwillen der aufgeregten Zeit überhaupt entsprachen, ihrer Neigung zur politischen Organisierung (darin unserer Gegenwart ähnlich), aus der heraus sich dann ja auch tatsächlich in England aus dem Vorbereitungsstadium der Kaffeehäuser unmittelbar im 18. Jahrhundert die politischen Klubs entwickelten, die dann die ersteren allmählich in den Hintergrund drängten bis zum heutigen Tage.

Soweit sich allein bürgerliches Leben — und das geschah allerdings wohl ins 18. Jahrhundert hinein immermehr — in den neuen Gaststätten lose organisierte, scheint dessen Entwicklung nach Westerfrölke, wie von der Geistesgeschichte her anzunehmen ist, durch die Säkularisierung und Rationalisierung bestimmt. Wir hören von einer Kaffeehausverordnung, daß religiöse Gespräche verboten werden. Welcher Kontrast zu der anfänglichen Bibel auf dem Tisch! Schöngeistige Unterhaltung tritt hervor, bis auch sie von einem trivialeren und wirtschaftlichen Gespräch an die Seite gedrängt wird.

So sehr also der Kulturhistoriker dem Verf. für die stoffliche Anregung zu Bemerkungen solcher mehr kausaler und zusammenfassender Art zu danken hat, andeutungsweise läßt sich auch gerade nach dieser Richtung hin das neue Feld, das uns durch seine wertvolle Studie erschlossen ist, nicht erschöpfen.

Königsberg i. P. Gustav Hübener.

Otto Mann, *Der moderne Dandy. Ein Kulturproblem des 19. Jahrhunderts.* (Philosophische Forschungen. Herausgegeben von Karl Jaspers, 1. Heft.) Verlag von Julius Springer, Berlin 1925. 128 S. Pr. 6.00 Mk.

Es ist natürlich nicht zufällig, daß die vorliegende Schrift ein Sammelwerk des ausgezeichneten Heidelberger Psychiaters und Philosophen einleitet. Denn auf Grund eines literaturgeschichtlich bedeutsamen Materials versucht der Verfasser einen pathologischen Gegenstand: die Träger der westeuropäischen Dekadenz als Wesenstypus vor allem in philosophischen Begriffen zu fassen. Ich möchte gleich sagen, daß der so umschriebene Versuch fast, meines Erachtens, geglückt ist. Der historische Sinn des Dandysmus wird vor allem an Brummell, Wainewright und Wilde in England, an Barbey D'Aurevilly und Baudelaire in Frankreich erkannt und in tief anpackenden Begriffen des emotionalen Lebens dargestellt. — Es ist methodisch völlig richtig, wenn der Verf. das Phänomen des dekatenten Literatentypus an seinem historischen Verlauf zu fassen, aus seiner Beziehung zur Zeit, zur Umwelt, zu der sittlich, religiös und vital entleerten und geschwächten westeuropäischen »Gesellschaft« des vergangenen Säkulums zu erkennen sucht. Nur scheint mir, als sei dieser historische Unterbau nicht weit genug ausgeführt. Die sehr allgemein gehaltene Charakteristik der Zeit ist zu sehr auf den Ton des fin de siècle, Spenglerschen »Untergangs« und Georgescher »Substanzlosigkeit« gleichgestrichen, ohne daß die von mir gemutmaßten Beurteiler als Autoritäten angeführt und die gleichmäßig pessimistische Bewertung der Epoche als Voraussetzung des Ganzen bewiesen oder ihre Begründung deutlich gemacht wäre. Es ist doch eben nicht angängig, so tief die angedeuteten Wertungen auch bei ihren Urhebern erlebnismäßig begründet waren, sie zum Ausgang einer neuen wissenschaftlichen Untersuchung zu machen. Sie sind Resultate des Denkens und Fühlens, die (so sehr jede historische Schau in ihrer sachlichen Auswahl subjektiv begrenzt ist), als Prämissen angesetzt, die Mög-

lichkeit des absoluten Kontaktes mit dem historischen Objekt gefährden. Auch halte ich es für bedenklich, für den Darsteller des Dandysmus oder der Romantik, als »irrationaler« Erscheinungen, die besondere Praedisposition der »Einweihung« (Einleitung S. 4) und den Begriff der »Suggestion« für seine »heraufbeschwörende« Beschreibung zu verlangen und zu beanspruchen. Damit wird nur zu leicht der Vorwurf und das Vorurteil der »Zauberei« ausgelöst, die die verdiente Anerkennung kulturphänomenologischer Untersuchungen, wie der vorliegenden, auf positivistischer Seite verhindert. Es wäre also meines Erachtens historisch richtiger und exakter gewesen, den Dandy nicht mit einem allgemeinen Kulturorganismus, sondern mit dem Schicksal einer engeren soziologischen Gruppe in Beziehung zu setzen, die als Publikum der Dekadenzliteratur etwa näher aufzusuchen wäre. Auch glaube ich, daß die Untersuchung passender der Rationalität des Emotionalen als Gegenstandsgebiet zuzuweisen ist, als dem viel mißbrauchten »Irrationalen«. Damit würde ihre Methode als eine Erschließung jener ewigen "ordre du cœur" (Pascal) mit Recht bezeichnet sein, der ihre wichtigsten und schönsten Ergebnisse auch so in der Tat zugehören und die nicht nur dem Privilegierten sich öffnet.

Der Dandysmus wird aus der französisch-englischen Kulturlage im 19. Jahrhundert, die, wie gesagt, im großen und ganzen als Auflösung organischer Geschlossenheit bezeichnet ist, abgeleitet als Versuch, eben diese Kultur gemäß ihrer dekadenten Struktur allein durch eine blendend ästhetische Form zu beherrschen. Dabei ist das innerste Geheimnis des Dandy stoische Kälte (Brummel) oder seine morbide Kernlosigkeit (Wilde). »Herauslösung aus den metaphysischen Zusammenhängen des allgemeinen Wesens, damit Sinken in bloße Ichheit und Isolation nach außen, haben den ästhetischen Spättypus, vom produktiven Leben her betrachtet, negativ gemacht.« »Unvermögen zu echter Bewegtheit, echtem Leiden, echter Leidenschaft«, Zynismus, herzlose Kälte sind der »negative Untergrund dandyhafter Existenz«, auf dem sich der Wille zur Macht, zur Herrschaft über die führende Schicht, durch die unerwerbbaren ästhetischen Anlagen bezaubernder Geistigkeit und sensiblen Geschmackes aufbaut. Der Dandy sucht also sozusagen eine Scheinlösung für das Problem zu finden, das ihm sein aristokratischer Ehrgeiz stellt. Ohne Einsetzung seiner Persönlichkeit erringt er sich durch die angeborenen formalen Fähigkeiten, in der Verblüffung seiner Umgebung durch überraschende

paradoxale Unterhaltung und durch die vollendete, mehr oder minder auffallende Schönheit seines Äußeren den flüchtigen Erfolg des Salons. Aber in dieser Nichtbeteiligung seines Innern liegt seine specifische Sünde, gerade dadurch liefert er sich aus, er verstrickt sich in den Reiz, nimmt diesen nicht mehr als sinnvolle Reaktion auf den metaphysischen Gehalt der Welt, sondern als losgelösten Stoff zum Genuß. Er ist weder imstande, die erlösende Tat zu tun, noch die rettende positive Idee zu erfassen. Falls er sich nicht zum Positiven bekehrt (Barbey D'Aurevilly rettet sich ebenso wie Huysmans in den Katholizismus, Disraeli und Bulwer finden den Übergang aus jugendlichem Dandyspiel zur Tatkraft), wird der Dandy unrettbar in sein Verhängnis gerissen: Brummell endet am Laster des Spiels in Armut und Elend, Wainewright als deportierter Verbrecher, Wilde in Schmach und Schande, Baudelaire, den die Conversion nicht mehr innerlich zu läutern vermochte, geht an Schwäche, gesteigert durch den Genuß gefährlicher »Reizmittel« zu Grunde.

Diese typische Struktur des Dandylebenslaufes ist vom Verf. ausgezeichnet bis in ihre feinsten Maserungen verfolgt und dargestellt worden. Auch hat er gut im ganzen die Gefahr vermieden, die Besonderheiten individuellen und allgemeinen Gepräges oder englischer und französischer Verhältnisse zu vermengen. Brummell, der noch viel vom gentleman an sich hat, der verbrecherische Wainewright und der vom unnatürlichen Laster ausgehöhlte Wilde werden als individuelle Abwandlungen des Typus unterschieden, der in England, dem Lande der starken gesellschaftlichen Convention und und der kühlen Reserviertheit sich konsequenter und im Leben ausdauernder ausbildete als in Frankreich, wo andererseits durch den Zusammenbruch des romantisch-aristokratischen Ehrgeizes in den "décadents" das »negative Bewußtsein«, die innere Voraussetzung für das Dandytum, z. B. Baudelaire, geschaffen, doch nicht so scharf als gesellschaftliche Form ausgeprägt wurde. —

Nur bei Wilde wird sehr deutlich, daß der Hauptwert wie auch das Hauptziel der Arbeit in der Typologie des Dandy liegt, nicht in der genauen Erfassung der konkreten einzelnen Persönlichkeiten. Fällt auch im ganzen das Fehlen der Erwähnung einschlägiger Spezialliteratur auf, wie z. B. der Arbeiten von F. Brie über den romantischen Exotismus der Sinne[1]) und den Ästheti-

[1]) Heidelberger Akademieschrift.

zismus der Moderne, so macht sich dieser Zug bei der Darstellung des Salomedichters besonders fühlbar. Die Untersuchungen von Fehr und von Mutschmann[1]) hätten bei der Darstellung der literarischen Arbeitsweise Wildes zur Vervollständigung auch des typischen Bildes gut herangezogen werden können.

Auch weiche ich in der Auffassung eines entscheidenden Punktes im Charakter und Lebenslauf des schrifstellerisch bedeutendsten englischen Dekadenten von Mann ab. Der Verf. schildert die Katastrophe in Wildes Leben folgendermaßen (S. 118): »Der Formenkultus schleudert ihn ganz auf sein Ich zurück, dessen Unersättlichkeit, Drang nach Ausleben steigt, und Wilde, schwach und durch Erfolg verwöhnt, lebt sich aus, bis die Katastrophe ihn seinem Taumel entreißt. . . Nur maßloser Glaube an seine Macht konnte ihn vermögen, sich in diesen Prozeß einzulassen, den er vermeiden konnte, der aber einmal im Gange ihn vernichten mußte. . . . Nach der Katastrophe von Sherard befragt, wie er sich in die Gefahren seiner Lebensweise, in den sinnlosen Prozeß habe einlassen können, weiß er nur zu antworten: Das Glück hatte mir den Kopf so verdreht, daß ich glaubte, alles tun zu können, was ich nur wollte.« Diese Auffassung beruht auf nicht fortzudeutenden Motiven bei Wilde: seiner Schwäche und Überhebung. Doch glaube ich nicht, daß er aus Schwäche in London geblieben ist, als man ihm von hoher und unterrichteter Seite aus mehrfach zur Flucht riet, um einen Skandal zu verhüten, dem sich damals, wie in England bekannt ist, mehrere in die Angelegenheit Verwickelte durch rasche Abreise über den Kanal entzogen. Die Aussage Wildes gegenüber Sherard bezieht sich wohl vor allem auf sein Laster. Hohle Aufgeblasenheit hätte nicht der drohenden Gefahr standgehalten. Es war etwas Tieferes, das in der entscheidenden Krisis immer deutlicher und von vornherein maßgebend hervortrat. Darauf deutet das Gespräch, das Wilde mit Gide in Algier Frühjahr 1895 hatte (cf. Mann S. 113). Die Gefahr seiner Lage, die Möglichkeit eines Skandals ist Gide bekannt, und er warnt Wilde, nach London zurückzukehren. Wilde antwortet: »Meine Freunde sind seltsam, sie bitten mich, vorsichtig zu sein — vorsichtig? Aber kann ich vorsichtig sein? Das würde einen Schritt zurück bedeuten. Ich muß soweit wie möglich gehen. — Ich kann nicht

---

[1]) cf. Fehr, Palœstra 100 S. 23, Engl. Studien ed. Hoops 1921 S. 237, Mutschmann, Anglia Beiblatt 1919, S. 294ff.

viel weiter gehen. Irgend etwas muß geschehen — irgend etwas.« Dieses Geschehnis, auf das Wilde zugehen will, ist das offene Bekenntnis seines Wesens, die Zusammenfassung der Nacht- und Tagseite seiner Person, wie er sie im Prozeß und im Gefängnis, dort auch literatisch in De Profundis als »Selbstverwirklichung« formuliert, bekundet hat. Die ethische Größe, zu der sich Wilde im Kerker aufschwingt, entspringt einem ethischen Gewissen, das in ihm auch schon in den Zeiten seines unheimlichen Doppellebens schlug, als er über allem Spiel den Glanz des echten Ruhmes und das Dunkel des Lasters zugleich suchte. Damals ließ ihn seine Schwäche noch nicht sich aufraffen aus seiner Zerrissenheit. Aber niemals ging der Dandy bei Wilde bis ins Tiefste, niemals war er wertblind. Davon legen seine Schriften Zeugnis ab, ob man nun seine Märchen mit ihrer wundervollen Auflehnung gegen den Utilitarismus der Zeit oder Dorian Gray mit seinem Symbolismus der sich im Laster verderbenden Seele in die Hand nimmt; z. B. The Picture of Dorian Gray S. 313: "By the way Dorian" (sagt hier der Freund zu der autobiographisch gefärbten Gestalt der Hauptperson) "what does it profit a man if he gain the whole world and lose — how does the quotation run? — his own soul'?" Zugleich drückt sich hier in dem ganzen Handlungsaufbau und wiederholt wörtlich das ethische Bedürfnis zum Bekenntnis aus, als des einzigen Weges, der Zerissenheit Herr zu werden, z. B. S. 324: "There was no trace of the murdered man anywhere . . . Yet it was his duty to confess, to suffer public shame, and to make public atonement. There was a God who called upon men to tell their sins to earth as well as to heaven. Nothing that he could do would cleanse him till he had told his own sin." Dieses ist der sittliche Reinheitsdrang in Wilde, der in der Prozeßkrisis zum Durchbruch kommt, und erst, als er aus der Disziplin der Haft wieder entlassen ist, von der alten Schwäche unterjocht wird zeitweise, aber nie ausgetilgt.

Von dieser Seite her erfährt auch die paradoxale Form seines Stils eine besondere Beleuchtung. Gewiß dient sie dem Dandy als Hauptmittel blendender Unterhaltung, wie das Mann vortrefflich folgendermaßen analysiert hat. Der Zuhörer des Dandy, vor das Paradoxon gestellt, glaubt ein Falsches zu hören, dieses Falsche erscheint in der Form einer objektiven Aussage, die Vereinigung von absoluter Falschheit und objektiver Aussage verblüfft ihn; er sinnt nach, er findet plötzlich, daß dieses Falsche richtig ist,

dieser »plötzliche Umschwung verblüfft ihn wieder« usw. (S. 62). Aber die Grundstruktur des Paradoxon bei Wilde, meine ich, wird durch die dualistische Form seines Charakters, seine Zerrissenheit bedingt. Der paradoxale Witz bei ihm liegt in der gegensätzlichen Vereinigung zweier Werte, dem orthodoxen wird der ketzerische, dem sittlichen der pagane gegenübergestellt, ohne daß letzlich der eine den anderen aufhebt. Eine einfache Behauptung, eine entschiedene Formulierung auch eines vollendeten Amoralismus ist nicht paradoxal. Das Wesentliche des Paradoxon bei Wilde ist, daß seine Negationen und Positionen nicht absolut sind. Sie sind relativ, auch wo es nicht ausgesprochen ist, auf eine absolute Wertrangordnung. Seine paganen und amoralischen Umwertungen leben von den orthodoxen, sittlich-religiösen Setzungen. Sätze wie z. B. (Preface to the Picture of Dorian Gray) Those who find ugly meanings in beautiful things are corrupt without being charming heben im Grunde die Berechtigung der sittlichen Bewertung der Kunst nicht auf. Sie sind Frechheiten aber keine Kühnheiten. Wilde ist trotz der l'art pour l'art-Bewegung kein systematischer Nur-ästhet. Er hat keine geschlossene einheitliche Geistigkeit, sondern eine zerrissene. Das zeigt sein Leben und Werk. Eben weil das Leben letzlich nicht Spiel sondern Ernst will, auch in der Kunst, ist die paradoxale Gegenbehauptung witzig. Und diesen Witz beabsichtigt Wilde zunächst nur, er spielt mit der Wahrheit wie mit der Tugend. Er spielte solange, bis er sich im Spiel verfing, und seine Seele den Halt verloren hatte. Er hat selbst in der Reue des Kerkers die Perversionen seines Lebens mit den Paradoxien seiner Kunst parallelisiert.

Die Untersuchungen Manns führen uns tief in die sittlich-geistige Krankheit Westeuropas im 19. Jahrhundert. Es wäre töricht zu verlangen, daß der Verf. für seine Typologie noch sein Stoffgebiet verbreitert hätte. Aber als Beispiel für die Möglichkeit der Anregungen, die die besprochene Arbeit zu geben vermag, sei zum Schluß auf die deutsche Literatur hingewiesen, die in Beziehung zu den französischen décadents steht, und zwar möchte ich hier Stefan Georges Dichtung Algabal (Paris, 1892) hervorheben, da sie in dem Charakter des späten römischen Kaisers die Hauptzüge darstellt, die der Dandysmus aufweist. Auch hier zieht sich eine Seele, die im Kern zerrissen und mürbe ist, in eine Welt rein ästhetischen Reizes zurück, die durch das unterirdische Reich Algabals prächtig symbolisiert wird, wo »außer dem

seinen kein Wille schaltet, und wo er dem Wind und dem Wetter gebeut«. Dort strahlt der Saal »des gelben Gleisses und der Sonne«, wo goldene Spiegel an den Wänden glänzen, über die Erde sich Löwenhäute ausbreiten und aus »dreimaltausend schweren Urnen« Amber, Weihrauch und Zitrone dampfen. Daneben prangt der »Raum der blassen Helle« mit Elfenbein, Opalen und dreißig schwanenweißen Pfauen und weiterhin der düstere Garten von Kohle und Lava. Das erinnert ebenso an Dorian Grays resp. Wildes Prachtliebe wie an Huysmans Herzog Des Esseintes, der sich in dem Roman "A Rebours" in ein aus Möbelraritäten geschmäcklerisch zusammengestellte Wohnuung mit seinen wirklichkeitsfernen Phantasien flüchtet. Aber die Parallele geht weiter: auch bei Algabal verbindet sich mit dem Ästhetizismus auf der Grundlage einer morbiden Seele die Fähigkeit durch das schöne Äußere herrschen zu können. Die römischen Legionäre huldigen dem jugendlichen Sonnenpriester Algabal wegen seiner »Schöne« als einem Gotte. In den Grundmotiven der Dichtung spiegelt sich die Struktur des Dandysmus. Und so wird auch weiterhin verständlich, warum der Stoff des entarteten Cäsaren Heliogabal schon seit Chaussard (1802) einer der Dekadenz, der Grundvoraussetzung des Dandy zustrebenden Literatur eigentümlich ist (vgl. Gautiers Verteidigung des Heliogabal in der Mademoiselle de Maupin, Verlaines Träume von Heliogabal und Sardanapal in den Poèmes Saturniens; dazu Brie, Exotismus der Sinne) und ebenso warum die künstlichen Paradiese, die Symbole der ästhetischen Systeme des Dandy in der ihm entsprechenden literarischen Sphäre im Rève Parisien von der toten Marmorlandschaft Baudelaires oder im unterirdischen Palast, den William Beckford im »Vathek« beschrieb, eine Rolle spielen (vgl. dazu auch frühere Ausführungen des Ref. in einem Vortrag über Stefan George, Hamburg 1921). — Haben wir in Deutschland auch im Leben den Typus eines Dandy gehabt? Das ist eine Frage, die den Germanisten zur Beantwortung überlassen bleiben soll.

Basel. Gustav Hübener.

GESCHICHTE.

Carl Brinkmann, *Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika.* (Handbuch der englisch-amerikanischen Kultur. Herausgegeben von Wilhelm Dibelius.) 87 S. B. G. Teubner, Leipzig u. Berlin 1924. Geh. M. 2,80, geb. M. 3,60.

Der Verfasser will ausdrücklich mit seiner »Übersicht« nicht »mit den bisherigen deutschen Erzählungen amerikanischer Geschichte . . . in Wettbewerb treten«, sondern ähnlich wie in seinen Schriften über England »eine Schilderung des Werdens einer Staatsgesellschaft« unternehmen. Und zwar soll ihm hauptsächlich ein Problem als Maß für die deutsche Forschung dienen, nämlich »das Problem der bundesstaatlichen Gestaltung, das in seiner bisher noch kaum systematisch begriffenen Verflechtung mit den Problemen der Wirtschaftsentwicklung und Klassenschichtung (im Unterschied einerseits von dem Britischen Weltreich, anderseits von den alten Nationalstaaten des europäischen Festlandes) die Geschichte der Vereinigten Staaten zum größten Paradigma aller um ihren Staatsvolkscharakter erst ringenden modernen Nationen macht«.

Mit diesem Plan des Vorworts stimmt nun der Titel der Schrift nicht überein; denn darunter muß man eine neue »kurze« Geschichtsdarstellung verstehen, zu welcher Auffassung man auch nach dem Text berechtigt ist. Also ein synthetischer historischer Essay wird uns geboten, der ohne Zweifel noch viel an Wert gewonnen hätte, wenn jenes bundesstaatliche Grundproblem tatsächlich allein und gründlich behandelt worden wäre, was aber doch nicht vollends geschieht. Das zeigt schon die Gliederung des Stoffes: Das alte Kolonialsystem — Die Revolution und die Republik — Die dualistische Union — Der moderne Imperialismus — Das Staatsleben in den Vereinigten Staaten. Nach der Erörterung der »dualistischen Union« bis zum Bürgerkriege müßte man eine solche des neuen Bundesstaates erwarten: nach der Auseinandersetzung von Nord und Süd, von Union und Sezession, Zentralgewalt und »Staatsrechte«, Verfassungsbindung und Nullifikation . . . Für das bundesstaatliche Problem ist der Imperialismus nur eins unter mehreren Problemen, z. B. innere Erstarkung des nationalen Einheitsgedankens, Wandel der Parteiherrschaft, Stellung des Präsidenten zum Kongreß und Volk, Festigung der Staatsgewalt per se, Verwaltung und Beamtentum.

Historische Synthesen sind für die Vereinigten Staaten schon mehrmals von deutschen Forschern gemacht worden, von Darmstädter und Daenell, zuletzt nochmals von Daenell im »Handbuch der Staatengeschichte«. Aber schon Daenell begriff, daß gerade in Deutschland — für den deutschen Gesichtspunkt und die besonderen deutschen Bedürfnisse — erst die große analytische Aufklärungs- und Vorarbeit zu leisten war, ehe sich eine wirklich

lohnende Synthese ganz natürlich und mit voller Berechtigung ergab. Er hoffte den Anfang zu einer tiefschürfenden Historie der Union machen zu können; aber er starb über dem ersten Band seiner Geschichte.

Friedrich Luckwaldts zweibändige Geschichte holt weiter aus als irgendeine Arbeit seiner Vorgänger und kann deshalb auch eine umfassendere Erörterung des amerikanischen Werdens geben. Leider zeigt er aber im zweiten Bande, je weiter er in die jüngste Vergangenheit gerät, eine um so größere Unsicherheit in der Beurteilung politischer Dinge und Persönlichkeiten; so ist z. B. das Bild Roosevelts verzeichnet, und Amerikas Haltung die letzten Jahre vor und dann im Weltkrieg ist ebenso zumindest einseitig gesehen. Wo er die amerikanische Außenpolitik zu rosig beurteilt, weil er links orientiert ist, erblickt Eduard Meyer in seiner letzten Darstellung Amerikas, freilich mit größerem Recht, schwere Schatten und große Gefahren, weil er auf der Rechten steht. Mehr ältere amerikanische Geschichte lernt man aus Luckwaldt, mehr politisches Verständnis für das Amerika von gestern und heute aus Meyer.

Hier schließt sich Brinkmanns Arbeit würdig an. Sie verschönt und verdammt nicht und kann deshalb allen, die sich mit Amerika befassen wollen, recht gut zur Einführung in gewisse Fragen dienen. Von Einzelheiten, die sich anders ansehen lassen oder zu beanstanden sind, seien noch einige erwähnt. Zu S. 30, wo die hinhaltende Art in der Sklavenfrage als »ein erster, fast prophetischer Fall jener riesenhaften politischen Handelsgeschäfte« bezeichnet wird. Ist es nicht vielmehr und einfach ein praktisches Kompromiß, wie es angelsächsischem Verfahren besonders eigen ist? Für den amerikanischen Politiker gibt es nicht »das« Problem, sondern »ein« gerade auftauchendes, eben jetzt irgendwie zu lösendes Problem. — S. 40 wird der Sprecher im Repräsentantenhaus »zum zweiten Manne des Staatswesens gemacht«. Das gilt schon seit reichlich einem Jahrzehnt nicht mehr. Sprecher Reed, der bis 1899 regierte, hieß »Zar«, aber schon unter seinem zweiten Nachfolger Cannon (1903—1910) revoltierte das Haus und beschnitt der Speakership die Flügel. Unter Champ Clark (1911—1919) wurde dem Speaker z. B. vom 62. Kongreß das wichtige Recht genommen, die Ausschußmitglieder zu bestimmen. — Das "House of Governors" (S. 78) ist ebenso schwächer geworden und scheint heute keine Bedeutung mehr zu haben. —

Die Machtstellung des Präsidenten (S. 76) ist bis zu Wilson andauernd größer geworden, seither ist ein Rückgang zu verfolgen und eine neue Stärkung des Senats. — Nicht richtig ist die Darstellung von "Ku Klux Klan" und den "Elks" (S. 74), und ebenso erscheint S. 75 der Begriff "Caucus" nicht im amerikanischen Sinne angewandt. Von »bäuerlichem (!) Hinterland« (S. 80) zu reden, verbietet der amerikanische Zustand, der nur Farmer als landwirtschaftliche Unternehmer kennt.

Hingegen ist sehr beachtenswert, was Brinkmann S. 66f. über das Verhalten Englands zur Union sagt. Daß England sich in eine ständige Ausdehnung der Monroedoktrin fügt, würde ich zwar nicht als »Größe« bezeichnen, sondern als politische Klarheit und Klugheit. In der Erkenntnis geopolitischer Tatsachen arrangierte sich Großbritannien im Stillen Ozean erst mit Japan, dann mit der Union, und in Mittel- und Südamerika mit den Vereinigten Staaten. Es bleibt nüchterne Politik; aber gerade sie erklärt die angelsächsische Geschäftsgemeinschaft. Und ebenso beherzigenswert ist Brinkmanns Hinweis (S. 19) darauf, »wie wenig im Verkehr der Staats- und Wirtschaftsgesellschaften untereinander demokratische Innenpolitik sich auf das Verhältnis zur Außenwelt zu übertragen geneigt ist«. Damit trifft er ein großes und gefährliches Vorurteil unserer mehr linksgerichteten Historiker. Von Amerikas Außenpolitik ist nicht auf eine Demokratie, sondern auf einen bewußten nationalen Einheitsstaat mit ebenso bewußter eindeutiger Interessenpolitik zu schließen. Vor solcher unbedenklichen Konsequenz erbleichen die kaiserlichsten Monarchien Europas.

Alles in allem wird man wünschen, Brinkmanns Schrift in den Händen möglichst vieler Studierenden zu sehen, am besten zusammen mit Daenells Kapiteln im *Handbuch der Staatengeschichte* und mit Kimpens *Ausbreitungspolitik der Vereinigten Staaten von Amerika* (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). Erst wenn wir Neusprachler, vorerst wir Anglisten, über die Geschichte der Vereinigten Staaten im klaren sind, werden wir das rechte Verhältnis zur amerikanischen Literatur und Kultur finden.

Münster (Westf.). Friedrich Schönemann.

ZEITSCHRIFTEN.

Philological Quarterly. Published at the University of Iowa. Iowa City, Iowa. Editor: Hardin Craig. $ 2 a year. Vol. II, 2. bis III, 3. (April 1923 bis Juli 1924.)

Bei der Fortsetzung meines Berichts über die anglistischen Aufsätze dieser Zeitschrift (s. 57, 122—4), die besonders in der Kleinarbeit und auf den Nebengebieten unserer Wissenschaft manche interessanten Beiträge bringen, habe ich, der besseren Übersicht halber, diese sachlich nach den verschiedenen Sprachperioden, die sie behandeln, angeordnet.

A. Bell, *The West Saxon Genealogy in Gaimar,* II, 173—86, sucht die Echtheit einer zweifelhaft überlieferten Stelle in der '*Estoire des Engleis*' (v. 819 ff.) nachzuweisen, die von der Abstammung Cerdics und Hengists handelt, deren Stammbaum auf Wodan zurückgeführt wird — hier zu erwähnen, da sie in Beziehung zur Sachsen-Chronik steht.

A. S. Cook, *Hadrian of Africa, Italy, ana England* II, 241—58.

Dieser aus Afrika gebürtige gelehrte Abt, von dem auch Bedas Kirchengeschichte berichtet, wirkte im 7. Jahrhundert erfolgreich als Geistlicher und Lehrer in England. Der Aufsatz beschäftigt sich eingehend mit seiner Lebensgeschichte und erörtert dazu die Beziehungen zwischen dem Frankenreich und England zu jener Zeit, wobei ein Streiflicht auf Beọwulf fällt (S. 256).

E. J. Basshe, *Some Notes on the Wade Legend,* II, 282—88.

Der sagenberühmte Wade (Wada, Wate usw.), den wohl zuerst der ae. Wîdsith anführt, und auf den mehrere spätere engl. Dichtungen (darunter Chaucers) hinweisen, soll nach Müllenhoffs Auffassung ursprünglich ein Meerriese gewesen sein. Der Verf. hält dies nicht für erwiesen, wenn er auch die Möglichkeit einer solchen Vorstellung nicht ableugnen will.

O. F. Emerson, *Some Notes on Chaucer and some Conjectures,* II, 81—96.

1. Book of the Duch. V. 309 *entunes* soll Verb sein (?). — 2. Mars V. 114 *voide* = *cunning, artful* (?). — 3. Parl. V. 188—9 und 199—200, 204—210 sind selbständige Einfügungen Chaucers in die längere Entlehnung aus Boccaccio. — 4. Troilus II, 1229 und Knight's T. 979 *y-bete* = *embroidered, trimmed.* — 5. Cant. T., Gen. Prol. V. 164 *preestes thre* = the Nun's Priest, the Monk, and the Friar. Die beiden letzteren sind aber keine Priester; außerdem spricht der Zusammenhang gegen diese Auslegung. Ich halte die Stelle für verderbt; s Engl. Stud. 47, 341.

E. P. Kuhl, *Notes on Chaucer's Prioress,* II, 302—10.

1. *wastel breed* (Gen. Prol. V. 147) = *the best grade of wheat bread.* — 2. *smale houndes* (ib. V. 146): Verbot, solche zu halten. — 3. *her chapeleyne* (ib. V. 164): Pflichten einer Kapellanin. — 4. *brooch of gold* (ib. V. 160): Verbot, Schmuck zu tragen. — 5. *Stratford atte Bowe* (ib. V. 125): das dort befindliche Nonnenkloster verglichen mit dem vornehmeren zu Barking. — 6. *countrefete cheere Of court* (ib. V. 139—40): mutmaßliche Folgerungen aus obigem Verhältnis.

R. E. House, Marg. Mulroney, Ilse Probst, *Notes on the Authorship of the Celestina,* III, 81—91.

Untersuchungen über die Verfasser der beiden spanischen Versionen dieser Tragikomödie, die für die englische Literatur nur ein indirektes Interesse in bezug auf das von ten Brink, Lit.-Gesch. II, 494 ff., besprochene Zwischenspiel bieten.

J. M. Berdan, *Marlowe's Edward II,* III, 197—207.

Die bemerkenswerten Unterschiede in der Behandlung dieses Dramas von allen übrigen desselben Dichters werden durch Einwirkung der schottischen Zustände zu seiner Zeit, die mancherlei Ähnlichkeiten mit den englischen zu Anfang des 14. Jahrhunderts aufweisen sollen, auf die Darstellung erklärt.

B. M. Hollowell, *The Elizabethan Hexametrists,* III, 51—57.

Die Versuche von Spenser, Sidney, Harvey, Stanyhurst u. a., besonders zwischen 1570—90, den Hexameter in die englische Poesie einzuführen, seien durchaus ernst zu nehmen, wenn sie auch keinen bleibenden Erfolg hatten.

Roselle G. Goree, *Concerning Repetitions in Greene's Romances,* III, 69—75, belegt die Gewohnheit dieses Dichters, lange Abschnitte aus einem seiner Prosawerke fast wörtlich in ein anderes zu übertragen, durch vier weitere Fälle — aus *Planetomachia* und *Penelope's Web.*

W. Sh. Fox, *Lucian in the Grave-Scene of Hamlet,* II, 132—41, hebt einige Stellen in des griechischen Autors Totengesprächen, Charon und Menippus hervor, die Ähnlichkeit mit solchen in obiger Szene haben, doch ist diese kaum stark genug, um Shaksperes Bekanntschaft mit Lucian zu erweisen.

A. R. Benham, *Shakespeare's Henry IV and the Spirit of the Fifteenth Century in England,* II, 224—28.

Als Kennzeichen für dieses Zeitalter nennt der Verf. die Ruhelosigkeit in der Politik, die religiöse Orthodoxie, den kaufmännischen Geist und das Schwinden des Rittertums; er vermag indessen nicht zu überzeugen, daß Shakspere wirklich die Absicht hatte, diese Züge in seinem Drama zu veranschaulichen.

J. S. Reid, *Cæsar's "Thrasonical Brag"*, III, 237.

Die Überschrift aus 'As You Like It' 5, 2. Die bekannten Worte *Veni, vidi, vici* werden auf eine Stelle in den Fragmenten Demokrits zurückgeführt.

H. D. Gray, *Beaumont and the Two Noble Kinsmen*, II, 112—31.

Gegenüber den bisherigen Versuchen, die Verfasser dieses Dramas zu ergründen, hält Gray es für wahrscheinlicher, daß Fletcher das Stück begann, Beaumont einige Szenen hinzufügte, und daß Shakspere es vollendete.

Karl J. Holzknecht, *Theatrical Billposting in the Age of Elizabeth*, II, 267—81.

In den ersten Abschnitten behandelt der Verf. den Gebrauch von Anschlagzetteln, geschriebenen oder gedruckten, für Geschäfts- und Vergnügungsanzeigen aller Art, dann die eigentlichen öffentlich angehefteten Theaterzettel zu jener Zeit, die jedoch nur Titel, Ort und Zeit der Aufführung angaben, nicht die handelnden Personen und Namen der Schauspieler.

M. B. Evans, *Traditions of the Elizabethan Stage in Germany*, II, 310—14, erblickt in der Darstellung gewisser Szenen aus deutschen Stücken des 17. Jhds. Einflüsse der englischen Komödianten, woraus Rückschlüsse auf den Brauch der englischen Bühnen gemacht werden können.

J. S. Reid, *Imitation by Ben Jonson of a Passage in Cicero*, II, 142 f., weist auf einen Ausspruch des Chrysippus hin, den Cicero zweimal zitiert, und auf den Jonson ebenfalls zweimal, in *Bartholomew Fair* und in the *Devil is an Ass*, anspielt.

B. C. Crawford, *The Dance of the Kings*, II, 151—3.

In dem von Buckingham u. a. verfaßten satirischen Lustspiel *The Rehearsal* wird auf den Tanz der *Kings of Brentford* angespielt, einen in den Londoner Inns of Court üblichen Scherz, über den der juristische Dialog *Eunomos* ausführlichere Nachricht gibt.

De Witt C. Croissant, *A Note on the Egoist: or Colley upon Cibber*, III, 76 f., macht wahrscheinlich, daß der Verfasser

dieser satirischen Schrift Cibber selbst ist, der sich darin selbst verspottet.

Una M. Ellis-Fermor, *Studies in the Eighteenth Century Stage,* II, 289—301.

Der erste Abschnitt handelt von den wandernden Schauspielertruppen in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, deren Elend besonders Charlotte Charke, Cibbers jüngste Tochter, anschaulich beschrieben hat. Der zweite bespricht die kleineren Theater in und um London zur selben Zeit, von denen die in den Königl. Schlössern die achtbarsten waren. Der dritte Abschnitt ist den Theaterbuden auf Jahrmärkten gewidmet, Unternehmungen, an welchen sich auch Schauspieler der größeren Theater beteiligten.

E. Colby, *Thomas Holcroft: Translator of Plays,* III, 228—36.

In einer Periode, wo das englische Drama unfruchtbar an eigenen Neuschöpfungen war, um 1800, versorgte Holcroft die Londoner Bühnen mit wirkungsvollen Stücken, die er aus dem Französischen (Beaumarchais, Destouches u. a.) und dem Deutschen (Lessing, Schiller, Goethe, Kotzebue u. a.) übersetzte oder vielmehr nach englischem Geschmack zurechtmachte, worüber der Verf. eine Übersicht gibt.

W. Graham, *Robert Southey as Tory Reviewer,* II, 97—111.

Daß Southey in seiner Jugend ein Freiheitsschwärmer war und das revolutionäre Drama *Wat Tyler* schrieb, und daß er in späteren Jahren als Poet laureate ein strenger Konservativer wurde, ist bekannt. Der vorliegende Aufsatz geht nun näher auf die von ihm in der *Quarterly Review* veröffentlichten Artikel politischen Inhalts ein, in denen er, obwohl sonst human gesinnt, als Feind jeder Reform in England hervortritt, unnachgiebiger als selbst manche Tories. Förderung der Religiosität war sein einziges Heilmittel gegen alle Schäden der Zeit.

C. L. Finney, *Shakespeare and Keats's Hyperion,* III, 139—58, zeigt an der Hand von Zitaten aus Keats' Briefen und von eingehenden Vergleichen mit Stellen aus Shaksperes Dramen den Einfluß, den dieser, neben Milton, auf die sinnliche Ausdrucksweise und die Vorstellungen des jüngeren Dichters, namentlich in dessen Hyperion, ausgeübt hat.

St. T. Williams, *Macaulay's Reading and Literary Criticism,* III, 119—31.

Während man Macaulays literarische Kritik, bei der ihm seine umfassende Belesenheit und sein erstaunliches Gedächtnis sehr zu-

statten kamen, zu seinen Lebzeiten allgemein bewunderte, wurde sie später vielfach angefochten, da sein Urteil im wesentlichen auf dem Standpunkte der Anschauungen des 18. Jhds. verblieb und mehr an Äußerlichkeiten haftete als ins Innere der beurteilten Werke eindrang.

E. N. S. Thompson, *The Interest of English Poets in Italy*, III, 172—91.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts bis etwa zur ersten mißlungenen Erhebung i. J. 1821 drückten ihre Teilnahme an der Befreiung Italiens Wordsworth, Rogers, Byron und Shelley poetisch aus. Dann erwachten diese Gefühle wieder nach längerer Pause um die Mitte des Jahrhunderts, vor allem bei Mrs. Browning, dann traten Swinburne und Landor, später A. Austin, Mrs. King und Meredith für jenes Ideal ein. Mit der tatsächlichen Befreiung i. J. 1870 hörte diese Poesie allmählich auf.

Pädagogischen und sprachlichen Inhalts sind die folgenden Aufsätze:

B. V. Crawford, *Teaching by Dialogue*, III, 23—31, gibt eine Übersicht über die Verwendung der Gesprächsform für den Unterricht in englischen oder in England entstandenen Lehrbüchern von König Alfred und Aelfric an bis in die neuere Zeit. Diese Methode war nicht nur für Schulzwecke, sondern auch zur Unterweisung in allen möglichen Wissenschaften, Fertigkeiten und Gewerben besonders im 16. und 17. Jhd. beliebt bis etwa 1750, von wann ab ihr Gebrauch immer mehr, außer in sprachlichen Leitfäden, schwand, doch empfiehlt der Verf. ihre Wiederaufnahme.

Kemp Malone, *Granville Sharp (1767) on English Pronunciation*, III, 208—27.

Nach einigen Mitteilungen über die sonstige literarische Tätigkeit Sharps gibt der Verf. eine Analyse der in Rede stehenden Schrift, die zum Gebrauche für Ausländer (daher engl. und franz. geschrieben) bestimmt war. Obwohl sie nichts wesentlich Neues bietet, bestätigt oder ergänzt sie doch schon bekannte Angaben über die Aussprache des Englischen im 18. Jhd., weswegen diese Mitteilungen willkommen sein dürften.

R. R. Aurner, *The History of certain Aspects of the Structure of the English Sentence*, II, 187—208, verfolgt die Entwicklung des englischen Satzbaus vom 15. bis Mitte des 19. Jhds. Charakteristische Beispiele entnimmt der Verf. aus Prosawerken von Caxton,

Lyly, Bacon, Dryden, Addison, Johnson und Macaulay und veranschaulicht seine Ergebnisse durch Diagramme und Tabellen.

Von Anzeigen anglistischer Werke seien hier schließlich kurz notiert die von Klaebers Ausgabe des Beowulf II, 156 ff., die von Wilhelmina Frijlincks Tragödie von Olden Barnevelt II, 317, die von Menckens *American Language*, ebd. 319, die von Liljegrens Ausg. von Harrington's *Oceana* und die von Jespersens *Language* III, 238 ff.

Berlin-Zehlendorf. J. Koch.

STUDIENFÜHRER.

Wilhelm Roth, *Englische Sprache und Literatur*. (Dünnhaupts Studien- und Berufsführer, Band 10.) C. Dünnhaupt Verlag, Dessau, 1925. 138 S. Preis geheftet M. 1,50.

Vergleicht man die kleinen Anfänge der englischen Philologie, als die Professoren ihre wenigen Hörer viel mehr im Privatverkehr als in Hörsaal und Seminar wissenschaftlich erzogen, mit dem heute oft herrschenden Großbetrieb, der den Dozenten weit stärker von seinen Hörern abrückt, so begreift man Studienführer — mindestens als ein notwendiges Übel. Selbstverständlich können sie nicht alles bringen. Meist wird — so auch in dem vorliegenden Buch — zu wenig betont, daß der Anfänger sehr bald persönliche Berührung mit dem Fachprofessor suchen muß. Das Wesen wissenschaftlicher Arbeit geht dem am besten auf, der eine wissenschaftliche Kontroverse verfolgt; daß man wegen scheinbar so ausgefallener Dinge wie der Lautgesetzfrage oder der Ethik im Robinson fast mit Nibelungengrimm aneinandergeraten kann und ein altenglischer Fugen- oder Nebentonvokal einer langwierigen Kontroverse gewürdigt wird, gibt dem jungen Manne erst eine Ahnung, worum es geht. Offenheit bei Prüfungen wird anscheinend zu wenig empfohlen; erst neulich hat mir ein Prüfer mit ziemlich langer Praxis wieder erzählt, daß ihn die knappe Erklärung eines Kandidaten: »Das weiß ich nicht!« höchlich überraschte. Leider wird auch hier (S. 5), wie in den meisten Werken, von der »tiefen Tragik« im Oberlehrerberuf gesprochen. Ich beobachte gelegentlich bei jungen Doktoren, die etwa mir zur praktischen Einführung ins Lehramt zugewiesen werden und wunderschöne Zeugnisse mitbringen, eine merkwürdige Hilflosigkeit. Derselbe Mann, der beim Poema Morale alle Lesarten auf das sorgfältigste erwogen, für

seine Dissertation über Otway alle nur erreichbare Literatur herangezogen hat, steht bei einer Tennysoninterpretation in einer Oberklasse mit einer einzigen Schulausgabe, die er nunmehr anzieht, verkauft und verraten da: das kommt davon, daß er sich einbildet, in der Schule sei wissenschaftliches Arbeiten nicht mehr möglich. Aber die Fragen, auf die er im Lehrbuch kommt, etwa ob *soft* mit Länge oder Kürze zu sprechen sei, oder ob es eine Kurzform [*nət*] gibt, sind doch auch wissenschaftlicher Natur!

Der vorliegende Studienführer nimmt durch gewissenhaft erwogene, knappe Ratschläge für das ganze Gebiet des anglistischen Studiums, durch sorgfältige Verzeichnung und fast durchaus zweckmäßige Auswahl der Literatur sehr für sich ein. Berufswahl, Lebensberufe (Studienrat, wissenschaftlicher und Volksbibliothekar, akademische Laufbahn, freie Berufe) sind gut behandelt; dankenswert ist der Abschnitt über die Wirtschaftsführung des Studenten und die kurze Charakteristik der Universitäten auf deutschem Sprachgebiete und ihrer Anglisten. Über Studiengang, Kolleg, Seminar, Prüfungsarbeiten, Examen wird das Nötige gut gesagt. Besonders begrüße ich den verdienstlichen Abschnitt III: Bibliotheken und Bibliographien; Abschnitt V: Quellenwerke und VI: Darstellungen sind bibliographischer Natur. Einige Wünsche ergeben sich dennoch: In der Bibliographie wäre es zweckmäßig gewesen, durch einfache Zeichen die Werke zu bezeichnen, die besonders (auch wegen der Bibliographie, wie Dibelius' *Dickens*) wichtig sind, andrerseits auch die, welche sich der Student schon selbst als Grundstock seiner späteren Bücherei anschaffen kann. Es ist bedauerlich, daß das Wichtigste, die Erlernung der lebenden Sprache, nicht in einem eigenen Abschnitte behandelt, sondern über den Studiengang verstreut ist. Das Problem der soliden Grundlage in Lautgebung und Tonfall (merkwürdigerweise ist Klinghardt-Klemms Buch unter VI A 5: Rhythmik geraten und seine handliche, propädeutische Darstellung *Sprechmelodie und Sprechtakt* nicht genannt), die Aneignung der englischen Umgangssprache nach Sweet oder jetzt nach H. E. Palmer (*A Grammar of Spoken English*), die Gewöhnung an Zeitungen, der Sprache zuliebe auch an den Kitsch der Magazines, und an Zeitschriften (*London Mercury*, *American Mercury*) hätte zusammenfassende Darstellung verdient. Daß man mit einsprachigen Wörterbüchern systematisch arbeiten muß, ist nirgends entsprechend erwähnt; was E. Moosmann eben wieder fordert, die Fähigkeit, die Schwierig-

keiten des Ausdruckes »durch eine einfache, bildhafte Ausdrucksweise zu überwinden« (Die Neueren Spr., 3. Beiheft, S. 2), die Fertigkeit des Lehrers, in der fremden Sprache gute Erklärungen und Umschreibungen zu geben, ist nur durch frühe Gewöhnung an ein einsprachiges Wörterbuch zu erzielen. Leider fehlen in VI A 6a gerade die drei Werke, die mir am nützlichsten scheinen und je nach dem Geldsäckel zu empfehlen sind: Webster's *Collegiate Dictionary*[3] (1925, etwa 25—30 Gm.), ein Auszug aus dem »großen« Webster, 1256 S. stark und außerordentlich reichhaltig und zuverlässig, auch mit nützlichen Anhängen (schottisches Glossar, Reimverzeichnis, Orts- und Personennamen u. a. m.) ausgestattet und für den Eigengebrauch durchaus zureichend; das billigere *Concise Oxford Dictionary*, das sich auf das große Oxforder Wörterbuch stützt, und das wohl jedem erschwingliche *Pocket Oxford Dictionary*, das durch Aufnahme des neuesten Wortschatzes besonders wertvoll ist. Darum war auch H. Spies' kleine Schrift von 1921 zu nennen, die allerdings jetzt durch sein prächtiges Buch *Kultur und Sprache im neuen England* ersetzt wird. Nur bei den allgemeinen Literaturgeschichten, nicht aber bei den Textausgaben und Einzeluntersuchungen, ist ferner die neueste Literatur berücksichtigt; von lebenden Dichtern werden nur Kipling, Hardy und Shaw genannt; heute sind doch Conrad, Wells, Bennett, Sinclair Lewis, J. Hergesheimer (über ihn W. Fischer im Jahrbuch der Sprachphilosophie 1925) wichtig, es liegt über sie auch schon Literatur vor (billig z. B. Hugh Walpole, *Joseph Conrad*), und neuere englische, auch amerikanische Anthologien (Louis Untermeyer, *Modern American Poetry*) sind ziemlich leicht zugänglich. Dafür könnte der Abschnitt VI B 6 über Einzelbiographien und literarhistorische Untersuchungen etwas gekürzt werden. Wer sich einen Schriftsteller als Spezialgebiet erwählt, muß seine Werke, dann aber auch Gespräche, Briefe, Tagebücher, Selbst- und andere Biographien nach den in einem früheren Abschnitt gegebenen bibliographischen Weisungen durcharbeiten, seinen Kreis, seine Zeit genauer studieren. Da ist es mit dem Herumlesen, von dem S. 39 gesprochen wird, doch nicht getan. In Graz wird der Anfänger durch einen Lektürekanon schon auf plan- und regelmäßige Arbeit vom ersten Tage an hingelenkt, und das hat, von der praktischen Literaturkenntnis abgesehen, seine besondere weitere Bedeutung. Bis auf das Widerstreben Max Försters, eine vernünftige grammatische Terminologie für den Schulgebrauch festzulegen, war mir am

Berliner Neuphilologentage nichts verwunderlicher als ein gewisser Gegensatz zwischen höherer und Hochschule in Sachen der *Auslandskunde*. Alle gewiß wünschenswerten Einrichtungen und Vorkehrungen dafür an der Universität können nicht ersetzen, was eine planmäßige Lektüre gerade für dieses Gebiet gibt. Wer sich dabei nicht auf Literatur im strengsten Wortsinne festlegt, nimmt allmählich eine reiche Fülle auslandskundlichen Wissens auf, neben der ein Kolleg nützlich, aber nicht alles ist. — Man kann ein Kolleg über englische Landeskunde oder über die Verwaltung des *Empire* hören, kann das auch nach Handbüchern wie Mason's *Counties of England* oder J. Hatscheks *Britisches und römisches Weltreich* studieren, Saft und Kraft bekommt die Sache erst, wenn man mit G. Eliot in Warwickshire, mit Th. Hardy in Wessex, mit Wordsworth im Lake Country geweilt oder Kipling, Seeley, Froude, Lord Lawrence, Sir George Grey, Cecil Rhodes und andere Vertreter des Imperialismus genauer kennengelernt hat. Für eines der schwierigsten Kapitel, englische Religiosität, verweisen bezeichnenderweise sowohl Dibelius wie O. Baumgarten geradezu auf Beispiele aus der Literatur; und wer die Beispiele für *breach of promise*, *tenant*-Wesen, die falsche Leidenschaft für *facts* nicht aus der Literatur kennt, wird mit sonst zusammengelesenem Wissen nicht weit kommen.

Für die schriftliche Übung im Englischen empfehlen sich Übungsbücher wie Dinkler-Humpf-Zeiger, Marseille-Schmidt, Beck (neben dem einzig genannten Morich) und Beschäftigung mit englischen Werken über *Style, Composition, Précis-Writing* u. dgl., auch wird man mit Essays (Lee, Lowell, Birrell) sein eigenes Englisch für literarische Darstellung schmeidigen und glätten.

Unerläßlich ist ferner schon an der Hochschule eine wissenschaftliche Grundlegung der Methodik, wie denn in Österreich Honorardozenten mit der Abhaltung methodischer Vorlesungen beauftragt sind. Ernst Ottos *Methodik* dürfte da ebensowenig fehlen wie die *Methodik* von Aronstein (auch seine *Englische Stilistik* vermisse ich), und es wäre über diese Dinge mehr zu sagen.

Endlich stimme ich dem Verfasser vollkommen bei, daß der Anglist keine Lehrbefähigung für eine zweite lebende Sprache erwerben sollte. Aber der Stand der französischen Anglistik, und neuerdings Amerikanistik (Taine, Cazamian, Saurat), macht die praktische Kenntnis des Französischen notwendig; überdies ist die Romanistik als Wissenschaft etwas älter und wurde auch all-

zeit in ihren Heimatländern bedeutend systematischer gepflegt als die englische Philologie in England; schon darum, vom Anglonormannischen und der internenglischen Sprach- und Literaturgeschichte abgesehen, ist auch theoretische Beschäftigung mit dem Französischen für den Anglisten sehr wichtig; er lernt für sein Fach unendlich viel auch von Passy, F. Beyer, Meyer-Lübke, Brunot, Nyrop, Tobler, Ettmayer, Vossler (dessen Bücher *Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung* und *Gesammelte Aufsätze zur Sprachphilosophie* leider nicht erscheinen); H. Schuchardt ist als Romanist und als allgemeiner Sprachforscher, der in die Anglistik (Negerenglisch) hineingreift, schon darum zu nennen, weil jetzt Spitzers *Schuchardtbrevier* seine weitzerstreuten Lehren übersichtlich zusammenfaßt. Auch Jespersens *Language* und *Philosophy of Grammar* liegen uns als Werke eines Anglisten besonders nahe; und Fincks *Haupttypen des Sprachbaus* empfiehlt eben auch Kruisinga in einer Abhandlung über das Studium der englischen Philologie (English Studies VII 39); jedenfalls ist es für das Neuenglische zweckmäßig, über das Indogermanische hinauszugehen. Auch für andere Fragen der englischen Philologie, über die übrigens auch Schröer in der *Viëtorfestschrift* einiges bringt, ist es nützlich, auf verwandte Gebiete hinzuweisen: Stählins *Editionstechnik;* G. Witkowski, *Textkritik und Editionstechnik;* Arnolds *Bücherkunde zur neueren deutschen Literaturgeschichte* (für bibliographisches Arbeiten) und Kuntze, *Die Technik der geistigen Arbeit* kämen hier etwa in Betracht. In der Bibliographie fehlen weiter: Fehr, *Erforschung des modernen England,* die *Annual Bibliography of English Language and Literature* (Modern Humanities Research Association), die Philosophiegeschichten von Sorly (Cambridge University Press) und Wentscher; Aronstein, *John Donne;* G. Moldauer, *Thomas Lovell Beddoes;* Fuchs, *Australische Literatur* (wie das vorige in den WBePh); Ker, *Epic and Romance;* Kluge, *Mittelenglisches Lesebuch;* Wyld, *The Teaching of Reading;* die Shakespearewörterbücher von Kellner und Onions; Wilds Chaucerbuch gehört auf S. 77, nicht 85. Von der *Cambridge History of American Literature,* Weekley's *Etymological Dictionary* und dem *Dictionary of National Biography* sind knappere Ausgaben, von Franz' *Shakespearegrammatik* die 3. Auflage erschienen. Eine Neuauflage, die das tüchtige und verdienstliche Buch bald erleben möge, sollte auch über Fortbildungskurse und Auslandsstipendien einiges bringen.

Bruck a. d. Mur. Fritz Karpf.

METHODIK DES UNTERRICHTS.

H. E. Moore, *Modernism in Language Teaching.* Ten Essays. Cambridge, W. Heffer & Sons, Ltd. 1925. XII + 154 pp. Pr. 4 s. 6 d. net.

Moore ist ein erklärter Gegner der veralteten Grammatik-Übersetzungsmethode und ein begeisterter Verfechter der sogenannten direkten Methode, die nach seiner Überzeugung eine Revolution auf dem Gebiete des Sprachenlernens bedeutet und über kurz oder lang allein herrschen wird. Von ihrer Richtigkeit und Güte ist er auf Grund einer 20jährigen Praxis überzeugt. Die neue Methode hat auch viele Anhänger gefunden, aber es werden noch zu viele Kompromisse mit der alten geschlossen. Drei Viertel des Unterrichts sind selbst bei Befürwortern der direkten Methode noch zweisprachig. Der Gebrauch der Heimatsprache im Unterricht sollte aber vollkommen ausgeschlossen sein, denn nach Moore ist die Muttersprache weit mehr der Feind als der Bundesgenosse des Sprachlehrens; sie ist keine Hilfe, sondern ein Hindernis. Der Verf. sagt, daß wir das Verständnis prüfen können, ohne nach der Übersetzung zu fragen, und weist auf Viëtor hin, der die Übersetzung eine Kunst nannte, welche die Schule nichts angeht. Jede Zweisprachigkeit im Unterricht muß ausgeschlossen bleiben; zweisprachige Vokabularien sind abzulehnen, ebenso wie Übersetzungsübungen. Warum? Moore weist auf die Schwierigkeit, ja teilweise Unmöglichkeit der Übersetzung hin, da jedes Wort, jeder Satz eine ganz bestimmte Bedeutung hat, welche die Fremdsprache nie genau so wiedergeben kann. 'Translation sadly lessens the indefinable charm of the original' (nach Ritchie und Moore). Hinzu kommt, daß der Schüler dauernd in zwei Sprachen denken muß und rücksichtslos immer wieder von einer in die andere Welt gestoßen wird. 'Our bilingual methods prevent the establishment of the foreign pattern, by systematically holding the native and foreign in presence of one another.' Die stärkere der beiden Mächte, die Muttersprache, macht immer das Verständnis für die tiefere Bedeutung der Wörter in der Fremdsprache unmöglich. Die Übersetzung hat nur scheinbare Vorteile: 'Translation is easier in some respects than the direct method, and it gives an early, palpable result; but having done the translation, the pupil is almost as far from the goal as ever: here lies its unmitigated fallacy.'

Der Verf. ist gegen die allzu hohe Einschätzung von schriftlichen Übungen und spricht gegen das bisherige System der Prüfungen, in denen die schriftliche Arbeit die Hauptsache war. Er hält nichts von äußerlichen Prüfungen, will die mündliche Prüfung stärker in den Vordergrund gerückt wissen oder lieber die Examina abschaffen. Ein Dorn im Auge ist ihm selbstverständlich der bisherige Unterrichtsbetrieb in den alten Sprachen, die bei ihm wenig glimpflich wegkommen. Jedenfalls schätzt er den Wert der modernen Sprachen höher ein als den der klassischen.

Wie will Moore nun die neueren Sprachen lehren? Er spricht sich für eine freiheitlichere Gestaltung des Unterrichts aus und verweist wieder auf Viëtor. 'Viëtor described how he learnt English so well; he gave free rein, when in England, to any unconscious prattle that chose to bubble up.' Um die Erfassung der richtigen Bedeutung ist dem Verf. dabei nicht bange. 'The miracle of speech often brings to light words, phrases, constructions that the speaker hardly believed himself capable of.' Die Grammatik wird dem höheren Ziel der Fähigkeit unmittelbaren Verstehens, Sprechens und Schreibens untergeordnet. 'The direct method implies the training of a different kind of grammatical conscience, from that which was the triumph of the old régime. Not reason and rule must be the motive-power, but instinct controlled by reason' (Mr. de Glehn). Im übrigen sind die Mittel der direkten Methode: unmittelbare Wahrnehmung von Gegenständen und Handlungen, mittelbare Wahrnehmung durch Bilder, Karten und Zeichnungen, sinnverwandte Wörter, Gegensatzpaare, Erklärungen und Beschreibungen (selbstverständlich in der Fremdsprache), Beispiele, Wortfamilien, der Hinweis auf früheres Vorkommen des Wortes und schließlich auch die Übersetzung, diese aber in der Hauptsache nur für nicht erreichbare Gegenstände und Abstraktionen.

Ich sehe hier eine Schwierigkeit. Wenn es Tatsache ist — und dies ist unverkennbar der Fall —, daß jedes Wort eine ganz bestimmte, eigentlich nicht mit Worten zu schildernde, sondern nur nachzuempfindende Seele hat, dann sind manche der oben genannten Mittel ziemlich unvollkommen. Wie will man mit Synonymen dem tiefsten Sinn eines Wortes auf die Spur kommen, wenn es, wie Moore mitteilt, nach Flaubert eigentlich gar keine Synonyma gibt! Dasselbe, was der Verfasser der Übersetzung vorwirft, gilt auch hier, daß nämlich das Synonym oder ein

anderes der oben genannten Mittel (Erklärungen und Beschreibungen beispielsweise) von dem tieferen Verständnis eines Wortes ablenkt, sich ihm in den Weg stellt. Sollte es nicht doch möglich sein, mit Hilfe der bis in die letzten Feinheiten gefühlsmäßig beherrschten Muttersprache dem Lernenden einer fremden Sprache vieles klarer und deutlicher zu machen als es mit manchen der obigen Mittel möglich ist? Ich kann mich nicht grundsätzlich wie Moore für die Ausschaltung der Muttersprache und Übersetzung aussprechen, traue auch nicht immer dem vorhin genannten 'miracle of speech', sondern sehe in der Übersetzung — trotz ihrer Gefahren — ein Mittel, das vielfach erst die erforderliche Gründlichkeit bringt und manchen Zeitverlust erspart. Damit soll der alten Methode nicht das Wort geredet sein. Es ist zweifellos, daß wir der direkten Methode viel beherzigenswerte Anregungen und Ratschläge verdanken.

Der Verf. setzt sich ferner für einen ausgedehnten Phonetikunterricht mit Unterstützung durch das Schulgrammophon ein Die phonetischen Hinweise, insbesondere für das Französische, die im Anschluß an das diesbezügliche Kapitel gegeben sind, wären wohl besser weggefallen, denn eine kleine Auswahl nützt hier nicht viel. Außerdem sind Unrichtigkeiten vorhanden: die Vokale in Wörtern wie enfant, faute und tasse sind nicht lang, sondern halblang; mettre und mètre darf man sicherlich nicht lautschriftlich gleichstellen. Begrüßenswert sind die Ausführungen, die der Verf. gegen die Buch- und Literatursprache macht. Es ist eigentlich eine selbstverständliche Forderung, daß man die allgemein verwandten Wörter vor den selten vorkommenden lernt und nicht beispielsweise 'courroux' vor 'colère' und 'forfait' vor 'crime'.

In dem Kapitel 'Some Potentialities of the Subconscious' schildert Moore, welche Mittel vorhanden sind, die Schüler halb oder ganz unbewußt mit der fremden Sprache vertraut zu machen. Es geschieht das durch Plaudereien, kleine Reisen im Zimmer, Spiele, Erzählungen, Rätsel, Wortspiele und Scherze, Wiederlesen, Geläufigkeitsübungen, Zeitschriften, Briefwechsel und Auslandsreisen. Besonderen Wert legt er auf das Singen von Volks- und Nationalliedern und auf Privatlektüre, denen er beiden besondere Abschnitte in seinem Buche widmet. Dem letzteren ist eine Auswahl französischer und deutscher Bücher für die Privatlektüre beigegeben.

Ein beachtenswertes, eigenartiges Kapitel ist das über 'The

Superconscious in Language Teaching'. Das »Überbewußte« ist für Moore ein höheres Unbewußtsein. Zweimal erklärt er diesen Begriff mit Worten französischer Schriftsteller und spricht von den 'mystérieuses forces étrangères à l'intelligence' und 'les grands pressentiments qui flottent au-delà de notre intelligence'. Der Verfasser ist gegen das Rationalisieren und für einen mystischen, instinktmäßigen Intuitionismus; Bergon scheint er sehr zu schätzen. Das Visionäre, in die Zukunft Weisende ist ihm das eigentlich Wertvolle. Der Sprachunterricht soll deshalb im Dienste großer Ideen stehen und den Lernenden in eine höhere Welt versetzen, in der er nicht mehr auf Grund von Zwecken, sondern aus Liebe lernt. In diesem Reich der Ideale, in dem es keine Über- und Unterordnung, keinen Tanz um das goldene Kalb, keine Furcht vor der Macht gibt, weil man selbst der Allmacht dient, ist Disziplin selbstverständlich und nicht mehr an die Autorität des Lehrers gebunden. Ergebnisse und Erfolge bestimmen nicht das Handeln; man arbeitet 'sub specie aeternitatis' und im Gedanken an die Aussöhnung aller Völker. Mit Schrecken stellt der Verf. fest, daß England 64 % seiner stattlichen Einnahmen dem Kriegsgotte Mars opfert und nur 6 % für die Erziehung verausgabt.

Moore zeigt in diesem Kapitel viel Wesensverwandtes mit den modernen Schulreformern, die ängstlich um die Erhaltung der Individualität des Kindes besorgt sind, den ganzen Unterricht zum Spiel machen wollen und Schelten und Strafen nicht kennen. Auch er befürwortet alle diese Dinge und mahnt zum Geduldhaben. Von Nietzsche, den er häufiger mit großer Achtung nennt, führt er das Wort an: »Mißtraue allen, in denen der Antrieb zu strafen mächtig ist.« Es ist hier nicht der Ort, auf diese Erziehungsgrundsätze einzugehen, soviel kann aber gesagt werden, daß ihrer allgemeinen Anwendung recht erhebliche Bedenken entgegenstehen.

Zum Schluß noch ein Zukunftsbild des Verfassers. Er schreibt: 'My own dream is a modern language workshop with maps of the countries under study; noble portraits of their greater sons; choice pictures of their best architecture; of the most stirring scenes of their history; and of the most charming of their distinctive local colour; phonetic charts; gramophone material; the foreign library; a library of foreign song . . . Who will deny the suggestiveness of such an environment in modern language work?'

Die Aufsätze Moores zeugen von einer großen Belesenheit des Verfassers. Angenehm berührt der warmherzige Ton und die große Begeisterung, mit denen Moore seine Sache verficht. Es ist sehr viel Beherzigenswertes in dem Buch enthalten; allerdings finden sich auch Übertreibungen und Einseitigkeiten, die indes den Wert des Buches nicht beeinträchtigen.

Bremen. Friedrich Depken.

SCHULGRAMMATIKEN UND ÜBUNGSBÜCHER.

1. Emil Hausknecht, *The Junior Student*, Lehr- und Übungsbuch zur Einführung in die englische Sprache, Landes- und Volkskunde für Schulen, welche Englisch als erste Fremdsprache lehren. VIII + 124 S. *Vocabulary:* 44 S. Berlin 1923.
2. —, *The English Book*, Lehr- und Übungsbuch zum Erlernen der englischen Sprache und zur Einführung in die Landes- und Volkskunde der großen englischen Kulturvölker für Knaben- und Mädchenschulen, welche Englisch als erste Fremdsprache lehren. VII + 104 S. *Vocabulary:* 39 S. Berlin W 35, 1925.
3. —, *The English Student*, Lehrbuch zur Einführung in die englische Sprache und Landeskunde. 24. verbesserte Auflage. V + 140 S. *Vocabulary:* 118 S. Berlin W 35, 1925.
4. —, *The English Student*, Lehrbuch zur Einführung in die englische Sprache und Landeskunde. 24. verbesserte Auflage. Sonderausgabe von Teil I. IV + 82 S. Berlin W 35, 1925. *Grammatischer Anhang* und Übungsstoff zum 1. Teil des English Student. Sonderausgabe 33 S.
5. — *Englische Schulgrammatik*, 24., neubearbeitete Auflage der bisher mit dem English Student zusammengebundenen *Grammatik*. Für Knaben- und Mädchenschulen. V + 104 S. Berlin W 35, 1925.
6. — *The English Scholar*, Special-Edition of *The English Student* in an abridged form. Lehrbuch zur Einführung in die englische Sprache, Landeskunde und Geisteswelt. 10. Auflage. VIII + 312 S. Vocabulary 136 S. Berlin 1923. F. A. Herbig, Verlagsbuchhandlung.

1. *The Junior Student* soll dem *English Student* als Vorstufe dienen, jedoch eine Benutzung ohne diese Fortsetzung nicht ausschließen. Er zerfällt in 4 Abschnitte: 1. Einführung in Laut und Schrift, 2. Formenlehre und einfache Regeln der Wortlehre im Anschluß an die Lesestücke a) die Welt des Schülers, b) die englische Welt, c) Ausblick in die amerikanische Welt, 3. School room phrases, Commands. — Some other current schoolphrases. — Writing exercises. — Marks of punctuation. — Other signs used in writing. — Die Wortklassen: 4. Selections of passages for reading or learning A. Selections in Prose B. Poems and Rimes C. Songs. Den Beschluß macht List of Illustrations (4 Seiten, die dritte mit 2 Bildern, die vierte mit 3 Bildern). Angebunden ist *Vocabulary* to the Junior Student. Words and Notes. S. 1—44. Die Umschrift schließt sich im allgemeinen der Aussprachebezeichnung der Association phonétique internationale an, weicht nur in der Umschrift des r ab (vgl. S. 2, Z. 6—19, wo von "arges cockney *kɔkni*" die Rede ist.

Dabei mußte angegeben werden, daß cockney die pöbelhafte Aussprache des Londoner Stadtkindes bezeichnet.) Nach Angabe der Lautzeichen S. 1—3 folgen 18 Paragraphen in Umschrift für Vokabel-Lernen nach direkter Anschauung, § 19 The Alphabet, § 20 die englische Schreibschrift, § 21 Buchstabenverbindungen ch, sh, st, sp, § 22 das Buchstabieren, § 23 A Poem (One Thing at a Time nebst Umschrift und Übersetzung), § 24 Salutations Begrüßungen *sæliuteiʃnz* und zur Verabschiedung beim Fortgehen. Den Lesestücken des zweiten Abschnitts sind Grammar Lessons, Exercises beigegeben. Auf S. VI c) 18. Proverb: *Take care of the pence and the pounds will take care of themselves*, das sich aber an Ort und Stelle nicht findet (S. 89 dafür *Don't pay dear for your whistle*). Wir sagen dafür: »wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Talers nicht wert« (man soll auch in kleinen Dingen sparsam sein). Es ist ein Mangel, daß den Proverbs das entsprechende deutsche Sprichwort, das der Schüler schwerlich anzugeben vermag, nicht mitgeteilt worden ist, und es wäre gut, in einer folgenden Auflage diesem Mangel abzuhelfen. Zu allgemeinem Nutz und Frommen diene folgendes. (S. 18) One swallow does not make a summer Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer. (S. 25) Promise little and do much Versprechen und halten sind zweierlei. (S. 30) Look before you, before you leap Erst wägen, dann wagen! (S. 34) Early to bed etc. Früh schlafen gehn und früh aufstehn schafft Reichtum, Weisheit, Wohlergehn. (S. 38) After rain comes fair weather Auf Regen folgt Sonnenschein (Post nubila Phoebus). (S. 48) What is not right is wrong. Vgl. Recht tun auf ungerechte Art ist unrecht (Zoozmann, Zitatenschatz). (S. 63) The sooner, the better Je eher, desto besser. (S. 81) With foxes we must play the fox Füchse muß man mit Füchsen fangen, oder Sei Fuchs mit dem Fuchse. (S. 94) Honesty is the best policy Ehrlich währt am längsten. (S. 114) Proverbs 2. Fortune favours the brave Dem Mutigen hilft das Glück. 3. Who never tries cannot win the prize Wer nicht wagt, der nicht gewinnt. 4. All things are easy that are done willingly Der gute Wille vermag alles. 5. First come, first served Wer zuerst kommt, mahlt zuerst. 7. Were things to be done twice, all would be wise Wenn man alles zweimal machen dürfte, wären alle Leute weise. 8. Strike the iron while it is hot Man muß das Eisen schmieden, solange es warm ist. 9. A tree is known by its fruit An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. (Matth. 7, 16.) 10. Health is *better than* (sonst auch *above*) wealth Gesundheit geht über Reichtum (oder über alles). 11. Keep your eyes shut and your ears open (sonst auch Wide ears and short tongue are best) Höre viel und rede wenig. 12. Do by others as you would be done by Was du nicht willst, daß man dir tu, das füg auch keinem andern zu.

2. *The English Book* zerfällt in 6 Abschnitte: 1. Laut und Schrift. Einführung in die Sprache nach dem Gehör und bei direkter Anschauung (etwas ausführlicher wie im Junior Student). 2. Formenlehre und einfache Regeln der Wortlehre im Anschluß an die Lesestücke (16 Lessons): a) Die Welt des Schülers (die Reading Pieces sind zum Teil dieselben wie im Junior Student), 3. Die deutschen Schüler in London (14 Lessons). 4. Entwicklung der englischen Kulturwelt in England, Schottland, Amerika, Australien, Indien (14 Lessons). 5. Some current school-room phrases. Commands; Words, Phrases, Synonyms; Marks of Punctuation. The Parts of Speech (nebst 3 reading pieces, Too clever, a Poem. The Fishing-boat in Umschrift S. 64 f.). 6. Selections in Prose and

Verse: Passages from the Holy Bible, Prayers, Poems (darunter The Fishing-boat), Songs. Den Beschluß machen ein Grammatischer Anhang S. 71—86, *Exercises* S. 86—104; mit besonderer Seitenzählung Vocabulary ... lessons I to XXX, Alphabetical glossary ... contained in lessons XXXI and following (S. 1—38), Principal parts of the irregular and strong verbs occurring in lessons XVII to XLIV (S. 39). Während The Junior Student nur für das erste Jahr des englischen Unterrichts bestimmt ist, umfaßt *the English Book* den Lehrstoff für die ersten drei Jahre an höheren und mittleren Knaben- und Mädchenschulen. Hier finden sich auch von Lesson XVIII an deutsche Stücke zum Übersetzen ins Englische; daß bis dahin und für den Anfangsunterricht im English Student derartige Übungsstücke ausgeschlossen sind, erscheint durchaus zweckentsprechend. Für die Klassen von Quinta an aufwärts soll daneben eine kurzgefaßte Grammatik dienen, die jetzt auch (vgl. 5, Englische Schulgrammatik) vorliegt.

3. *The English Student* kündigt sich als 24., verbesserte Auflage an und ist damit hinlänglich empfohlen. Die innere Seite des geschmackvollen grünen Einbandes bietet The National Flags of Great Britain and Ireland and of the United States of America, Beschreibung und Abbildung der beiden Flaggen, die Rückseite des Titels 4 Gedichte: Boys wanted. Persevere. The Will and the Way. Christmas Carol, deren Kenntnisnahme jedoch erst am Abschlusse des dritten Abschnittes vermittelt werden soll. Ein Vorkursus (12 Paragraphen) S. 1—7 macht mit den englischen Lauten, dem Alphabet, dem Buchstabieren, der englischen Schreibschrift und Orthographie, den üblichen Begrüßungen, den Namen der Wochentage, der Monate, den Zahlen usw. bekannt. Der erste Abschnitt bietet 15 Sketches (1. Getting up, 2. Study etc.), 8 Abbildungen. S. 8—41 mit Words and Phrases, Proverbs; der zweite Abschnitt (S. 42—79) 20 Compositions, die mit der Abbildung *Carnarvon Castle* eingeleitet werden. Es folgt ein Supplement *A. Words and Phrases for Beginners. B. Words, Phrases and Useful Knowledge for more advanced students. C. Words, Phrases and Useful Knowledge for a young man who having left school is about to enter life: What do you want to be? Letter writing* (S. 80—102). Der dritte Abschnitt *English Poetry*. Nach einigen einleitenden Bemerkungen über englische Literatur im allgemeinen Beowulf, Chaucer, Spenser, Marlowe folgt S. 104 das Leben William Shakespeares (mit Abbildung) und seine Stücke, S. 105 aus Hamlet I, 3, 57—81: *Advice of Polonius to his son, on setting forth on his Travels*, nebst 10 Familiar Quotations, S. 106 John Milton (mit Abbildung) mit Inhaltsangabe und Charakteristik des *Paradise Lost* und Anführung der Verse I, 1—16. S. 107 James Thomson (1700—1748), Verfasser der *Seasons* und des Gedichtes *Rule Britannia*, ferner Robert Burns (1759—1796 (mit Abbildung), the great national poet of Scotland, Verfasser des Gedichts *Auld Lang Syne* und *My Heart's in the Highlands* (1789), deren Wortlaut angegeben wird, letzteres mit den Noten der Melodie. S. 109 f. Robert Bruce's *Address to his Men before the Battle of Bannockburn* (in 1314) in 5 Strophen. S. 109 Sir Walter Scott (1771—1832) mit Anführung des Gedichts *The Love of Country* aus The Lay of the Last Minstrel (1805) VI 1 S. 110, ebenda Thomas Moore (1779—1852) the Melodist of Ireland: *The Dream of Home*, 2 Strophen. S. 111—115 Lord Byron, 3 Seiten Gedichte (*The Night before the Battle of Waterloo, Harold's Song from the Rhineland* aus Childe Harold's Pilgrimage).

Alfred Tennyson (1809—1892) poet laureate from 1850—1892, mit Abbildung auf S. 116 *(The Charge of the Light Brigade. Crossing the Bar)* Henry Carey († 1743) wird genannt als Komponist der Melodie zu *The English National Anthem* (God save our gracious King etc.). S. 118—122 Henry Wadsworth Longfellow (1807—1882), Abbildung) mit Anführung von *A Psalm of Life. Paul Revere's Ride* und 3 Quotations. Der vierte Abschnitt: S. 123 ff: Prosè Passages. a) Passages from the Holy Bible, b) Prayers, c) Maxims, Golden Rules, Household Words, d) 28 Proverbs, e) Riddles and Puzzles, f) Difficulties of Pronunciation, and Tongue Twisters. Der fünfte Abschnitt enthält den Übungsstoff zu den Sketches und Compositions, S. 125—140. Besonders geheftet ist das Vocabulary, dazu S. 1—51, nebst einem *Alphabeticat Glossary* to compositions I to XX and to all other pieces not contained in the Sketches, S. 51—115 und einem Alphabetischen Verzeichnis der vorgekommenen starken und einiger der übrigen Zeitwörter, welche in Formenbildung und Schreibung bemerkenswert sind, S. 115—118. Als Grammatik dient 5. die Englische Schulgrammatik. Zahlreiche Illustrations beleben den Text in willkommener Weise: The Union Jack and the Stars and Stripes (Innenseite des vorderen Einbanddeckels). Charterhouse School at God alming, p. 8. An English School-room, p. 10. The Houses of Parliament with the Clock Tower, p. 16. Trafalgar Square with Nelson's Monument, p. 18. The Indian Pavilion at the Wembley Empire Exhibition, p. 20. Mr. Vaughan's place at Greenhill Park, p. 28. Portsmouth Harbour, p. 31. Shakespeare's Birthroom, p. 33. Carnarvon Castle, p. 42. *Portraits:* Shakespeare, Milton, Burns, Scott, Byron, Tennyson, Longfellow.

4. Als Sonderausgabe läßt sich für das erste Jahr des englischen Unterrichts *The English Student* benutzen, der den Sketches noch ein Stück zufügt, die Compositions ausscheidet, die Gedichte *One Thing at a Time* und *Home sweet Home* zufügt, von Prose Passages nur *The ten Commandments* und *The Lord's Prayer* bringt und vom Supplement nur a) Word-learning by direct association of thing and name, nos 1—8, b) Grammar forms put into action, nos 9—10, c) Series-sentences. What a little German schoolboy of ten does, S. 46—48. Das Vocabulary S. 49—79. Alphabetisches Verzeichnis (wie bei 3) S. 80—82. Besonders geheftet ist hier beigegeben ein *Grammatischer Anhang*, S. 1—26. Die Sonderausgabe würde sich besonders für den Anfangsunterricht empfehlen, wo man die Kosten für den nachher zu beschaffenden 3 nicht zu scheuen braucht oder vielleicht zu 6. The English Scholar übergeht, das sich jedoch wegen seiner Dickleibigkeit schwerlich als brauchbar erweisen dürfte.

5. Die Englische Schulgrammatik bietet in ihren 4 Abschnitten: 1. Laut und Schrift, 2. die zehn Redeteile: Formlehre und Satzlehre (Artikel, Hauptwort, Eigenschaftswort, Zahlwort, Fürwort, Zeitwort, Umstandswörter, Verhältniswort, Bindewort), 3. der Satz (Wortstellung), 4. zur Wortkunde — kann im Anfangsunterricht keine Verwendung finden, ist aber im weiteren Fortschritt für Zusammenfassung und Befestigung des Gelernten wohl geeignet, setzt entschieden in ihrer Ausdrucksweise die Mitwirkung des Lehrers voraus, der aber auch bei § 3 S. 1 Stimmhaft ... sind — und für sich allein können gesummt werden — ... wohl kaum imstande sein wird, das rätselhafte »gesummt«, das ich in keinem Wörterbuch (wohl »aufsummen, dgl.«) finde, zu

erklären. S. 6 letzte Zeile in *pɑɪsɪŋ* lies statt *s s* nach Muret u. a. Das Wort »hinter« bei der Wortstellung wird besser durch »nach« ersetzt, dem »vor« entsprechend. Die Neuerung »das Präterit« § 150 etc. will mir nicht gefallen, besser: Präteritum. § 237 S. 67 wird »der Konjunktiv (als) — die unbestimmte Redeweise —« bezeichnet; warum? ist nicht ersichtlich, die Worte — . . . — sind zu streichen; eher wäre der Ausdruck Subjunctive zu erklären; etwa: so genannt, weil er hauptsächlich im untergeordneten Satze angewandt wird.

6. The English Scholar hätte eigentlich an erster Stelle, der Zeit der Veröffentlichung nach (1823), stehen müssen, kann aber kaum früher durchgearbeitet werden, als bis man eines der Lehrbücher bewältigt hat, und wird dann als Lesebuch vorzügliche Dienste leisten. Da es in zehnter Auflage vorliegt, ist der Beweis dafür erbracht, daß es sich für den Gebrauch hinlänglich bewährt hat. Die Innenseite des Vorderdeckels zeigt auch hier The National Flags of Great Britain and Ireland and of the United States of America, die Rückseite des Titelblatts 3 Sprüche: The quickest way to learn to read a foreign language is by beginning to learn to speak it (A truism). Every language is a temple, in which the soul of those who speak it is enshrined (O. W. Holmes). "The all of things is an infinite conjugation of the verb — 'To Do'" (Thomas Carlyle), dann das Gedicht Boys wanted, endlich die Antwort auf die Frage Do you smoke. Es folgt S. III—VI Inhalt, S. VII helles l und dunkles l und Some current phrases für Fragen nach dem Inhalt eines Lesestücks, S. VIII Mitteilung des sehr ansprechenden Gedichts Clifton Chapel von Henry Newbolt (born 1862) aus The Island Race, 1898 (es wäre wünschenswert, die lateinischen Worte, mit denen das Gedicht schließt 'Qui procul hinc, qui ante diem periit: Sed miles, sed pro patria', zu erläutern). Die Einleitung behandelt Aussprache, Lautliches, Grammatisches S. 1—13. Es folgen die 10 Sketches S. 14—54 (gesprochene Sprache). 3. Compositions: Schriftsprache. 4. Accessory Paragraphs S. 84—90. 5. English Poetry S. 91—121. 6. English Prose Writers S. 122—145. 7. Scraps S. 146—147. 8. Supplement S. 148—176. 9. Grammatik S. 177—284. 10. Übungsstücke a) zum Übersetzen aus dem Deutschen, b) Satzumwandlungen S. 285—301. 11. Historical Appendix S. 302—312. Besonders geheftet 1. Genealogical Tables connecting the Tudors with the Stuarts and the House of Hanover. — Manliness und Addendum to pages 163 and 164 of 'The Scholar' (The Union of Great Britain and Ireland &c.). 2. *Vocabulary* to the English Scholar S. 1—130. Alphabetisches Verzeichnis der hauptsächlichten starken und anderer in Formenbildung und Schreibung besonders bemerkenswerten Zeitwörter S. 13—136.

Ich habe mich bemüht, überall den Inhalt möglichst vollständig anzugeben, um dem Lehrer die Auswahl des ihm geeignet Erscheinenden zu erleichtern.

Dortmund, im Januar 1926. C. Th. Lion.

KLEINE MITTEILUNGEN.

Im Laufe des Sommers 1926 fanden eine Reihe von Veränderungen in der Besetzung anglistischer Lehrstühle an deutschen Universitäten statt. Ernannt wurden: Professor Dr. Herbert Schöffler in Bern zum Nachfolger Schröers in Köln, Professor Dr. Otto Funke in Prag zum Nachfolger Schöfflers in Bern, Professor Dr. Wilhelm Horn in Gießen zum Nachfolger Schückings in Breslau, Professor Dr. Walther Fischer in Dresden zum Nachfolger Horns in Gießen, Docent Dr. S. B. Liljegren in Lund zum Nachfolger von Spies in Greifswald. Der außerordentliche Professor Dr. Hermann Flasdieck in Jena wurde zum Ordinarius ernannt.

Die Germanistik hat fünf ihrer bedeutendsten Vertreter durch den Tod verloren: am 21. Mai starb zu Freiburg Friedrich Kluge im fast vollendeten 70. Lebensjahr, im September starben kurz nacheinander Franz Muncker, August Sauer, beide 70 Jahre alt, und Gustav Roethe, 67 Jahre alt, und am 10. November verschied zu Heidelberg nach langem Leiden Wilhelm Braune im 77. Lebensjahr. Liegt die Bedeutung von Muncker, Sauer und Roethe vorwiegend auf dem Gebiet der deutschen Philologie, so haben Kluge und Braune auch auf die englische Sprachwissenschaft anregungsvoll eingewirkt.

Auch zwei bekannte Vorkämpfer des neusprachlichen Unterrichts an den höheren Schulen hat der Tod uns entrissen: am 17. August starb zu Leipzig der Oberstudienrat Prof. Dr. Martin Hartmann im Alter von 72 Jahren, und am 21. August entschlief in Kötzschenbroda im 80. Lebensjahr Professor Dr. Karl Hermann Klinghardt, tätig bis zuletzt.

In Nijmegen starb am 18. Juni Dr. F. P. H. Prick van Wely, Docent für Englisch an der dortigen Universität, ein guter Kenner des englischen Sprachgebrauchs und Verfasser eines zweibändigen *Engelsch Handwoordenboek* (1923).

EINE DEUTSCHE ANREGUNG ZU DRYDENS "ALEXANDER'S FEAST"?

In des alten Daniel Georg Morhof *Unterricht von der teutschen Sprache und Poesie* (Kiel 1682, S. 343 ff.) wird ein Schlachtlied mitgeteilt,

> »so ein alter Meistersänger, der die Historia des Henrici Aucupis beschrieben und wie eine Comoedia in gewisse Actus eingeteilet, derselben mit einverleibet. Dann er führet einen Poeten ein, der für Anfang der Schlacht ein Lied absinget, ist nicht gar alt, und aus einem gestümleten Buch, von meinem hochgeehrten Collega Dr. Reihern mir mitgetheilet[1]."

Dieses Schlachtlied ist, wie Ferdinand Eichler in Seufferts 'Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte' II 246 ff. (1889) nachgewiesen hat, eine Einlage in dem epischen Gedicht des Baders und gekrönten Kaiserlichen Poeten Jakob Vogel zu Stössen bei Naumburg:

> Ungrische Schlacht. Das ist: Poetische Beschreibung der gewaltigen großen Ungrischen Schlacht: welche Keyser Heinrich der Erste (aus dem Königlichen Sächs. Stam Widikindi Magni, etc.) Auceps genannt, Anno 933 bey Mörsseburg, mit dreymalhunderttausend Ungrern, Tartarn, Sarmaten, Wenden, Scythen Reussen, etc. und andern damals grausamen Völckern gehalten: . . . . . Durch Jacobum Vogel, Keys. Coron. Teutschen Poeten. Gedruckt zu Jehna, bey Johann Weidners Witben, in Verlegung des Authoris und bey Vermeydung einer scharfen Satyra nicht nachzudrucken. Im Jahre nach Christi Geburt 1626.

Das Gedicht ist ein Epos, keine 'Comoedia', aber Vogel bezeichnet die fünf Gesänge als Actus; 'als dramatisch wäre höchstens zu bezeichnen, daß Vogel zweimal eine Art szenischer Angaben macht durch Einfügung der Worte Pause und Ex-

[1]) Abgedruckt auch in 'Des Knaben Wunderhorn' I S. 245 ff., bei Goedeke, Elf Bücher deutscher Dichtung I S. 226 ff., der Schluß auch bei Herder, Stimmen der Völker V 3.

clamatio' (Eichler a. a. O.). Nebenbei sei bemerkt, daß die schönen, später mehrfach umgedichteten Verse:

> Kein seeligr Tod ist in der Welt,
> Als wer fürm Feind erschlagen:
> Auff grüner Heid, im freyen Feld,
> Darff nicht hörn groß Wehklagen usw.

den Schluß dieses Schlachtliedes bilden.

Der Anfang des Schlachtliedes lautet:

> 1 Viel Krieg hat sich in dieser Welt,
> Mancher Ursach erhaben:
> Denselben hat Gott zugesellt,
> Die Musik als sein Gaben:
> 5 Ihr erster Erfinder war Jubal,
> Des Lamechs Sohn mit Namen:
> Erfand Drommeln und Pfeiffn Schall,
> Kundt sie stimmen zusammen.
> Die Music gut
> 10 Erweckt den Muth,
> Frisch unverzagt,
> Die Feind verjagt,
> Rufft starck, dran, dran,
> An Feind hinan,
> 15 Brecht gewaltig durch,
> Schlagt Gassn und Furch,
> Schiest, stecht und haut alls nider,
> Daß keiner aufsteht wider.

Dann wird von dem Regenwunder berichtet, das Elisa mit Hilfe eines Spielmannes vollbringt (2. Kön. 3, 9ff.), und nun heißt es weiter:

> 29 Dromml und Pfeiffn gut
> Macht Heldenmuth,
> Erweckt Prophetn,
> Reitzt die Poetn,
> In Fried und Streit,
> Hört mans allzeit,
> 35 Musicam soll man ehren,
> Man kann ihr nicht entbehren.
> Man schreibt, daß wenn Timotheus
> Nach der Dorier weise thet singen:

Als ein berühmter Musicus
40 Kondt er in Harnisch bringen:
Alexandrum Magnum, den Held,
Streitts satt kondt er nicht werden,
Biß er zwang fast die ganze Welt,
Bekriegt den Kreyß der Erden.
45 Timotheus,
Milesius,
Kondt gewaltig singn,
Thet mit auffbringen
Alexandrum,
50 Regem Magnum
Das er in Wuth
Und Heldenmuth
Fast Schild, Schwert, und Kriegswaffen,
Im Grimm die Feind zu straffen.

Dann geht der Dichter zu seinem eigentlichen Thema, dem bevorstehenden Kampf, über.

Diese Verse erinnern unwillkürlich an Drydens großartiges Gedicht *Alexander's Feast, or, The Power of Music*, das 1697 entstanden ist; gemeinsam ist beiden der Preis der Musik und ihrer Macht, besonders der erhebenden Wirkung, die sie auf den Kampfesmut ausübt, die Schilderung, wie Timotheus durch seinen Gesang Alexander den Großen begeistert; manche Wendungen sind ähnlich, wie Schl. 38 *Nach der Dorier weise*, Dr. 73 *in Lydian measures*, die Hervorhebung der Instrumente, der *Drommeln und Pfeiffen*, Schl. 7 und 29, der *trumpets*, *drums*, *hautboys*, Dr. 35—37. Vor allem aber macht die Lebhaftigkeit der Rhythmen einen gleichartigen Eindruck, den man erst dann so recht empfindet, wenn man beide Gedichte unmittelbar hintereinander liest. Man vergleiche z. B., auch wegen des Inhalts, die oben angeführten Verse des Schlachtliedes 40 ff. mit Dryden v. 25 ff.:

The listning crowd admire the lofty sound;
A present deity, the vaulted roofs rebound.
With ravished ears
The monarch hears,
Assumes the god,
Affects to nod
And seems to shake the spheres.

Man wird ja zunächst geneigt sein, anzunehmen, daß Vogel und Dryden jeder für sich an die alte Überlieferung angeknüpft haben, nach der bei der Hochzeit Alexanders unter den Musikern auch Timotheus mitgewirkt habe (Athenaeus XII 538 f.), und die, daß er Alexander zur Kampfeslust begeistert habe (Suidas s. v. *Τιμόθεος* und ebenso s. v. *Ἀλέξανδρος*, I 201, 1); daß dieser Timotheus nicht der Milesier, der Verfasser der 1902 gefundenen 'Perser' sein kann, wie man nach Suidas annehmen müßte, geht schon daraus hervor, daß dieser Dichter bereits um 360, also vor Alexanders Geburt, gestorben ist. Das tut hier aber nichts zur Sache; jedenfalls galt Timotheus Milesius dem Mittelalter als ein ganz großer Musiker; so schon Boethius, De mus. I 1, dann Johannes Salisb., Polycr. VII 9, Thomasin von Zirclaria, Welscher Gast 8952 (s. H. Rückert zu dieser Stelle).

Dryden hat sein Gedicht bekanntlich im Auftrage der Stewards of the Anniversary Musical Festival für den Caecilientag 1697 verfaßt (Malone I 1 S. 254). Nun hat er aber im Auftrage derselben Gesellschaft bereits 1687 ebenfalls für den Caecilientag eine Ode gedichtet (in J. Sargeants Ausgabe, London 1910, S. 196), und in dieser, die auch die lebhaftesten Rhythmen zeigt, wird auf Jubal hingewiesen:

When Jubal struck the corded Shell,

wie im Schlachtlied v. 5, und die Verse

The trumpet's loud Clanger
Excites us to Arms
With shrill Notes and Anger
And mutual Alarms.
The double double double beat
Of the thund'ring Drum
Cryer, heark the Foes come ...

erinnern an die des Schlachtliedes 9 ff. und 29 ff. (s. o.). Danach möchte ich fast annehmen, daß Dryden das Schlachtlied aus Morhofs Anführung von 1682 kannte und bereits 1687 daraus einiges entnahm, den Jubal, vor allem aber die ganze Stimmung, und daß er zehn Jahre später noch einmal darauf zurückgriff und nun an die Person des Timotheus anknüpfte.

Daß man Dryden auch weitgehende Entlehnungen zutraute, zeigt der Angriff Cliffords, Letters on Dryden's Poems (s. Malone

I 25, 33 Anm. 6); in unserem Falle aber würde von einer Entlehnung kaum zu sprechen sein, sondern höchstens von einer Anregung, die das deutsche Lied dem englischen Dichter geboten hätte.

An sich ist es auch gar nicht so unwahrscheinlich, daß er das Schlachtlied, d. h. Morhofs Buch, in dem es steht, gekannt hat; er stand der deutschen Sprache und Literatur nicht ganz fremd gegenüber, wie er z. B. den *Reinke de Vos* gern las, und wie Morhof in seinem *Unterricht* Drydens *Essay on Dramatic Poesy* öfter zitiert (S. 247, 250, 251, 252), so mußte auch umgekehrt Morhofs Buch Dryden für seine theoretischen Arbeiten von Interesse sein. So spricht er denn auch 1697 in seinem *Discours on Epical Poetry* (Malone III 545) von den 'old Teutonic monosyllables' in ganz ähnlicher Weise, wie Morhof 1682 diesen Gegenstand in seinem Buche behandelt hat, so daß man auch hieraus auf eine Bekanntschaft mit Morhofs Werk schließen möchte.

Auch war Morhof in den gelehrten Kreisen Englands keine unbekannte Persönlichkeit; er war zweimal dort, 1660 und 1670, und sagt von der zweiten Reise selbst: "Familiaritatem cum viris doctissimis et celeberrimis contraxi." Daß sich das nicht etwa nur auf niederländische, sondern auch auf englische Gelehrte bezieht, zeigt u. a. der Umstand, daß er von Oldenburg, dem Sekretär der 'Royal Society', in diese Gesellschaft eingeführt wurde und dort sogar einen physikalischen Vortrag hielt; siehe seine eigene Angabe in der Vita, die der Ausgabe seiner *Dissertationes Academicae et Epistolicae* (Hamburg 1699, S. 9 und 11) angehängt ist.

Nach alledem halte ich es nicht für ausgeschlossen, daß auch Dryden von Morhof und seinen Schriften, besonders dem *Unterricht,* Notiz genommen, hier das Schlachtlied gefunden und ihm die erwähnten Anregungen entnommen hat.

Übrigens scheint schon Herder einen gewissen Anklang des Schlachtliedes, von dem er, wie oben bemerkt, nur den Schluß in seinen *Stimmen der Völker* mitteilt, an Drydens Gedicht empfunden zu haben. Er rühmt a. a. O. das Lied sehr und sagt:

»Es ist gewiß alt und hat, auch der Diction nach, herrliche Stellen. Percy würde ohne Zweifel ein Buch damit angefangen haben; aber wir? Uns gesitteten Deutschen trage man so etwas

auf! Wer will, lese es im Morhof!«, und »es sind hier Zeilen und Halbstrophen, die an Gleims spartanischen Kriegslaut, an Klopstocks Bardenkriegsgesang und über die Musik an einige Zeilen von Pop' und Dryden in ihren bekannten Musikoden reichen dürften« (s. XXV Suphan S. 68f., 115f., 223f., 304, 661).

Anhangsweise möchte ich daran erinnern, daß wieder auf Drydens Gedicht und Händels Komposition Grillparzer anspielt, in seinem Liede 'Die Musik', 29. Nov. 1812 (I S. 90 Necker):

> Timotheus' Leier tönt,
> Und Persepolis flammt,
> Händel greift in die Saiten,
> Und Persepolis flammt noch einmal
> Vor den Sinnen der trunkenen Hörer.

In dem Fragment 'Samson', 1829 (XI S. 60 Necker) läßt er den Chor beim Bacchanal singen:

> Dagons, Dagons, Dagons Macht
> Sei das festliche Lied gebracht,

und dann noch einmal:

> Dagons, Dagons, Dagons Macht.

Diese dreifache Wiederholung erinnert an die ähnliche Art Drydens, z. B.

12 Happy, happy, happy pair . . .
57 Fallen, fallen, fallen, fallen . . .
88f. And sigh'd and look'd, sigh'd and look'd,
Sigh'd and look'd, and sigh'd again.

Berlin. Franz Harder.

THE INFLUENCE OF KEATS UPON ROSSETTI.

I. Similarities in tastes and temperaments between Rossetti and Keats.

1.

The belief that Rossetti was indebted to Keats's poetry has had some general credence for years. Mr. A. C. Benson, in his biography *Rossetti*, remarks that Keats, the chosen poet of the Pre-Raphaelites, treated a subject in an "almost typically Pre-Raphaelite" manner [1]), — for instance, "The Eve of Saint Agnes" and "The Eve of Saint Mark". Specifically, Benson attributes to Keats's influence these features that he finds in Rossetti's poetry: — (1) use of double words and certain preciosities in diction; (2) the strong conception of the situation, the powerful motive of passion, the chivalrous view of woman, — all set in a framework of exquisite, lavish, and precise detail: (3) richness of fancy, voluptuousness of mood, and "deliberate intention of wringing beauty out of the moment and the scene". Mr. Benson does not advance evidence in support of these findings.

Dr. James Routh, in *Modern Language Notes* [2]), doubts the existence of any such evidence. At the end of an article on "Parallels in Coleridge, Keats, and Rossetti", he says: "... it may be worth while to demolish a fallacy in closing. It has been sometimes stated that Keats exerted an influence over Rossetti. ... Yet the fact remains that I have been unable to find between Keats and Rossetti a single specific parallel, in rhythm, in subject-matter, or in sentiment. ... Evi-

---

[1]) Arthur C. Benson, *Rossetti* (E. M. L. Series), London, Macmillan & Co., 1904, page 99.

[2]) *Modern Language Notes* for 1910, pp. 33—37.

dently then, when Mr. Benson calls Keats a Pre-Raphaelite, and tells us that from him Rossetti derived his richness of fancy, voluptuousness of mood, and 'deliberate intention of wringing beauty out of the moment and the scene', we must write at the bottom 'Not proved'."

As proof that Keats did not exercise any influence upon Rossetti, then, Professor Routh advances dissimilarities in the form into which the two poets cast their poems, in their meter, in their diction, and in their management of details, which in the case of Keats, Professor Routh finds, is concrete and realistic as opposed to the mystic, unreal, and sometimes vague details of Rossetti. Furthermore, he finds a difference in their sensuality, in that Keats's sensuality (by which, I take it, he means sensuousness) is not suggestive of sin. Moreover, these dissimilarities in meter and diction, if we have understood Professor Routh correctly, occur just where we would expect the reverse.

As proof that Keats did not influence Rossetti, the dissimilarities Professor Routh finds appear to me inconclusive. One might afford to grant that they exist in their entirety — which, incidentally, I am not prepared to do; — but one cannot afford to grant that their existence precludes the existence of an influence of Keats upon Rossetti. This would be equivalent to assuming that unless you can show an influence of one poet upon another in certain elements of poetry you can not show any influence in any element.

Professor Routh — when he has been unable to find between Keats and Rossetti a single specific parallel, in rhythm, in subject-matter, or in sentiment — takes issue with Mr. Benson. In a way, that puts the question.

2.

Rossetti's own comments upon Keats, contained in Rossetti's letters to Buxton Forman [1]) and in his "Marginalia" [2]),

---

[1]) Rossetti wrote these letters to Forman while the latter was preparing for the publication of his 1883 edition of Keats. Passages from these letters may be found in Forman's *Complete Works of John Keats,* 5 volumes; Gowans and Gray, Glasgow, 1900—1901.

[2]) The "Marginalia", found in Rossetti's copy of Moxon's 1868 edition of Keats's poems, was published by George Milner in *The Manchester Quarterly*

reveal opinions based upon minute study of Keats's poems. Rossetti notices false rhymes [1]), points out what he regards as unworthy work [2]), records preferences [3]), discusses dates [4]), comments upon confusion and contradictions in subject-matter [5]), discovers for the first time the superstition embodied in the enigmatic fragment of "The Eve of Saint Mark" [6]), endeavors to determine stages of incompletion [7]), and calls attention to Keats's repetition of his own phrasing and his possible borrowings from other poets [8]). No less significant — perhaps more so — are references of a more general nature. In a letter to Hall Caine [9]), Rossetti gives an estimate of Keats. Of Rossetti's five sonnets to English poets, Keats is the subject of one, the others being Chatterton, Coleridge, Blake, and Shelley. In his sonnet "Tiber, Nile, and Thames", Rossetti mentions Keats along with Coleridge and Chatterton, perhaps because Keats's fate had something in common with theirs. In his sonnet "Found", Rossetti refers to Keats as "our English nightingale"; and this sonnet opens with the quotation of Rossetti's favorite line from Keats:

"'There is a budding morrow in midnight:' — —"

In the "Marginalia" Rossetti writes of Keats as "the one true

---

for 1883, vol. 2, pp. 1—10. A reprint of this material will be found at the end of this article. The quotations from the "Marginalia" in this paper refer to the pages of the reprint (pp. 211—219).

1) See "Marginalia", p. 217; also Buxton Forman's edition of *The Complete Works of John Keats* (5 vols., 1900—1901), vol. III, p. 17.

2) B. F. *The Complete Works of John Keats*, vol. III, p. 17; ibid., p. 8; p. 187.

3) *Op. cit.*, vol. II, p. 206; vol. III, p. 7; p. 17; "Marginalia", p. 215 and p. 217; also W. M. Rossetti, *Life of Keats* (*Great Writers Series*, London, 1887), p. 190.

4) B. F., *The Complete Works of John Keats*, vol. II, p. 206; also vol. III, p. 13.

5) *Op. cit.*, vol. III, p. 8.

6) Buxton Forman, vol. III, p. 7. See "Marginalia", p. 7, for extract from *The Unseen World*. Forman's discovery of a manuscript containing sixteen lines of "The Eve of Saint Mark" (*Bookman*, October, 1906) proves that Rossetti was right. (Sélincourt, *Poems of John Keats*, fourth edition, 1920, p. 574, gives Forman's discovery.)

7) W. M. Rossetti, *Life of Keats*, p. 190.

8) B. F., volume II, p. 203; p. 213; and p. 214.

9) A. C. Benson, *Rossetti*, pp. 171—172.

heir of Shakspere"[1]). In his early days Rossetti held that painting had a possible future, whereas "English poetry was fast reaching the termination of its long and splendid career, and that Keats represented its final achievement"[2]). This profound admiration may offer some explanation of the fact, recorded by two of his biographers[3]), that a youthful self-portrait of Rossetti had "a certain look of Keats". Furthermore, it is not only with Keats's poetry that Rossetti reveals a familiarity; with his letters, also, he is well acquainted, and finds in them matter bearing on the date of the "Ode on Indolence"[4]) and contributing toward an interpretation of "The Eve of Saint Mark"[5]). Rossetti, in one of his letters to Mr. Caine[6]), quotes from one of Keats's letters to Haydon and from one to Shelley.

Rossetti's critical comments on Keats, referred to above, show that he subjected the latter's poetry to careful study, returning to him at intervals throughout life; and that he recognized in Keats a rare and developing genius, which had produced poetry of great beauty. At all times an admirer of Keats, Rossetti was, in his early years, a Keats devotee. It is certainly reasonable to add that if Rossetti, thus familiar with Keats, showed no visible marks of his influence, he would be rather exceptional.

3.

Similarities in tastes and temperaments should predispose two poets to the choice of certain favorite authors, to certain subjects, and to similar ways of putting these subjects into poetry; at least such similarities would tend to make one look more favorably on evidence indicating influence of the earlier poet upon the later one. Similarities in the tastes and temperaments of Keats and Rossetti have been noticed by writers

---

[1]) See "Marginalia", p. 212; also A. C. Benson, *Rossetti*, p. 76.

[2]) Benson, *Rossetti*, p. 80.

[3]) Ibid., p. 73. See also William Sharp, *Dante Gabriel Rossetti* (London, Macmillan and Co., 1882), p. 16.

[4]) Buxton Forman, vol. III, p. 13.

[5]) For Rossetti's interpretation of "The Eve of Saint Mark", see Buxton Forman, vol. III, pp. 7 and 8.

[6]) Benson, *Rossetti*, p. 172.

other than myself. Some of these similarities are controversial and must remain so. This is no place for a discussion of them; I give them here for what they are worth and leave to others the decision as to what that worth is.

Neither poet obtained more than a preparatory education in school. This fact indicates that each, largely through his own shift, discovered his own literary preferences and developed his own literary attributes in connection with his own tastes. Among the favorite writers that both held in common are especially noticeable Dante, Chatterton, Blake, and Coleridge.

Notwithstanding the fact that Keats and Rossetti had intimate associates who were champions of reform, both of them developed a disgust with the times and turned away from the political, economic, and social present to ideal worlds of their own [1]). Both Ancient Greece and the Middle Ages called to Keats. But for Rossetti, classical antiquity had only a minor appeal; the Middle Ages afforded the favorite haunts for his imagination. Interesting in this connection is his remark that Keats shows "astonishingly real mediaevalism for one not bred as an artist" [2]). It seems to me that this apparent lack of interest of both poets in contemporary ferments may offer a partial explanation of the turning inward of their exuberant imaginations, which are marked not only in

---

[1]) At times, in Keats, this turning away was a protective retreat from the actualities that grated upon him and that he could not harmonize with Beauty as he then perceived it. (Incidentally, it is curious that Bernard Shaw — *Keats Memorial Volume*, 1921 — sees in the author of "Isabella" a developing socialist.) On the other hand, in the more mature Keats — as Clarence Dewitt Thorpe, in *The Mind of John Keats* (Oxford University Press, 1926), Chapter VI, points out — this abstraction became, mainly, not an escape from reality, but a striving after a fellowship in the essential experience of existence, — indeed, a degree of the "Negative Capability" that he ascribes to Shakespeare. Keats's ideal goal became a kind of Percipience in which "The poet must still fly to his dream world, but in his flight he does not escape reality; rather he carries with him, to shape and inform his vision, the stored-up experience of a life spent in sympathetic contact with his fellow-men." (Thorpe, p. 94.)

Rossetti has a few poems (such as "Jenny" and "The Burden of Nineveh") dealing with matters of social interest; but mainly he turned from factors inharmonious to him, — only to find them shadowed forth, frequently all the more darkly, in his refuge.

[2]) Forman, *Complete Works of John Keats*, vol. III, p. 7.

their poetical themes, but also in their expression of these themes. Their tropes are prodigally rich — frequently to the point of vagueness. The detailed beauties of nature are glorified. Description occupies a large place in their poetry; and this description of surroundings is often a mirror, colored pleasantly or morbidly according to the poet's mood. The unwholesome, the morbid, is much in evidence. The evanescence of beauty is a recurrent theme, and death and decay are the constant attendants upon factual perfection. Both poets show a predilection for the quiet aspects of nature, in which the faint noises of life are half obscured by the peace of the hour, — luxuriance pervaded by cool languor. Many of Rossetti's scenes are those of the half-dream state, which Keats loved and executed so well. During this state the senses are most acute; color, light and shade, line, odor, sound, all phases of touch and taste, have their faintest suggestion attended by appreciation. In their appeals to the senses both poets are hyper-aesthetes who sip their sensations. At the same time, with an incredible economy of words and details, each is able to uncover to the reader striking finished pictures.

Mysticism is in the make-up of both poets; indeed, an interesting study might be made of it[1]). In the main, Keats's mysticism deals with Beauty — the principle of beauty in all things; Rossetti's with Love — the love of a beautiful woman. This difference is sometimes not as great as it might seem, because, as Miss Spurgeon points out, Keats records some of the finest of his mystical experiences in terms of love[2]). In Keats's mysticism a development is traceable: by the time that he wrote "La Belle Dame sans Merci"[3]), his ideal is only incidentally connected with love. The main theme, I think, is not the love of a knight for a faery mistress; it is a vision

[1]) For a very suggestive but summary treatment of the subject, see Miss Caroline F. E. Spurgeon's *Mysticism in English Literature*, Cambridge University Press, 1913. In regard to Rossetti, she seems to agree with Watts-Dunton's article in *The Nineteenth Century*, March, 1883.

[2]) A worthy example of this may be found in *Endymion* I, 777—849; it was probably written in the early summer of 1817. (Miss Spurgeon refers to *End.* I, 774 ff. as "The only passage where he [Keats] describes the ecstasy of vision".)

[3]) Miss Amy Lowell dates "La Belle Dame sans Merci" April 28, 1819.

of the ruthless beauty of perfection as seen by the kind of poet that is called "dreamer" in *The Fall of Hyperion*. Here, in addition to a point of contact, is a difference between the mysticism of Keats and that of Rossetti.

The biographers of both poets find them very susceptible to supernatural beliefs. Instances of this susceptibility may be found in their poetry. Buxton Forman [1]) calls attention to a particularly good example in one of Keats's letters to Fanny Brawne [2]), in which he uses the same superstition that Rossetti later embodied in his fine poem "Sister Helen": Keats says,

> "I have no need of an enchanted wax figure to duplicate me, for I am melting in my proper person before the fire [3])."

Keats is not religious in the conventional sense. The principle of beauty is his god — sufficient on earth and hereafter. In his statements on conventional religion he is skeptical of all faiths; he labels himself agnostic [4]) and regards church-going religion as a vulgar superstition [5]); but he is not often troubled with speculation on such matters. However, he is, all his life [6]), face to face with immortality; he believes in immortality of the soul and he believes also in a supreme being. But he

---

[1]) *The Complete Works of John Keats*, vol. V. p. 165.

[2]) Dated March, 1820. Forman notes that this superstition was not so well known in Keats's day as it is now.

[3]) It is also interesting to recall in this connection that Keats (in what Forman considers his last letter to Fanny Brawne, probably written from Kentish Town, August, 1820 — see Forman, vol. V, p. 185; also Amy Lowell II, 436) mentions the superstition of one lover's seeing the other in "a magic glass". This recalls Rossetti's "Rose Mary". Of course I do not suggest that these letters to Fanny Brawne had any influence upon Rossetti; for, according to Colvin, they were given to the world by Forman in 1878, a date well after the Rossetti conceptions. It is not amiss here, also, to recall Rossetti's work and interest in discovering for the first time the superstition embodied in "The Eve of Saint Mark"; see "Marginalia", p. 217 and Buxton Forman, vol. III, pp. 7, 8.

[4]) His letter to Bailey, March 13, 1818, is a good example of the case in point.

[5]) "Written in Disgust of Vulgar Superstition". Miss Lowell dates this sonnet Sunday Evening, December 22, 1816.

[6]) I use the word "life" here on purpose. During what he called his "posthumous life", Keats was in the grip of a mortal illness that changed his whole fibre; Miss Lowell (vol. II, p. 440) seems to me right in saying that this Keats had lost "even the consoling doctrine of immortality".

does not believe in these things as they are commonly interpreted. There is no appeal to Keats's god, which is only a law; it is a force beyond our supplication. Eternity is a mist on either side of us, inpenetrable to us as mortals. This much his imagination seizes on and believes — that this world is but a "vale of Soul-making"[1]), where the intelligences, or sparks from the divinity, may acquire identities. Further than this neither his mind nor his imagination can reasonably step. He leaves the subject of the soul's immortality here, with the acceptance of spiritual immortality in some unknown state. Like many artists of his temperament, Keats loved the picturesqueness of the Catholic Church; but this is as far as his love goes. In the skeptical Rossetti, on the other hand, formal religion has much consideration. Emotionally, he is intensely religious. Some religion is imperative to him; and although he impresses you as one who feels he is leaning on a broken stick, he is never away from religious speculation. By inheritance and acquired traits, Rossetti loved the sensuous beauty of Catholic religion, but his reason, apparently, never accepted enough Catholic dogma to give him a religious faith. No concept runs through his mind without the coloring influence of a rich religious feeling. But he lived at too late a time; the hope of his soul turns to a despairing note under the doubting reason of a new day[2]).

In this section, I have briefly called attention to certain apparent similarities in the tastes and temperaments of these two romantic poets. I do not set great store by these similarities, but I cannot wholly neglect them. Keats and Rossetti had only limited educational advantages; they had a number of favorite authors in common; they showed little interest in contemporary ferments; they found inspiration in past civilizations, both of them turning to the Middle Ages; they preferred subjects inviting pictorial treatment; they were attracted by the supernatural and the mystical; and their tastes guided them to a love of the rich symbolism of the Catholic Church.

---

[1]) Journal Letter, Feb.-May, 1819. This particular part seems to have been written April 28 or 29.

[2]) At the very end of "The Blessed Damozel" comes this note of despair; it may be found also in "A Last Confession", "The Cloud Confines", and in many of his sonnets from *The House of Life*.

II. Rossetti's Indebtedness to Keats.

Rossetti's indebtedness to Keats will be found mainly in the matter of words and images. In an essay on Keats[1]), James Russell Lowell makes this fine comment:

"Keats rediscovered the delight and wonder that lay enchanted in the dictionary . . . Keats had an instinct for fine words, which are in themselves pictures and ideas . . ."

Rossetti, both by temperament and training, is admirably suited to inherit, as his own, much of this word magic. The parallels found in the poetry of Keats and Rossetti will be presented in four groups, in the following order: Themes, Situations, Descriptions, and Tropes. These group titles are self-explanatory. For the sake of ready reference, each pair of analogues will be lettered; and the pairs under each group-heading will generally come in what seemed to be the order of their importance, the strongest first[2]).

No correspondences in plot are found, and only one instance of corresponding characters. This latter — the similarity between snake-women in "Eden Bower" and "Lamia" — has been listed under group 2, Situations.

Group 1: Themes.

The first group of analogues consists of poems by Keats and Rossetti having the same theme. Incidentally, each pair of analogues, in addition to a common theme, may have certain smaller details in common.

a) "The Burden of Nineveh" and "Ode on a Grecian Urn".

"The Burden of Nineveh" is somewhat like Keats's "Ode on a Grecian Urn" in theme: both poems display the poets' reactions to objects of unknown age that represent a past civilization and a dead religion. It is true that the civilization Rossetti refers to is that of Nineveh; not that of Greece. But at the beginning of "The Burden of Nineveh", Rossetti mentions the treasures of Greek art: —

---

[1]) *Among my Books*, "Keats".

[2]) In Group 3, Descriptions, this order is shifted somewhat to emphasize Keats's influence on "The King's Tragedy".

"Today I lingered o'er the prize
Dead Greece vouchsafes to living eyes, —
Her Art for ever in fresh wise
From hour to hour rejoicing me."
("The Burden of Nineveh", vol. I, p. 266.)

Each poet calls attention to the markings on the exterior of the object that has fixed his attention, asks questions about religious rites represented, and revitalizes in his imagination those who are performing the rites in question.

Minor similarities are the question form and the compound words: "rush-wrapping", in Rossetti; and "leaf-fring'd", in Keats.

Each poet prophesies that the relic will remain throughout new orders, to be interpreted by other generations.

b) "The Cloud Confines" and "Written upon Ben Nevis".

Rossetti's interest in Keats's sonnet "Written upon Ben Nevis" is attested by his remarking upon it[1]), that it is "perhaps the most thoughtful of Keats, and greatly superior in execution to the draft on Ailsa Craig." This "To Ailsa Rock" sonnet Rossetti seems to have regarded as but an early draft of the "Ben Nevis" sonnet. He evidently thought the earlier sonnet[2]) inferior but not without merit; for, in his volume of Keats's poems, he says[3]) that "To Ailsa Rock"[4]) is a "draggled draft. It might have been very fine". Rossetti, then, was struck by the thought in Keats's poem in which the mystery in certain aspects of nature symbolizes the mystery of the eternal past, the eternal future, and the present; so much struck, in fact, that he uses this impressive theme in "The Cloud Confines"[5]).

c) "Autumn Idleness" and "To Autumn".

The subject of Rossetti's sonnet "Autumn Idleness" and Keats's "To Autumn" are very near to each other.

---

[1]) *Complete Works of John Keats*, ed. B. F., vol. II, p. 235.

[2]) This sonnet is dated by Miss Lowell July 10, 1818. "Written upon Ben Nevis" is dated August 2, 1818.

[3]) "Marginalia", p. 216.

[4]) Which is doubtless what he meant by the title "Ailsa Craig" above.

[5]) It is true that William Sharp (*Dante Gabriel Rossetti*, pp. 350 and 352) has pointed out a very close similarity between Rossetti's "The Cloud Confines" and George Meredith's "In the Woods". However, the existence of this influence does not preclude the possibility of other influences.

"Season of mists and mellow fruitfulness,
Close bosom-friend of the maturing sun;
Conspiring with him how to load and bless
With fruit the vines that round the *thatch-eaves* run;
To bend with apples the moss'd cottage trees,
— — — — — — — — — — — — — —
And sometimes like a gleaner thou dost keep
Steady thy laden head across a brook;
Or by a cyder-press, with patient look,
Thou watchest the last oozings hours by hours.
— — — — — — — — — — — — — —
While barred clouds bloom the soft-dying day,
— — — — — — — — — — — — — —
And full-grown lambs loud bleat from hilly bourn;"
("To Autumn", Stanzas 1, 2, 3.)

"This sunlight . . . . will not let him shun
The day, though bough with bough be over-run.
But with a blessing every glade receives
High salutation; while from *hillock-eaves*
The deer gaze calling, dappled white and dun,
— — — — — — — — — — — — —
And here the lost hours the lost hours renew
While I still lead my shadow o'er the grass,"
("Autumn Idleness", *H. of L.*,
Sonnet LXIX, p. 211.)

In each of the preceding quotations, the sun blesses the boughs or trees with an over-abundance of fruit. In each case, the word *-eaves* is hyphenated. In Rossetti, the deer gaze, "calling from hillock-eaves", much as the full-grown lambs of Keats "loud bleat from hilly bourn". In Rossetti, the line "the lost hours the lost hours renew" reminds us of Keats's lines, "with patient look, Thou watchest the last oozings hours by hours."

Here we have three poems by Rossetti with themes more or less similar to those of three poems by Keats. It is true that a theme like autumn is quite common, and the similar details in both poems are not unusual; in this case, little, if any, influence can be claimed. But in the philosophical poems

(the first and second items) there should be a wide difference in value: the two poems that use aspects of nature to symbolize the thought that the past, the present, and the future are unknowable, do not have any other details in common; whereas the two in which the sights of antique relics inspire similar speculations do have in common no less than six details that are closely similar and offer, therefore, more conclusive indications of influence.

Group 2: Situations.

Poems having similar situations comprise the second group.

a) "The Blessed Damozel" and *Endymion*.

"and we will shade
Ourselves whole summers by a river glade;
And I will tell thee stories of the sky,
And breathe thee whispers of its minstrelsy.
— — — — — — — — — — — — — —
Lispings empyrean will I sometime teach
Thine honied tongue — lute-breathings, which I gasp
To have thee understand,"

(*Endymion*, II, 810—821.)

"'We two will lie i' the shadow of
That living mystic tree
— — — — — — — — — — — — — —
And I myself will teach to him,
I myself, lying so,
The songs I sing here; which his voice
Shall pause in, hushed and slow,
— — — — — — — — — — — — — —
'We two', she said, 'will seek the groves
Where the lady Mary is,
With her five handmaidens, whose names
Are five sweet symphonies,'"

("The Blessed Damozel", vol. 1, p. 235.)

In each case, a heavenly maiden is speaking of a future happy union of herself and her lover in heavenly regions that are not accessible to the lover at the time of her speaking.

When the maid and the youth come together, she will teach him the music of heaven.

b) "Willow-Wood" and *Endymion.*

"*I sat* contemplating the figures wild
Of o'er-head clouds melting the mirror through.
Upon a day, while thus I watch'd, by flew
A cloudy Cupid, with his bow and quiver;
So plainly character'd, no breeze would shiver
The happy chance:
— — — — — — — — — — — — —
when, behold!
A wonder, fair as any I have told —
The same bright face I tasted in my sleep,
Smiling in the clear well. My heart did leap
Through the cold depth."

(*Endymion,* I: 886—897;)

"*I sat* with Love upon a woodside well,
Leaning across the water, I and he;
Nor ever did he speak nor looked at me,
But touched his lute wherein was audible
The certain secret thing he had to tell:
Only our mirrored eyes met silently
In the low wave; and that sound came to be
The passionate voice I knew; and my tears fell.
And at their fall, his eyes beneath grew hers;
And with his foot and with his wing-feathers
He swept the spring that watered my heart's drouth.
Then the dark ripples spread to waving hair,
And as I stooped, her own lips rising there
Bubbled with brimming kisses at my mouth."

("Willow-Wood" — I, *H. of L.,*
Sonnet XLIX, p. 201.)

These passages reveal a striking similarity in the situation and the characters. The man looking in still water sees reflected, first, Love (Cupid); then the reflection changes to the woman whom he had once loved but who is now a denizen of heaven.

Supporting the possibility of influence here is Rossetti's

opinion of *Endymion*: "Endymion is a magic toy, fit for the childhood of a divine poet" [1]).

c) "Eden Bower" and "Lamia".

"Eden Bower" and "Lamia" show a resemblance insofar as they have in common a supernatural being who changes forms of woman and snake, thereby bringing about the ruin of the object of her love. The creation of the vampire snake-woman is attributed to Rossetti by Muther [2]); but as Kellner points out [3]), this would hold true for painting only, since the snake-woman vampire has been a literary tradition at least since the 15th century and has been revived in recent times by Coleridge and Keats. To the latter's Lamia, especially, Rossetti's Lilith has a strong resemblance. The words from "Eden Bower" describing Lilith, describe Lamia equally well:

> "Not a drop of her blood was human,
> But she was made like a soft sweet woman."
> ("Eden Bower" vol. I, p. 308.)

In both poems, the snake has a crowned head. In "Eden Bower", this head shows from among red apples; in "Lamia", from among red roses. This picture of the snake's head among red blooms is used again by Keats in his "Welcome joy, and welcome sorrow", where he wrote, "Serpents in red roses hissing".

The following passages, too, show interesting parallels. From "Lamia":

> "'Thou smooth-lipp'd serpent,'" (Part I, 83.)

And after the transformation,

> "A virgin purest lipp'd," (Part I, 189.)

> "Put her new lips to his, and gave afresh
> The life she had so tangled in her mesh:"
> (Part I, 294—95.)

---

1) "Marginalia", p. 212.

2) *Geschichte der englischen Malerei*, cited by L. Kellner, *Die Englische Literatur im Zeitalter der Königin Viktoria*, p. 472.

3) Kellner, l. c.

From "Eden Bower":

"Then bring thou close thine head till it glisten
Along my breast, and lip me and listen."
(vol. I, p. 310.)

"Grip and lip my limbs as I tell thee!"
(vol. I, p. 314.)

In each poem, attention is directed to the snake's *lips*. This is more noteworthy, perhaps, since the snake's tongue is generally the thing referred to.

In the last quotation from Keats occurs the same superstition about the enmeshed heart of the lover that appears in "Eden Bower":

"All the threads of my hair are golden,
And there in a net his heart was holden."

d) "The King's Tragedy" and "Ode to a Nightingale."

"The voice I hear this passing night was heard
In ancient days by emperor and clown:
Perhaps the self-same song that found a path
Through the sad heart of Ruth, when, sick for home,
She stood in tears amid the alien corn;
The same that oft-times hath
Charm'd magic casements, opening on the foam
Of perilous seas, in faery lands forlorn."
("Ode to a Nightingale", Stanza 7.)

"And the nightingale through his prison-wall
Taught him both lore and love.

For once, when the bird's song drew him close
To the opened window-pane,
In her bower beneath a lady stood,
A light of life to his sorrowful mood,
Like a lily amid the rain.

And for her sake, to the sweet bird's note,
He framed a sweeter Song,
More sweet than ever a poet's heart
Gave yet to the English tongue."
("The King's Tragedy", vol. I, p. 149.)

In both poems a nightingale's song moves one who — actually and figuratively — is a prisoner, reviving the spirit and inspiring it or releasing it into other realms. It revives and inspires Rossetti's imprisoned King; it soothes the home-sick Ruth, a prisoner in so far as she is an exile; and behind the lines in which it charms open the casements of fairyland may be seen an allegory showing the power of art or of beauty to release the human imagination from its prison of actuality. This idea, attributing such a power to the nightingale's song, is the burden of the Ode's eulogy; for the greatest praise the poet offers, and his chief tribute, is his own experience, recorded in the Ode, itself, — the experience of relief that the bird's song afforded to his spirit imprisoned in a life yielding only melancholy reflections, *ennui*, and nostalgia.

Rossetti speaks of framing a poet's song to a nightingale's song, — something that Keats had done gloriously. Rossetti is speaking in the time of the Scotch Poet-King when he says:

> ". . . . . to the sweet bird's note,
> He framed a sweeter Song,
> More sweet than ever a poet's heart
> Gave *yet* to the English tongue."

It must also be remembered that Rossetti refers to Keats in "Found", as "Our English Nightingale".

The similar use of *amid* is striking in these selections.

There are four sets of parallel situations, varying in their degrees of similarity. Those in which the nightingale's song cheers the heart of an exile are perhaps the least demonstrably significant. Though it is possible that the next situation — a snake-woman undergoing transformation — may have been taken from Coleridge, the similar details emphasizing the snake's lips are so peculiar as to point to Keats's poem as having exercised some influence on Rossetti's. The most significant situations are the one in which Cupid's reflection changes to the loved one's face, and the one in which the maidens foretell a heavenly union with their lovers, to whom they will teach the music of heaven. Not only the situations but the details are most unusual, and present evidence of influence.

Group 3: Descriptions[1]).

Among several of Rossetti's poetic descriptions of light coming through the panes of a medieval stained glass window, the one in "The King's Tragedy" is especially close to a familiar passage in "The Eve of Saint Agnes".

a) "The King's Tragedy" and "The Eve of Saint Agnes".

"A casement high and triple-arch'd there was,
All garlanded with carven imag'ries
Of fruits, and flowers, and bunches of knot-grass,
And diamonded with panes of quaint device,
Innumerable of stains and splendid dyes,
As are the tiger-moth's deep-damask'd wings;
And in the midst, 'mong thousand heraldries,
And twilight saints, and dim emblazonings,
A shielded scutcheon blush'd with blood of
queens and kings.

Full on this casement shone the wintry moon,
And threw warm gules on Madeline's fair breast,
As down she knelt for heaven's grace and boon;
Rose-bloom fell on her hands, together prest,
And on her silver cross soft amethyst,
And on her hair a glory, like a saint:"
("The Eve of Saint Agnes",
Stanzas XXIV—XXV.)

"And the rain had ceased, and the moonbeams lit
The window high in the wall, —
Bright beams that on the plank that I knew
Through the painted pane did fall,
And gleamed with the splendor of Scotland's crown
And shield armorial.

---

[1]) The arrangement of examples within this group deviates somewhat from the general principle of arrangement in order of importance. It seems more practical and more natural here to group those items together that refer to the same poems of Rossetti; however, the general principle is adhered to as much as possible: i. e., in the following arrangement of items (a, e, h, b, c, d, f, g), the letters still indicate the order of importance.

But then a great wind swept up the skies
And the climbing moon fell back;
And the royal blazon fled from the floor,
And naught remained on its track;
And high in the darkened window-pane
The shield and the crown were black."
("The King's Tragedy", vol. I, p. 168—169.)

It is striking that in both passages the light is moonlight, that the object it shines through is a coat of arms, and that the same mistake is made: namely, the power to transmit the colors of the stained glass through the glass and upon an object within the room, is attributed to moonlight; whereas moonlight possesses no such power. Another similarity here is the very unusual number of lines beginning with "And".

e) "The King's Tragedy" and "The Eve of Saint Mark".

"All was silent, all was gloom,
— — — — — — — — — — — — —
Down she sat, poor cheated soul!
And struck a lamp from the dismal coal;
— — — — — — — — — — — — — —
Her shadow, in uneasy guise,
Hover'd about, a giant size,
On ceiling-beam and old oak chair,
— — — — — — — — — — — — —
And the warm angled winter screen,"
("The Eve of Saint Mark", 67—77.)

"But the fire was bright in the ingle-nook,
And through empty space around
The shadows cast on the arras'd wall
'Mid the pictured kings stood sudden and tall
Like spectres sprung from the ground."
("The King's Tragedy", vol. I, p. 162.)

In both poems the shadows thrown by the open fire onto the medieval wall-covering move about uneasily and in a forebodingly suggestive manner.

Again, a somewhat similar shadowy scene occurs in Keats:

". . . . . many a light
Flared, here and there, from wealthy festivals,
And threw their moving shadows on the walls,"
("Lamia" I, 357—359.)

h) "The Kings Tragedy", "The Eve of Saint Agnes", and "The Staff and Scrip".

There is something in Rossetti, as in Keats, that seems to draw him irresistibly toward the mysterious and shadowy grandeur of the medieval castle. The flickering light of legend has peopled its empty halls with figures weirdly suggestive to the superstitious imagination, to which every shadow and sudden movement assumes proportion and meaning indescribable but fascinating.

Here are two situations in great old medieval castles late at night after a baronial feast:

"In all the house was heard no human sound.
— — — — — — — — — — — — —
The arras, rich with horsemen, hawk, and hound,
Flutter'd in the besieging wind's uproar;
And the long carpets rose along the gusty floor."
("The Eve of Saint Agnes", XL.)

"The night-wind wailed round the empty room
And the rushes shook on the floor."
("The King's Tragedy", vol. I, 168.)

In both instances the floor covering is moved by the wind. Buxton Forman calls attention to the fact that Rossetti uses rushes instead of carpets as floor covering.

In "The Staff and Scrip", it is the staff and the scrip hanging over the dead Queen that are shaken by the wind:

". . . . . as now they shake
To gusts in chapel dim, —
Hung where she sleeps, not seen to wake,
(Carved lovely white and slim),
With them by him."
("The Staff and Scrip", vol. I, p. 81.)

Perhaps without special significance, but not entirely unworthy of mention is the possibility that, had Rossetti been carrying "The Eve of Saint Agnes" in mind while he was writing "The Staff and Scrip", the carved figures mentioned at the beginning of the former poem might have suggested the happy use of "carved" in the description of the dead Queen.

b) "Inclusiveness" and "Song of Four Fairies" and "Lamia".

"Touch the very pulse of fire
With my bare unlidded eyes."
("Song of Four Fairies", 85—86.)

". . . . . a memory all in vain,
Upon the sight of lidless eyes in Hell."
("Inclusiveness", Sonnet LXIII, p. 208.)

"'Mark how, possess'd, his lashless eyelids stretch
Around his demon eyes:'"
"Lamia", Part II, 288—289.)

"Hot, glaz'd, and wide, with lid-lashes all sear,
Flash'd phosphor and sharp sparks, without one
cooling tear."
("Lamia", Part I, 151—152.)

The probability of influence here is enhanced by the fact that so gruesome a detail as unlidded eyes is apparently a favorite one with Keats.

c) "The Blessed Damozel" and "The Eve of Saint Agnes".

". . . . . her vespers done,
Of all its wreathed pearls her hair she frees;
Unclasps her *warmed jewels* one by one;"
("The Eve of Saint Agnes", XXVI.)

"And still she bowed herself and stooped
Out of the circling charm;
Until her bosom must have made
The bar she leaned on warm,
("The Blessed Damozel", vol. I, p. 233.)

The golden bar of heaven takes warmth from the bosom of the Blessed Damozel as did the jewels from the person of Madeline.

d) "The Bride's Prelude" and "The Eve of Saint Agnes".

Another type of resemblance occurs between "The Bride's Prelude" and "The Eve of Saint Agnes"[1]). The essential actions in the plots are quite different, although they seem to coincide in the entry of the lover into the room. Completed, "The Bride's Prelude" was to have been long, involving a great amount of action extending over years.

The backgrounds of the two poems have certain features in common:

(a) Faint music is heard in the ladies' chambers.
(b) The jewels in the ladies' hair are mentioned.
(c) Each poem has the figure kneeling in prayer.
(d) Light comes through the window-panes upon maidens' breasts. It is sunlight in "The Bride's Prelude"; colored moonlight in "The Eve of Saint Agnes".
(e) In "The Bride's Prelude", colors also come from the buckle bearing the coat of arms. Especially significant here is the situation:

"The belt was silver, and the clasp
Of lozenged arm-bearings;
A world of mirrored tints minute
The rippling sunshine wrought into 't,
That flushed her hand and warmed her foot."
("Bride's Prelude", vol. I, p. 36.)

Compare this with the description of the casement in "The Eve of Saint Agnes":

". . . diamonded with panes of quaint device,
Innumerable of stains and splendid dyes,
— — — — — — — — — — — — —
Full on this casement shone the wintry moon,
And threw warm gules on Madeline's fair breast,"
("The Eve of Saint Agnes", XXIV and XXV.)

---

[1]) William Sharp, *Dante Gabriel Rossetti* (London, 1882), p. 316, has noticed that "The Bride's Prelude" is "charged with a richness that suggests the influence of him who described so inimitably the chamber of Madeleine in the *Eve of Saint Agnes*".

In each case the light, taking on color from the family crest of the maiden, falls upon her bare flesh and warms it. There is a peculiar force and appropriateness in this phenomenon; for, in each case, the family honor is about to be called into question.

f) "The Bride's Prelude" and "The Eve of Saint Mark".

"The Bride's Prelude" and "The Eve of Saint Mark" have vaguely similar details. Concerning "The Eve of Saint Mark", one of Rossetti's favorite poems from Keats, Benson has said [1]), "Such poems as *The Eve of Saint Agnes* — [Benson quotes Stanza xxx] — and the unfinished *Eve of Saint Mark* — [Here Benson quotes lines 4—12, then lines 73—82] — are typical instances of subjects treated as the Pre-Raphaelites treated them." Rossetti himself supplied a good bit of criticism and thought on "The Eve of Saint Mark". He wrote Buxton Forman [2]) that this poem, with "La Belle Dame sans Merci", was perhaps the chastest and choicest example of Keats's maturing manner, and showed astonishingly real medievalism for one not bred as an artist. He sent Forman a version of the superstition in accordance with which he thought Keats meant to develop his poem [3]). At a later date Rossetti wrote Forman a probable interpretation of the poem in the light of one of Keats's letters to Fanny Brawne.

Notwithstanding the fact that this poem certainly caused Rossetti a good deal of thought, its influence is not very marked. I do not find anything in the essential stories of "The Bride's Prelude" and "The Eve of Saint Mark" in common. However, there are some similar features in common in their backgrounds; and the presence of these features tends to create the same atmosphere. These attributes are the shadow cast by the principal of each poem and the clamorous birds —

---

[1]) P. 99 of *Rossetti*.

[2]) Vol. III, p. 7.

[3]) See "Marginalia", p. 217 for extract from *The Unseen World* (Masters, 1853), p. 72.

"The clamorous daws, that all the day
Above tree-tops and towers play,
Pair by pair had gone to rest,
Each in its ancient belfry-nest,
Where asleep they fall betimes,
To music of the drowsy chimes."
("The Eve of Saint Mark", 61—66.)

"Some minutes since, two rooks had toiled
Home to the nests that crowned
Ancestral ash-trees. Through the glare
Beating again, they seemed to tear
With that thick caw the woof o' the air."
("The Bride's Prelude", vol. I. p. 44.)

The poems have also two very minor features in common: a caged bird appears in both; in "The Eve of Saint Mark" is a "warm angled winter screen", and in "The Bride's Prelude" the walls are screened in long brocade.

g) "The Portrait" and "To Homer".

"Aye, on the shores of darkness there is light,
And precipices show untrodden green;
There is a budding morrow in midnight, —"
("To Homer.")

"Upon the desolate verge of light
Yearned loud the iron-bosomed sea."
("The Portrait", vol. I, 242.)

In both the above cases, darkness is treated as a vast sea at whose shore there is light.

Of the last line in the above quotation from Keats, Rossetti told Buxton Forman [1]) that he thought it was one of the finest "in all poetry"; and he opens his sonnet "Found" by quoting it.

Of the eight pairs of descriptions, least important are those of the wind-shaken floor-covering of medieval halls and the treatment of darkness as a vast sea at whose shore there is light; although closely parallel, they do not strike me as

---

[1]) Vol. II, p. 206, *Complete Works of John Keats.*

unusual enough to indicate much influence. Because of Rossetti's high regard for "The Eve of Saint Mark", and because of the presence of a number of similar details, the parallel shadowy scenes are of greater importance than the examples just mentioned. The remaining five pairs of descriptions — the most important ones — have up to six details in common, some of these being unusually striking, — such as colored lights coloring and warming the bare flesh of maidens, maidens' bodily temperature warming precious metals or juwels, and spirits having lidless eyes. When a number of details such as the preceding appear in the same descriptions, their cumulative effect deepens the conviction of influence. Such is the case, especially in the two poems describing the effect of moonlight passing through colored glass and falling on objects in the room. Here the descriptions have these details in common: moonlight shines through the stained glass of a medieval window high in the wall, and throws the colors of the glass on an object in a room; this light brings out the honorable crest of a once great family in all its gorgeous colors; both poets make the same error — and an exceptional error it is, — that of assuming moonlight has the power to transmit colors. These similarities are striking examples of Keatsian influence.

Group 4: Tropes.

a) "Rose Mary" and "Ode to a Nightingale".

> "O for a beaker full of the warm South,
> Full of the true, the blushful Hippocrene,
> With *beaded bubbles winking at the brim*,
> And purple-stained mouth;"
>
> ("Ode to a Nightingale", Stanza 2.)
>
> "Her tears had flooded her heart again;
> As after a long day's bitter rain,
> At dusk when the wet flower-cups shrink,
> *The drops run in from the beaded brink*,
> And all the close-shut petals drink."
>
> ("Rose Mary", Part III, p. 126.)

There is a strong resemblance between two figures here, — Rossetti's "beaded brink" and Keats's "beaded bubbles

winking at the brim". The use of alliteration, also, points to imitation.

b) "Song and Music" and *Hyperion.*

"Apollo then,
With sudden scrutiny and gloomless eyes,
Thus answer'd, *while his white melodious throat*
Throbb'd with the syllables."
(*Hyperion* III, 79—82.)

"The music lives upon my brain
Between your hands within mine eyes;
It stirs your lifted throat like pain,
An aching pulse of melodies."
("Song and Music", vol. I, p. 253.)

"And a wave fill'd it, as my sense was fill'd
With that new blissful golden melody.
A living death was in each gush of sounds,"
(*Hyperion* II, 279—281.)

The first two quotations are closely similar in the movement of the throat over musical syllables, the conception of music's stirring the throat or causing it to throb; the second and third, in the conception of music's causing pain from its very beauty.

Again in Keats occurs almost a reproduction of the *Hyperion* figure of musical syllables in the throat:

". . . . his throbbing throat's long, long
melodious moan."
("Lamia" I, 75.)

c) "The Bride's Prelude" and *Endymion.*

"I, who still saw the horizontal sun
Heave his broad shoulder o'er the edge of the
world,
Out-facing Lucifer,"
(*Endymion* I, 529—31.)

". . . . . . As the morn *heaved*
Towards noon, I, waking sore aggrieved,
That I might die, cursed God, and lived."
("The Bride's Prelude", vol. I, p. 57.)

The word *heave* is used in personifying the sun on its way through the heavens toward the zenith. In one case, the sun is defiant; in the other, man.

d) "Rose Mary" and *Endymion*.

"'Beneath my palm trees, by the river side,
I sat a weeping: in the whole world wide
There was no one to ask me why I wept, —
And so I kept
Brimming the water-lily cups with tears
Cold as my fears.'"

(*Endymion* IV, 182—187.)

"Her tears had flooded her heart again;
As after a long day's bitter rain,
At dusk when the wet flower-cups shrink,
The drops run in from the beaded brink,
And all the close-shut petals drink."

("Rose Mary", Part III, p. 126.)

The flower as a cup or chalice may be found many times in poetry; but a flower as a cup for rain or tears is the trope common to both these poems. These quotations illustrate, also, the two poets' association of sorrow with pleasure while contemplating objects of beauty.

e) "Ave" and "Lamia".

"Between the tree-stems, marbled plain at first,
Came jasper pannels;"

("Lamia" II, 138—9.)

"Far off the trees were as pale wands
Against the fervid sky:"

("Ave", vol. I, p. 244.)

The details of these pictures are very much alike. In each case the red background shows between intervening trees, which look slender and pale in such relief.

f) "The Love-Letter", "Lamia", and *Endymion*.

"Lycius to all made eloquent reply,
Marrying to every word a twinborn sigh;"

("Lamia", I, 340—41.)

". . . . . . . let the sounds
Of our close voices marry at their birth;"
(*Endymion* II, 815—816.)

"That soul wherewith her lips and eyes agree
Like married music in Love's answering air."
("The Love-Letter", *House of Life*
XI, p. 182.)

These quotations refer to blended sounds as "married" sounds.

That certain of the tropes collected above furnish more significant evidence of Keatsian influence than others do, is apparent when one applies to them the degree of singularity as a measure of value. The more unusual the trope, the more probable its influence — the greater the likelihood of its having made an impression and being retained in the consciousness of the younger poet.

There seems to me nothing very unusual in speaking of blending sounds as being married sounds. More unusual, and therefore more indicative of influence, are the tropes that describe trees as making divisions and panels on the red background, or flowers as cups for rain and tears.

Most striking of all these tropes are those that speak of the morn as *heaving* toward noon and the sun as *heaving* over the horizon; of the throat as moving over musical syllables and emitting sound in pulses or gushes that cause pain because of their intense beauty; of rain-drops on the *beaded brink* of flowers, and *beaded bubbles* of wine winking at the *brim* of the glass.

* * *

Within the limitations suggested by my four-fold division of the evidence, I believe this investigation proves an influence of Keats's poetry upon Rossetti's, inasmuch as it shows that in three important poems by Rossetti the themes are similar to themes used by Keats — "The Burden of Nineveh", "The Cloud Confines", and "Autumn Idleness", — the treatments in one of these three analogues being strikingly similar in detail; in four instances similar situations are depicted —

"The Blessed Damozel", "Willowwood", "Eden Bower", and "The King's Tragedy", — two of these being exceptional; in eight instances there are similar descriptions — "The King's Tragedy" (three passages), "Inclusiveness", "The Blessed Damozel", "The Bride's Prelude" (two passages), and "The Portrait", — five of them being unusual; in six instances similar tropes occur — "Rose Mary" (two passages), "Song and Music", "The Bride's Prelude", "Ave", and "The Love-Letter", — all of them pointing to Keatsian influence with varying degrees of certainty, and four of them showing conclusive evidence of indebtedness.

Chapel Hill, North Carolina. Hill Shine.

ON SOME MARGINALIA MADE BY DANTE G. ROSSETTI IN A COPY OF KEATS' POEMS.

By George Milner[1]).

The volume in which these marginalia are written is Moxon's edition of 1868. It appears to have been a presentation copy from Mr. W. M. Rossetti to his brother, and at the sale of the poet's books it passed into the hands of Mr. W. A. Turner. The marginalia themselves are slight and not very numerous, but they seem sufficiently important to warrant their preservation in the pages of this journal. The late Dante Gabriel Rossetti was a man of unusual power in two separate regions of art, and that power was critical as well as constructive. He was able to give reasons for the artistic faith that was in him — a thing which the artist cannot always do — and competent to try another man's work in the light of his own experience as a thorough and conscientious student of all the technical rules of verse, no less than as one who knew what it was to feel in a high degree the genuine impulses of imagination. Painters and poets sometimes claim that they are the best and only true critics of their own work. Whatever we may say to this, we must admit that there are points which, whether he can express them or not, must in the nature of things be clearer to the man who practises an

---

[1]) [The *Marginalia* so frequently referred to in the preceding paper was published by George Milner in the *Manchester Quarterly* for 1883, vol. 2, pp. 1—10. As the whole small body of these marginal notes has distinct importance in connection with the study of both Keats and Rossetti, Milner's article, reprinted from a photostat copy belonging to the University of North Carolina Research Fund, appears in full on the following pages. Hill Shine.]

art than they possibly can be to one who stands without and speaks exoterically only. If we except one prejudice (which had reference to Wordsworth) Rossetti may be regarded as an incisive and open-minded critic of poetry in general; while, with regard to Keats, he was something of a specialist, an early and deep attachment to that poet having resulted in long and careful study of his works. "The three greatest English imaginations," he said, "are Shakspere, Coleridge, and Shelley;" and of Keats — "He was, among all his contemporaries who established their names, the one true heir of Shakspere."

The first of Rossetti's notes stands over against that preface to *Endymion* which Keats wrote at Teignmouth in 1818, and which is one of the most touching things in our literature. It is not in prefaces that we usually look either for pathos or felicity of diction; but what could be finer than these passages: — "This may be speaking too presumptuously, and may deserve a punishment: but no feeling man will be forward to inflict it: he will leave me alone, with the conviction that there is not a fiercer hell than the failure in a great object. This is not written with the least atom of purpose to forestall criticism of course, but from the desire I have to conciliate men who are competent to look, and who do look with a zealous eye, to the honour of English literature." And again — "I hope I have not in too late a day touched the beautiful mythology of Greece and dulled its brightness: for I wish to try once more, before I bid it farewell." How little influence this piteous and yet manly appeal had upon the harpies of the old *Quarterly* we all know. Rossetti's note runs as follows: —

Endymion is a magic toy, fit for the childhood of a divine poet. The man, however, already becomes manifest in the interview with Diana (Book II.). Nothing but humanity would do here, and this it is that the poet employs, artfully entwining it with supernatural invocation.

The Fourth Book (though it contains the finest passage of poetry in the work, viz., Ariadne's lyrical speech) is beset throughout with groping uncertainty; and the end is hurried and indistinct. *Endymion* is full of lines short of their metre, and here and there a line seems to have fallen out. Has the MS. (if extant) ever been thoroughly consulted?

In the course of the poem several instances are noted where, apparently, lines have been dropped out, or it may be never supplied. The first of these occurs in the Second Book —

"It came more softly than the east could blow
Arion's magic to the Atlantic isles;
Or than the west, made jealous by the smiles
Of throned Apollo, could breathe back the lyre
To seas Ionian and Tyrian."

Rossetti says, after the word "lyre," "A line left out." I do not think, however, that this is a case where a line has been dropped. It is rather, I imagine, a bold and conscious departure from the metrical rule of the poem. The poet, finding that a line introduced for the sake of a rhyme would, at a critical point, break the sense too much, omits it; and, guided probably by his own ear, trusts that the ear of the reader would not regard it as a culpable lapse of harmony. As a matter of fact I believe that, in a poem written, as *Endymion* is, in the loosest of heroics, such a liberty may be occasionally taken without injury to the general effect.

Against a passage near the opening of the Third Book there is placed a pertinent and somewhat humorous query. The passage is the well-known and beautiful address to the moon, beginning —

"O Moon! the oldest shades 'mong oldest trees
Feel palpitations when thou lookest in;"

and further on there is this —

"The nested wren,
Has thy fair face within its tranquil ken,
And from beneath a sheltering ivy leaf
Takes glimpses of thee;" —

this is very good; the picture of the nested wren with the moon in its face is happy enough; but then there comes —

"Thou art a relief
To the poor patient oyster, where it sleeps
Within its pearly house;" —

and Rossetti very properly says — "How?" Unless Keats was nodding when he wrote these lines, they may be held to prove his deficiency in a sense of humour. A little further on in the same book, the poet, still harping upon the moon, gives us this line —

"Now I begin to feel thine orby power,"

whereupon Rossetti writes —

"Orby," "Sphery," and all such forms are execrable, and disfigure the poem throughout.

One of the most magnificent passages in the unapproachable *Hyperion* is that in which the old and desolate Saturn rouses himself and cries —

"Saturn must be king.
Yes, there must be a golden victory;
There must be gods thrown down, and trumpets blown
Of triumph calm, and hymns of festival
Upon the gold clouds metropolitan,
Voices of soft proclaim, and silver stir
Of strings in hollow shells; and there shall be
Beautiful things made new, for the surprise
Of the sky-children; I will give command:
Thea! Thea! Thea! where is Saturn?"

This is indeed the "large utterance of the early gods!" and not the ordinary speech of man. Its colossal cadences snatch away our breath. Only Shakspere and Marlowe and Milton, in their highest vein, have been able to equal it. But immediately afterwards there comes a flaw. The lines following are: —

"This passion lifted him upon his feet,
And made his hands to struggle in the air;
His Druid locks to shake and ooze with sweat,
His eyes to fever out, his voice to cease."

The word "Druid", says Rossetti, is a "singular discrepancy". Another instance is noted further on in which the term "Numidian" is applied to Hyperion. It might be urged in justification of Keats that Milton frequently permits himself to use similarly confused and anachronous images and illustrations. In the Second Book objection is taken to the picture of Asia leaning (as Hope leans upon her anchor) —

"Upon a tusk
Shed from the broadest of her elephants."

Rossetti says the image is "too material." This seems to me hyper-criticism. Not so, however, the note on the ad-

joining page. Keats writes "Enceladus's eye", and the comment is —

s's. Alas! cockneyish.

After the abrupt close of *Hyperion* in the middle of the Third Book, Rossetti writes on the blank page —

This wonderful poem (distinctly the crown of Keats' genius, without which he would be far less kingly), if less intuitive than Shelley's work, is more individual. It is also more characteristically English, having much in common with the Elizabethans and with Milton, yet moving absolutely in a sphere of its own. One hardly sees one's way to any gain for it in completion.

Although briefly expressed, this note contains, I submit, the germ of a complete and adequate criticism of *Hyperion*. The observation that, in comparison with Shelley's work, it is "characteristically English" is especially true and suggestive.

Turning now to the shorter and miscellaneous poems, I find the following notes — curt but for the most part judicious: —

"I stood tiptoe upon a little hill."

It seems this may have been meant as a prelude to *Endymion*.

"Specimen of an Induction to a Poem."

Leigh-Huntish.

"Calidore: A Fragment."

Juvenile but interesting.

"To some Ladies on receiving a Curious Shell."

This is quite unworthy of Keats.

"On receiving a Copy of Verses from the same Ladies."

Wretched again.

"To — —." "Hadst thou lived in days of old."

A trifle better.

"To Hope."

Poor enough.

"Imitation of Spenser."

But little better.

"Woman, when I behold thee flippant, vain."

Feeblish.

"Bards of Passion and of Mirth."

Rather poor.

"Lines on the Mermaid Tavern."

Sadly futile.

Against the lines addressed to Charles Cowden Clarke,

Rossetti makes several notes. "The wrong'd Libertas" is identified as Leigh Hunt; the couplet describing the sonnet is marked as admirable —

> "Who read for me the sonnet swelling loudly
> Up to its climax, and then dying proudly?"

Attention is drawn to the dreadful rhyme —

> "Across the lawny fields, and pebbly water;
> To mark the time as they grow broad and shorter;"

An obvious correction is made in the line —

> "Verses from which the soul could never ween,"

which should be "could never wean;" and, lastly, against the passage beginning —

> "But many days have passed since last my heart
> Was warm'd luxuriously by divine Mozart,"

the query is put —

> Did he (Keats) really care for music?

This last suggested criticism naturally invites objection and inquiry. The sonnet "To Ailsa Rock" is said to be "a draggled draft. It might have been very fine." This is, I think, much too severe. There are weak places in the composition, and it hardly justifies the splendid promise of its opening line — "Hearken, thou craggy ocean pyramid!" — but it is far from being "a draggled draft". The "Ode to Apollo" is said to be "very poor and puffy"; and the "Hymn to Apollo" "wretched, but for a sense of metre". The "Faery Song — Shed no tear!" is said to be "rather good. Recalls the song in Zapolya". The allusion is to Coleridge's "Song of Glycine", of which Swinburne has said that "it is one of the brightest bits of music ever done into words". Under the beautiful ballad "La Belle Dame Sans Merci", Rossetti writes: —

> This and the fragment "Eve of St. Mark" are in manner the choicest and chastest of Keats's work.

Under the "Song of Four Fairies" comes the note —

> Very random stuff. It is strange this should be written in the same year (1819) as the preceding (La Belle Dame).

The "Ode on Indolence" is characterized as "ripe without relish. Full of disease and disappointment." Under the lines "To Fanny" there is this note: —

Essentially heart-felt and natural, though not always quite well expressed. Interesting from its connection, but careless as a poem, and hardly worthy of the late date at which we must suppose it written.

In reference to the sonnet "To Homer" there is a wise suggestion to future editors: —

This should be printed before the one in Chapman's Homer;

and of the line in the same sonnet —

"There is a budding morrow in midnight" —

it is said "this is the greatest line in Keats." In the sonnet "On a Dream" the first quatrain runs —

"As Hermes once took to his feathers light,
When lullëd Argus, baffled, swoon'd and slept,
So on a Delphic reed, my idle spright,
So play'd, so charm'd, so conquered, so bereft."

The false rhyme — slept, bereft — is noted by Rossetti, who says: —

This singular mis-rhyme seems to echo curiously a line in *Endymion*.

The line alluded to is in the Second Book —

"So sad, so melancholy, so bereft."

The last note in the volume is on a fly-leaf at the end, and has reference to the fragment called "The Eve of St. Agnes". It runs thus: —

The Eve of St. Mark: The following is no doubt the superstition in accordance with which Keats intended to develope this poem. It is much akin to the belief connected with The Eve of St. Agnes! — "It was believed that if a person, on St. Mark's Eve, placed himself near the church porch when twilight was thickening, he would behold the apparitions of those persons in the parish who were to be seized with any severe disease that year, go into the church. If they remained there, it signified their death; if they came out again, it portended their recovery; and the longer or shorter the time they remained in the building, the severer or less dangerous their illness. Infants, under age to walk, *rolled* in." — From *The Unseen World*, page 72 (Masters, 1853).

It seems that on account of the superstition to be embodied, Keats must have laid the scene of his poem near a cathedral.

In going over the volume I find that Rossetti has marked the miscellaneous poems with asterisks in such a way as to indicate, I believe, his judgment as to their comparative merits. Students of Keats will probably care to know what this classification is. In the first rank there are these five poems: —

Ode to a Nightingale.
Ode on a Grecian Urn.
On first looking into Chapman's Homer.
La Belle Dame Sans Merci.
The Eve of St. Mark.

In the second class are seven poems: —

Ode to Psyche.
To Autumn.
Ode on Melancholy.
Sleep and Poetry.
Stanzas, "In a drear-nighted December."
Sonnet: To Homer.
Sonnet: On a Dream.

In the third class is included the following poems: —

Fancy.
Robin Rood.
To George Felton Matthew.
To my Brother George.
To Charles Cowden Clarke.
Ode on Indolence.

And also these sonnets: —

To a Friend who sent me some Roses.
To G. A. W.
"To one who has been long in city pent."
On the Grasshopper and Cricket.
To Fanny.
"After dark vapours have oppress'd our plains." [Written on the blank space of a leaf at the end of Chaucer's tale of "The Flowre and the Lefe".]
On the Sea.
"When I have fears that I may cease to be."
"Time's sea hath been five years at its slow ebb."
"Why did I laugh to-night? No voice will tell."
"The day is gone, and all its sweets are gone."
Keats's last sonnet.

Upon this classification I would only observe, in conclusion, that while the ballad of "La Belle Dame Sans Merci" is unquestionably very beautiful in its weird simplicity, I am not able to see why either that piece or the unfinished "Eve

of St. Mark" should be placed among the absolutely best of Keats' miscellaneous poems. At any rate, they appear to me to come a long way below the "Ode to a Nightingale" and the "Ode on a Grecian Urn." Of all our English poets, Coleridge, Shelley, and Keats are those who have given us (in proportion to the bulk of their work) the largest quantity of pure poetry — that is, of poetry unadulterated by any grosser matter; and of all the examples which these poets have furnished of this, which is the highest and most ethereal kind of verse, none are more perfect, and none more entirely and evenly sustained than the two incomparable odes which come at the head of Rossetti's classification.

DIE LITERATUR
DES BRITISCHEN KOLONIALREICHES.

> "For some we got by purchase,
> And some we had by trade,
> And some we found by courtesy
> Of pike and carronade."

Einleitung.

Rudyard Kipling, der meisterhafte Schilderer der in aller Welt liegenden Länder des englischen Reiches und der Pionierarbeit der unbezwingbaren englischen Rasse auf jungfräulichem, von einem Weißen vorher kaum betretenen Boden, zeigt uns in seinem Gedicht "The Explorer" die zähe Kraft, die die Siedler entwickeln, um neue Gegenden urbar zu machen und die Einflußsphäre der europäischen Rasse zu vergrößern.

Dieses Gedicht ist zugleich bezeichnend für das Wesen jener Gemeinden, die manchmal nach Verlauf vieler Jahrhunderte, mitunter jedoch auch nur eines Säkulums jetzt ein kulturelles Leben hervorzubringen beginnen, in dem die Literatur eine keineswegs unbedeutende Rolle spielt. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß diese schnell aufschießende Schönliteratur oft den Charakter einer geistigen Ansiedlung hat, und daß man in ihr vom literarischen Standpunkt aus keine epochemachenden Züge suchen darf. Nichtsdestoweniger ist das Studium dieser Literaturkreise von hohem Wert; denn einerseits kann man an der Art der Dichtung die kulturelle Entwickelung eines wachsenden Gemeinwesens verfolgen — eine ganz vorzügliche soziologische Untersuchung läßt sich hier anstellen —; andererseits ist es von Wichtigkeit, die Schönliteratur in ihrem Werden zu verfolgen, da sie uns doch eines Tages einen neuen Namen, ein neues Genie schenken wird, dessen Dichtung sich durch Universalität auszeichnet und die Weltliteratur um unbekannte things of beauty bereichert.

Beim Studium der gesamten Literatur des britischen Kolonialreiches, die also nicht nur die in englischer Sprache

geschriebene, sondern auch die in anderen Sprachen, wie z. B. in französisch (in Kanada) und in holländisch (in Südafrika) herausgekommene Literatur umfaßt, gelangt man zu dem Ergebnis, daß sich die auf englisch geschriebene Schönliteratur in Ländern, in denen zwei Sprachen vorherrschen, im allgemeinen durch weniger Schwung und durch weniger intensives Gefühl auszeichnet. Die Erklärung hierfür ist ja leicht zu finden, denn diese Erscheinung ist nur das Resultat eines allgemeingültigen Kulturgesetzes. Das englische Mutterland übt auf seine Söhne einen mächtigen Einfluß aus, auch wenn sie sich in fernen Gegenden befinden, und dieses Streben, sofern bei ihnen ein literarisches Interesse lebendig ist, geht in erster Linie danach, sich die Literatur des Mutterlandes anzueignen. Diese Einfuhr belletristischer Arbeiten aus dem englischen Inselreich erstickt oft bis zu einem gewissen Grade die aufkeimende einheimische Saat. Ferner beeinflußt sie die Dichter in den englischen Kolonien insofern, als diese die in England herrschenden Ideale als ihre eigenen aufstellen, sich in der Verehrung englischer Muster verlieren und schließlich vergessen, daß es ihre Pflicht ist, Eigenes aus dem Milieu zu schaffen, in dem sie leben. Die Produktion der Dichter in den neuen Ländern trägt daher recht oft den Stempel der Nachahmerei an sich. Man findet wohl Versuche, die Eigentümlichkeiten des Milieus in die Dichtung einzuschmuggeln, aber nur selten stößt man, wenigstens in der älteren Zeit, auf ursprüngliche Stellen, die in die von sovielen verschiedenen Umständen bedingte Literatur einen frischen Zug bringen könnten.

Ein anderer Grund für diese Erscheinung liegt allerdings auch darin, daß die Gemeinden der Kulturpioniere einen mehr oder weniger starken materialistischen Anstrich haben müssen; die Bewohner solcher Orte können literarischen Beschäftigungen und Zerstreuungen kein allzu großes Interesse widmen, da das Leben hart ist und strenge Anforderungen stellt; oft bietet es — so paradox das auch klingen mag — mehr phantastische Abenteuer, als der Dichter zu verzeichnen Zeit findet. Das Leben dort draußen ist selbst Romantik, man erlebt die Abenteuer, und zwar in einem solchen Überfluß, daß eine reichhaltige mündliche Erzählungskunst entsteht; infolgedessen tritt das Verlangen nach geschriebener Dichtung nicht stark hervor. Darüber beschwert sich auch mancher Schriftsteller,

und es ist nicht ungewöhnlich, in den amerikanischen, afrikanischen und australischen Literaturen spontane Ausdrücke der Bitterkeitsempfindung zu finden. So schreibt bezeichnend A. Ferland:

> Pour toi mes paysans ne sèment pas la terre.
> Quand tu presses l'Eté de blondir leurs moissons,
> Généreux, daignent-ils honorer tes chansons?
> Poète, le semeur ne se dit pas ton frère.

Dieses Fehlen jeglicher Aufmunterung bewirkt, daß sich die Dichter nur selten rein literarischen Arbeiten widmen können, sie werden auf verschiedene Bahnen geworfen, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen, und können sich nur in ihrer Freizeit der Dichtkunst widmen; oder aber sie versuchen, möglichst schnell im Mutterlande Berühmtheit zu erlangen, und wandern aus der neuen Gegend aus; und sind sie erst einmal auf fetterem Boden ansässig geworden, so widmen sie sich auch den Interessen der neuen Umgebung und gehen als Schilderer der neuen Gemeinden und weiten Flächen da draußen verloren.

In den älteren Zeiten besonders wurde ja die Literatur oft durch Personen vertreten, die aus England ausgewandert waren und jenen Kontakt mit der Mutter Erde nicht besaßen, den man nicht entbehren kann, will man den Gefühlen für das fremde Land in dichterischer Form Ausdruck verleihen; in ihrem tiefsten Innern fühlen sie sich landesverwiesen, und immer lebt in ihnen eine Sehnsucht nach:

> one sniff of England
> to greet our flesh and blood
> to hear the hansoms slurring
> once more through London mud.

Die Engländer in den Kolonien sind ohne Zweifel viel patriotischer und für das englische Imperium begeisterter als die einzelnen Engländer im Mutterlande, die die Sache leichter auffassen und der moralischen Unterstützung nicht im selben Maße bedürfen wie die Bahnbrecher im Süden, Osten und Westen. Sie wohnen ja auch im Mittelpunkte des Empire und verstehen jenes Heimweh nicht, jene Sehnsucht nach Kultur, nach der verfeinerten, auf Jahrhunderten aufgebauten Kultur, zu der die Träume von den Kolonien schweifen. Das

gilt auch für jene in den verschiedenen Dominions geborenen Dichter, die nie die London Bridge sahen, die sich aber tatsächlich eine sorgfältig gepflegte Tradition von England, ihrer europäischen Heimat, bewahrt haben. Insofern kann diese Regel auch für die unter fremden Sternen Geborenen gelten, denn auch ihrer literarischen Tätigkeit läßt sich das Motto voransetzen:

My heart is there
at the hum of London town.

Es soll jedoch nicht geleugnet werden, daß besonders Australien eine wohltuende Ausnahme von dieser Regel bildet. Die sogenannte Bulletin-Schule in Sydney hat eine stark ausgeprägte literarische Selbständigkeitserklärung abgegeben, die weiter unten etwas ausführlicher behandelt werden wird. Im großen und ganzen ist jedoch der Eindruck derselbe, wie er oben in bezug auf die englischen Dichter geschildert wurde.

Ganz anders verhält es sich jedoch mit jenen Nationalitäten, die durch die siegreichen britischen Waffen von der Verbindung mit ihrem Mutterlande abgeschnitten wurden. Die französischen Einwohner in Kanada und die holländischen Kolonisten in Südafrika waren lange Zeit hindurch nur auf sich selbst angewiesen; jeder Versuch, mit dem Mutterlande in Kontakt zu kommen, wurde verhindert, und unter dem Druck der britischen Souveränität erlebte das Gefühl für die eigene Rasse und Sprache, wie gewöhnlich in solchen Fällen, eine intensive Entwicklung und Erweiterung. Trotz ihres mehr als hundertjährigen Alters hat die nationale Bewegung ihre historische Mission und ihre Lebenskraft nicht verloren. Noch heutzutage ist die Liebe zur eigenen Nation und Sprache nirgends stärker als dort, wo Druck und Zwang ihre kalte Hand auf einen abgesplitterten Volksteil legen. In solchen abgeschnürten Ansiedelungen sucht man in der Pflege der Sprache Trost, und spontan sprudeln Quellen reinster Lyrik hervor. Das sind ganz allgemeingültige Tatsachen, die nicht besonders motiviert zu werden brauchen. Aber im Laufe der letzten Zeit kam allmählich infolge der verständigen Behandlung der Dominions seitens des britischen Reiches ein ganz anderes Gefühl zum Durchbruch. Der politische Druck wurde, wo er nicht ganz verschwand, erleichtert, und die in einer anderen Sprache als englisch schreibenden Dichter geben nach

und nach ihre nationale Isolierung und ihr nationales Ideal auf. Ein in derselben Richtung wirkendes Moment war natürlich der letzte Krieg, denn er schweißte ja alle britischen Untertanen zu einem großen Block zusammen, und dazu kamen Impulse gleicher Art aus den betreffenden früheren Mutterländern dieser Kolonien. Aber jene Kraftquelle, die sich einmal in den Tagen der Bedrückung bildete, sprudelt noch immer mit unverminderter Stärke, und es läßt sich nicht bestreiten, daß die Dichter der später geborenen Generationen, wenn auch unfreiwillig, aus dieser alten Quelle schöpfen. Aber gerade deshalb ist auch diese Literatur persönlicher geprägt und hat für den Forscher größeres Interesse, besonders wenn er selbst einem kleinen Lande mit beschränktem Sprachgebiet angehört.

I. Kanadas Schönliteratur.

Kanada wurde zur selben Zeit entdeckt, als Christoph Kolumbus seine mehrmaligen Reisen nach dem neuen Erdteil unternahm. Juan und Sebastian Cabot waren schon 1497 dort; später, im Jahre 1524, kam eine französische Expedition dorthin, aber erst Jacques Cartier aus Saint Malo nahm 1534 im Namen König Franz' I. Besitz von dem Lande und taufte es Nouvelle France. In den Jahren 1608 und 1628 verstärkten die Franzosen abermals ihre Herrschaft über das Land, zogen jedoch den Kürzeren, als es 1632 zu Zusammenstößen zwischen den englischen und französischen Streitkräften kam. In dem zwei Jahre später abgeschlossenen Frieden wurde Kanada zwar wieder Frankreich zugesprochen, doch gelang es im Jahre 1759 den Engländern nach wiederholten vergeblichen Versuchen (1689 und 1711), sich des Landes zu bemächtigen, und der Frieden von Paris 1763 bestimmte, daß das Land englisch bleiben sollte. Nach der Gründung der amerikanischen Union entstanden 1775 und 1812 Streitigkeiten zwischen den Amerikanern und Engländern um das sogenannte Nieder-Kanada, aber der Frieden von 1814 gab den Engländern die Souveränität über das ganze Gebiet zurück.

Bei einem Vergleich zwischen der Bevölkerung und der Geschichte beispielsweise Australiens und Kanadas fällt vor allen Dingen zweierlei auf. Australien besitzt eine einheitliche Grundbevölkerung (die britische) und kannte bis zum Welt-

krieg überhaupt keine Kriegsgeschichte, während Kanada eine gemischte Bevölkerung von Franzosen und Briten aufweist, und eine Geschichte romantischer Kriege zwischen Weißen und Rothäuten sowie der Weißen gegeneinander kennt. Während die Australier vor 1914 »sich einer unblutigen Fahne rühmten« (alle außer Lawson), waren der Krieg und seine Erscheinungen oft Gegenstand der Darstellungen kanadischer Dichter. Solche Beispiele werden leicht gefunden:

"O vieilles forêts ondoyantes
Teintes du sang de nos aieux!
O lacs, o plaines odorantes
Dont le parfum s'élève aux cieux!"

Auch die Literatur war in zwei Sprachen vertreten: in französisch und englisch. Wenn man bedenkt, daß in Kanada im Jahre 1871 etwa 1 300 000 Franzosen, 900 000 Engländer, 1 000 000 Irländer und 700 000 Schotten wohnten, von der großen Zahl der Deutschen und Schweden abgesehen, so versteht man die literarischen Gegensätze. Ein Dichter, Adolphe Poisson, schildert in einem Gedicht *Noblesse et Roture* (aus der lyrischen Sammlung *Chants Canadiens* 1880), wie Kanada englisch wurde. Mitten im Kriege draußen in Kanada zwischen Franzosen und Engländern war es eine "orgie épouvantable, enivrant tout Versailles" in Frankreich. Später nach dem Frieden: "Les comtes, les barons et les hauts chevaliers, on les vit s'embarquer sur les flottes anglaises, pour . . . chercher un ciel plus doux;" dann kommt die Revolution, "versa leur sang et dispersa leurs os", aber:

"Nous sommes tous restés, nous fils de la roture,
Pour cultiver ces champs noblements défendus,
. . . Oui, nous sommes restés pour démontrer au monde
. . . que notre sang est pur . . ."

Diese soziologische Poesie gibt tiefe Einblicke in die moderne Psyche der französischen Kanadier.

Ferner ähnelt die kanadische Natur stark der europäischen. Keine Mopoken lassen hier ihr lachendes Heulen hören, und keine Känguruhs hüpfen durch die Landschaft, aber Bären und Elche schweifen durch die großen Wälder; im Winter ist der Boden gefroren und von Schnee bedeckt, und im Sommer reifen Roggen und Weizen. Das geht am besten aus Versen wie den folgenden hervor:

"Lentement, lentement, sans bruit,
Tombe la folle neige blanche;
Elle s'égrène dans la nuit,
Lentement, lentement, sans bruit . . ."
(Germain Beaulieu.)

und

"Lorsque le blanc Hiver, aux jours tièdes mêlé,
Recule vers le Nord de montagne en montagne,
La gaîté du semeur envahit la campagne,
Et du sein des greniers renaît l'âme du blé."
(Albert Ferland.)

oder schließlich aus einer anderen Zeile von Octave Crémazie, einem französisch-kanadischen Dichter:

"A ses vastes forêts mêle ses lacs géants!"

Fréchette, ein anderer patriotischer französischer Dichter, gibt folgende Probe seines intensiven Naturgefühls:

"Ses grands bois ténébreux
Sont pleins d'oiseaux chanteurs";

den Höhepunkt bei ihm bildet eine Schilderung, in der der nordische Charakter der Landschaft scharf absticht gegen die heißen australischen Steppen und Buschwälder:

"Le bonhomme Hiver a mis ses parures,
Souples mocassins et bonnet bien clos,
Et tout habillé de chaudes fourrures,
Il a fait sonner gaîment ses grelots . . ."

Es leuchtet ein, daß die französisch geschriebene Literatur, wenigstens in der älteren Zeit, die nach Umfang, Form und Inhalt bedeutendste werden mußte. Denn die Engländer kamen ja als Eroberer, und ihre Zahl vergrößerte sich nur ganz allmählich. Während den Franzosen politisch wie auch literarisch das Recht, ihrem Mutterlande anzugehören, verweigert wurde und sie deshalb durch die Macht des Druckes — wie immer in solchen Fällen, z. B. in Finnland oder im Baltikum — zu einer nationalen Minderheit in einem politisch fremden Staate zusammengeschweißt wurden und darin Ersatz suchten für die abgebrochenen Verbindungen mit der ursprünglichen Heimat, standen die Engländer mit ihrem eigenen Mutterlande im engen Kontakt und hatten sozusagen gratis an seiner Literatur Anteil, ohne in nennenswertem Maße zu der literarischen Kultur

des Imperiums beizutragen. Ich werde deshalb zunächst die französisch und dann die englisch geschriebene Literatur Kanadas behandeln.

1. Die französische Literatur.

Der französische Volksteil, der nach dem Frieden von 1763 in Kanada blieb, bestand fast ausschließlich aus Normannen und Bretagnern, die die schönen Lieder und Sagen ihres alten Vaterlandes beibehielten. In der Isolierung entwickelte sich eine reichhaltige, von Mund zu Mund fortgepflanzte Volksdichtung.

"Légendes, doux récits, qui berciez mon enfance,
Vieux contes du pays, vieilles chansons de France."
(P. Chauveau.)

"Un jour d'âpres marins, vénérés parmi nous,
L'apportèrent du sol des menhirs et des landes,
Et nos mères nous ont bercé sur leurs genoux
Aux vieux refrains dolents des ballades normandes."
(W. Chapman.)

Noch heute stößt man auf die bekannten Lieder »Ma Blonde« und »Als Marlbrouk in den Krieg zog« (Quand Marlbrouk s'en va-t-en guerre). [Vgl. Übersetzungen davon ins Englische von William McLennan.] Als Beweis für den Versuch der Volksdichtung, sich dem Milieu anzupassen, möge der Umstand dienen, daß die französischen Kanadier allmählich "quatre sauvages" für "quat-z-officiers" setzten. Der nationale Geist lebte also in diesen "quelques arpents de neige", wie Voltaire die französische transatlantische Besitzung verächtlich nannte, fort. Die englische Politik ging natürlich darauf aus, die Bevölkerung allmählich zu anglisieren, aber die kräftige Rasse der "habitants" und "voyageurs", wie sie sich selbst zu nennen pflegten, ließ es nie in Vergessenheit geraten, daß sie eben doch Franzosen waren. Die Verbitterung und der Zorn über die englische Unterdrückung führten im Jahre 1837 auch zu einem Aufstande, der zwar blutig niedergeschlagen wurde; aber dreißig Jahre später wurde das Französische doch als zweite Staatssprache anerkannt. Schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts kamen in Kanada Zeitungen und Zeitschriften in französischer Sprache heraus, und 1899 wurde ein Théâtre

National in Montreal eingeweiht. Die literarischen Verbindungen mit Frankreich waren dagegen sehr vereinzelt, und die schöngeistigen Werke, die über den Ozean kamen, waren aufs Geratewohl ausgesucht und gelangten oft erst sehr spät in die Hände des französisch-kanadischen Publikums. Das hatte eine höchst eigenartige Einwirkung auf die literarische Entwicklung Kanadas zur Folge. Schon lange überwundene Richtungen der europäisch-französischen Literatur erlebten später eine neue Blüte in Nordamerika. Die kanadischen Dichter, die ungefähr zur Zeit Lamartines und Victor Hugos lebten, waren von ihren beiden eben genannten Zeitgenossen so gut wie gar nicht beeinflußt, während sich eine spätere Generation an der Romantik Hernanis und Graziellas berauschte. In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts berichtete ein englischer Gouverneur seiner Regierung, die Kanadier seien keine Nation, denn sie besäßen keine Literatur; wenn man das damalige französische literarische Leben dort draußen gerecht würdigen will, so muß man zugeben, daß er mit seiner Bemerkung über die Literatur Recht hatte. Sogar so spät wie 1905 hat ein französischer Kanadier, der Schriftsteller Jules Fournier, ziemlich streng darauf hingezeigt, daß es keine französische Literatur in Kanada gäbe! Ein Historiker, namens Garneau, war es, der durch seine Darstellungen aus der Geschichte Kanadas den dichterischen Talenten des Landes einen Impuls gab. Kanada hatte seinen Adelsbrief verloren, aber Garneau fand ihn wieder, so urteilt man über sein Werk. Er versuchte es auch mit der Dichtkunst, blieb jedoch ohne größere literarische Bedeutung. In erster Linie verehren die Kanadier als den Meister der Lyrik einen Buchhändler, Octave Crémazie, dessen Leben ebenso seltsam verlief wie das von manchen seiner dichterischen Gestalten. Dieser Mann, der im Jahre 1827 geboren war, sammelte in seinem Bücherladen das literarische Kanada an und saß selbst über seine Schmöker gebeugt. Was ihn eigentlich dazu veranlaßte, in späteren Jahren seine Heimat zu verlassen, darauf wollen wir hier nicht eingehen; jedenfalls lebte er viele Jahre lang unter dem Pseudonym Jules Fontane in der Verbannung in Paris und mußte dort auch im Jahre 1871 die für sein empfindliches patriotisches Herz so bittere Niederlage und die Kapitulation von Paris mit durchmachen. Seine literarische Produktion ist sicher sehr groß, das kann nicht

geleugnet werden, aber die Kunstpoesie, die er seinen Landsleuten schenkte, wirkt zu sehr französischen Mustern nachgebildet. Dagegen gelang ihm sehr gut ein "Chant du vieux soldat Canadien". Das Gedicht erzählt, wie ein alter Soldat aus den Feldzügen von 1763 verbittert und mit Narben bedeckt in seinem geliebten Kanada lebt und ständig hofft, das französische Lilienbanner noch einmal über dem Lande flattern zu sehen. Fast erblindet, läßt er sich von seinem Sohne an das Ufer des mächtigen St. Lorenzflusses führen und fragt sein Kind unaufhörlich: »Sage mir, mein Sohn, sind sie noch nicht zu sehen?« Im Jahre 1855 kommen tatsächlich die französischen Farben noch einmal zurück, als Napoleon III. eine Korvette in Kanada einen Besuch abstatten läßt, und dieses Ereignis hatte eine patriotische Begeisterung zur Folge, die unter großen Schwierigkeiten den richtigen Ton suchen mußte, um der englischen Zensur zu entgehen. Aber allmählich verschwanden die Revanchegelüste, die gegen die Engländer gerichtet waren, und besonders nach 1867 wurde die Stimmung etwas freundlicher, was am besten aus den folgenden Versen eines französisch-kanadischen Dichters hervorgeht:

"Regarde, me disait mon père,
Ce drapeau vaillamment porté.
Il a fait ton pays prospère
et respecte la liberté.
C'est le drapeau de l'Angleterre,
sans tache sur le firmament,
Puisque à tous les coins de la terre
Il flotte glorieusement.
— Mon père, pardonne si j'ose . . .
N'en est-il pas un autre à nous?
— Ah, celui-là, c'est autre chose:
Il faut le baiser à genoux."

Wie man sieht, ist die Liebe zu Frankreich noch nicht verlöscht, obwohl die Hoffnung auf eine Wiedervereinigung vollständig aufgegeben ist. Crémazies schöne Verse aus *Le Drapeau de Carillon:*

"O, Canadiens, rallions-nous
Autour du vieux drapeau, symbole d'espérance;
Ensemble crions à genoux:
Vive la France!

sind auch heute noch nicht vergessen, und Frankreich seinerseits hat in der letzten Zeit mehr als früher versucht, die französischen kulturellen Interessen bei diesem seinem in der Zerstreuung lebenden Volksstamme zu vertreten.

Ungefähr zur selben Zeit wie Crémazie trat ein anderer Kanadier, Gérin-Lajoie, mit einem Roman hervor, dessen Inhalt zwar sehr tendenziös und pädagogisch war, der aber doch einen Anflug von seltener Frische und Natürlichkeit aufwies. Er heißt *Jean Rivard* und kam vor 1868 heraus. Er erzählt, wie ein junger Mann, der einige Zeit studiert hat, plötzlich die Nachricht bekommt, daß seine beiden Eltern auf ihrem Gute gestorben sind und seine jüngeren Geschwister dort draußen auf dem Lande allein zurückgelassen haben. Er weiß nun nicht, wofür er sich entscheiden soll, ob er sein Studium mit geliehenem Gelde fortsetzen und das Gut verkaufen, oder ob er selbst die Universität aufgeben und sich der Pionierarbeit als Landwirt in irgend einem entlegenen Winkel Kanadas widmen soll. Schließlich wählt er den letztgenannten Weg und führt sein Programm mit echt amerikanischer Energie durch; er betreibt seine Landwirtschaft mehr als mustergültig, bringt neue Flächen unter den Pflug, erzieht seine Geschwister, nimmt am Fortschritt der ganzen Gegend lebhaften Anteil, erlebt, wie die frühere Einöde allmählich von einem stadtähnlichen Gebilde abgelöst wird, und wird schließlich ins Parlament gewählt. Die ganze Darstellung war eine Rüge für die literarische Oberklasse, die sich allzusehr mit wortreichen Schilderungen orientalischer und anderer exotischer Verhältnisse beschäftigte, anstatt in ihren Worten das Land und sein Milieu widerzuspiegeln, dem sie angehörte. Ihm fiel auch der unvergängliche Ruhm zu, schon als Jüngling der Verzweiflung des kanadischen Volkes nach dem Aufstand von 1837 in einer Art Volkslied Ausdruck gegeben zu haben: *Un Canadien errant.*

"Un Canadien errant.
Banni de ses foyers,
Parcourait en pleurant
Des pays étrangers.

Un jour, triste et pensif,
Assis au bord des flots,

Au courant fugitif
Il adressa ses mots:

Si tu vois mon pays,
Mon pays malheureux,
Va, dis à mes amis
Que je me souviens d'eux.

O jours si pleins d'appas,
Vous êtes disparus
Et ma patrie, hélas!
Je ne la verrai plus.

Non, mais en expirant,
O mon cher Canada,
Mon regard languissant
Vers toi se portera."

Das Lied erlebte eine ungeheure Verbreitung und wurde nach einer bekannten französischen Melodie gesungen. Als Prosaschriftsteller — Gérin-Lajoie hatte in Paris studiert und dort ein feines Gefühl für Form und Sprache entwickelt — wurde er als Vorbild für die Franzosen in Kanada hingestellt, deren Sprache natürlich eine ganze Menge Kanadismen aufwies. Das in Canada gesprochene Französisch ist ein isoliertes Überbleibsel normandischer, bretagnischer und picardischer Mundarten und ist daher weit von Pariser-französisch entfernt. Eine Bewegung, um diesen *Patois* als Schriftsprache zu benutzen (vgl. Südafrika), ist niemals bemerkt worden. Schließlich zeigte G.-L. sich in einem kleinen Bande von Genrestücken, *Originale und aus der Bahn Geworfene* — zwölf Quebecker Typen — auch als Humorist.

Ein anderer Schriftsteller, der jedoch in literarischer Hinsicht weniger kultiviert war, war de Gaspé, der in ein paar Bänden, *Anciens Canadiens* und *Mémoires*, das patriarchalische Leben in Kanada in der Feudalzeit schildert und Typen und Personen aus den letzten Tagen des Rokoko darstellt, natürlich von dem zierlichen Glanze umschimmert, in dem man die Periode des Zopfes im allgemeinen erstrahlen läßt. Gaspé wurde 1784 geboren, aber seine Memoiren wurden erst lange nach seinem Tode veröffentlicht, weshalb deren literarische Datierung erst in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts fällt.

Ein Teil des jetzigen Kanada wird jetzt nach ihm *la Gaspésie* genannt.

Späterhin blieb doch die Lyrik das Echteste an der literarischen Kultur des Landes. Eine Gedichtsammlung, *Floraisons matutinales*, hat Nérée Beauchemin zum Verfasser, der schon jung starb, so jung, daß er der kanadischen Literatur nur den Ansatz zu einem großen Dichter hinterließ. Louis Fréchette (später Sir Louis Fréchette) ist wohl als Dichter vielseitiger und von größerer Produktivität, aber seine Gefühlsintensität kann man nicht als so ursprünglich bezeichnen wie die des Vorhergenannten. Doch errangen sich seine romantischen, den Einfluß von Victor Hugo verratenden Verse im Mutterlande Geltung, und in *La légende d'un peuple*, die 1887 herauskam, gab er mit edler Seherkraft der festen Gewißheit seiner Brüder und Schwestern über die Zukunft ihres Franzosentums Ausdruck. In einigen weiteren Gedichtsammlungen, *Fleurs boréales* und *Oiseaux de neige*, malt er die nordische Schönheit der kanadischen Natur aus. Es ist sicher recht eigenartig zu sehen, wie die französische Sprache, die sonst meistens die weiche Natur von "la douce France" beschreibt, hier Bilder von winterlichem Charakter schafft und es dennoch so gut versteht, für jede Erscheinung den rechten Namen, den rechten Ausdruck zu setzen.

Sonst werden hier nur einige Namen genannt. Die patriotisch-politische Dichtung überwiegt bei weitem in den älteren Perioden; so Isidore Bédard, *Hymne National*, wovon ein Vers zitiert werden soll, da dieser überraschend früh versöhnliche Tendenzen zeigt (1829):

"Respecte la main protectrice
D'Albion, ton digne soutien . . .
Si d'Albion la main chérie
Cesse un jour de te protéger,
Soutiens-toi seule, ô ma patrie!
Méprise un secours étranger."

Alfred Garneau (1836—1904), *France*, gerichtet gegen Deutschland:

"Terre d'espérance,
Quand verras-tu fuir sur le Rhin
Les aigles d'ombre au bec d'airain,
France.

Basile Routhier, *Chant National*, 1882:

"Le cri vainqueur: Pour le Christ et le Roi."

Michel Helbronner, *Le Chant de l'Erable*, 1906, — dieses ist ein Symbol Franzosen-Kanadas —:

"O peuple Canadien, dans ta mâle espérance,
Ecoute, noble et fier, ce chant de liberté,
Et songe que jadis il pleura pour la France";

der Abbot Apollinaire Gingras, *L'Emballement*, 1920, "poème politique anti-impérialiste": Es ist doch interessant, sich zu erinnern, daß während des Krieges die französischen Kanadier die mutwilligsten waren, um an dem Krieg teilzunehmen, obwohl beide, Frankreich und das britische Imperium, bedroht wurden. Später haben sie daraus eine politische Plattform geschaffen. Diese Einstellung wird damit begründet, daß die Kanada-Franzosen sich als Royalisten auffassen. Sie wurden vor der großen Revolution in Frankreich vom Mutterlande getrennt und hatten sehr wenig für die rationalistischen Strömungen übrig. Innerpolitisch sind sie auch die wärmsten Anhänger der britischen Krone, weil Westminster sie gegen eine Präponderanz der britischen Kanadier schützen kann. Aber als Amerikaner sind sie Republikaner! Diese paradoxale geistige Mischung von französischem Royalismus, britischem Imperialismus und amerikanischem Republikanertum wird folglich als die beste Stütze ihrer Rasse und ihres Landesteils Quebec (wo 2,5 Millionen Franzosen von der Gesamtzahl der 3 Millionen Kanada-Franzosen wohnen) betrachtet.

In einer Rassenmischung wie die in Kanada kann man natürlich englische Namen unter den französischen Dichtern finden, z. B. (der oben erwähnte) Chapman, Prendergast, Gill, Nelligan. Das hängt damit zusammen, daß aus Mischehen das französische (und klerikale) Element immer das stärkste ist: die Kinder werden immer französisch. Der letztgenannte, Emile Nelligan, hat eine meteorische Laufbahn. Im Jahre 1882 geboren, war seine Stimme schon um 1900 für ewig verstummt. Man schätzt ihn überall als ein Genie, und tatsächlich verraten seine Gedichte so viel Meisterhaftes, daß sein Schicksal — neurotische Leiden — doppelt tragisch ist. Von seinem literarischen Gut soll hier *Clair de Lune Intellectuel* wiedergegeben werden:

Ma pensée est couleur de lumières lointaines,
Du fond de quelque crypte aux vagues profondeurs,
Elle a l'éclat parfois des subtiles verdeurs
D'un golfe où le soleil abaisse ses antennes.

En un jardin sonore, au soupir des fontaines,
Elle a vécu dans les soirs doux, dans les odeurs;
Ma pensée est couleur de lumière lointaine,
Du fond de quelque crypte aux vagues profondeurs.

Elle court à jamais les blanches prétentaines
Au pays angélique où montent ses ardeurs,
Et, loin de la matière et des brutes laideurs,
Elle rêve l'essor aux célestes Athènes.

Ma pensée est couleur de lunes d'or lointaines.

Gaston de Montigny (1870—1914), der eben zwischen den beiden Kriegen gelebt hat, zeigt auch ein unruhiges Temperament und starb überraschend früh. Er ist ein Nachfolger der französischen Satiriker und Humoristen, von denen sonst sehr wenig hier zu finden sind.

Mit 50 Jahren und darunter werden die heutigen Dichter mehr universal, mehr Poeten iis ipsis als Poeten ihres Landes wegen. Diese literarische Bewegung kann man von 1895 an datieren, wo Jean Charbonneau die *Ecole Littéraire de Montréal* zusammen mit Charles Gill, Arthur de Bussières, Emile Nelligan gründete. Wenn Albert Ferland und Albert Michaud im Anfang der siebziger Jahre geboren sind, so sind die folgenden Poeten um 1878 geboren: Lucien Rainier, Antonio Pelletier, Hector Demers, J.-A. Lapointe, Albert Lozeau, Casimir Hébert, Alonzo Cinq-Mars. Ein anderer literarischer Kreis ist *Le Soc*, gegründet 1909 von Guy Delahaye u. a., die eine ganz spöttische Einstellung zu der Kanadier-Bourgeoisie einnahmen. Sonst war in all diesen Dichtungen immer eine Verehrung des religiösen, katholischen Glaubens zu finden. Von Ernest Martel (1882 bis 1915) wird in einer Arbeit gesagt: "Posant au bohème et au sceptique . . . il s'usa prématurément . . . Il revint dans ses derniers jours à la foi de son enfance."

Von den französischen Dichtern dieses Jahrhunderts sollen René Chopin, Albert Dreux, Paul Morin, Blanche Lamontagne,

Edouard Chauvin, Emile Venne und Jean Nolin ausgewählt werden. Ein Studium ihrer Bücher erweckt den Eindruck, daß die französische Lyrik in Kanada über den Scheidungsweg gekommen wäre, und daß sich eine klare Form ausgeprägt hätte. Die Lehrjahre sind vorbei sowie die sentimentalen Unmöglichkeiten (z. B. politisch). Die neue Generation fühlt sich sicher und souverän.

In seinem Roman *L'appel de la terre* ist es Damase Potvin gelungen, all die Besonderheiten Kanadas in einem Bande zu vereinigen; englischen Realismus verbindet er mit französischer, von Flaubert beeinflußter Erzählungskunst. Er ist bis zu einem gewissen Grade ein kanadisches Seitenstück zu dem Mann, dessen Bild jetzt entworfen werden soll.

Sämtliche bisher erwähnten Schriftsteller waren von Geburt Kanadier. Der letzte literarische Beitrag, der vor einigen Jahren erschien, und der in der französisch wie in der englisch sprechenden Welt als das bisher nicht wieder erreichte Meisterwerk der französisch-kanadischen Literatur gepriesen wird, ist von einem jungen europäischen Franzosen verfaßt, der sich eine Zeitlang in Kanada aufhielt und dann dort den Tod fand: Louis Hémon. Sein Buch heißt: *Maria Chapdelaine* und gibt eine moderne Schilderung des Lebens der französischen Bauern im nördlichen Kanada. Nach einer Reihe literarischer Versuche mit Motiven aus dem Orient und aus England begab sich Hémon nach Kanada und arbeitete als Knecht auf verschiedenen Bauernhöfen in der Nähe von Lake St. John in der Provinz Quebec. In seinen freien Stunden schrieb er ein Buch zusammen, das er im Sommer 1913 an einen Pariser Verleger schickte. Auf Antwort wartend setzte er sein Vagabundenleben fort und wurde eines Tages, als er auf den Geleisen der kanadischen Pacific-Eisenbahn entlangging, von einer Lokomotive überfahren. Er wurde an Ort und Stelle begraben und bekam ein Kreuz mit der üblichen Namensinschrift. Inzwischen hatte sein Manuskript das Wohlgefallen des Verlegers erweckt, und nachdem man vergeblich versucht hatte, ihn aufzufinden, gab der Verleger im Sommer 1914 aus eigenem Antrieb ohne Anhörung des Verfassers den Roman heraus. Inzwischen kam dann der Krieg, und in seinem Getöse ging die Stimme des Poeten unter; erst nachdem die Verhältnisse wieder einigermaßen normal geworden waren, hatte

man wieder Zeit dafür übrig, dem Romane weiter nachzuforschen. Der Verleger hatte ihn im literarischen Feuilleton einer Zeitschrift veröffentlicht; nach dem Waffenstillstand im Jahre 1918 brachte ihn einer der Kritiker, der ihn wohlwollend besprochen hatte, zu einem anderen Verleger, der von neuem versuchte, den Verfasser ausfindig zu machen; schließlich gab er die Darstellung ohne Ermächtigung noch einmal heraus und zwar in Buchform. Es wurde ein ungeheurer Erfolg. Der französischen Regierung, deren lobenswerte Kulturpropaganda niemals eine Gelegenheit ungenützt vorübergehen läßt, gelang es, den Schicksalen des Verfassers in Kanada und seinem betrüblichen Ende nachzuspüren. Man errichtete einen neuen, schöneren Stein auf seinem Grabe auf einer Landzunge zwischen zwei Seen, die im Einverständnis mit der englischen Regierung Lac Louis und Lac Hémon getauft wurden.

Man weiß nicht, ob Hémon Gérin-Lajoies *Jean Rivard* kannte, jedenfalls besteht eine auffallende Ähnlichkeit der Stimmung, wenn auch Hémons Buch in keiner Weise tendenziös ist. Im Gegenteil, man kann behaupten, daß es eine peinlich genaue Darstellung der Farm eines Habitants gibt und mit den einfachen Menschen sympathisiert, deren ländliches Leben in dem weiten Wald- und Seengebiet des nördlichen Oberkanada so ruhig dahinfließt. Mit einer nach Form und Inhalt geradezu klassischen Einfachheit zeichnet er die Ereignisse und Szenen, die sich dort abspielen, und legt dabei eine Urteilsfähigkeit und Stoffbeherrschung an den Tag, die ihn fast als Genie erscheinen lassen. Er schildert das strenge und einförmige, aber abhärtende Leben, die Freuden und Leiden der Menschen und ihre stoische Resignation gegenüber der Tyrannei der unendlichen Flächen. Ein Stück wahrer Menschlichkeit steckt darin, und vor allem einem Franzosen im Mutterlande muß dieser Roman als unwiderlegbarer Beweis für die Elastizität und Lebenskraft der französischen Rasse erscheinen. Das Hauptinteresse gehört der Heldin, nach der der Roman benannt ist, der Tochter eines hartnäckigen französischen Siedlers in der Einöde im Norden, sowie ihrer ersten warmen, aber wortkargen Liebe zu einem jungen Jäger, der kurz vor der Stunde der Entscheidung auf einer 15 Meilen langen Skitour spurlos verschwindet; als ihr schließlich nach einiger Zeit die Gewißheit seines Todes klar vor Augen steht, resigniert sie,

verheiratet sich aber zuletzt mit einem Nachbarn, einem treuen Sohne der Erde, der sie bewundert und hoffnungslos liebt. Der Liebreiz, der über der Schilderung des Lebens am Ufer der Peribonka liegt, erinnert an Chateaubriands Idylle "Atala"; das Stück ist eines der schönsten der ganzen französisch-kanadischen Literatur.

2. Die englische Literatur.

Kanada, eigentlich ein irokesisch-indianisches Wort "Kannata", was angeblich Überfluß bedeutet, hat natürlich auch eine englische Literatur. Die Franzosen bewohnten ja nur das eigentliche Kanada, während sich schon frühzeitig schottische Auswanderer an den Küsten von Neu-Schottland und Labrador niedergelassen hatten. Diese Anknüpfung an die schottische Heimat wird gelegentlich gepriesen; so Sir Daniel Wilson, Evan M'Coll, Service u. a. Sehr früh kam dort auch eine Zeitung in englischer Sprache heraus, *The Nova Scotian* (1828). Im Gegensatz zu den Franzosen waren die ersten englisch sprechenden literarischen Persönlichkeiten nur selten aus den neu besiedelten Gebieten ansässig. Captain Marryat hat in seinem kunstlosen, didaktischen Romane *The Settlers in Canada* (1844) die frühesten schematischen kanadischen Naturschilderungen gegeben. John Galt, der 1839 starb, ist doch der erste, der uns glaubwürdig in seinen *Annals of the Parish* eine Chronik des stillen Lebens in den Dörfern und Ansiedelungen dort oben im Norden gibt. Als den ersten der englisch-kanadischen Schriftsteller muß man jedoch Thomas Chandler Haliburton betrachten, der außerdem als Eingeborener des Landes in dieser Hinsicht den Vorzug verdient. Die politischen Kannegießereien seines wandernden Uhrmachers Sam Slick verraten jedoch einen starken britischen Imperialismus, ohne viel Rücksicht zu nehmen auf das fremde Volk, das unter das englische Szepter gekommen ist. Die Bücher — es handelt sich um mehrere Bände — sind also literarisch aufgemachte politische Bekenntnisse und Tendenzerzählungen, doch zieht sich als roter Faden durch diese imperialistische Dichtkunst auch die starke Forderung nach Erweiterung der Selbstverwaltung hindurch.

Aber im übrigen ist es, wenigstens in der älteren Zeit, recht schwierig, zwischen der eigentlich kanadischen und der eng-

lischen Literatur zu unterscheiden. Die einwandernden Schriftsteller bauen auf dem auf, was in England an literarischen Erzeugnissen vorhanden ist; etwas speziell Kanadisches ist nicht zu verspüren, außer den geläufigen nationalen Hymnen (u. a. Sangster, "Song for Canada") und der Würdigung der in den Kriegen gefallenen Kanadier. Das kann auch als charakteristisch für die spätere Zeit gelten. Die Nähe des englisch sprechenden Amerika trägt ja auch ihr Teil dazu bei, daß die kanadischen Dichter in allgemein-amerikanische oder anglosächsische Interessenkreise gezogen werden. Die materielle Seite der Schriftstellerei treibt zur Jagd nach Popularität und Honorar und lockt viele Einheimische ganz allgemein zur Literatur, wobei der kanadische Gesichtspunkt außer acht gelassen wird. Das kann man auch an folgendem beobachten. Kanada mit seinen weiten, kalten, unerforschten Flächen im Norden, die Jack London und Robert Service auch dem deutschen Publikum bekannt gemacht haben, verführt jährlich viele amerikanische Schriftstellerinnen dazu, sich scharenweise an die großen Seen im Norden zu begeben, um Kanada zu »machen«. Sie bleiben einige Tage dort oben und schreiben jedes Jahr einen Roman über Mischehen, Wunder, Indianer, das Problem der zwei Sprachen und andere Dinge, die man in einem Hotel leicht aufschnappen kann. Solche Bücher können zwar kaum mit Lesern in Kanada rechnen, aber sie finden in der Union reißenden Absatz. Es ist bekannt, wie ein solcher Blaustrumpf zwei Stunden in St. Anne de Beaupré, dem kanadischen Lourdes, zubrachte und dann eine weitläufige, romantische Schilderung von Wallfahrten und Aberglauben veröffentlichte, die zwar nicht in Quebec, dafür aber um so mehr in Australien gekauft wurde. Ein hervorragender englischer Autor durchkreuzte Kanada in einem Privatauto, besah sich im Vorbeifahren eine Musterfarm in Manitoba und schrieb einen Roman über das Land, in dem die Niagarafälle und die kanadische Pazifik-Eisenbahn nicht fehlten, und das Buch erlebte den üblichen Erfolg in England. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts zählte eine Antologie 135 englische Schriftsteller in Kanada auf, so daß man sich über eine zu geringe Anzahl heimischer Autoren nicht gerade beklagen kann.

Dieser Amerikanismus in der Literatur hat auch in gebildeten Kreisen und literarischen Kliquen in Kanada einen

berechtigten Widerstand hervorgerufen. Die Zeitschrift *The Onlooker*, die in Toronto erscheint, hat vor einigen Jahren sehr kräftig gegen das literarische Gemansche protestiert, das Kanada von seinem südlichen Nachbar bezieht. Diese kanadische literarische Selbständigkeitserklärung ist wohl wert, im Auszuge zitiert zu werden:

»Der Durchschnittsamerikaner . . . wird nicht von einer großen Philosophie beeinflußt und hat keine geschafft. . . . Alles ist "business". Er fabriziert Bücher zum Beispiel wie Seife. Keine "still small voice" für ihn, keine "pearl of a perfect expression". Er jagt nur "best sellers". Unmittelbarer Erfolg, obwohl für eine Woche, einen Tag, ist sein Ideal. . . . Wir sind leider Gottes mit amerikanischem Schund überschwemmt. Wir kaufen das schlechteste Amerikas. Ein Fremder, der zu uns käme, würde glauben, daß wir keine Nationalität haben. Wir, die wir aus gesunder britischer Rasse sind, sollten nicht einem schlechten Beispiel folgen [1]).«

Daraus geht hervor, daß man vor allem den britischen Charakter gewahrt wissen will, und die Selbständigkeit, die man gegenüber den Vereinigten Staaten fordert, ist nicht die

---

[1]) "The average American . . . is swayed by no great philosophy, has produced none; is lean in originality, superficial and excitable in politics, but repeats (as do we) the creeds he brought with him from overseas, and is the victim of a reckless optimism, which, when we consider the nature of the problems that are up for solution in that land, is appalling. He lives and moves and has his being in business. Everything is business. He manufactures literature, for example, like soap. No 'still small voice' for him; no 'pearl of a perfect expression'. He is after 'best sellers'. Immediate success, if only foor a week, a day, is the ideal. He advertises — magnificently, opulently — because it pays. How does all this affect us as a nation? In this way: we are literally inundated with American slush. We buy the worst that America has to offer. It is not only that the bulk of our trashy novels come from that quarter, and the bulk of our magazines and weeklies, but even their daily, and, more especially, their weekly papers are spread abroad in the land. A stranger coming to these shores and living at hotels and on trains might easily come to the conclusion that we had no national identity; and were but a race of intellectual Cretans. We, who are of sound British stock, ought not to follow a bad and vulgar example. — — — We need an organ of imperial expression to voice the loftiest ideals of the Empire." Ich möchte zufügen, daß dieses etwas jingo-mäßige Britishtum nicht von allen geteilt wird. In seinem Buch "The Discovery of England" hat Stephen Leacock leise dagegen protestiert, daß die Engländer nicht dulden wollen, daß er sich Amerikaner nennt. »Wenn wir Canadier nicht Amerikaner sind, was sind wir dann?«

staatliche Selbständigkeit Kanadas, die sich darin widerspiegelt, daß es jetzt einen eigenen Gesandten in Washington unterhält, sondern eher die Selbständigkeit des literarischen englischen Imperiums. Dies ist ja insofern erfreulich, als dadurch ein literarischer Universalismus in jenem Völkerbunde vorbereitet wird, der die englische Weltherrschaft heißt. Ein in England geborener Autor kann sich in Kanada niederlassen und seine literarische Beschäftigung auch weiterhin ausüben, und es ist vorgekommen, daß Kanadier, die ihre Laufbahn als Schriftsteller in Kanada begannen, schließlich als Größen der anglo-indischen oder anglosüdafrikanischen Literatur endeten.

Es ist ja auch bekannt, daß die Engländer an der Reiseliteratur Geschmack finden, und ein großer Teil der literarischen Produktion Kanadas besteht auch gerade in dieser Art literarischer Journalistik. Es wäre jedoch ungerecht, den englischen Autoren Kanadas allgemeine literarische Interessen abzusprechen. Isabella Valancy Crawford schreibt Liebeslieder von gesunder Sinnesart, und Charles G. Douglas Roberts hat in Versen und in Prosa viel Wertvolles geschaffen; hier sei nur an seine Gedichtsammlung *New York Nocturnes* — man beachte den typischen englischen alliterierenden Titel! — erinnert. Ein hervorragender Dichter ist Archibald Lampman, der 1899 im Alter von 38 Jahren starb. Seine leichten, flüssigen Verse und seine mit intimen Naturmalereien versehenen Lieder, seine idyllischen Naturbeschreibungen räumen ihm einen besonderen Platz ein.

"The dew is gleaming in the grass,
The morning hours are seven,
And I am fain to watch you pass,
Ye soft white clouds of heaven."
(Among the Millet.)

"Where the tilled earth, with all its fields set free,
Naked and yellow from the harvest lies,
By many a loft and busy granary
The hum and tumult of the threshers rise;
There the tanned farmers labour without slack,
Till twilight deepens round the spouting mill,
Feeding the loosened sheaves, or with fierce will,
Pitching waist deep upon the clusty stack." (September.)

Lampman war holländischer Herkunft, aus Pennsylvania, während ein anderer, Drummond, aus Irland kam und in Versen schilderte, wie englisches und französisches Wesen im Grenzgebiete der Zivilisation aufeinanderstießen und sich dabei jener gemischte Volksdialekt herausbildete, mit dem sich die Franzosen mit den Engländern zu verständigen versuchen. Auffallend ist es, wie die Briten sich mehr für ihre französischen Nationalbrüder interessieren. Drummond ist nicht der einzige; vor ihm kamen John F. M'Donnell *(The Voyageur's Song)*; Thomas D'Arcy M'Gee *(Jacques Cartier)* und nach ihm William McLennan *(En roulant ma boule)*; Gilbert Parker und Theodore Roberts *(Epitaph for a Voyageur)*. Ich werde hier nur eine Probe des Drummondschen Jargons geben:

"Johnnie Courteau of de mountain,
Johnnie Courteau of de hill —
Dat was de boy can shoot de gun,
Dat was de boy can jump an' run,
An' it's not very offen you ketch heem still —
Johnnie Courteau."

Der obengenannte D'Arcy M'Gee war ein geborener Irländer und gehörte den in den vierziger Jahren beginnenden Young Ireland Movement an. Typisch für seinen pan-keltischen Nationalismus sind die folgenden Zeilen:

Hail to our Celtic brethren, wherever they may be
In the far woods of Oregon or o'er the Atlantic sea;
Whether they guard the banner of St. George in Indian vales,
Or spread beneath the nightless North experimental sails —
One in name and in fame
Are the sea-divided Gaels.

Though fallen the state of Erin, and changed the Scottish land,
Though small the power of Mona, though unwaked Lewellyn's band,
Though Ambrose Merlin's prophecies are held as idle tales,
Though Iona's ruined cloisters are swept by northern gales:
One in name and in fame
Are the sea-divided Gaels.

In Kanada wurde er schließlich Mitglied eines kanadischen Kabinetts, und als eine Art Rache wurde er später in den

sechziger Jahren von einem Fenier (Name für einen irischen Patrioten von damals) ermordet.

Es ist überhaupt charakteristisch für die britischen Kanadier, daß sie sich — ihrer europäischen Tradition gemäß — nicht so engherzig auf ihre eigene Rasse — wie die Franzosen — konzentrieren. Die Rothäute werden in älterer Franzosenliteratur wohl verherrlicht [F.-X. Garneau, Le Dernier Huron (1840); Pierre Chauveau: Donacona (1861)], aber später verschwinden sie aus der Literatur. Die Briten dagegen haben mehr für "the Red Men" in allen Perioden übrig; z. B. Sangster und Duncan C. Scott. Das Bündnis mit Großbritannien ist auch ein roter Faden der Dichtung, so John Reade:

"He took the lonely poet Celt and taught him Roman lore;
Then from the wealds of Saxony He brought the sons of Thor;
Next from his craggy (!) home the Dane came riding o'er the sea;
And last, came William with his bands of Norman chivalry."

John T. Lesperance [*Empire First:* "Stand, Canadians, firmly stand Round the flag of fatherland"]; John Campbell, Duke of Argyll [*A National Hymn*]; Ch. G. D. Roberts [*Canada:* "The Saxon force, the Celtic fire, These are thy Manhood's heritage"]; Wilfred Campbell [*England:*

Scot and Celt and Norman and Dane,
With the Northman's sinew and heart and brain,
And the Northman's courage for blessing or bane,
Are England's heroes too." . . .

und dann weiter:

"Saxon and Gaul, Canadians claim
A part in the glory and pride and aim
of the Empire . . ."]

E. Pauline Johnson [*Guard of the Eastern Gate* (= Halifax)]; Theodore Roberts [*The Reckoning:*

"Ye who would roll to warfare
your hordes of peasants and slaves,
To crush the pride of an empire
And sink her fame in the waves —
— — — — — — — — — — — —
Count well your troops and your guns,
For they who battle with England
Must war with a Mother's sons."]

Die Herkunft der Kanadier ist auch ein beliebtes Thema, wie schon zu ersehen ist. Die Nordmänner sind doch als die glorreichsten Ahnen zu betrachten (Sangster: *A Northern Rune*); überhaupt ist der Norden ein Ausdruck der Härte und der Kälte (vgl. Emile Nelligan, *Soir d'hiver:*

Je suis la nouvelle Norvège
D'où les blonds ciels s'en sont allés)

ein Motiv, das sehr oft wiederkehrt.

Gleichaltrig mit Lampman ist der Journalist William Bliss Carman, der seit 1890 in den Vereinigten Staaten lebt. Seine "Last Songs from Vagabondia", "April Airs", sowie seine klassischen Nachbildungen haben englische Kritiker veranlaßt, ihn neben Yeats zu setzen. Man könnte ihm vielleicht Mangel an der wortknappen Konzentration Yeats' vorwerfen, aber seine romantische Lyrik ist frisch, gesund und aufrichtig. Der andere große, aber realistisch veranlagte Dichter der letzten Zeit ist Robert Service. Seine *Songs of a Sour-dough* und *Ballads of a Cheechako* sind ja teilweise in Übersetzung bekannt, und seine Poesie braucht deshalb dem literarisch interessierten Publikum nicht erst vorgestellt zu werden. Auch er ist Schotte und verlegt den Anfang seines Romanes *The Trail of '98* nach Schottland. Überhaupt scheinen Schotten und Irländer die hauptsächlichen Träger der englischen Literatur in den Dominions zu sein. Will man hieraus einen Schluß zu ziehen wagen, so müßte es der sein, daß die Literatur dadurch herber und strenger wird und die angeborene englische Weichheit mehr und mehr in den Hintergrund tritt. Die schottische Art ist realistischer, greifbarer, wortkarger. Die letzte literarische Arbeit von Service ist seine Gedichtsammlung *Ballads of a Bohemian* (1920). Clive Philipps-Wolley, der einer Gedichtsammlung den suggestiven Titel *Songs from a Young Man's Land* gab, und Trotter mit seinem *Canadian Twilight* haben den Beweis dafür geliefert, daß Kanadas Literatur mehr sein will als nur eine Filiale des Mutterlandes England.

George Frederick Cameron ist ein Metaphysiker, der gern philosophische Themen behandelt: Tod und Lebensrätsel. Verwandt mit ihm ist Wilfred Campbell, von dem ich hier ein paar Zeilen wiedergeben möchte: *Lines on a Skeleton:*

This was the mightiest house that God e'er made,
This roofless mansion of the incorruptible,

These joists and bastions once bore walls as fair
As Solomon's palace of white ivory . . ."

Zeilen, die von poetischer Flucht und selten gesehener Phantasie getragen sind. Schließlich soll hier nur bemerkt werden, daß in der englisch-kanadischen Literatur eine ganze Reihe von Frauen hervorgetreten — und mit Erfolg hervorgetreten — sind. In der französischen Lyrik dagegen kommt nur eine Dame in Betracht: die oben erwähnte Blanche Lamontagne (S. 234).

Auch der englische Roman in Kanada läßt sich zeitlich weit zurückführen; die ersten Ansätze dieser literarischen Form stammen schon aus dem Jahre 1769. Unter den späteren Romanschriftstellern ist Charles William Gordon zu erwähnen, der unter dem Pseudonym Ralph Connor 1898 seine Erfahrungen als Missionar im nördlichen Kanada unter dem Titel *The Sky Pilot* (so nannte man später allgemein einen Missionar in primitiven Gegenden) herausgab; Sara Jeanette Duncan, ein Mädchenname für Mrs. Everard Cotes, fand mit ihren Büchern *A Social Departure* und *An American Girl in London* Anerkennung in literarischen Kreisen Englands. Ihrer späteren Produktion nach gehört sie jedoch zu Britisch-Indien. Ein Schriftsteller, der allerdings nicht direkt zur schöngeistigen Literatur zählt, ist Godwin Smith. Er wurde 1823 in England geboren, wanderte erst nach den Vereinigten Staaten aus und begab sich dann nach Kanada, wo er als Herausgeber von Zeitschriften anfing. *Canadian Monthly*, *The Week* und *The Bystander* zeichnen sich durch eine radikale Philosophie aus und sind nachweisbar von Stuart Mills Gedanken- und Meinungsfreiheit beeinflußt. Seine politischen Flugschriften und Arbeiten, z. B. *The Political Destiny of Canada* betonen mit fast prophetischer Gewißheit, daß sich Kanada in der Zukunft um seiner selbst willen mit den Vereinigten Staaten vereinigen müsse. Diese seine Auffassung hat wohl nicht sehr viel Anhänger gewonnen, nach der eben angeführten literarischen Selbständigkeitserklärung zu urteilen, aber seine Philosophie soll recht wesentlich auf die Ausbildung der kanadischen Psyche eingewirkt haben. Ein moderner Schriftsteller, der den Beruf des Journalisten mit schöngeistiger Dichtung verband, ist Gilbert Parker. 1862 in Toronto geboren, war er erst Journalist in Australien und lebt jetzt in England. Sein erstes bedeutendes Buch gehört dem

Thema nach der australischen Literatur an und heißt *A Lover's Diary,* aber seine späteren Werke, z. B. *Pierre and his People,* behandeln kanadische Verhältnisse. Einen Platz für sich nimmt in der englischen Literatur Kanadas Stephen Leacock ein. Er ist Professor der politischen Ökonomie an der kanadischen McGill Universität zu Montreal und hat, ähnlich wie sein verstorbener englischer Berufsgenosse Lewis Carroll, dessen bizarre Märchen er, wie er selbst sagt, höher schätzt als alle Wissenschaft zusammen, eine humoristisch gutmütige Auffassung von den Dingen und Menschen und kleidet seine Betrachtungen in literarische Form. Mehrere seiner scherzhaften Skizzen, die sämtlich alliterierende Titel haben, z. B. *Literary Lapses, Nonsense Novels, Frenzied Fiction, Winsome Winnie* sind ins Deutsche übersetzt worden und verdienen wohl eine Erwähnung in diesem Berichte. Unehrerbietigkeit gegenüber den europäischen Institutionen muß wohl ein Charakteristikum aller amerikanischen Schriftsteller sein, und Leacock folgt in dieser Beziehung nur den Anregungen, die Haliburton und Mark Twain — um nicht noch mehr zu nennen — gaben. Eine Sonderstellung auf dem kanadischen Büchermarkt nimmt auch der berühmte, in Island geborene Polarforscher und Schriftsteller Vilhjalmur Stefansson ein, der die Bücher *The Friendly Arctic* und (das mit einem politisch hindeutenden Titel versehene) *The Northward Course of the Empire* schrieb.

II. Südafrikas Schönliteratur.

Bartolomeo Diaz war, soviel man weiß, der erste Europäer, der (1486) das Kap erreichte, das er "Cabo del totos tormentos" nannte, das aber von Johann II. von Portugal den Namen "Cabo de Buona Esperanza" bekam. Eigentümlicherweise scheinen weder die Portugiesen noch die Spanier dem Lande dieselbe Aufmerksamkeit gewidmet zu haben wie dem ungefähr gleichzeitig entdeckten Amerika, was wohl darauf beruhte, daß im Westen größere Mengen Gold und Silber zu holen waren. Daher kamen, schon 1601, die Engländer hierhin, und 1620 wurde die Oberhoheit des englischen Königs über dieses Gebiet proklamiert. Jedoch blieb es den Holländern vorbehalten, das Land zu kolonisieren. Im Jahre 1652 warfen die "Dromedaris" und die "Goede Hoop" an der Tafelbucht unter Befehl des Holländers Johan van Riebeck Anker. Er

hatte den Auftrag, ein Fort und eine Faktorei für die holländische Ostindische Kompagnie zu bauen. Das ist der Ursprung der holländischen Niederlassungen in Südafrika. Nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes in Frankreich eilten viele französische Hugenotten nach Holland, und da sie dort nicht ihr Auskommen finden konnten, wanderte ein großer Teil von ihnen nach Holländisch-Südafrika aus, wo sie anfangs eigene Gemeinden bildeten, auf die Dauer aber ihre Nationalität nicht behaupten konnten. Die holländische Kolonie wuchs an Bedeutung und wurde den seefahrenden und handeltreibenden Engländern ein Stein des Anstoßes. Während der Kriege der französischen Republik besetzten die Engländer das Land zugunsten des Prinzen von Oranien, und im Frieden zu Amiens 1803 wurde es der Batavischen Republik zurückgegeben. Aber da diese später auf Befehl Napoleons auch mit England in Krieg kam, fand 1806 eine neue Okkupation statt, die im Frieden von 1814 legalisiert wurde. Das englische Element wurde ganz allmählich in den weißen Volksstamm Südafrikas hineingesetzt, und das führte bald dazu, daß der überwiegende Teil der Bevölkerung auf der Südspitze englisch wurde. Als das Kapland in das Eigentum der englischen Krone überging, zogen es viele holländische Weiße vor, weiter nordwärts zu wandern, und gründeten dort mehrere Bauernrepubliken, von denen Transvaal und der Oranjefreistaat noch bis zum Jahre 1902 bestanden, wo der zähe Kampf zwischen den Holländern und Engländern endlich nach einem grausamen und blutigen Kriege durch die Übermacht der englischen Waffen entschieden wurde. Hierbei darf nicht vergessen werden, daß das Mutterland mit den holländischen Freistaaten in Südafrika niemals in so enger staatlicher Verbindung gestanden hat, wie es England immer verstanden hat. Das trug auch dazu bei, daß die Entwicklung des holländischen Dialektes in Südafrika, nämlich des "afrikaans"[1]), recht stark

---

[1]) Aus einem Brief des Dichters J. H. de Waal werde ich folgendes zitieren: Sir, — I am glad to see that interest is being taken . . . in our South African literature which has now entered upon a very interesting and promising stage. Afrikaans, the language of the "Dutch"-speaking population of South Africa, which until recently was looked upon merely as a "patois" of "High Dutch", has gradually become recognized as a language of its own — cognate to "High Dutch", but independent of it — and is usurping

durch die Isolierung beeinflußt wurde, obwohl man wohl anfangs und auch noch später eine Zeitlang das Holländische als Schriftsprache verwandte. Erst die jüngste Generation begann, eine Literatur in der einheimischen Volkssprache zu schaffen.

Zur südafrikanischen Literatur im weiteren Sinne gehören die zahlreichen Reisebeschreibungen, die in früheren Zeiten hauptsächlich von Portugiesen, Franzosen, Holländern, Engländern, Deutschen und Schweden über Südafrika erschienen. Das schwedische Element in Südafrika ist auch von dem kanadischen, aber später nach Südafrika eingewanderten Historiker McCall Theal entsprechend gewürdigt worden (man beachte z. B. den schwedisch klingenden Namen eines Gouverneurs: Sir Andries Stockenstrom), und es dürfte von Interesse sein, wenigstens bei dem literarischen Einsatz des Schwedentums etwas zu verweilen. Zwei Schweden vor allem haben durch ihre Arbeiten über Südafrika kräftig dazu beigetragen, die südafrikanische Landschaft den Europäern vertraut zu machen. Der eine ist Andreas Sparrman, ein Professor der Naturwissenschaften, der zwischen 1770 und 1780 mehrere Jahre in der Kapkolonie zubrachte und dessen auf schwedisch herausgegebenen Werke in sämtliche Kultursprachen übersetzt wurden; ein südafrikanischer Schriftsteller bezeichnete sie als "de beste beschrijving van Zuid-Afrika's land en luiden". Ungefähr zur selben Zeit hielt sich ein anderer schwedischer Forschungsreisender dort unten auf, Dr. C. P. Thunberg; da

---

the place of the old language in the newspapers, in the schools, in the Civil Service and in the Church. As a result of this recognition of Afrikaans, its literature is enjoying a wonderfully rapid growth, surpassing the expectations of the most sanguine of its supporters. In it are being published not only stories, histories, schoolbooks, rhymes etc., but newspapers, theological theses, books on scientific subjects, poetical works of a high standard, and so on. The Bible is now being translated into Afrikaans. The completion of that work would give Afrikaans another impetus, although it no longer needs one. Afrikaans has come to stay and — in my opinion — to become one of the great Teutonic languages of the world . . ." — Eugene N. Marais, ein anderer südafrikanischer Schriftsteller, sagt in seinem Brief: "Will you permit me to remark that the language of the Afrikander people is called "Afrikaans" and not the "Taal". That is a mis-nomer of our English friends, a great many of whom do not know that the word "taal" means "language" and is no more applicable to Afrikaans than to English or Swedish."

seine Arbeit jedoch nur die Flora und Fauna Südafrikas behandelt, erreichte sie trotz ihrer zahlreichen Übersetzungen nicht dieselbe Berühmtheit wie die Sparrmans.

1. Die holländische Literatur.

Die afrikanische Literatur — und damit meinen wir in Übereinstimmung mit dem holländisch-südafrikanischen Sprachgebrauch die auf holländisch geschriebene Literatur Südafrikas — zerfällt also in eine hochholländische und eine niederholländische Strömung. Ein Literarhistoriker, der eine sehr interessante Darstellung der Schönliteratur dieses Gebietes verfaßt hat, klagt gerade über die Flachheit, die der afrikanischen Prosa der älteren Zeit an haftet. Auch unter den Lyrikern taucht kein hervorragender Name auf, und das ist um so merkwürdiger, als die Bewohner — die holländischen Ansiedler nämlich — schon seit der Zeit um 1870 und der Schlacht bei Majuba Hill ständig diplomatischen und kriegerischen Versuchen Englands, die Länder unter sein Szepter zu bringen, ausgesetzt waren. Die weißen Afrikaner waren und sind noch heutzutage sehr religiös, und angesichts ihres aus Europa mitgeführten Puritanismus konnten sie sich wohl nicht mit einer Schönliteratur aussöhnen, die in klassischer Schönheit blühte oder um ihres Ausdrucks willen den engen Familiensinn aufgab und den Blick literarischen Dingen zuwandte. Ein Produkt des eigenartigen Karawanenlebens jener Gegend, wo ganze Familien mit ihren Achsenwagen in die Gebiete der Neger auszogen, um neue Wohnplätze zu suchen, ist ein *Journal* von Louis Trichard, in dem eine unglückliche Expedition nach Kalahari mit all ihren Widerwärtigkeiten beschrieben wird. Im übrigen enthält die hochholländische Literatur nur Dorfnovellen, aber diese haben meist eine religiös gefärbte, patriotische Tendenz, die sie für einen Außenstehenden weniger fesselnd erscheinen läßt.

Besser steht es mit der Poesie; einer der besten Dichter war P. Huet, der sich viel im Auslande aufhielt und dadurch vielleicht eine freiere Lebensauffassung bekam. 1856 veröffentlichte er die auch in der Weltliteratur bekannte Gedichtsammlung *Paarlsche Gedichten*, der im Jahre 1858 *Uit Natal* folgte. Die Landesbewohner selbst verehren vor allem Frederik Leonardus Hemkes. Seine *Veertig Gedichten* von 1882 legten viele Quelladern im südafrikanischen Boden an den Tag. Er

selbst lebte in materieller Hinsicht in unglücklichen Verhältnissen; nach vielen bitteren Universitätsjahren in Holland und England endete er als Dorfschullehrer in einem entlegenen Winkel des Oranjefreistaates. *Uit mijn Jonkheid* ist eine Sammlung Poesie von G. B. A. Gerdener, die von vaterländischem Empfinden und echtem Gefühl; zeugt nach afrikanischem Maßstabe zählen diese Verse von 1911 zu den besten in der Burenliteratur. Als Probe seiner patriotischen Empfindung soll aus seiner Dichtung eine Strophe wiedergegeben werden, die in ihrer Art etwas an Björnstjerne Björnsons Kampflieder erinnert:

"Wees uzelf en niet een ander,
Schijn met eigen straal;
Leer zelfs van uw tegenstander,
Spreek uw eigen taal."

Die gesamte niederholländische Literatur ist von dieser patriotischen Ader durchzogen. Als Beispiel hierfür mag S. J. du Toit, der Vater des später so beliebten noch lebenden Dichters Totius, mit seinem "Transvaalse Vrijheidslied" dienen:

"Die Vierkleur van ons dierbar land
Die waai weer o'er Transvaal!
En wee die godvergeten hand
Wat dit weer neer wil haal!"

oder der als Präsident (1889—1896) des Oranjefreistaates wirkende Politiker T. W Reitz[1]). Dieser brachte, wie auch Kipling bei einer Gelegenheit hervorhob, in seinen *Afrikaanse Gedigte* den Freiheitsdrang der Buren zum Ausdruck, versuchte aber auch, die besondere Art der Natur und des Lebens auf dem "veldt" wiederzugeben. Durch seine Ausbildung und seinen langen Aufenthalt in England wurde er auch mit englischer und deutscher Literatur vertraut und übersetzte mehrere lyrische Gedichte von Burns und Goethe. Ich zitiere im folgenden Burns' "Sannie" in der Übertragung von Reitz:

[1]) Diese Zwittergestalt Dichter-Politiker ist sehr gewöhnlich in Südafrika. Der oben zitierte de Waal sagt von sich selbst: "My heart is rather in national politics than in literature. But the two, in a young country like ours, are inseparable."

Pas altijd ver'n vrouwmens op;
Dit help jou net geen stuk me:
Stek jij jou nek ens in die strop,
Dan kan jij nooit los ruk nie.

So is dit ook met mij gewees:
Ik was nie reg van plan nie,
Toen was dit lank al klaar met kees,
Ik was geknoop an Sannie.

Haar ou'ers het ons uitgelaag,
Hul seg: ons is mar vultjies;
En ik moet nog'n beetje weg,
Met sulke kinders pultjies.

Ein anderer Name aus derselben Zeit ist Melt Brink, dessen "Grappige Stories en andere Versies" ein intimer und gern gesehener Freund in der einfachen Blbliothek der Buren geworden sind.

Die zwei besten Dichter der Gegenwart sind jedoch Jan Celliers und J. D. du Toit, beide von französischer Herkunft. Überhaupt findet man in der holländischen Schönliteratur Südafrikas viele französische Namen. Die französischen Emigranten wanderten nämlich niemals so zahlreich ein, daß sie ihre eigene Sprache hätten behaupten können, sondern gingen im holländischen Volksstamm auf, für den diese Blutmischung außerordentlich wertvoll war. Die beiden oben genannten haben in Holland studiert und sind dort sicher von moderner holländischer und vor allem flämischer Dichtung stark beeinflußt worden. Celliers nahm am letzten Burenkrieg teil und siedelte nach der Niederlage nach Europa über. Er hat fünf Gedichtsammlungen herausgegeben, in denen man die traditionelle Motivmischung von Kirche und Volk wiederfindet. Nach fünf Jahren kehrte er nach Südafrika zurück und scheint sich nun mit dem Leben unter englischer Herrschaft versöhnt zu haben. 1910 wurde er mit dem ehrenvollen Auftrage bedacht, eine Kantate über die Gründung des Staates Südafrika zu schreiben, und in diesem großartigen Gedicht "Unie Kantate" suchte er auch den englischen Einwanderern des Landes gerecht zu werden.

"Daar blink'n ster van Goede Hoop
in onse Suider Kruis.
Die oorloogs fakkel is gedoof;
so sal dan niemand ons ontroof
die blije toekomst ons beloof
in Eendrag's skoon Tehuis."

Seine 1912 erschienene lyrisch-dramatische Schilderung des tragischen Schicksals eines Burenmädchens, *Martje*, zählt zu seinen besten Werken. Martje ist die Tochter eines alten Paares in Uitkijk und trifft dort den Sohn eines Jugendfreundes ihres Vaters. Den Hintergrund der Dichtung bildet die herbe südafrikanische Landschaft, während das Idyll der beiden jungen Leute allgemein-menschliche Züge trägt. Der Verkehr der beiden Verliebten wird plötzlich durch den Krieg unterbrochen, ihr Geliebter zieht als Freiwilliger hinaus, und Martje selbst wird Pflegerin. Eines Tages bekommt sie die Nachricht, daß ihr Geliebter als Rebell erschossen worden ist.

Der moderne Einschlag in der Burenliteratur wird auch von dem schon erwähnten, als Prosaschriftsteller bekannten du Toit jr. vertreten, der jedoch seine Werke unter dem durchsichtigen Pseudonym "Totius" erscheinen ließ. Seine *De Verse van Potgieters trek* fanden nie denselben Anklang wie Celliers patriotische Gedichte, aber für seine Gedichtsammlung *Wit en Zwart*, die in der Hauptsache von den Kämpfen zwischen den Weißen und Schwarzen und von dem oft rücksichtslosen Vorgehen der Weißen als der Bedrücker der Neger handelt, gelang es ihm, das Interesse des Publikums zu fesseln. Dies ist um so bemerkenswerter, als die Buren früher dafür bekannt waren, daß sie auf die Existenz der schwarzen Rasse keine Rücksicht nahmen. Ein anderer französischer Name in der modernen südafrikanischen Literatur ist Malherbe, der in seiner Sammlung *Karroo blommetjies* dieselbe Beeinflussung von seiten der flämischen Dichtung verrät, auf die schon oben hingewiesen wurde. Malherbe spielt auch eine Rolle in der Neugestaltung der Sprache und fordert energisch eine eigene südafrikanische Sprache. Schließlich mag noch ein Träger des aus südafrikanischen Kämpfen bekannten Namens Joubert erwähnt werden, dessen niedliches "Moeders skat" ich hier folgen lasse:

"Handjies-klappies
op die stoppies
van die voetjies kaal!

O, die vonkies
van die lonkies
wat van ogies daal?"

Es läßt sich nicht leugnen, daß die neue Schriftsprache in diesen oder in anderen Versen des gleichen Dichters einen Beweis dafür liefert, wie vortrefflich sie sich als Instrument einer einheimischen Dichtung eignet.

Die afrikanischen Dichter sind auch mit Prosawerken hervorgetreten, obgleich nicht mit solcher Bedeutung, daß sie hier erwähnt zu werden brauchen, auch mit dem Drama haben sie sich befaßt. A. Franckens Schauspiel *Susanna Reyniers* aus dem Jahre 1908 hat in der südafrikanischen Welt einen großen Erfolg gehabt.

2. Die englische Literatur.

Über die englische Literatur Südafrikas hat Rudyard Kipling einmal folgendes gesagt:

"As to South African verse, it's a case of there's Pringle, and there's Pringle, and after that one must hunt the local papers."

In dieses Urteil schloß er wohl seine eigenen südafrikanischen Dichtungen nicht ein, die ja schon allein hinreichen würden, um Südafrika einen Platz in der Weltliteratur zu sichern. Es würde jedoch dem Maßstabe dieser Darstellung nicht entsprechen, wollte man Rudyard Kipling, der des Imperiums Dichter de préférence ist, in diesen Bericht einbeziehen; man darf voraussetzen, daß diese literarische Größe ohnehin schon bekannt genug ist. Thomas Pringle war Schotte und arbeitete eine Zeitlang als Journalist in Edinburgh. Er wanderte jedoch bald nach 1820 nach Südafrika aus und hielt sich dort einige Jahre auf; seine politische Anschauung entsprach der eines damaligen liberalen Whigs, während er in literarischer Hinsicht von Coleridge, Wordsworth und Walter Scott beeinflußt war. Seine allgemein fortschrittliche Gesinnung vertrug sich nicht gut mit der bürokratischen, konservativen Auffassung des englischen Gouverneurs, und da Pringle bei der Regierung angestellt war, endete der Konflikt damit, daß

er wieder nach Großbritannien zurückwanderte, wo er sich zu Wilberforce in dessen Liga gegen die Sklaverei gesellte. Seine Prosaerzählung *Narrative of a Residence in South Africa* wurde sehr geschätzt und gibt eine wahrheitsgetreue, literarisch zurechtgemachte Schilderung von dem Leben dort unten am Kap der Guten Hoffnung. In seinen lyrischen Versen *Ephemerides* aus dem Jahre 1827 setzte sich Pringle ein unvergeßliches Monument; seine 28 Gedichte nehmen noch heute einen würdigen Platz neben der Lyrik der englischen Dichter zu Beginn des 19. Jahrhunderts ein. Das bekannteste seiner Wortgemälde ist *Afar in the Desert*:

> Afar in the desert I love to ride
> with the silent Bushboy alone by my side,
> away, away, from the dwellings of men,
> by the wild deer's haunt, by the buffalo's glen ...
> away, away in the wilderness vast
> where the white man's foot has never past ...

Das Gedicht fand viel Anklang, nicht nur in England, sondern auch in dem zweisprachigen Südafrika, und wurde von dem schon erwähnten Reitz übersetzt. Darauf folgt eine große Lücke in der Poesie, und erst gegen Ende des Jahrhunderts traten einige englische Dichter hervor. Sie zeigen alle dasselbe Bestreben, ihren Werken hier wie auch in Kanada dadurch eine lokale Färbung zu geben, daß sie in ihre Sprache holländische bezw. französische Worte aufnehmen. Dem Engländer fehlt eben jedes Gefühl für die Reinheit der Sprache, das z. B. den Deutschen so sehr auszeichnet; er verleibt seiner Sprache ohne Bedenken Worte und Ausdrücke des Milieus ein, in das er eindringt, und deshalb kann das Englische mit gutem Grund als die plastischste Sprache betrachtet werden. Beispiele hierfür aus Südafrika liegen vor, wenn man ohne jede Kursivierung der Worte holländische Ausdrücke wie "disselboom, veldt, laager, voortrekker, kopje, kloof" u. a. m. einführt, die die Gedanken jedes Engländers sofort gerade nach Südafrika führen. Haynes Bell, der ein männliches Kampflied für britische Soldaten schrieb, gehört auch einem älteren imperialistischen Kreise an, und Herbert Tucker bereicherte mit seinem *Song of Love and Nature* die englische Literatur um Idyllen, deren Schauplatz jedoch nicht direkt Südafrika ist. Cullen Gouldsbury heißt ein Dichter aus Rhodesia, der in gelungener

Weise die Romantik an der Kulturgrenze festhielt. Da er von Beruf Journalist ist, hat seine Lyrik vor allem Interesse wegen seiner Stoffwahl aus dem Leben auf holländischen Farmen und in den Negerdörfern der Eingeborenen. Ein anderer Journalist, Lynn Lister, gehört derselben Schule an, doch ist seine Perspektive etwas größer als die des vorhergehenden, wenn er ihr auch keinen im eigentlichen Sinne des Wortes erhebenden Ausdruck zu verleihen vermag. E. H. Crouch zeichnete in zwei Analogien, die letzte mit dem Namen *Gold Dust, Siftings from South African Poems* aus dem Jahre 1917, das Profil der südafrikanischen Dichtung.

Zur Poesie und Prosa kann Perceval Gibbon gezählt werden, der als englischer Imperialist begann, jedoch als literarischer Pionier der Naturauffassung und des Ideals endete, die sich in Südafrika so allmählich festwuchsen. Im übrigen liegt ein großer Teil der südafrikanischen Literatur in alten Zeitungen und Gelegenheitsdrucken verborgen, und noch hat niemand diese Vorräte durchgesehen. Außer Kipling hat ja auch Rider Haggard viele seiner phantastischen Romane nach Afrika verlegt, z. B. *Das Bergwerk König Salomos*, aber diese haben in Südafrika keinen großen Anklang gefunden. Ein anderer Autor von derselben Art ist Douglas Blackburn. An erster Stelle in der englisch-südafrikanischen Literatur steht jedoch eine Frau, S. E. Cronwright Schreiner, die sich unter dem Namen der Olive Schreiner einen Ruf als hervorragende Schriftstellerin mit einer idealen Auffassung von der Frauenfrage erwarb. Sie war die Tochter eines deutschen Pastors, der mit einer Engländerin verheiratet war, und wuchs auf dem südafrikanischen Felde auf, vom Verkehr mit Weißen abgeschlossen und in strenger christlicher Zucht gehalten. Diese ihre Erfahrungen schilderte sie in einer Erzählung von einer afrikanischen Farm *(The Story of an African Farm)*. Darin läßt sie uns einen Einblick tun in ihre eigene Jugend, ihr Leben unter den südafrikanischen Buren und den Zusammenstoß der Zivilisation mit den Eingeborenen. Sie war noch nicht 20 Jahre alt, als sie mit dem Manuskript dieser Erzählung nach England kam. Vor ihrer Ehe mit einem Engländer war sie eine eifrige Verehrerin von Cecil Rhodes, aber nach dem fürchterlichen Kriege von 1899—1902 duldete sie nicht mehr, daß sein Name genannt wurde. Schon vorher

hatte sie ihren Einfluß im britischen Südafrika verloren, als sie 1897 ihr Buch *Trooper Peter Halket of Mashonaland* veröffentlichte und darin die britische Kolonialpolitik Südafrikas einer scharfen Kritik unterzog. Als sie im Dezember 1920 starb, widmete ihr die englische Presse ausführliche Nachrufe, und man erkannte allgemein an, daß das rein Menschliche in ihrer Kritik berechtigt gewesen war, wenn auch seitens der imperialistischen Presse versucht wurde, den Eindruck von der unmenschlichen Taktik, die die Engländer damals anwenden zu müssen glaubten, zu verwischen. Nach dem *Peter Halket* hörte man jahrelang nichts mehr von ihr, bis sie im Jahre 1911 ein Buch über die Frauenfrage, *Die Frau und die Arbeit*, veröffentlichte, das das Problem von den ersten Anfängen an zu überblicken suchte und darauf hinwies, daß die Frau im Begriff sei, der Parasit des Mannes zu werden. Die Achtung vor der Mutterschaft nehme ständig ab, und sie forderte im Namen der Frauen Bestimmungen über den Anteil der Frau an der Arbeit für die ganze Welt. Man kann sich leicht vorstellen, daß Olive Schreiners Buch die Bibel der Frauenbewegung wurde.

III. Die Schönliteratur von Britisch-Indien.

Aus Indien, dem großen Märchenlande im Osten, wurden die Portugiesen sowie einzelne Franzosen und Dänen schon früh von den Engländern vertrieben, die durch eine Handelskompagnie das Land bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts beherrschten; dann verleibte es die englische Krone ihren überseeischen Besitzungen ein. Schon vorher hatten sich natürlich viele Engländer im Lande aufgehalten, und deren Tagebücher und Reisejournale wurden veröffentlicht und verbreiteten die Bekanntschaft mit dem Lande der Nabobs und Braminen. Eine der umfangreichsten älteren englischen Reiseschilderungen findet man in Purchas' *His Pilgrims*. Noch heute kann man feststellen, daß Indien als Thema einer Reiseschilderung für die Engländer noch nicht erschöpft ist; sogar diejenigen, die Indiens Natur und Volksleben in die Form einer literarischen Fabel zu kleiden suchen, fallen oft in den Fehler, daß sie sich fast ausschließlich mit diesem beschäftigen, und dabei kommen Schilderungen der Charaktere zu kurz weg. Der einzige englische Novellenverfasser — so kann man ohne Übertreibung

sagen —, der es wirklich fertig gebracht hat, einen klaren Eindruck von den indischen Eigentümlichkeiten und vom Treiben der Eingeborenen sowie der Engländer und vom Zusammenleben in jener Kolonie zu geben, ist ja Rudyard Kipling. Mit seiner bewunderungswürdigen, geschmeidigen Stilkunst hat er die besondersartigen Verhältnisse Indiens in Romanen und Novellen festgehalten und ihnen auf diese Weise einen Platz in der Weltliteratur gesichert. Bisher steht er als Dichter Indiens in Poesie und Prosa unerreicht da, und es ist sehr zweifelhaft, ob ein Engländer sein nächster Konkurrent ist. Wohl gibt es Darstellungen der indischen Literatur, die hinsichtlich der englischen Suprematie in Indien einen gewissen Optimismus zeigen und darauf hinweisen, daß sogar Einheimische manchmal das Englische als Mittelsprache benutzen. Aber das sind wohl nur pia desideria, mindestens wenn man die Verhältnisse auf lange Sicht betrachtet; denn schon jetzt zeugt eine Reihe indischer Schriftsteller, u. a. Tagore, davon, daß das indische Rassenbewußtsein nicht nur einen politischen Ausdruck (*swaraj*[1]), 'Selbstverwaltung') fordert, sondern auch einen literarischen, und das Hindostani, wie das Bengali, fängt jetzt an, ein passendes Instrument für die Sprache der Poesie zu werden. Daß sich das Englische ebenso wie früher das Persische zu einer Hilfssprache des Landes entwickelt hat, ist ja leicht erklärlich, aber solange die Engländer in Indien eine Beamtenkaste ohne jeden Zuwachs aus dem Lande ihrer Wirksamkeit bleiben und sich ständig aus England rekrutieren, können sie Indien nicht als ihr Vaterland empfinden. Die Mischrasse zwischen Engländern und Einheimischen, die sogenannten "Anglo-Indians" oder öfters "Eurasians", die auf 200000 geschätzt sind, können niemals Träger einer Kultur werden. Von den Hindus und Mohamedanern verachtet, sind sie von den Europäern nur als kleine Beamten geduldet. Wohl mag es oft vorkommen, was auch manche angloindischen Romane beweisen, daß die indische Zauberatmosphäre den in ihr geborenen oder den eingewanderten Engländer festhält, und dann wäre ein echtes Gefühl sehr wohl möglich, aber der Teil der Bevölkerung, der von englischer

---

[1]) Es darf darauf hingewiesen werden, daß "swaraj" und "Sverige" (deutsch »Schweden«) nach Wortstamm und Bedeutung identisch sind, beide bedeuten »eigenes Reich«, »Selbstherrschaft«.

Herkunft ist, ist so überaus gering gegenüber dem großen Volksstamm, daß er bei einer evtl. Trennung von England sehr schnell verschwinden würde. Ein großer Teil der Presse Indiens wird noch auf englisch geschrieben, obwohl die Leser eingeborene Indier sind. Im Jahre 1921 konnte das Blatt "The (Calcutta) Englishman" eine Jahrhundertfeier veranstalten, da es schon am 2. Juli 1821 unter dem Namen "John Bull in the East" gegründet wurde (von 1834 unter dem jetzigen Namen). Hier ist die Goldgrube für anglo-indische Literaturstudien.

Es gibt einen indischen Schriftsteller, Henri L. V. Derozio, der in Indien geboren und von halbenglischer Herkunft ist — der Familienname deutet auf portugiesischen Ursprung. In seinem *Fakir of Jungheera* gibt er Proben einer Phantasie und einer meisterhaften Beherrschung des Rhythmus, die — um mit einem englischen Literarhistoriker zu sprechen — ihm ein gewisses Recht verleihen, sich den »Nationaldichter des modernen Indiens« zu nennen. Er deutet das selbst in folgender Strophe an:

"Many a hand, more worthy far than mine,
Once thy harmonious chords to sweetness gave;
Those hands are cold, but if those notes divine
May be by mortal wakened once again,
Harp of my country, let me strike the strain!"

Derozios oben genanntes Werk, das durchgängig melancholisch gehalten ist, baut auf einer indischen Fabel auf, und man sieht, daß der Dichter mit vollem Recht Indien sein Vaterland nennt.

Ein ganz anderes Schicksal ist Manmohan Ghose bereitet worden. Ghose, der ein Jugendfreund von Laurence Binyon und Dr. Robert Bridge's war, wurde von seinem Vater, einem bengalischen Kaufmann, als siebenjähriger Knabe nach England geschickt, studierte in St. Paul's School, gewann ein Stipendium: Christ Church Scholarship, und wurde in Oxford ein Kenner der griechischen und englischen Poesie. 25 Jahre alt kehrte er nach Indien zurück und fand sein "own people charming cultivated folk ... with plenty of enthusiasm, but no true understanding of things". Später schreibt er (in *Songs of Love and Death,* Blackwell 1926, 6 s.): "For years not a friendly step has crossed my threshold. With English people

in India there can be only nodding aequaintance or offiicial connexion, and with Indians my purely English upbringing puts me out of harmony; *denationalized,* that is the word for me." Dies ist ein Beweis für meine oben erwähnte Auffassung. Ghose wurde von Oscar Wilde und Addington Symonds gepriesen, aber unterscheidet sich doch von ihnen durch seine rein idealistische Erotik, die so fein in diesem Vers gekennzeichnet ist.

Let me not to hard diamond
Compare your virtue, dear,
Who softer than a moonbeam are,
More tender than a tear.

Dieser unglückliche Mensch, der als Knabe seinen Mitschülern zurief

Mislike me not for my complexion,
The shadowed livery of the burnished sun,

und der Lear und Macbeth auf seinem Sterbebett hören wollte, war ein *outcast.* Aber seine Gedichte werden in der englischen Literatur leben.

Tell me what sage astronomy
May fathom those fair eyes,
Where still profounder depths elude
And show yet deeper skies.

There, past the eagle's sparkling wings,
And past the swan I soar,
And past the Pegasean flight
Those heavenly deeps explore.

Schon vor Ende des 18. Jahrhunderts trat ein Engländer mit einer Übersetzung von Sakuntala und anderen vedischen Epen hervor. Sir William Jones, der 1794 starb, kam 1783 als Richter nach Indien; seine dichterische Grundstimmung fand in der Mystik und Romantik, die Indien immer ausgestrahlt hat, hinreichend Stoff. Aber dieser Richter, der in seinem eigenen Heimatlande keinen ihm zusagenden Stoff gefunden hatte, konnte natürlich seine Dichtung nur mit Anspielungen und Bildern aus seiner indischen Periode anfüllen, nicht aber sich zum Heros dieser Richtung erheben. Dasselbe

gilt für den Schotten John Leyden, "that lamp too early quenched", wie ihn Walter Scott nannte. Er ist der erste jener großen Zahl von Engländern, die in ihren Versen dem Heimweh des Weißen Ausdruck geben, und Indien als "the land of regrets" schildern. In seinem Gedicht »Ode an eine Goldmünze« spiegelt sich seine pessimistische und die Welt verachtende Philosophie, der ununterbrochene Kampf zwischen dem hohen Fluge des Geistes und den harten Notwendigkeiten des Lebens wieder.

For thee, for thee, vile yellow slave,
I left a heart that loved me true,
I crossed the tedious ocean-wave
To roam in climes unkind and new.
The cold wind of the stranger blew
Chill on my withered heart, — the grave
Dark and untimely met my view, —
And all for thee, vile yellow slave.

Diese beiden Dichter gehören zu jenen Engländern, die das Verdienst haben, die Aufmerksamkeit der Welt auf die altindische Dichtung gelenkt zu haben; trotz ihres Dilettantismus haben sie zweifelsohne als Orientalisten bahnbrechend gewirkt.

Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts brachte in Indien eine lebhafte Romanproduktion; von den erwähnenswerten Verfassern will ich Will Browne Hockley und Philip Meadows Taylor anführen. Des letzteren Buch *The Confessions of a Thug* haben wohl viele Leser noch in guter Erinnerung; denn wegen seiner schauerlichen Interieurs von einer fanatischen Hindukaste gewann es weit über die Grenzen Englands hinaus Interesse. Sein berühmtestes literarisches Werk, das 21 Jahre später, also 1860, erschien, ist eine Trilogie; in ihr gibt er, von drei für die indische Geschichte wichtigen Daten ausgehend, nämlich den Jahren 1657, 1757 und 1857, Bilder von dem Leben und den Verhältnissen in Indien zu den verschiedenen Zeitpunkten. Hockley gab in den Erinnerungen eines Hindus, die er *Pandurang Hari* nannte, und in seinen *Tales of the Zenana* Beweise einer guten Erzählungskunst und einer gründlichen Kenntnis der indischen Verhältnisse.

Die leichtere Literatur, zu der man auch Kiplings "Departmental Ditties" zählen kann, hat in Indien stets einen treuen

Leserkreis gefunden. Kiplings Liedern ähnlich sind Aliph Cheems (Walter Yeldham) *Lays of Ind*; auch in Sir Henry Cunninghams *Chronicles of Dustypore* findet man dieselben heiteren Stimmungsbilder aus dem anglo-indischen Gesellschaftsleben wieder. Dieser Schriftsteller, der vor einigen Jahren in seinem 89. Lebensjahr verschied, veröffentlichte das genannte Buch im Jahre 1873; man findet in ihm einen scharfen, aber wohlwollenden Beobachter der sozialen Verhältnisse bei seinen Landsleuten. Er veröffentlichte auch andere Novellen aus Indien. — J. Prichard gab ungefähr zur selben Zeit *The Chronicles of Budgepore* heraus, und von den übrigen dieses Genre mag noch Sir Ali Baba (G. Aberigh-Mackay) erwähnt werden. Ein gemeinsamer Zug jedoch all dieser Schriftsteller ist das Wohlwollen, mit dem sie das anglo-indische Gesellschaftsleben beurteilen. Dagegen findet man bei den späteren Schriftstellern dieses Genres eine oft sehr sarkastische soziale Kritik.

"Walk about at noon-day in the dark,
and then play bridge, because they lack the vital spark;
and if they talk discuss some bunker-guarded hole.
O Lord, deliver me from Mrs. Poyson-Clarke,
and Sir Pontius Pilate, and Colonel Moale!"

Die anglo-indische Literatur hat sich doch gegenüber der literarischen Konkurrenz behauptet, und es liegt kein Anlaß vor, auf sie herabzusehen, wie es viele Kritiker zu tun pflegen. Das abwechslungsreiche Leben in den Städten und die Winter- und Ferienmonate in Simla und anderen Gebirgsorten sind originell genug, um auch anderen als nur Engländern Interesse abzugewinnen. Die alte Mystik, zu der den Engländern der Besitz Indiens den Zugang verschafft hat, ist für Englands Literatur ganz allgemein zweifelsohne von großer Bedeutung, und man kann nicht behaupten, daß die Vermittler ihrer Aufgabe nicht gerecht geworden seien.

IV. Die Literatur Australiens.

> Not as the song of other lands
> Her song shall be
> Where dim her purple shore-line stands
> above the sea!
> As erst she stood, she stands alone,
> Her inspiration is her own . . .
>
> George Essex Evans.

Einen Begriff wie »die Literatur Australiens« aufzustellen, dürfte vielen absurd vorkommen, denn, so sagt man, und oft auch sehr richtig, die Literatur der englischen Kolonien ist englisch, eine Art Filialliteratur mit einzelnen kleinen Zügen aus der Natur und den Sitten der Umgebung. Dem kann jedoch die Behauptung entgegengestellt werden, daß nicht alle in englischer Sprache geschriebene Literatur auch unbedingt durch englische Nüchternheit und englisches Phlegma charakterisiert zu werden braucht. Im Gegenteil, die Literatur Nordamerikas z. B. zeugt davon, daß sich die Dinge auch umgekehrt verhalten können. Für gewöhnlich wirken wohl durch die Rasse bedingte Faktoren mit. Das furchtbare, in diesen Kolonien entstehende Konglomerat von Individuen, die nach Rasse, Kultur und Erziehung ganz verschieden sind, wird natürlich einen etwas anders beschaffenen Typ erzeugen als den reingezüchteten englischen. Stets kristallisiert sich aus dem großen Schmelztiegel eine Eigenart heraus, die die Exzentrizität der Nachkommenschaft noch verstärkt, und das wirkt ja seinerseits auch auf das geistige Leben ein. Auch Natur und Klima des fremden Landes wirken bei diesem unbewußt vor sich gehenden Prozeß der Schaffung eines neuen Nationalcharakters mit, obwohl ihr Einfluß zunächst noch recht gering ist. Denn solange das Land noch nicht festgestaltet ist, empfängt es ja ständig Impulse und Gedanken aus dem Mutterlande; solange der Kontakt mit diesem lebendig ist, ist etwas Neues nicht zu erwarten. Wenn aber einmal die Gestaltung des Adoptivlandes fixiert ist und die Bewohner sich dessen bewußt zu werden beginnen, dann erwacht auch das neue Nationalgefühl. Die Liebe zur Scholle wird bald so übergroß, daß sie in der Dichtung ihren Ausdruck zu finden versuchen muß, und so entsteht das Embryo der eigenen neuen Literatur, um sich ganz allmählich zu entwickeln. Jetzt erst

beginnt der Einfluß von Natur und Klima, neue Gesichtspunkte in bezug auf Schönheit und neue Maßstäbe für Affektionswerte werden angelegt, neue Traditionen geschaffen. Wenn dies alles im Laufe der Zeit die Gestalt wahrer Poesie angenommen hat, dann kann auch kein Zweifel an der Echtheit der neuen Literatur herrschen.

Australien ist ein Land, dessen Boden Abenteurer und Verbrecher in Besitz nahmen, indem sie die kaum belehrbaren Australneger aus ihren Jagdgründen vertrieben. Aber die Einwanderer, die hierhin kamen, stießen hier auf ein Klima und eine Natur, die dem Klima und der Natur Europas nicht einmal ähnelten. Die Kolonisten in Amerika fanden weniger Unterschiede vor, wenn sie in den wichtigsten Dingen überhaupt welche fanden. Aber Australien, dieser gewaltige Kontinent südlich vom Äquator, bot seinen Eroberern lauter Überraschungen. Die andauernde Trockenheit und die brennende Sonnenhitze, die alles überschwemmenden Flüsse und die verräterischen Temperaturumschläge waren selbst für die im Festlandsklima abgehärteten Menschen unbehagliche Neuheiten. Noch ungewohnter und unbekannter als das Klima war den Ansiedlern die Natur, sowohl den Geschäftsleuten wie auch den wissenschaftlichen Forschern unter ihnen. Australien war ja einmal durch die malayischen Inseln mit dem asiatischen Festlande verbunden; doch wurde diese Verbindung bekanntlich schon in prähistorischer Zeit unterbrochen. Da der Erdteil schon so früh isoliert wurde, hat sich auf ihm natürlich die für die frühere Zeit charakteristische Flora und Fauna erhalten, die sich von denen der übrigen vier Erdteile auffällig scharf unterscheiden. Marcus Clarke, ein guter australischer Novellist, der einer längst vergangenen Zeit angehört, sagt darüber unter anderem auch das Folgende:

»Welches ist der vorherrschende Eindruck einer australischen Landschaft? . . . Seltsame Wehmut! . . . In den australischen Wäldern fallen keine Blätter zur Erde. Heftige Stürme pfeifen in den Bergesklüften. Große graue Känguruhs springen lautlos über das rauhe Gras. Schwärme von weißen Papageien fliegen auf und schreien wie böse Geister, die Sonne sinkt ganz plötzlich, und die Mopoken erfüllen die Luft mit ihren schrecklichen, halb menschlichen Lachsalven.«

Das klingt wie aus einer Sensationsnovelle zu Beginn des

19. Jahrhunderts. Clarke[1]) fährt mit stilistischer Eleganz, die ihn dazu führt, mehr zu sagen als die Wirklichkeit Anlaß bietet, fort:

»Australien ist mit vollem Recht das Land der Morgendämmerung genannt worden. In frühe Morgennebel verhüllt, schimmert seine Geschichte unbestimmt und riesengroß hervor. Der einsame Reiter, der im Zwielicht von Mondschein und hellem Tage dahinreitet, sieht gewaltige Schatten auf die schutzlosen und lautlosen Ebenen hinauskriechen, er hört wunderliche Geräusche in den prähistorischen Wäldern, in denen eine Vegetation anzutreffen ist, die in anderen Gegenden der Erde längst ausgestorben ist. . . . Europa ist die Heimat der Ritterballade, glänzender Heldentaten und leuchtender knabenhafter Gedanken. Asien ist erdrückt von den schweren Erinnerungen an vergangene Größe. Amerika schreitet im Eiltempo vorwärts. Aus den Dschungeln Afrikas steigen giftige Upasdünste auf, die von Barbarei zeugen. Nur in Australien kann man jenes spukhafte, seltsame, phantastische Gekritzel einer Natur finden, die noch im Begriff steht, schreiben zu lernen.«

Gegen diese allzu poetische Darstellung der Natur wurde seitens der modernen einheimischen Schule, des Bulletin, Einspruch erhoben; diese gibt zwar eine gewisse Sonderstellung des Landes zu, betont aber außerordentlich stark, daß darin nichts Seltsames liege. Nein, für einen Australier ist Australien das Normale und die übrige Welt die Anomalie. Die gedämpften Farben, die die australische Natur aufweist, das zarte Rot, das Samtgrün, das liebliche Ocker, bilden das Schönheitsideal des Einheimischen, und wenn er einmal England, das

---

[1]) Ich zitiere nur deshalb soviel von Clarke, um die Auffassungen der beiden letzten Perioden über die Heimat einander gegenüber zu stellen. Clarke lernte nie, Australien als sein Vaterland anzusehen, er blieb Engländer. — Übrigens ist es interessant, das Folgende zu zitieren. In meiner Schulzeit las ich in unserm Lehrbuch der Geographie: »Viele Erzeugnisse in Australien sind entsprechend denen in Europa sehr unähnlich. Es gibt dort auch Hunde, aber sie bellen nicht, es hat die schönsten Blumen, aber sie duften nicht; es hat Vögel mit prachtvollen Federn, aber sie singen nicht; es hat Bäume, die die Rinde wechseln, aber nicht das Laub; die Schwäne sind schwarz, die Falken weiß, und wilde Enten sitzen auf den Bäumen.« Sollte etwa Clarke der Urgroßvater dieser und ähnlicher Beschreibungen sein?

Land seiner Väter, besucht, ist er über die rohen, schreienden Farbengegensätze empört. So schreibt ein Australier in einem Brief von Englands Wiesen:

»Ich fand die Farbe schreiend, um nicht zu sagen unkünstlerisch. Ganz sicher war sie nicht unnatürlich, und doch schien es mir manchmal, als wäre sie es, ungefähr so, als ob jemand das Feld mit Vorbedacht bemalt hätte.«

Ja, in ihr literarisches Programm nimmt die Bulletinschule folgende Stelle auf:

»Das lächerliche englische Vorurteil gegen die australischen Verhältnisse, das auf keinen besseren Gründen basiert, als daß es sich eben nicht um englische Verhältnisse handelt, ist noch kräftig genug, um jene engherzige Auffassung von der Schönheit der Heimat aufrechtzuerhalten, aber jedes Jahr macht uns klüger. Wir haben uns im Laufe der Zeit daran gewöhnt, über jenes lächerliche, immer wieder aufgetischte Märchen zu lachen, daß unsere Blumen nicht duften und unsere Vögel nicht singen. Ist doch der ganze Busch ein einziger Wohlgeruch! . . . Die Luft ist ja an einzelnen Stellen geradezu niedergedrückt vom Dufte vieler hundert leuchtender Blumen! . . . Hörte Marcus Clarke niemals eine australische Elster flöten? — so voll und rund, so lockend! — Wann werden unsere anglisierten Stadtkritiker einsehen, daß Australien ein Land ist, das sich über 40 Breitengrade und 35 Längengrade erstreckt und jedes Klima und jede Naturbeschaffenheit besitzt . . . Wieder einmal macht sich eine von altersher vererbte Gewohnheit bemerkbar. Die Rose ist eine schöne Blume, aber die schönste nur deshalb, weil sie viele Jahrtausende gepflegt und veredelt wurde, um sie zu einer gewissen Vollendung zu bringen, weil Tausende von Liebenden ihren Duft einsogen, Tausende von Dichtern ihre herrliche Form besangen. Man pflege und veredle die zahllosen bescheidenen Blumen im Busch ebenso und wir hätten die Rivalen der Rose. . . . Kurz und gut, laßt uns mit ungetrübten australischen Augen auf unser Land und dessen Flora und Fauna sehen.«

Die Schule, die diesen, uns Europäern zum Teil paradox erscheinenden Grundsätzen huldigt, ist sicher national und echt, ja noch mehr, ihre Literatur ist nicht englisch.

Die australische Literatur brauchte bei ihrem ersten Auftreten nicht gegen so viele verschiedene und widerspruchsvolle

Interessen anzukämpfen wie z. B. die der übrigen englischen Kolonien, sondern vereinigte in sich die Sehnsucht und Hoffnung aller. In Indien stießen die Eroberer auf uralte einheimische Kultur, das Land wurde in geistiger Beziehung niemals ihr Eigentum; in Südafrika und Amerika waren die Kolonisatoren aus miteinander nicht verwandten Rassen und ganz verschiedenen Sprachfamilien gekommen, während es den Engländern in Australien, dessen geographische Lage schon seine natürliche Abrundung, Begrenzung und die daraus folgende Möglichkeit der Schaffung einer Nation begünstigte, fast ohne die geringste Einmischung fremder Mächte gelang, sich zu den Herren des Landes zu machen. Australiens Literatur ist die jüngste der britischen Dominions, das erste literarische Werk, "First Fruits of Australian Poetry" von Barron Field, stammt aus dem Jahre 1823 und ist also erst rund hundert Jahre alt.

Die älteste Geschichte des Landes ist recht romantisch. Im Jahre 1770 von Kapitän Cook entdeckt, wurde es ursprünglich zu einem Deportationsort für Verbrecher bestimmt; daher wurden Tausende und Zehntausende von Menschen dorthin geschickt, die aus der bürgerlichen Gesellschaft ausgestoßen worden waren. Die englische Regierung ließ sich bei der Ergreifung solcher Maßnahmen wohl teilweise von Rousseauschen Motiven leiten — das Leben in der Natur sollte wieder das Gewissen stärken und das ganze Individuum veredeln! Aber der Hauptzweck war wohl der, jene "ruffians" an einen entfernten Ort zu schaffen, der nur wenig Gelegenheit zur Flucht bot, und dessen Bevölkerung der Plünderungslust dieser Raubritter nicht ausgesetzt war. Sehr schnell bemerkten jedoch Offiziere und wissenschaftliche Forscher, was für fruchtbare Gegenden das Land besaß, und hielten dieses für zu gut, um ein Verbrecherparadies zu werden. Freie Ansiedler wurden herbeigerufen: die selbständige Kolonisation hatte damit begonnen. Die Nachkommenschaft der Deportierten oder die sogenannten emancipists, das sind wegen ihres Fleißes freigelassene Deportierte — ein Beweis für den Einfluß Rousseauscher Ideen! — ließen sich als freie Landwirte und Viehzüchter nieder, und bald war der Volksstamm so zahlreich geworden, daß neue Landerweiterungen nötig wurden. Australiens Geschichte ist daher am kürzesten so zu bezeichnen, wie Mrs. Praed

es getan hat: "Outlaw and Lawmaker." Dort ist die jahrhundertelange Entwicklung *in a nutshell.*

Schon früher waren Entdeckungsreisen ins Innere unternommen worden, vielleicht meistens aus einer Abenteuerlust oder dem Hange zu geographischen Entdeckungen; jetzt wurden solche Reisen eine zwingende Notwendigkeit. Das ursprüngliche Gebiet bei Sydney wurde erweitert, während gleichzeitig die Städte Melbourne, Adelaide, Perth und Brisbane angelegt wurden. Mit gehobenem Wohlstande stellten sich Bestrebungen nach größerer Selbständigkeit ein, und schon im Jahre 1850 gelang es den Kolonien — wohl infolge des Abfalles Amerikas — sich vom Mutterlande Verfassungen zu erwirken. Zu jener Zeit bestand Australiens gedruckte Literatur natürlich nur aus den Berichten über Forschungsreisen, offiziellen Dekreten und politischen Broschüren, was in einem Siedlerstaate ohne Kultur nicht anders zu erwarten war. Es hatte keinen Zweck, mit den Händen im Schoße über vergangene Ereignisse, die der Erinnerung noch nicht entrückt waren, nachzugrübeln. Nein, wenn überhaupt irgendwo, so galt es hier den "struggle for life", den Kampf ums Dasein zu führen. Erst als die Verfassung wenigstens relative Autonomie der Länder festgelegt hatte, konnte jener Menschenschlag geboren werden, der der unklaren Sehnsucht und Zuneigung der Massen in Tönen Ausdruck geben sollte. Das wurde die Aufgabe Charles Harpurs, dieses echten Sohnes des Busches (geboren 1817). Eine besondere Originalität zeigt Harpur nicht, das Interesse an ihm beruht darauf, daß er der erste eingeborene Sänger von Bedeutung auf einheimischem Boden war.

Diese Periode war gekennzeichnet durch friedliches Hirtenleben, durch die Entdeckung und Bebauung des jungfräulichen Bodens und in ihrer zweiten Hälfte durch vaterländisch-politische Kämpfe. Zusammen mit Harpur, dem Lyriker, ragen zwei politische Persönlichkeiten mit Kampfgesängen in der Tasche, Wentworth und Lang, unter den Dichtern der damaligen Zeit hervor. Wentworth war auch der verdienstvolle Gründer der Universität Sydney, die schon im Jahre 1853 ihre Tore öffnete. Die nächste Literaturperiode wird durch die Entdeckung von Goldlagern charakterisiert. Große Scharen von Emigranten strömten, von dieser Nachricht angelockt, ins Land, und unter diesen befanden sich nicht wenige Literaten. Trotz dieses Zu-

stromes von literarischen Persönlichkeiten, die sich aus diesem oder jenem Anlaß in die Südsee zu gehen gezwungen sahen, kann Australien doch auf einen seiner eigenen Söhne als den hervorragendsten Namen der Literaturgeschichte in dieser Periode blicken. Im Jahre 1857 trat im Athenäum ein australischer Poet hervor, Henry Kendall, von dem die Kritik nur sagen konnte: Ille faciet. In entzückenden Versen brachte er die Schönheit seiner Heimat zum Ausdruck, jener lächelnden, wogend grünen Täler, in denen das Vieh in paradiesischem Frieden weidete und von Zivilisation wenig oder gar nichts zu bemerken war. Die Natur hatte noch ihre ursprüngliche Reinheit, und es gab weite Flächen, die noch kein Menschenfuß betreten hatte. Eins von Kendalls bewundertsten Werken, das sogar bei Englands besten Kritikern berechtigte Anerkennung fand, ist *Rose Lorraine*, dessen Anfangszeilen

> "Sweet watermoons blown into lights
> of flying gold on pool and creek"

den Leser sofort in Stimmung versetzen, »in unnachahmlich lakonischer Kürze ein beliebiges Stimmungsbild« [1]). In dieser naiven Lyrik liegt etwas von Wordsworth. *Araluen* ist eine andere seiner Perlen; die Klage eines Vaters am Grabe seines kleinen Kindes, der Schmerz eines verbitterten und demütigen Menschen, an Viktor Hugos *A Villequier* erinnernd. Kendall verlebte bittere Jahre in Geldknappheit und sozialem Elend. Er hatte seine Anlage zu Abenteuern und zur Trunksucht geerbt; während einer Periode seines Lebens war er tatsächlich zum scheußlichsten Bohèmeleben herabgesunken, er logierte nur noch unter freiem Himmel und hatte ständig einen Katzenjammer. — Kendall war ein Vertreter der klassischen Literaturperiode Australiens (1862—1880), Adam Lindsay Gordon ist es ebenfalls. Aber während Kendall ein Sohn der heißen Sonne Australiens war, stammte Gordon aus einer kühleren Gegend. Seine Wiege hatte in England gestanden, er wurde dort auch erzogen und hatte schon die Offizierslaufbahn eingeschlagen, als etwas — jenes mystische Etwas, das so oft im Leben großer Talente vorkommt — eintraf, was ihn im Jahre 1853 veranlaßte, aus seiner geliebten Heimat in die Fremde zu ziehen und seine stärksten Blutsbande

[1]) Grubes Worte über die chinesische Literatur.

zu zerreißen. Gordon ist auch in anderer Hinsicht Kendall unähnlich, obwohl beider Namen unauflöslich miteinander verknüpft sind. Während Kendall immer ein weicher Mensch, ein zarter Träumer blieb, war Gordon der Typ eines lyrischen Vagabunden mit Sonne, Wein und Liedern. Sein Künstlerschicksal war wechselvoller als Kendalls, sein Becher bis zum Rande mit dem Weine des Lebens gefüllt — und der Trunk selbst ist ja niemals besonders süß! Seine Poesie zeugt von schweren Seelenkämpfen, in denen sich sein Zartgefühl in Schmerzen windet, bis er schließlich einsieht, daß mit Trauer und Reue nichts zu erreichen ist, sondern daß eine hochnäsige Miene und ein stolzes Lächeln — mit Tränen im Augenwinkel — die beste Antwort auf das Rätsel des Lebens geben. Typisch hiervon ist seine oft zitierte poetische Maxime:

Life is mostly froth and bubble;
Two things stand like stone:
Kindness in another's trouble,
Courage in your own.

Und mit dieser Poesie machte er sich einen Namen. Während seine lyrischen Dramen à la Tennyson oder seine philosophischen Verse à la Browning ziemlich unbeachtet blieben, um nicht zu sagen gering geschätzt wurden, wurden seine flotten, stürmischen Reime à la Swinburne, die vom Leben der Hirten und Buschreiter draußen in den unendlich weiten Ebenen, von waghalsigen Ritten und abenteuerlichen Streifzügen erzählten, die Lieblingslektüre des Publikums. Das ist ja auch nur natürlich! Das für tiefere Gedanken unempfängliche Publikum von Ansiedlern und Geschäftsleuten hatte von Grübeleien über Tod und Vergehen keinen direkten Genuß. Die Nation war jung, die Nation wollte leben und nicht schon jetzt sich mit den Phantasien eines alten Mannes plagen. — Diese Hymnen an ein freies und ungebundenes Leben, an zentaurenhafte, blitzschnelle Ritte in alle Gegenden, können auch mitreißen. Strophen wie die aus der Ballade "The sick stockrider":

"'Twas merry in the glowing morn, among the gleaming grass,
To wander as we've wandered many a mile,
And blow the cool tobacco-cloud, and watch the white wreaths
Sitting loosely in the saddle all the while; [pass,
'Twas merry mid the blackwoods, when we spied the station
To wheel the wild scrub cattle at the yard, [roofs,

With a running fire of stock whips and a fiery run of hoofs,
Oh, the hardest day was never then too hard!"

begeistern auch den noch so zurückgezogen lebenden Stubengelehrten. An einer anderen Stelle schildert er in malenden Worten und Rhythmen eine Schwimmtour durch die Brandung. Diese draufgängerischen Dichtungen gehören alle der Sammlung Bush Ballads and Galloping Rhymes an, deren Anfang, worauf ich schon früher Anlaß hatte hinzuweisen, verrät, daß der europäische Einschlag bei ihm niemals ganz verschwand.

Gordon gehörte nach Geburt und Erziehung der von Europa eingewanderten literarischen Clique an. Deren eigentlicher Begründer und zusammenhaltende Kraft war ein Freund von Thomas de Quincey, der Jurist Nicol Drysdale Stenhouse. Sein Vermögen erlaubte es ihm, sein Haus den zarten Dichterstimmen zu öffnen, und so entstand hier in den Jahren von 1840—1873 Australiens erster literarischer Salon. Traditionen aus dem literarischen England wurden durch Männer wie James Lionel Michael — der mit Ruskin, Millais und der ganzen prärafaelitischen Schule in Verbindung gestanden hatte — oder Richard Hengist Horne, dem bekannten Oriondichter, auf den tropischen Boden verpflanzt. Auch wenn diese Männer selbst nichts Besonderes produzierten, blieben sie doch auf die einheimischen Verfasser nicht ohne Einfluß. Ein paar andere halbnaturalisierte waren Domett, der eine Zeitlang Premierminister von Neu-Zeeland war, und Henry Kingsley. Aus Dometts Feder stammt Neu-Zeelands klassisches Epos, das schöne Gedicht »Ranolf und Amohia«. Henry Kingsley dagegen ist von allen diesen der bedeutendste, weil er den ersten australischen Roman, *Geoffry Hamlyn* schrieb. Das Buch ist in der üblichen Art der Romanciers geschrieben: endlose Kleinmalerei, eine weit ausholende Intrige und moralische Konflikte zum Überdruß. Aber dennoch liest man es mit Vergnügen. Die Schilderungen von Natur und Milieu sind recht gelungen. Man bekommt einen Einblick in das stille Hirtenleben zur Zeit der ersten Kolonisation Australiens, als einige englische Offiziere wie moderne Patriarchen an der Spitze ihres Vermögens, d. h. einer Viehherde, durchs Land reiten und, wie Abraham in Mamre, in Hainen rasten, mit all der Poesie, die mit der Flucht aus einem zivilisierten Leben verbunden ist. An die schnell-

schreitende Veränderung des Landescharakters werden wir durch Carmichaels kleine Strophe erinnert:

> Dear old road, wheelworn and broken,
> What delights in thee I find!
> Subtle charms and tender fancy
> Like a fragrance in the mind.
> Thy old ways have set me dreaming
> And outlived illusions rise
> And the soft leaves of the landscape
> Open on my thoughtful eyes.

Kingsley, der in der Prosa dieselbe Rolle spielt wie Kendall in der Poesie, hat auch Visionen, daß diese Jungfräulichkeit des Landes nicht lange dauern wird; er führt uns nach Melbourne, damals einer kleinen Barackenstadt, und begrüßt in ihr die zukünftige Großstadt. In nur wenigen Jahrzehnten verwirklichte sich sein Traum. — Der schon erwähnte Marcus Clarke ist ein anderer halbaustralischer Prosaschriftsteller. Während Kingsley den breit angelegten Roman pflegte, ist Clarke der Novellist, der beispielsweise in seinem *For the term of his natural life* Bilder aus dem Leben der Strafgefangenen und Staatsarbeiter zur Darstellung bringt. In bezug auf die Schönheit seiner Worte ist seine Phantasie unbegrenzt, im übrigen ist er ein starker Realist, der sogar offizielle Berichte als Quellen zitiert.

Inspiriert von dieser Kultur und von der Möglichkeit des Gedankenaustausches, den der Einwandererstrom mit sich brachte, beginnen sich die Söhne des Landes allmählich zu regen. Daniel Henry Deniehy und James Brunton Stephens sind beide Dichter. Deniehy war ein treuer Anhänger von Stenhouses Kränzchen, in dem Gehirn und Kultur raffiniert trainiert wurden. J. B. Stephens knüpft wieder an Kendall an, beschäftigt sich aber etwas zu viel mit Politik. Schon im Jahre 1877 wirft er in einer Huldigung an den Thron die Idee des Freistaates in die Debatte, ein schönes Zeichen für das Entstehen einer neuen Kultur. Er starb erst 1901; seine poetische Ader war schon lange versiegt, aber sein Wert für das neue Geschlecht als Kritiker ist unersetzlich. Zur selben Zeit lebte ein neuseeländischer Dichter, namens Thomas Bracken, der hauptsächlich durch sein Gedicht "Not understood" bekannt ist.

Erst im dritten Abschnitt der australischen Literatur setzte sich das Gefühl für Selbständigkeit völlig durch. Ungefähr seit 1885 ist die Richtung der Literatur bestimmt durch eine zielbewußte Nationalisierung der Dichter wie auch des von ihnen behandelten Stoffes. Das ist vor allem das Verdienst des Bulletin. Das Bulletin wurde schon 1881 als Wochenschrift in Sydney gegründet; es wollte in seinen Spalten Gedichte und Prosaerzählungen von Australiern aufnehmen, wobei auf den Charakter des Inhalts besonderes Gewicht gelegt werden sollte: Milieu, Tradition und der Ort, wo sich die Dichtung abspielt, alles sollte typisch australisch sein. Durch dieses Verfahren wurde das Material nicht immer geläutert; es konnten so eine Anzahl Skizzen Aufnahme finden, deren literarischer Wert nur gering war, deren ethischer Wert jedoch wegen der in ihnen enthaltenen vaterländischen Gedanken und Empfindungen recht erheblich war. In dieser Zeitschrift fing auch die literarische Laufbahn der Koryphäen jener Periode, Lawsons und Patersons, an.

In der Übergangszeit, die vor dem Auftreten der beiden eben genannten Namen liegt, hat die australische Prosa vielleicht nur einen hervorragenden Vertreter: Thomas Alexander Browne (Pseudonym: Rolf Boldrewood). Für sein Heimatland warm fühlend und besorgt um die spärlichen Traditionen, die die Zeit geschaffen hatte, gibt er eine Sammlung Melbourneiana, *Old Melbourne Memories*, heraus, die trotz ihrer sentimentalen Wortmalerei und naiven Art wegen der Liebe, die aus jeder Zeile strömt, ihren Wert besitzt. »Man merkt die Absicht und wird — nicht verstimmt.« In seinem zweiten Buche *Robbery under arms*, dem die in Australien bis dahin seltene Ehre zuteil wurde, daß es zur englischen Literatur gerechnet wurde, spielt die Sensationslust eine große Rolle. Trotz seiner verhältnismäßig unbeständigen Produktion hat Boldrewood doch mehr als irgend ein anderer dazu beigetragen, Vaterlandsliebe und Nationalstolz zu wecken.

Die poetische Ader floß auch jetzt recht lebhaft, aber ihr Lauf war nicht spielend und sich dahinschlängelnd, sie wurde in die Kanäle geleitet, die Kendall und Stephens gebaut hatten. Die australische Natur sei unser Steckenpferd, verkündeten ungefähr gleichzeitig Philipp Holdsworth in Sydney und Mary Hannay Foott in Brisbane. Man glaubt den Klang von Ken-

dalls originellen poetischen Rhythmen wiederzuhören, aber der konventionelle Druck traditioneller Phrasen und Auffassungen erstickt die Individualität. Mrs. Cross (Ada Cambridge) zählt eigentlich zur Prosa, aber auch sie schrieb Verse in der eben skizzierten Art.

Bald stellt jedoch The Bulletin immer größere Ansprüche, seine Mitarbeiter verstehen es, das Publikum zu sich zu ziehen. Der Vorläufer der schon genannten Größen Lawson und Paterson ist John Farrel. Unglaublich produktiv und sich eines langen Lebens erfreuend, ergießt er sich in Reimen, von denen doch recht viele eine gewisse vornehme Eleganz aufweisen. Zu seinen besten Werken zählen *Australia* und *Australia to England*, eine Variation von Brunton Stephens' *Dominion*. Farrel wurde jedoch immer vom Ballast der Konvention behindert, sein Sinn war den frischen Kämpfen und leuchtenden Weiten des Lebens nicht zugänglich. Aber den Jungen, die Farrels Spuren folgten, war das Leben das große Abenteuer, wo Phantasie und Kraft nach erstaunlichen Resultaten strebten; das Leben war ihnen ein Spiel mit hohen Einsätzen: verliert man, — so heißt es die Lippen zusammenbeißen und von neuem zupacken! Jung und sprühend heiter war man in Glück und Unglück, und Australiens unermeßliche Flächen ließen dem jugendlichen Sinne freien Spielraum. Durch die Entdeckung der Goldfelder wurden ihre Väter aus bürgerlichen Beschäftigungen herausgelockt und wurden Goldwäscher oder, wenn die Nachgrabungen nach Gold ohne Resultat blieben, "bosses" (Leiter) von "selections" (Farmen) und "runs" (Viehwirtschaften). Die Söhne wuchsen heran und hatten Gelegenheit zu besserer Schulbildung und feinerem Umgange; wurden Dichter aus ihnen, so besaßen sie jene glückliche Mischung von Zivilisation und Urzustand, von Wissen und Abenteuern, und das ging in ihre Gedichte über. So entstand bis zu einem gewissen Grade eine soziale Dichtung; Edward Dyson behandelte das Leben der Grubenarbeiter und Edward Brady das der Seeleute. Sie waren Realisten, einfache, kunstlose Beobachter, deren Verse in ungezähmten Strophen flossen. Doch waren sie nicht sozial in dem Sinne des Wortes, daß sie sich an soziale Konflikte klammerten, oder daß ihre Dichtung ein Kampflied, eine in Verse gekleidete Opposition wurde. Nein, sondern von Glück und Arbeit, von Erholung und Vergnügen sangen sie. — In

dieser Hinsicht ist Australien besonders interessant. Hier finden wir die demokratischsten Staatsformen der ganzen Welt, und, so sollte man meinen, hier, wenn überhaupt irgendwo, müßte man Dichter, die im sozialen Element wurzeln, finden. Natürlich stößt man auch auf diesen oder jenen, auf den Saintsburys Worte an O'Shaughnessy passen: ". . . he indulged in expressions of opinion about matter which the poet is not called upon to express any . . ." Aber im großen und ganzen pflegen diese Dichter der südlichen Halbkugel ihre Inspiration nicht in bestimmten Parteigrenzen zu halten, ihr blauer Vogel fliegt sehr weit, und Bilder und Erscheinungen aus den verschiedensten Lagern schweben ihnen vor. Die Dichterphantasie, jenes unum necessarium, ohne das der Dichter nicht bestehen kann, umspannt die ganze Welt. —

Andrew Barton Paterson und Henry Lawson sind für die neuere Zeit dasselbe, was Gordon und Kendall für die ältere waren. Beide sind jedoch eingeborene Australier, Australier einer neuen, an Bildungsmöglichkeiten reichen Zeit, die es ermöglicht, die Träume der Knabenjahre vom Indianerleben und von Robinsonaden in die Wirklichkeit umzusetzen. Paterson war Jurist, warf sich aber mit jugendlicher Begeisterung auf die Viehzucht, die jedoch hier ein anderes Gesicht hatte als die, von der wir bei uns gewöhnlich — halb verächtlich — zu sprechen pflegen. Hier war sie mit jenem wilden Leben verbunden, das schon Gordon entzückt hatte, mit "the droving" und "the shearing", mit den Wettläufen auf ungebahntem Terrain hinter verwilderten Pferdeherden, mit Lagerfeuern und guter, ehrlicher Kameradschaft. Das schien die einzige Wehrpflicht zu sein, die Australien seinem Volke auferlegte, aber es war die denkbar schönste. Patersons Verse bilden eine Poesie der Rennen und Pferde, eine Dragonerleutnantspoesie, wenn nicht ab und zu der Dichter zum Vorschein käme:

He sent the flint stones flying, but the pony kept his feet,
    He cleared the fallen timber in a stride,
And the man from Snowy River never shifted in his seat —
    It was grand to see that mountain horseman ride.
Through the stringy barks and saplings, on the rough and broken ground,
    Down the hillside at a racing pace he went,

And he never drew the bridle till he landed safe and sound
At the bottom of that terrible descent.

Bei Paterson ist das Leben ein ununterbrochenes, sorgloses Spielen mit kleinen Kummerwolken ab und zu; doch verschwinden diese bald wieder. Man hat sein Auskommen, die Arbeit macht uns müde, aber auch hungrig, und unseren Appetit sind wir imstande zu stillen. Patersons Muse erzeugt eine frische, behäbige Junkerpoesie, jedoch ohne Selbstüberhebung.

Ganz anders ist der andere große Dichter. Lawson ist Skandinavier im zweiten Gliede, ein Norweger, dessen dichterischer Sinn zwar ebenfalls von dem ungebundenen Leben inspiriert ist, aber bei ihm kommt die skandinavische Wehmut hinzu: Er wählt seinen Stoff aus dem Leben der armen Landstreicher, der tramps und swagmen, und schildert deren eigenartig bedingtes Dasein. Bald schildert er einen swagman, der Arbeit sucht, aber keine findet und schließlich auf die glühend heißen Prärien wankt, um allmählich unterzugehen, bald ein Individuum, dem es gelungen ist, das Geld für eine "selection" zusammenzukratzen, die er bepflanzt und bebaut, bis sie von einem aus der intensiven Dürre entstandenen Präriefeuer verschluckt wird. Lawson wird nie sentimental, höchstens bitter. Er berichtet nüchtern und kalt, z. B. in seinem "Out Back":

For time means tucker and tramp you must, where the scrubs and plains are wide,
With seldom a track that a man can trust, or a mountain peak to guide,
All day long in the dust and heat — when summer is on the track
With stinted stomachs and blistered feet, they carry their swags Out Back.

Das klingt etwas an Kipling an; Kipling und Gordon schweben sowohl Paterson wie auch Lawson vor. Aber der Burnsche Einschlag fehlt Paterson, nicht dagegen Lawson.

Our Andy's gone to battle now
'Gainst drought, the red marauder;
Our Andy's gone with the cattle now
Across the Queensland border.

He's left us in dejection now;
Our hearts with him are roving.
It's dull on this selection now,
Since Andy went a-droving.

Eine andere Kuriosität bei Lawson ist sein "strife for war", sein Glaube an das wohltuende Stahlbad des Krieges. Wenn die australische Dichtung sonst eine Apotheose des Friedens ist, eine Literatur, in der Pseudodichter, die die Kriegsgeschichte ausbeuten, keinen Platz finden, so ist Lawson eine Ausnahme hiervon:

»Besser ist es, wenn ein Zipfel einer alten ehrenvollen Fahne im Sturme weht. In stolzerer Höhe, als es jemals an unserem blauen 'Friedenshimmel' stand, wird sich das Südkreuz in den herrlichen Tagen des Krieges erheben.«

Der Krieg soll der verbindende Zement werden, der die verschiedenen Rassen und Klassen zusammenkittet, er wird die Söhne des Landes zu einem Nationalgefühl erziehen, wie es sich eine Handelsnation gar nicht vorstellen kann. Laßt uns mal zuschlagen, mag es kosten, was es will, der Versuch wird schon gelingen. Diese Worte Lawsons sind einigermaßen unerklärlich, so nüchtern er sonst auch ist. Sollte man einen Schluß aus Lawsons nordischem Ursprung ziehen? Eine Kultur muß Gutes und Schlechtes aufnehmen, bevor sie wirklich Kultur genannt werden kann.

Traurig ist es auch, daß man darin ein Anzeichen dafür sehen muß, wie schnell sich die skandinavische Rasse akklimatisiert. Lawsons Name ist Henry Archibald Lawson; diesen Namen bekam er durch eine Laune des Schicksals, die Taubheit eines Geistlichen, an Stelle des vom Vater gewünschten Henrik Hertzberg Larsen. Die Namensveränderung ist symbolisch; niemand ist so schnell dabei, sich Australien zu eigen zu machen wie die Skandinavier, denn wir haben mehrere solche Fälle. Einer davon ist der milde, in Dänemark geborene Johannes Carl Andersen, dessen *Soft, low and sweet* an Seelands buchengrüne und idyllische Haine erinnert.

Mit Andersen beginnt nun die Reihe jener jungen Dichter, die nicht mehr nur beobachten, sondern auch etwas empfinden und erfahren, die die kunstlosen Strophen aufgegeben haben und statt dessen geschmeidige Reime und Rhythmen in allen

möglichen Versarten schmieden. William Gay, Bernard O'Dowd und Bernard O'Hara treten als Dichter von Sonetten auf. Während es sich die früheren Poeten sehr angelegen sein ließen, dem Publikum zu verstehen zu geben, daß die australische Literatur nicht mehr eine Abstraktion oder gar nur ein frommer Wunsch ohne eine dahinterstehende Wirklichkeit ist, machen sich diese möglichst schnell von ihrer "insular isolation" frei und betrachten gern England als Mutter auch ihrer eigenen Literatur. Sydney Jephcott huldigt Chaucer in einem konzentrierten, malerischen Gedicht.

O gracious morning eglantine,
Making the far old English ways divine!
Though from thy stock our matchless rose was bred,
Staining the world's skies with its red,
Our garden gives no scent so fresh as thine,
Sweet thorny-seeming eglantine.

Dieselbe englisch-nationale Neigung findet man auch in politischen Gedichten. Seitdem die Commonwealth konstituiert ist, herrscht zwischen dem Mutter- und dem Tochterlande keine Animosität mehr. »Wir sind stolz darauf, Engländer zu sein und eine Sprache zu sprechen, die so reiche kulturelle Früchte getragen hat, wenn wir auch vom Schicksal in die südlichen Gegenden dieses Reiches verschlagen worden sind [1]).«

Unter diesen Dichtern der modernen Schule erblicken wir plötzlich einen Atavismus: George Essex Evans. Evans gibt die literarische Selbständigkeit Australiens gern zu und trägt sein Teil dazu bei, aber für ihn ist Australien nicht ein Land

---

[1]) Durch Aufnahme teils holländischer, teils einheimischer Namen und Worte hat sich die Sprache natürlich etwas vom Hochenglischen entfernt, daran ist die australische Literatur leicht zu erkennen. Speziell die Ortsnamen haben ihren eigenen exotischen Duft. Vergleiche Paterson's *Those Names:*

You've heard of Mungrybambone and of Gundabluey pine,
Quobbotha, Girilambone and Terramungamine,
Quambone, Eunonyhareenyha, Wee Waa and Buntijo . . .

Die neue Hauptstadt Canberra ist einheimisch-australisch, aber doch nicht so ein "Jaw-breaker" wie die hier zitierten. Der Ausdruck "Never-never-land" für Australien (eigentlich aus einem aborigenen Worte *niva-niva*, unbebautes Land) kann mit Rücksicht auf diesen Namen sehr passend gebraucht werden.

Sowohl in Kanada und Südafrika als in Australien kommen diese eigentümlichen Namen vor. The Duke of Argyll schreibt von *Qu'Appelle Valley*,

der Freude, aus der sonderbaren Natur spricht Wehmut und Melancholie. Es ist, als wäre Marcus Clarke wieder auferstanden. In *An Australian Symphony*, aus der ich das Motto dieses Abschnitts entnommen habe, sagt er, daß man in der Musik seines Heimatlandes stets

"— — — undertones, weird, mournful strong"

höre; und an einer anderen Stelle:

"Her song is silence; unto her
Its mystery clings."

Vielleicht ist es die keltische Rasse, von der Evans abstammt, mit ihrer bekannten Gemütsanlage zum Traurigen, zum Leiden und zur Mystik, die hier hineinspielt?

Von den minder bedeutenden Dichtern wären noch Will Ogilvie, dessen *Opal, little opal* durch seinen in Verse gebrachten Ästhetizismus so entzückend wirkt, sowie die drei aus Neuseeland stammenden Jessie Mackay, Dora Vilcox und Arthur H. Adams zu erwähnen. Von den übrigen durch seine Universalität und ein sehr feines poetisches Empfinden, das in seinen Versen verborgen liegt, etwas getrennt steht Australiens hervorragendster lebender Lyriker, Victor James Daley. Seine epochemachende Gedichtsammlung *At Dusk and Dawn* wurde in der englischen Presse überaus wohlwollend und lobend besprochen.

Der bedeutendste Name in der modernen australischen Prosa ist ebenfalls Henry Lawson, der sich darin von derselben Gemütsart zeigt wie in seiner Poesie. Ernest Favenc und Arthur Hoey Davis sind ein paar andere erfolgreiche Prosaschriftsteller. Besonders der letztgenannte zeichnet sich durch eine, wie ich sie nennen möchte, Alfred v. Hedenstierna-Produktion aus. Das Landleben auf den Selections, Überlandreisen, festliche Veranstaltungen und Beerdigungen gehören zu den Gebieten, in denen er sich mit Sicherheit bewegt und zu Hause ist. Der wichtigste Eindruck von diesen Schilderungen ist

---

daß ein Fremder (wahrscheinlich ein französischer Voyageur) in seinem Kanu jemand rufen hörte, und er antwortete: Qu'Appelle?

Strange as when on Space the voices
Of the stars' hosannahs fell,
To this wilderness of beauty
Seemed his call 'Qu'appelle? Qu'appelle?

So ist dieser Name entstanden.

immer wieder der gleiche: geräuschvoller Humor, primitive Lebenskunst, eine Art Ansiedlerleben trotz der geordneten Verhältnisse. Man merkt, daß in ihm etwas ganz Neues liegt. Unter den Prosadichtern finden wir wieder einen Skandinavier, Edward Sylvester Sorenson, einen Norweger. Die australische Prosa hat noch andere Seiten als die bei Davis. Ein gewisser Rose-Soley enthüllt in einer Novelle *Products*, wie das moderne Australien von der "goldrush"-Romantik chemisch gereinigt ist. Auf einer Kanutour einen Fluß aufwärts sieht er an den Ufern an den schönsten Stellen der Natur Reklameschilder, merkt den Puls des Geschäftslebens bis in den Urwald hinein und stellt schließlich mit sanfter Ironie fest, daß auch er selbst ein "product" ist. Ein anderer Schriftsteller, McCay, zeigt uns die seltsamen Baumformen der australischen Vegetation im Scrub in einer Novelette *Ein Irrtum der Gesellschaft*.

»Diese Vegetation besteht aus einer unendlich langen Reihe von rauhen, grauen Baumstämmen, und in der Morgen- und Abenddämmerung sieht es aus, als ob die toten Bäume sich heimlich mit ihren gekrümmten Armen umfassen und ihre Skeletthände zu einem gespensterhaften, steifen Menuett vereinigen, so daß es einem kalt über den Rücken läuft.«

Ein überreizter, nervöser Buchhalter aus Sydney wird dorthin geschickt, um sich in der ruhigen Natur zu erholen. Ganz allein wohnt er dort draußen im Walde, und die Erscheinungen in den Dämmerstunden machen ihn bald verrückt. Eines Tages kommt sein Chef zu ihm und erzählt, daß binnen kurzem eine Eisenbahn in jenes Gebiet gelegt werden soll.

»Der Waldbewohner lächelte, als ob er nicht richtig verstanden hätte, und meinte, der Eisenbahn würde es wohl recht einsam vorkommen; hoffentlich würde sie den Bäumen keinen Schaden zufügen. 'Sie sind jetzt gerade dabei, Quadrille tanzen zu lernen', sagte er.«

Der Eisenbahnbau beginnt, die Bäume werden gefällt, und der Mann gerät in Erregung. Schließlich mordet er seinen Chef und wird dann ins Irrenhaus geschickt, "where he will not see a stretch of big timber in lifetime." — Auch das Leben in der Stadt findet seine Schilderer, wenn auch nicht so charakteristisch wie das auf dem Lande, was ja ganz natürlich ist. Raffinement und Hyperkultur werden wie in jeder

europäischen Stadt beschrieben. Nicht einmal das verfeinerte Spiel mit dem Herzen, die Literatur des Flirts, fehlt, die bei Douglas Sladen einen so graziösen, aber typisch australischen Ausdruck findet:

Why should not wattle do
for mistletoe?
Asked one — they were but two —
where wattles grow.

He was her lover, too,
who urged her so:
Why should not wattle do
for mistletoe?

A rose-cheek rosier grew,
Rose-lips breathed low:
— Since it is here, and you
I hardly know
Why wattle should not do.

Das wirkt entzückend, wie ein kleines französisches Pastell mit seiner ganzen Naivität.

* * *

Englands Kolonien hätten ja, wenigstens von dem englischen kulturellen Gesichtspunkt vor 1914 als entlegene Winkel betrachtet werden können, wo nur eine überlackierte Primitivität zu finden und jede höhere Kultur nur oberflächlich wäre. In den ersten Tagen des Weltkrieges, als sich England entschloß, auf Frankreichs Seite zu treten, stellten die englischen Zeitungen mit Rührung und Begeisterung fest, daß die verschiedenen Kolonien und Stützpunkte des Mutterlandes diese Politik guthießen und materielle und moralische Unterstützung nicht nur versprachen, sondern auch tatsächlich durchführten. Das wirkte wie ein Erwachen. Diese "far-away colonies" wurden plötzlich Machtfaktoren; wie mochte es eigentlich in ihren Ländern aussehen? Leider beantworteten nur wenige und dann noch tendenziöse Untersuchungen das Problem: Die Kolonie vom Gesichtspunkt des Krieges betrachtet. Eins wurde jedoch ganz vergessen: Aufklärung zu schaffen für die geistige Kultur, besonders die damals aufschießende Literatur der Kolonien. Eine Ausnahme bildeten nur die knappen Dar-

stellungen in der Cambridge History of English Literature, in der die lebenden Dichter sowie die französische und holländische Literatur auf englischem Gebiete behandelt wurden. Immerhin ist es ja interessant, den Schleier über dem literarischen Leben und dessen verwickelten Problemen in entlegenen Gegenden des britischen Weltreiches ein wenig zu lüften, und in dieser Absicht ist die kurzgefaßte, keineswegs erschöpfende Schilderung niedergeschrieben worden. Man kann als ein Zeichen dafür, wie jung diese Literaturen noch sind, anführen, daß ihnen allen so gut wie jeder moderne Expressionismus in der Dichtkunst fehlt, für den sich z. B. die Vereinigten Staaten von Amerika so sehr eingesetzt haben. Dafür geben die Vertreter der Literatur der englischen Kolonien dem Leser dauerhafte Eindrücke eines gesunden und echten Empfindens; frische, neue Winde wehen aus allen Ecken der Welt.

Bibliographie der Anthologien.

Poetry of South Africa (1887). London, Sampson Low, Marston etc.

A Century of Australian Song (1888). London, W. Scott.

Treasury of Canadian Verse (1900). London, J. M. Dent & Co.

Treasury of South-African Poetry (1907). London, W. Scott.

Stevens B., Golden Treasury of Australian Verse (1909). London, Macmillan; Sydney, Angus & Robertson.

The Oxford Book of Canadian Verse (1913). Oxf. Univ. Press.

Purves, South African Book of English Verse (1915). London, Longmans, Green & Co.

Crouch, Gold Dust, Siftings from South African Poems (1917). London, Fifield.

Petrie, Poems of South African history 1497—1910 (1918). London, Humphrey Milford.

The Bengali Book of English Poetry (1918). London, Longmans, Green & Co.

Fournier(-Asselin), Anthologie des Poètes Canadiens (1920). Montreal, Granger Frères.

Wilkinson, Gleanings from Australasian Verse (1924). Melbourne, Whitcombe & Tombs.

Murdoch, A book of Australasian Verse (2nd Ed. 1924). London, Humphrey Milford.

Berlin. Gösta Langenfelt.

BESPRECHUNGEN.

SPRACHE.

Satz und Wort. Eine kritische Auseinandersetzung mit der üblichen grammatischen Lehre und ihren Begriffsbestimmungen. Aus A. Martys Nachlaß herausgegeben von Otto Funke. 1925. Reichenberg Verlag Gebrüder Stiepel. 93 S. (Schriften der Deutschen wissenschaftlichen Gesellschaft in Reichenberg. Im Auftrage herausgegeben von Erich Gierach.)

Abgesehen von den im Jahre 1908 veröffentlichen »Untersuchungen zur Grundlegung einer allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie«, die Marty selbst noch herausgegeben hat, ist ein beträchtlicher Teil seines sprachphilosophischen Hauptwerkes Handschrift geblieben. Funke hat sich die Aufgabe gestellt, die noch nicht publizierten Teile aus Martys Nachlaß, die im Besitz von dessen Schülern, den Professoren O. Kraus und J. Eisenmeier (Prag) sind, der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Er fühlte sich um so mehr hierzu veranlaßt, als er nach Einsicht der Martyschen Handschriften die Überzeugung gewann, daß sie noch ungehobene Schätze enthalten, die angetan sind, die Sprachforschung nachhaltig zu befruchten. Die vorhandenen Materialien waren meist bereits zum Druck vorbereitet, hatten aber noch keine endgültige Fassung gewonnen. Die hier veröffentlichten Teile des Nachlasses hat der Herausgeber in zwei Abschnitten zur Darstellung gebracht: I. »Kritische Auseinandersetzung mit der üblichen Lehre von Satz, Wort und den Redeteilen« und II. »Von der geeigneten Darstellung der Ergebnisse der deskriptiven Semasiologie«. Martys Polemik richtet sich in der Hauptsache gegen Wundt. Durch die Veröffentlichung der vorliegenden Schrift soll eine erweiterte Grundlage für eine Neueinschätzung der Lehre Martys geschaffen werden, der nach des Verfassers Ansicht dem Leipziger Gelehrten gegenüber bisher zu sehr im Schatten gestanden

habe. Für die Vergleichung beider sehr willkommen ist ein im Nachtrag der Schrift mitgeteilter Vortrag Funkes über »Martys Sprachphylosophie und die neuere Sprachforschung« (gehalten 1924 in der deutschen Altertumsgesellschaft in Prag und abgedruckt aus der Zeitschrift »Hochschulwissen«, I. Bd. S. 345—57).

Daß die grammatische Terminologie seit alter Zeit ein wunder Punkt ist und für die nächste Zukunft voraussichtlich auch bleiben wird, ist jedem Sachkundigen klar. Vieler Worte, dies zu beweisen, bedarf es deshalb nicht. Aussicht, revolutionierend und bessernd in dieser Hinsicht zu wirken, hat oft der nicht einmal, der anerkannt Neues auf dem Gebiet der Grammatik und Sprachphilosophie geleistet hat. Daß zu diesen Marty gehöre, habe ich mich bis jetzt nicht überzeugen können. Was er an neuen Begriffsbestimmungen und Benennungen vorschlägt, ist häufig wenig glücklich.

Manche der Beobachtungen von Marty sind gewiß originell und überraschen durch ihre Neuheit und Eigenart, aber seine starke Neigung zu rein theoretischen Erörterungen und zu überflüssiger Polemik empfindet der Leser um so mehr, als Marty nicht die Fähigkeit leichten Ausdrucks und klarer Darstellung besaß, ganz abgesehen davon, daß die Ernte an positiven Werten verhältnismäßig gering ist. Was man bei den wortreichen Erörterungen Martys so sehr vermißt, ist das rasch orientierende, treffende Beispiel, das Anschauung und Klarheit schafft. Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß ihm dieses oft deshalb nicht gleich zur Verfügung steht, weil die Ausführungen auf einer nicht zureichenden Grundlage historischen und vergleichenden Wissens ruhen. Auch das Neue an Anregungen, Gedanken und Ausblicken, das Marty zu bieten scheint, wird der Herausgeber vielleicht etwas anders einschätzen, wenn er sich in der neuesten sprachgeschichtlichen Literatur etwas mehr umgetan hat. In vielen Dingen sind wir weiter, als er anzunehmen scheint. Ob es Funke gelingen wird, eine höhere Wertung für Martys Werk zu erkämpfen, darf nach dem bis jetzt Vorliegenden fraglich erscheinen, so gern ich auch seinen Fleiß und Enthusiasmus anerkenne. Rein methodisch macht seine Editionsarbeit einen günstigen Eindruck, eine Gelegenheit, die handschriftlichen Grundlagen zu vergleichen, habe ich allerdings nicht gehabt. Über den wissenschaftlichen Wert der Materie selbst bedauere ich jedoch nicht einerlei Meinung mit ihm sein zu können. Ich freue mich indessen, im Verlauf der Arbeit er-

kannt zu haben, daß Funke nicht etwa im Geiste Martys arbeitet und nicht zu denjenigen gehört, die da der Meinung sind, daß ohne gewissenhafte Einzelforschung Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie in irgend welcher Form gedeihen können. Mag die Forschung auch noch so sehr nach der Seite der Psychologie, Ästhetik oder Kulturkunde in Zukunft ausbiegen, ohne die feste Grundlage sprachhistorischer Erkenntnis wird ein gesunder Fortschritt nicht möglich sein.

Freudenstadt, September 1926. W. Franz.

Werner Last, *Das Bahuvrîhi-Compositum im Altenglischen, Mittelenglischen und Neuenglischen.* Mit einem Geleitwort von Professor Dr. Heinrich Spies. Greifswald 1925, Buchdruckerei Hans Adler. 124 S.

In altenglischer Zeit finden sich substantivische Komposita wie *Widsith* 'der Weitfart' verhältnismäßig selten. Sie dürfen jedoch unzweifelhaft als B.-C. angesprochen werden, wenn auch die adjektivischen Zusammensetzungen dieser Art (*hāt-heorte* 'wütend') bekanntermaßen viel reicher entwickelt sind. Unter romanischem und wohl auch klassischem Einfluß nimmt ihre Beliebtheit im Mittelenglischen ab. Allerdings ist hier zu berücksichtigen die Eigenart des Schrifttums, in welchem gegen früher die Volkssprache in der Urwüchsigkeit ungeschminkten Ausdrucks sehr zurücktritt. Volkstümlich waren derartige Bildungen ohne Zweifel in allen Perioden. Im Altenglischen leben sie in den Epen und Rätseln, nicht in der von den lateinischen Originalen abhängigen Übersetzungsprosa. Auf breitem Raum entfalten sie sich, von Humor und Volkswitz getragen, im Neuenglischen und dienen hier vornehmlich zur Bezeichnung von Personen und personifizierten Dingen, Tieren und Pflanzen (*baldhead* 'Kahlkopf'; *closefist* 'Geizhalz'). Ursprünglich sind sie sicher keine Metaphern oder pars-pro-toto-Benennungen, sondern, wie dies gefühlsmäßig vielleicht am klarsten am Deutschen und Neuenglischen zu erkennen ist, der spontane Ausdruck der Volksseele für das Wesen einer Person oder personifizierten Sache, bei deren Ausmalung nach Maßgabe des genannten hervorstechenden Merkmals Phantasie und Gemüt stark mitspielen. Wenn sie auch meist Scherz, Spott, Hohn oder Schadenfreude zum Ausdruck bringen und in Schimpfworten nicht selten sind (*addlebrain* 'Hohlkopf', *gutbelly* 'Dickwanst'), so

können sie doch auch Träger von Sympathie und Zuneigung sein (*blue-eye*).

Die Neigung zur Adjektivierung der substantiven B.-C., — denn von diesen wird man, sofern man keine indogermanische Zwitterform zwischen Subst. und Adj. annehmen will, ursprünglich auszugehen haben — ist bereits im Altenglischen deutlich erkennbar und nimmt im Laufe der Entwicklung zu. Es ist nur natürlich, daß bei adjektivischer Bedeutung sie auch die grammatische Form kennzeichnende Suffixe, wie *-ig*, *-isc* annehmen und bereits im Ae. sich mit den schwachen Partizipien auf *-ed -od* berühren. Auf diese Weise gelangt das Suffix *-ed*, das ae. *-ēde* [*hoferēde* 'höckerhabend'] in sich aufnimmt, im Sinne von 'habend' in neuenglischer Zeit zu außerordentlicher Fruchtbarkeit und die älteren Formen, wie *barefoot* weichen vor den neueren mit *-ed* gebildeten (*barefooted*) zurück. Verfasser verweist in diesem Zusammenhange auch auf deutsche Formen nach Art von '*beleibt, bejahrt*'. Hier wäre man für weitere Ausführungen dankbar gewesen (S. 78).

Die Lektüre der unter den schwierigen Publikationsverhältnissen der Nachkriegszeit entstandenen Schrift mit ihrem gedrängten Druck und den vielen Abkürzungen ist stellenweise mühevoll. Ihre Benutzung wird jedoch erleichtert durch ein 39 Seiten umfassendes Wörterverzeichnis, das außer germanischen auch indogermanische Worte einschließt. Als Materialsammlung ist die Arbeit in ihrer systematischen Darstellung wertvoll, nicht minder aber durch die weit ausgreifende Behandlung des Problems, das den Verfasser bald in die Tiefen der germanischen und indogermanischen Sprachforschung führt, bald ihn Fragen aus der neuenglischen Grammatik erörtern läßt. Durch die Vielseitigkeit der Betrachtung und Sorgfalt der Untersuchung war Verfasser imstande, eine Reihe von Problemen zu lösen und andere in die richtige Beleuchtung zu rücken. In dem Reichtum ihres anregenden Inhalts gehört die Arbeit entschieden zu den wertvolleren Leistungen der letzten Jahre.

Freudenstadt, September 1926. W. Franz.

LITERATUR.

F. Boillot, M. A., M. C., *The Methodical Study of Literature*. Paris, Les Presses Universitaires de France, 1924. 162 S. Pr. 12 fr.

Die Abkehr von Materialismus und objektiver Exaktheit, die auf so vielen Gebieten der Wissenschaft das Kennzeichen der

Nachkriegszeit ist, macht auch im Literaturunterricht Fortschritte. Nicht übernommenes Wissen, sondern die eigene Intuition soll den Schüler ins Herz der Dichtung eindringen lassen. Abercrombies literarische Vorlesungen [1]) weisen ebenso in diese Richtung wie Schöns bekannte kulturkundliche Zielsetzung in der Erziehung unserer Studenten. Boillot, Professor des Französischen an der Universität von Bristol, kennzeichnet diese Bestrebungen folgendermaßen: "The danger now is to say that no dates matter, that no unknown words need be looked up, that no facts or allusions need be known, and that the whole aim should be to let the young be kindled by the beauty of the thing even if it is imperfectly understood." (S. 6.) Diesen neuen Methoden gegenüber wirbt B. in seinem Büchlein für jenen Vorgang in der Literaturkritik, wie er an französischen Mittel- und Hochschulen bereits 30 Jahre lang eingehalten und von Pädagogen wie Gazier, Brunot, Lanson, Vianey, Rudler [2]) u. a. befürwortet wird. Sie setzen die Philologie wieder in ihre alten Rechte ein, wobei sie freilich einem neuen Ziele dienstbar zu machen ist: "We want to develop the power of literary understanding and appreciation — the power to turn the great lessons of literature to the betterment of the life of the mind and soul." (p. 13.) Zu diesem Zwecke ist der philologisch-ästhetische Apparat, welcher zur Erklärung der altklassischen, wie überhaupt jeder fremdsprachlichen Literatur unerläßlich ist, auch zur Erfassung des eigenen Schrifttums in Anwendung zu bringen. Die so erzielte schöngeistige und sittliche Schulung sei um so notwendiger, als das Studium der griechischen und römischen Klassiker in der Erziehung der heutigen Jugend immer mehr zurücktritt. — Boillots Methode umfaßt alle Seiten der kritischen Literaturbetrachtung: Textkritik, zeitgeschichtliche und literarische Einflüsse, Quellenforschung, Auseinandersetzung mit Stoffwahl und Ideengehalt, und schließlich ein besonders anziehend und lehrreich gehaltenes Kapitel über Stilkunde. Ein genaues, logisch erdachtes Zahlensystem, das jedes Ergebnis der anzustellenden Analyse an seinen Platz rückt, gewährleistet die methodische und erschöpfende Interpretation des

---

[1]) *The Idea of Great Poetry.* London 1925. Vgl. mein Referat in Engl. Studien 1926. Bd. 60. S. 316f.

[2]) B. verweist nachdrücklich auf dessen Buch *Les techniques de la critique et de l'histoire littéraires en littérature française moderne.* Clarendon Press. Oxford, 1923.

betreffenden Textes. Zur Erhärtung seiner Methode gibt B. in einem Anhang einen Kommentar zu folgenden Stücken: Ruskin, The Harbours of England; Byron, Don Juan (II 40, 52, 53); J. Blanko White, To Night; E. Allan Poe, Eldorado; Charles Lamb, Dream Children; J. Keats, Ode on a Grecian Urn; Swinburne, The Interpreters. Diese Analysen sind gewiß ebenso feinsinnig wie tiefschürfend, wenn auch die Veröffentlichung von Schülerarbeiten statt eigener Ausführungen für uns noch größere Überzeugungskraft besessen hätte.

B.s Buch bildet eine durchaus genußreiche Lektüre. Das Streben des Franzosen nach logischer Klarheit mischt sich in glücklicher Weise mit der taktvollen Zurückhaltung des erfahrenen Lehrers. Dazu kommt die genaue Kenntnis der einschlägigen fachlichen Literatur — allerdings leider nur der französischen und englischen — und eine bewundernswerte Beherrschung der englischen Sprache. Eine genaue Übernahme seiner Methode als der allein richtigen wird B. wohl selbst nicht erwarten, das hieße ja die Persönlichkeit des Lehrers in allzu enge Schranken pressen; und vollends der deutsche Lehrer, der unsere Interpretierung Shakespeares und Goethes in sich aufgenommen hat, wird nicht gewillt sein, Boillots Methode als etwas ganz Neues zu bewerten. Dem Seminaristen und den jüngeren Kollegen jedoch, die vielleicht noch zwischen neuen Schlagworten und erprobtem Alten schwanken, wird das angezeigte Buch zur Klarheit verhelfen.

Prag. E. Rosenbach.

N. Kershaw, *Anglo-Saxon and Norse Poems edited and translated.* Cambridge, University Press, 1922, 14/net. S. XIV, 207.

Das vorliegende, mit 14 s. erstaunlich teuere Buch enthält hintereinander eine Gruppe angelsächsischer und skandinavischer Gedichte; die erstere setzt sich zusammen aus 'Wanderer', 'Seefahrer', 'Klage der Frau', 'Botschaft des Gemahls', 'Ruine' und 'Schlacht bei Brunanburh', die letztere aus 'Hrafnsmál, Schlacht von Hafsfjord', 'Eiríksmál, 'Hákonarmál', 'Darraðarljóð', 'Sonatorrek' und der 'Goten- und Hunnenschlacht'. Die Texte sind mit kurzen Einleitungen und Übersetzungen versehen; am Schluß folgen Anmerkungen. Eine kurze Einführung unterrichtet über die Manuskripte. Es handelt sich um eine in mancher Hinsicht verständnisvolle Arbeit, aus dem Bestreben hervorgegangen, einen leichteren Zugang zu den genannten Dichtungen zu bahnen. Neue Gesichts-

punkte wird man von der Verfasserin nicht erwarten; um sie zu finden, wäre wohl eine eingehendere Beschäftigung mit dem Gegenstand notwendig, als sie dieser Arbeit zugrunde liegt. Die Unselbständigkeit tritt natürlich besonders deutlich in der Beantwortung der Fragen der Chronologie der angelsächsischen Dichtung zutage. (Immerhin ist noch ein gewisses Maß von Vorsicht in der Ausdrucksweise beobachtet worden. Ihre Rezensentin Edith E. Wardale in "The Year's Work in English Studies 1922" S. 26, dagegen stellt von diesen Gedichten kurzerhand fest, daß sie der "earliest period of Anglo-Saxon Literature" angehörten. Es wäre interessant, ihre Beweise dafür kennenzulernen.) Einzelnes für ihre Arbeit Nützliche ist ihr allerdings unbekannt geblieben. Daß Cynewulfs Gedichte allgemein dem 9. Jahrhundert zugeschrieben würden, ist eine erstaunliche Feststellung. Mein Versuch über die »angelsächsische Dichtersprache« von 1915, auch die Dissertation von Alfred Wolf über «die Bezeichnungen für Schicksal in der angelsächsischen Dichtersprache« (Breslau 1919) würden sie vielleicht hier und da gefördert haben. Doch zeigen die Anmerkungen im großen und ganzen eine sorgfältige Verarbeitung der wichtigsten einschlägigen Literatur, hin und wieder auch dankenswerte Eigenbeobachtungen, z. B. von Parallelstellen. Die Übersetzungen machen einen flüssigen Eindruck und können gelegentlich bei schwierigen Stellen zur Klärung beitragen. Nicht immer freilich sind sie überzeugend. Ich glaube z. B. nicht, daß man Seef. 48 ff. übersetzen darf: "The houses of the great are beautified by blossoming groves", ebensowenig V. 88 þurh bisgo mit "living by toil". Soziale Gegensätze sind hier schwerlich beabsichtigt. Ebensowenig scheint mir die Übersetzung 'to wife wyn': 'he has no pleasure in his wife' wahrscheinlich (vgl. S. 169). Das 'feorg losađ' V. 94 im selben Gedicht hat doch wohl einen perfektivischen Sinn und verträgt nicht die Wiedergabe mit "while his spirit is ebbing'. In der 'Klage der Frau' V. 15 bezweifle ich die Lesung im Bosworth-Toller-Supplement, (u. heard) der sich die Verfasserin anschließt: "het mec hlaford min her heard niman" = "my lord in his cruelty ordered me to be brought here". Für ein niman in diesem Sinne fehlt der Nachweis. Für die falsche Übersetzung von V. 32 "Ful oft mec her wraþe begeat" vgl. »Dichtersprache« S. 83, ebenso für das "mæle gehwylce" Seef. V. 36. Diese Liste ließe sich unschwer noch verlängern. —

Leipzig. L. L. Schücking.

Albert Stanburrough Cook, *The Old English Andreas and Bishop Acca of Hexham.* New Haven, Connecticut 1924. (Transactions of the Connecticut Academy of Arts and Sciences. Vol. XXVI, pp. 245—332. June 1924.)

Cook hat kürzlich den Versuch unternommen, den Beowulfdichter näher zu bestimmen. Die Ausführungen sind reich an Einzelbeiträgen zur Geschichte und Kulturgeschichte Altenglands, aber in ihrem wesentlichen Zweck verfehlt[1]). Ähnliches gilt von der vorliegenden Abhandlung, die den Verfasser des *Andreas* festzustellen sucht. Nur ist dieses Mal Cook selbst wohl nicht so ganz von der Beweiskraft seiner Argumente überzeugt; noch der etzte Satz schließt mit einem Fragezeichen.

Cook geht in einer Richtung weiter, die die Forschung bereits gelegentlich eingeschlagen hat: Krapp LXXI vermutete als Verfasser *some monk of Hexham.* Cook sucht Acca († 740), Bischof von Hexham bis 731, als Autor zu erweisen. Ein breit angelegtes Bild seiner Persönlichkeit wird entworfen: Acca ist lebenslänglich getreuer Anhänger Wilfriths, dessen Lebensbeschreibung durch Eddi Acca veranlaßt hat; er ist der Adressat der Mehrzahl der theologischen Werke Bedas und vielleicht (?) der Anreger der Rätseldichtung Hwætberts (S. 308).

Worauf stützt sich Cooks Gleichsetzung Accas mit dem Autor des *Andreas*? Erwägungen verschiedener Art werden angestellt: Acca ist nach Skene der Begründer des schottischen Andreaskults: bei seiner Vertreibung aus Hexham (731) nahm er die dortigen Reliquien nach Kilrymont mit (S. 320 ff.). — Sein Meister Wilfrith erbaute um 675 die Andreaskirche in Hexham, der späterhin (vor 685) eine weitere bei Selsey in Sussex folgte (S. 267 ff.). Doch sind diese Hinweise nur von untergeordneter Bedeutung. Hauptsächlich sucht Cook einzelne Beobachtungen über Stil und Stoff des Gedichtes mit Daten der Accabiographie in Zusammenhang zu rücken: 1. Im Anschluß an v. 1478 ff. wird festgestellt (S. 322 ff.), daß die Darstellungsweise im *Andreas* derjenigen entspreche, die Acca Beda für die Abfassung seines *Lukas* empfiehlt, '*namely, to study his predecessors, draw matter from them, simplify it, render it intelligible and attractive to the unlearned, and add to his borrowed stores whatever his own wit could devise.*' Diese Methode ist aber innerhalb der ae. Literatur alles andere als individuell,

---

[1]) Vgl. Verf. Engl. Stud. 57, 124 ff.

mithin für die Argumentation nicht brauchbar. 2. Neben Virgil (vgl. Cook MLN 34 418) kannte der Verf. des *Andreas* auch Homer, wie namentlich v. 266/7 zeige: *hranrāde* = ἰχθυόεντα κέλευθα; *hēahstefn naca* = ὑψίπρῳρος; *snellic sǣmearh* = ἁλὸς ἵπποι. In Accas Grab fand sich eine Inschrift, enthaltend u. a. die Worte *Agiæ Sophiæ* (S. 324 ff.). — Die Inschrift beweist nichts für Accas griechische Kenntnisse, die angeführten Phrasen sind nicht zweifelsfrei homerischen Ursprungs; überdies könnten sie dem Dichter, wie Cook selbst andeutet, von Freunden zugetragen sein. Keinesfalls ist hier ein Stück Beweis. 3. v. 712—6, 724—6, 731—2, 765—7, 788—9 zeigt Verf. des *Andreas* gegenüber der knappen Quelle *susceptibility to sculpturesque beauty;* Acca war ebenfalls dafür empfänglich, wie die beiden Kreuze über seinem Grabe zeigen (S. 308 ff.). Aber: es ist nicht zu erweisen, daß diese Steine auf ihn zurückgehen, und der Umstand, daß '*the sculpture is at all events in relief, as that described in the Andreas must have been*' (312), vermag den hinfälligen Beweis nicht im geringsten zu stützen. — Ebenso schwach sind die Aufstellungen begründet, die den stofflichen Gehalt des Gedichtes zum Gegenstand haben. 4. Die Schilderung der Abreise aus Mermedonien v. 1706—14 stimmt nicht zur Quelle, wohl aber zu Wilfriths Abfahrt nach Rom 678 und 703 (S. 287). 5. Ebenso fehlt der Quelle die Entsprechung von v. 1253—68, die Gerould als *marring the architectonics of the poem* bezeichnet. Cook erklärt sie als Spiegelung von Wilfriths Gefangenschaft nach der Rückkehr aus Rom 680 (S. 288 f.). Eine ausführliche Zurückweisung dieser beiden Aufstellungen erübrigt sich: Sie erklären sich aus derselben Verkennung des Charakters der ags. Kunst, die aus der Gleichsetzung Beowulflandschaft = East Riding bei Holderness sprach. Mithin kann die These, Acca sei der Autor des *Andreas,* nicht als erwiesen angesehen werden.

Ebensowenig ist Cook darin beizupflichten, daß im *Andreas* eine Odyssee der germanischen Bekehrungsgeschichte zu sehen sei (S. 276 ff.): Die ausmalende Beschreibung des Sturmes v. 372 ff. ist ein Mehr gegenüber der Quelle und ähnelt einer Stelle aus Willibalds Bonifatiusbiographie. Individuelle Übereinstimmungen sind jedoch nicht zu erkennen. Wenn Cook zu *ʒafulrǣden* v. 296 und *wīdfæþme scip* v. 240 auf Entsprechungen in der Bonifatiusbiographie verweist, so scheint er dem selbst keine Beweiskraft zuzulegen. Ferner soll v. 40 ff. Parallele zu Bonifatius' Märtyrertod in Friesland sein. Nach Cook sind alle diese '*resemblances*' nicht auf Benutzung

Willibalds durch *Andreas* zurückzuführen, sondern Bonifatius hatte Kunde von Wilfriths und Accas Andreaskult, '*and if he heard, is the legendary career of the saint likely to have left him uninfluenced?*' (284). Unter Hinweis auf Willibald cap. VI vermutet Cook, Kenntnis, ja vielleicht Abschrift des *Andreas,* sei nach Deutschland gedrungen, die bei den dortigen ags. Missionaren um so stärkeren Eindruck machte, als v. 19 ff. Kannibalismus geschildert war, dem sie sich selbst gegenübersahen. Die Ausführungen verlieren sich hier in romantischer Spekulation.

Für die Datierungsfrage bringt Cook nichts Neues bei: Die relative Chronologie *Beowulf—Andreas—Cynewulf* wird beibehalten (S. 270 ff.); Annahme der Verfasserschaft Accas würde auf 709—740 als wahrscheinliche Termini führen.

Das Hauptziel der Untersuchung kann nicht als erreicht bezeichnet werden. Eingehen auf nebensächlichere Dinge dürfte daher nicht erforderlich sein: S. 273 wird Cynewulf mit Cynewulf von Lindisfarne gleichgesetzt, S. 274 ausgeführt, Cynewulf könne seine gelehrten und tiefreligiös empfundenen Gedichte nicht vor dem 35. Lebensjahre abgefaßt haben. Der Vergleich Accas mit dem Ideal des *court-minstrel* (Bw. 867 ff.) ist schief.

Gegenüber dem Fehlschlag des Ganzen steht erfreuliches Gelingen in vielen Einzelheiten. Eine Fülle von Material zur ae. Kulturgeschichte ist unermüdlich und umsichtig zusammengetragen. Die Darstellung der Geschichte des Andreaskultes im Abendland und besonders in England (S. 249—270) übertrifft alle bisherigen. So wird auch dieser Beitrag Cooks seine Bedeutung behalten und dem Verfasser der noch ungeschriebenen Kulturgeschichte Altenglands die Arbeit erleichtern.

Jena. Hermann M. Flasdieck.

Albert Stanburrough Cook, I. *Cynewulf's Part in our Beowulf;* II. *Beowulfian and Odyssean Voyages.* Transactions of the Connecticut Academy of Arts and Sciences, August 1925 resp. Februar 1926.

Die beiden vorliegenden kleinen Abhandlungen des anglistischen Emeritus der Yale University stimmen darin überein, daß Einzelheiten der Beowulf-Dichtung mit Homers Ilias und Odyssee verglichen werden. Trotzdem eine Fülle von Parallelen aufgedeckt wird, behauptet aber Cook keine Abhängigkeit des germa-

nischen Werkes von den griechischen. Ohne daß es gesagt wird, scheint der Vergleich im Sinne etwa von Chadwicks Parallelisierung die Übereinstimmung *heroischer Kulturen* an sich auch in einzelnen Strukturelementen zeigen zu sollen, z. B. im Vergleich der Reiseberichte. Dagegen wird Hrothgars Weisheitslehre an Beowulf (Beow. 1724 b—68) mit zwei homerischen Parallelen zusammengestellt, um das *Allgemeinmenschliche* des Ratschlags eines älteren Mannes an einen jüngeren zu erweisen (Abh. II. S. 398). Solche verschiedenartigen Bezweckungen der Belege werden nicht klar getrennt.

Aber das, was bewiesen wird, ist die Unabhängigkeit des Beowulf gegenüber Cynewulf. Seitdem 1892 Sarrazin (Anglia 14. 410) den sogenannten homiletischen Teil von Hrothgars Rede mit dem Christ des Cynewulf in Verbindung gebracht hatte, war dieser Gedanke nicht fallen gelassen. So sagt noch Klaeber in seiner neuen Beowulf-Ausgabe (S. CXIV—CXVI), daß Cynewulfs eigene Hand in Teilen der Weisheitslehre im Beowulf zu entdecken sei. "This does not mean, of course, that we should, with Sarrazin, regard Cynewulf as the redactor of Beowulf — there are, with all the similarities in stylistic respect, irreconcilable differences of viewpoint which preclude such an assumption. But it is entirely possible, and more than that, that Cynewulf was sufficiently interested in this speech of Hrōđgār's to alter and interpolate it in accordance with his own views and literary predilections." Demgegenüber wird von Cook of Pabst Gregor hingewiesen, besonders: Morals, in Library of the Fathers 3. 654—6 = Patr. Lat. 76. 745—6; hier konnte der Beowulfdichter die für seine Homilie nötigen Gedanken ebensogut kennen lernen wie im »Christ«. Die Annahme einer Beeinflussung des Beowulf durch Cynewulf ist also nicht notwendig.

Im übrigen werden in den beiden Schriften Erörterungen geliefert, die die frühere Theorie Cooks (Trans. Conn. Academy of Arts and Sciences 25. 316—323) zur Voraussetzung haben, nämlich, daß König Aldfrith der Anreger des größten angelsächsischen Epos gewesen sei. Er habe den Dichter bewogen Gregors Schriften zu benutzen. Der Reisebeschreibung in der Dichtung läge die natürliche Szenerie einer Seereise von Bamborough in Bernicia nach Flamborough Head zugrunde.

Es würde über die Aufgabe dieser Anzeige hinausführen, die Voraussetzung dieser phantasievollen Ausgestaltungen und damit

die Relevanz der letzteren zu beurteilen. Das könnte nur im Zusammenhang der gesamten Beowulfprobleme geschehen; hoffentlich in nicht allzu ferner Zeit[1]).

Basel. Gustav Hübener.

Beatrice Daw Brown, *A Study of the Middle English Poem known as the Southern Passion.* A Dissertation presented to the Faculty of Bryn Mawr College in Partial Fulfilment of the Requirements of the Degree of Doctor of Philosophy. Oxford, 1926. 8°°. 110 pp.

Aus der umfangreichen südenglischen Legendensammlung (1. Horstmanns Altenglische Legenden usw.) sondert die Verfasserin (Gattin des geschätzten Anglisten Carleton Brown, geb. Daw) die Geschichte der Passion Christi von der Salbung in Bethanien ab, einschließlich der Auferstehung, der Himmelfahrt und der Ausgießung des heiligen Geistes, aus, da sie in einer Anzahl von Hss. im Zusammenhang erscheint[2]). Auf das Verhältnis dieses Teils zu dem gleichfalls in dieser Sammlung teilweise vorhandenen 'Leben Jesu' geht sie jedoch wegen Mangels zuverlässig gedruckter Texte nicht näher ein und streift auch die Beziehungen der Passion zu den Legenden nur mit einigen Worten, in denen sie auf bemerkenswerte Ähnlichkeiten zwischen beiden im Wortlaut und Stil verweist, aus denen man auf einen gemeinsamen Verfasser schließen könnte. Doch gibt sie zu, daß die Annahme eines solchen nicht für jedes in der Sammlung enthaltene Stück, zumal in den Hss. darin große Verschiedenheit herrscht, zu gelten braucht, da manche Schreiber gewiß nach Gutdünken dies oder jenes einfügten oder wegließen. Jedenfalls lehnt sie Horstmanns Theorie der gruppenweisen Bearbeitung dieser Dichtungen ab, ohne sich jedoch auf eine eingehende Prüfung dieser wichtigen Frage als weit über ihr eigentliches Thema hinausgehend einzulassen. Die Entstehungszeit der Passion setzt sie, mit der bisherigen Annahme ziemlich übereinstimmend, in die Jahre zwischen 1275—85 (S. 11), vom Entstehungsort

---

[1]) Korrektur-Anm. Ein Teil meiner Beowulfstudien ist inzwischen Germ.-Rom. M. XIV, 9/10 erschienen, leider entstellt durch Druckfehler. Infolge einer Studienreise in England wurde die Korrektur verzögert und dann nicht zu Ende geführt. Ich hoffe demnächst diese Beowulfstudien vollständig vorlegen zu können. G. H.

[2]) S. u. a. Wells, Manual, S. 292 ff.

handeln jedoch erst die folgenden Kapitel dieser Schrift. Von anderen mittelenglischen Dichtungen ähnlicher Art, besonders von der sogen. nördlichen Passion, unterscheidet sich diese dadurch, daß sie mehr den Charakter einer Predigt trägt, zuweilen belehrende Zusätze macht und zum Mystizismus neigt. Die Darstellungsweise ist die einer ruhig fortschreitenden, freilich etwas nüchternen Erzählung, die jedoch gelegentlich durch realistische Züge und Gefühlsausbrüche belebt wird.

Das nächste Kapitel ist der Beschreibung der Hss. und der Untersuchung ihrer Beziehungen zu einander gewidmet. Es sind noch 10 Codices, die neben dem Sanctorale (den Heiligenleben) mehr oder wenig vollständig das Temporale (die Passion, Auslegung der Festtage u. a.) enthalten; ein elfter, der Cambridger Univ. Libr. angehörig, wird wegen erheblicher Abweichungen beiseite gelassen. Von diesen Hss. sind zwei um 1300 entstanden, die übrigen erst im 14. und 15. Jahrh. Von den beiden ältesten ist das Harl. Ms. (2277) bereits durch Veröffentlichungen daraus bekannt geworden, doch ist es durch Ausfall mehrerer Blätter verstümmelt. Das Pepys MS. (2344) dagegen ist bisher noch ungedruckt und besonders bemerkenswert, da in ihm der südwestliche Dialekt am reinsten erhalten ist. Diese 10 Hss. zerlegt die Verf. in zwei Gruppen, von denen die eine, zu der das Pep. Ms. gehört, von drei Codices, die andere von allen übrigen, von denen sich jedoch wiederum drei wegen gemeinsamer Auslassungen absondern, gebildet wird. Der Stammbaum wird durch Diagramme veranschaulicht, deren Richtigkeit hier jedoch nicht, da die Texte noch nicht vorliegen, nachgeprüft werden kann.

Im III. Kapitel untersucht Frau Brown die Heimat und die Mundart der Passion, zu welchem Zwecke sie hervorhebt, daß der Verf. mehrerer Lebensbeschreibungen altenglischer Heiligen sich besonders mit Örtlichkeiten im Süden und Südwesten Englands vertraut erweist (Dorset, Somerset). Die Herkunft aus Gloucester, die man bisher allgemein annahm (s. ten Brink, Literaturgesch. I 335; Brandl, Grundr. II, § 31 usw.), ist dagegen nur schwach dadurch begründet, daß Robert, der Verfasser der Chronik, an einigen Stellen im Ausdruck mit gewissen Legenden übereinstimmt, doch läßt sich nachweisen (s. u. S. 93 f.), daß er hierin der Schuldner ist. Daß der Ursprung auch der Passion in jenen Gegenden liegt, lehrt die nun folgende Untersuchung der Mundart jeder der Hss., wenn auch in einigen jüngeren der sich

weiter verbreitende westmittelländische Einfluß nicht zu verkennen ist.

Hierauf wendet sich die Verf. (Kap. IV) zur Frage der Quellen, als deren vornehmste sie die Vulgata feststellt, der unser Autor getreulich im Gang der Erzählung folgt. Im Aufbau und in der Auslegung vieler Stellen, wie bei der Erwähnung verschiedener Nebenumstände, benutzte er dagegen das *Liber in Evangelia* in Peter Comestors *Historia Scholastica*, während der Deutung von Parabeln teilweise die *Allegoriae* des Hugo von St. Victor zugrunde zu liegen scheinen. Gering ist der Einfluß des Abtes Robert von Tuy, und auch die Schriften Bernhards von Clairvaux haben mehr durch die Erinnerung an gewisse Gedanken und Vorstellungen auf den Passionsdichter eingewirkt, als daß der Wortlaut den betreffenden Stellen entspräche. Ähnliches gilt von der Liturgie und dem Ritual, und auch die *Meditationes Vitae Christi*, daneben das *Signum Vitae*, haben ihn hauptsächlich zur Anstellung von Betrachtungen, zum Ausdruck von Empfindungen, zum ermahnenden Tone an seine Leser angeregt, wiewohl er ihnen ebenfalls Erläuterungen und beschreibende Einzelheiten verdankt. Ähnlichkeiten mit der *Legenda aurea* des Jacobus a Voragine sind durch die Benutzung derselben Quellen zu erklären.

In ihrem letzten (V.) Kapitel geht die Verf. von der, allerdings naheliegenden, allgemeinen Auffassung aus, daß das südliche Legendarium nebst Passion usw. in einem Mönchskloster, vermutlich in der Abtei zu Gloucester entstanden sei, um die Frage aufzuwerfen, an welche Zuhörerschaft sich diese Dichtung augenscheinlich wende. Da sie, wie aus verschiedenen Stellen hervorgeht, zur Belehrung und Erbauung von ungebildeten Laien bestimmt sei, könne sie schwerlich zum Vorlesen in Klöstern gedient haben. Auch für den Gebrauch von Weltgeistlichen, auf die nebenbei mancher Hieb fällt, sei sie nicht geeignet, dagegen entspreche ihr Vortrag und ihre Ausdrucksweise wohl der Art der umherwandernden predigenden Bettelmönche, die Chaucer in der Erzählung des Büttels so ergötzlich schildert (worauf die Verf. wohl hätte näher eingehen können). Einem etwaigen Zweifel, daß die Bettelmönche über eine Bücherei verfügten, die für die Bedürfnisse des Verfassers der Passion ausgereicht hätte, begegnet sie mit dem Nachweis, daß manche Niederlassung dieser eine ganz stattliche Bibliothek besaß. Auf die Frage, ob unser Dichter

Dominikaner oder Franziskaner gewesen sei, macht Frau Brown schließlich wahrscheinlich, daß er dem ersteren Orden angehört habe, da Dominicus in seiner Legende weit höher gepriesen wird als Franciscus in der seinen.

Merkwürdigerweise fehlt eine Untersuchung des Verbaus, die bei der Bestimmung der Verfasserschaft auch wohl in Betracht kommen mußte. Aber vielleicht hat Frau Brown eine solche Arbeit sich für ihre Textausgabe der Passion, die laut Vorwort von der Early English Text Society veröffentlicht werden soll, vorbehalten, und zu der die vorliegende Schrift die Einleitung bildet. Nach dieser tüchtigen Leistung läßt sich auch etwas Gutes von dem vollendeten Werke erwarten.

Berlin-Zehlendorf. J. Koch.

Lydgate's *Fall of Princes*. Edited by Henry Bergen. The Carnegie Institution of Washington, Washington, 1923. (Publication Nr. 262.) 3 Bände. 8°. LXV + 1044 S.[1]).

Bergen ist in der Lydgateforschung nicht unbekannt. Von ihm stammt die Ausgabe des umfänglichen *Troy Book* in der E. E. T. S., zu der allerdings der vierte Band (Einleitung) noch aussteht. Die vorliegende Ausgabe des 36 365 Fünftakter umfassenden *Fall of Princis* ist wiederum eine dankenswerte Leistung. Ein vierter Band, der Anmerkungen und Wortverzeichnis bringen soll, liegt noch nicht vor.

Über die bisher vorliegenden Bände ist nicht allzuviel zu sagen. Umfang des Werkes und Reichhaltigkeit der Textüberlieferung lassen von vornherein keinen eigentlich kritischen Text erwarten. Grundlage des Textes ist MS. Bodley 263, das mit Royal 18. D. IV und Harley 1245 durchgängig kollationiert ist, während 6 andere Handschriften sowie Tottels Druck (1554) nur zur Erhellung fraglicher Dinge herangezogen sind. An 30 Handschriften und Drucke sind also unberücksichtigt geblieben. Nach dem Vorgang Schicks ist jede Abweichung von Bodley 263 im Text durch nachgesetztes Sternchen hervorgehoben. Leider erhalten wir gar keinen Bericht über die vorliegenden bzw. benutzten Handschriften.

---

[1]) [Die Besprechung dieser Ausgabe hatte ursprünglich Jordan übernommen. Nach dessen Tode trat sein Amtsnachfolger freundlichst für ihn ein. Daher die Verzögerung der Anzeige. J. H.]

Ausführlich handelt die Einleitung S. XXVIII—XLVI über die Metrik. Bergen hat recht darin, daß die gängige Beurteilung der Verse Lydgates zu schlecht sei. Indes wird seine Art der Besserung, die vielfach ein metrisches Unding ist, kaum viel Beifall finden. Die kühnen Zerdehnungen und Apokopierungen sind am Schreibtisch ausgeklügelt.

Begrüßenswerte Zugabe ist der Abdruck des Lydgateschen Totentanzes. Vgl. dazu A. Floß Diss. Leipzig 1923 und M. Förster Anglia Beiblatt 36/2.

Jena. Hermann M. Flasdieck.

Joseph Needham, M. A.: *S. T. Coleridge as a philosophical biologist.* (Science Progress, London, April 1926, Bd. 20, S. 692—702.)

Diese Abhandlung beansprucht eigentlich mehr wissenschaftliches als literarisches Interesse, trotzdem halte ich es für wohl angebracht, die Aufmerksamkeit der Leser der *Englischen Studien* darauf zu lenken, weil sie zeigt, daß selbst im Gebiete der Naturwissenschaft Coleridge nicht ganz gering zu achten ist; dem Studenten der englischen Literatur kann keine Seite dieses so vielseitigen Genies ganz ohne Interesse sein.

Der Verfasser, ein junger Mediziner in Cambridge, gründet seine Untersuchung auf ein wenig bekanntes Werk des Dichterphilosophen, *The Theory of Life,* das wahrscheinlich im Jahre 1831 geschrieben, aber erst 1848 nach des Verfassers Tode herausgegeben wurde. Es enthält einige augenscheinlich nicht von Coleridge geschriebene Stellen, die nur von James Gillman, seinem Gastfreund in Highgate und literarischen Testamentsvollstrecker, eingefügt sein können.

Nach der Auffassung Coleridges soll nicht nur das Organische — Pflanzen und Tiere — sondern auch das Anorganische, z. B. Metalle und Kristalle, lebendig sein; die letzteren liegen nur im Schlaf, sind aber nicht tot. Als den einfachsten Nenner, auf den man das Leben bringen kann, bezeichnet er das Prinzip der »Individuation« oder das Wirken der Einheit in der Vielheit ("Unity in Multeity") und das allgemeinste Wirkungsgesetz desselben die Polarität. Das ist nach Ansicht Needhams keine wissentschaftliche Lebenstheorie, was es auch sei. Die Gesichtspunkte für diese Meinung zu besprechen, gehört nicht in den Rahmen dieser Zeitschrift sowie der Fähigkeit des Referenten.

Hier sei nur bemerkt, daß, während N. zugibt, daß der erste Teil des genannten Büchleins eine zweifellos gründliche Diskussion sei, er im zweiten Teil einen bedeutenden Abfall (»a great falling off«) findet, der ihn an die Geheimnislehren der Rosenkreuzer erinnert. In einigen Punkten aber soll Coleridge mit dem modernen Denken deutlich in Berührung kommen, beispielsweise in seiner Vorahnung der Idee der »emergenten« Entwicklungslehre, oder einer rohen Gestalt derselben, und in seinem biologischen Platonismus. Der Verfasser kommt zu dem zu erwartenden Schluß, daß Coleridge ein besserer, und zwar weitaus besserer Philosoph als ein Naturforscher war.

London. Cyril C. Barnard.

K. Treimer, *Byron und die Albanologie.* (Séminaire de Philologie Albanaise. III 1—2, S. 176—204.) Belgrad 1926.

Daß Byrons levantinische Reise 1809—11 von tiefem und weitreichendem Einfluß auf seine dichterische Produktion war, ist bekannt. *Childe Harold* II, *The Giaour, The Bride of Abydos, The Corsair, Lara, The Siege of Corinth* sind die literarischen Niederschläge dieser Reise. Während seines Aufenthalts in Griechenland erwachte in ihm die Liebe zum Volk der Hellenen, die ihn später veranlaßte, tätigen Anteil an ihrem Freiheitskampf zu nehmen. Durch sein dichterisches und persönliches Eintreten für Griechenland und durch seinen tragischen, von Heldennimbus verklärten Tod in jenem Kampf wurde Byron der Begründer des Philhellenismus, der bald weite Kreise der europäischen Jugend ergriff und das Geistesleben und die Literatur des jungen Europas so nachhaltig befruchtete.

Aber stärker noch als Griechenland hat den Dichter auf seiner levantinischen Reise das wildromantische, weltentlegene Albanien beeindruckt. Im *Childe Harold* hat er seiner Bewunderung für das Land und seine Bewohner lebendigen Ausdruck gegeben, und auch im *Giaour* wirken Erlebnisse seiner albanischen Reise nach. In der vorliegenden Abhandlung legt ein Kenner des Albanischen auf Grund von Byrons dichterischen und brieflichen Äußerungen im einzelnen dar, wie kräftig diese albanischen Eindrücke waren. Er zeigt, wie Byron das Schicksal des rauhen, unbekannten Landes dem Westen näher zu bringen wußte, wie er das Interesse breiter Schichten auf jene Stämme lenkte, die an

dem osmanischen Joch zu rütteln wagten, wie er einer der ersten war, die albanische Texte mitteilten, und wie er so ein Vorläufer der Albanologie wurde. J. Hoops.

The Shelley Correspondence in the Bodleian Library. Edited by R. H. Hill. Oxford, Bodleian Library, 1926. XV + 48 S. 5 Sh.

Im Juni 1892 übergab Jane Lady Shelley, Sir Percy Florences Witwe, der Bodleiana eine Sammlung von Originalhandschriften des Dichters, Gedichte und 229 Briefe (die meisten von ihm selbst, die übrigen von ihm nahestehenden Personen), nebst dem Werke *Shelley and Mary*, einer 1882 in nur 12 Exemplaren gedruckten Sammlung aller im Besitz der Familie befindlichen Briefe biographischen Charakters, einschließlich Marys und Shelleys Tagebuch ab 1814. Sämtliche Dokumente sollten bis zu Shelleys hundertstem Sterbetag (8. Juli 1922) unzugänglich bleiben, fünf an Byron gerichtete Briefe Shelleys, die Lady Shelley von Originalen im Besitz der Lady Dorchester (Tochter von Hobhouse) abschrieb, sollten überhaupt nicht veröffentlicht werden. (Aus dem Datum zu schließen, beschäftigen sie sich mit Allegra und ihrer Mutter.) Die Entsiegelung brachte insofern eine Enttäuschung, als die Papiere keine wesentlich neuen Beiträge zur Biographie des Dichters enthielten. Die Familie hatte sie mit jener pietätvollen Großzügigkeit, die sie vorteilhaft von den Nachkommen Byrons unterscheidet, bereits Dowden für sein grundlegendes Shelleywerk (1886) zur Verfügung gestellt. Von dem seiner Seltenheit wegen fast unzugänglichen *Shelley and Mary*, einem Schatz für die Shelleybiographie, aber fehlte der vierte Band (ab 1823).

Die vorliegende Publikation bringt aus der in der Bodleiana hinterlegten Korrespondenz 44 Briefe, darunter 24 unveröffentlichte. Prof. Gordon und Mr. Brett Smith haben sie mit Zugrundelegung von Roger Ingpens Ausgabe der Briefe Shelleys, 1915, und Mrs. Marshalls *Life and Letters of Mary W. Shelley*, 1889, auf ihre Neuheit geprüft. Bleibt auch das Gesamtbild des Dichters unverändert, so werfen ergänzende Einzelzüge doch aufhellende Streiflichter in seine Umgebung und bilden eine dankenswerte und hochwillkommene Bereicherung. Z. B. Nr. 2, Shelley an seine Mutter, nach seiner ersten Heirat, 7. November 1812: *However you may be piqued at the deception which I practised on my marriage, I know you will be glad to hear that I am now one of the happiest*

of men, and that nothing but the idea of that temporary estrangement from my family prevents me from becoming the happiest.

Der Hauptwert des veröffentlichten Materials liegt darin, daß es die Möglichkeit einer Kontrolle und Ergänzung des bisher Gedruckten an die Hand gibt. Z. B. Nr. 26, an Leigh Hunt, 3. November 1819, ein flammender Protest gegen die Verurteilung Carlisles, des Verlegers von Thomas Paines *Age of Reason*. Von diesem für den *Examiner* bestimmten, aber offenbar nicht gedruckten Briefe waren bisher nur zwei Blätter — und zwar I und III — veröffentlicht (von Forman in *Shelley's Prose Works*, IV 291, Wise, *Shelley's Letters to Leigh Hunt* I 58, Ingpen, *Letters* II 736, *Shelley and Mary*, I 428). Hier erscheint nun der vollständige Brief von fünf Blättern, die Beweisführung, daß nach dem englischen Gesetz der Deismus so wenig ein Verbrechen sei wie der Unitarismus. Auf Grund dessen bestreitet Shelley die Gültigkeit der Anklage wegen Schlechtigkeit und Bosheit, da es sich hier höchstens um eine falsche Idee handeln könne. Die Behauptung, daß Schwarz Weiß sei, könne Wahnsinn, aber nicht Bosheit sein. Gipfelpunkt: eine Subskription für Carlisle zu seiner Verteidigung und als Kundgebung gegen die Tyrannen.

Beigegeben ist ein chronologisches Verzeichnis der Shelley-Korrespondenz mit Angabe des Schreibers, des Adressaten und mit einer Notiz über ihre frühere Veröffentlichung. Unter den ungedruckten Briefen harren allein etwa 40 von Mary an die Gisbornes und Miss Curran (1818—22) der Mitteilung im Druck. Weitere Publikationen im *Bodleian Quarterly Record* sind in Aussicht gestellt.

Wien. Helene Richter.

Thomas Hardy, *Human Shows, Far Phantasies, Songs, and Trifles*. London 1926, Macmillan. X und 279 S. Pr. 7 s. 6 d.

Als Sechsundachtzigjähriger hat Hardy vor kurzem unter dem Titel *Human Shows, Far Phantasies, Songs, and Trifles* eine Sammlung von ca. 150 Gedichten erscheinen lassen, unter denen sich freilich manche von früheren Sammlungen ausgeschlossene Verse befinden. Der Gesamteindruck, wie der aus seinem 1917 veröffentlichten *Moments of Vision and Miscellaneous Verses* ist der, daß es keineswegs angängig ist, den Dichter als »Pessimisten« zu bezeichnen, wie gedankenlose Interpreten es immer noch zu tun pflegen. Die Grundstimmung ist freilich ernst und tragisch.

Der gelegentliche Humor ist entweder Galgenhumor (»Farmer Dunmans Funeral« S. 161) oder Zynismus (»At a Pause in Country Dance« S. 167). Selbst die Natur, die er als Zeugen anruft, ist düster und tragisch, wobei seine Kunst, diese Natur zu vermenschlichen und zu verlebendigen, stets zu bewundern ist, wie etwa in den Herbstgedichten »Last Week in October« (S. 19) und »The Later Autumn« (S. 21). Eine oberflächliche Betrachtung solcher Gedichte, in welchen Hardy die leblose Natur und die Tierwelt bewußt handeln und sprechen läßt, könnte dazu verleiten, Hardy zum »Pessimisten« zu stempeln. Man kann aber mit J. C. Squire seine Welt- und Lebensanschauung als einen klaren, schlichten Agnostizismus deuten, dem eine gewisse zarte Nächstenliebe und eine gewisse Verzagtheit und Hoffnungsarmut (nicht Hoffnungslosigkeit!) eigen sind. Das Eingangsgedicht "Waiting Both" (S. 1) ist weder optimistisch noch pessimistisch; unter seiner Resignation pochen die Herzschläge eines Menschen, der das Leben geliebt, der mit den Leidenden gelitten hat, der aber nie zur ohnmächtigen Wut und Verzweiflung getrieben worden ist. Ähnliches gilt von vielen anderen Gedichten, besonders in "The Weary Walker" (S. 92), "In a former Resort after many years" (S. 4). Dichterische Bekenntnisse zum Pessimismus liegen auch nicht vor, wenn Hardy so gern über Tod und Wechsel und Vergänglichkeit spricht; zudem malt er Sterben und Vergehen keineswegs immer in den schwärzesten Farben, wie in "A Last Journey" (S. 39), "When Dead" (S. 47) "Why do I" (S. 279) "Not only I" (S. 175). Einen auffallend breiten Raum in der neuen Sammlung nehmen die Liebesgedichte ein. Hardys Eros ist in den seltensten Fällen fröhlich; optimistische Töne vernimmt man nur in ganz wenigen Gedichten: "Lover to Mistress" (S. 14), "Let me" (S. 23), "In the Street" (S. 95), "The Protean Maiden" (S. 220), "In her Haunting-Ground" (S. 233). Zumeist lagert über den »Liebesgedichten« eine wehmütige herbstliche Stimmung, die etwa in "Singing Lovers (S. 42), "The Frozen Greenhouse" (S. 78), "Plena Timoris" (S. 90), "Last Love-Word" (S. 93) u. v. a. m. Tief tragisch ist sogar die Liebesballade "The Harvest Supper" (S. 164). Hardys »Liebesgedichte« sind gewiß keine begeisterten Loblieder, es sind eher schmerzhafte Klagen, denn er weiß wie jeder echte Dichter:

> Love is a terrible thing: a sweet allure
> That ends in heart-outeating! (S. 272.)

Love is a terrible thing: witching when first begun,
To end in grieving, grieving! (S. 273.)
Love is a terrible thing: sweet for a space,
And then all mourning, mourning! (S. 274.)

Deshalb ist er noch längst kein Pessimist, er glaubt ja an die Liebe, er kennt und anerkennt die eine große wahre Liebe. Gattenliebe und Eheglück kennt er freilich nicht. In Gedichten dieser Art führt er uns fast stets in eine schwüle, drückende Atmosphäre, hier offenbart er oft eine ganz originelle Gestaltungskraft: "The Mock Wife" (S. 130), "At the Mill" (S. 187), "The Pair he saw pass" (S. 127). Das sind nur einige wenige dieser »Ehetragödien«, die an Zahl den »Liebesliedern« mindestens gleichkommen, wenn nicht sie übertreffen. Sie sind wohl als die Frucht der Erfahrungen eines ungewöhnlich langen Lebens zu werten, aber nicht poetische Zeugnisse für einen grundsätzlichen Pessimismus. Alle seine Menschen werden von einem blinden immanenten Willen getrieben:

What's there to tell of the world
More than is told?
Into its vortex hurled,
Out of it rolled (S. 155.)

Sie sind nicht verantwortlich für ihr Schicksal. Das Ergebnis ist Tragik.

Bochum. Karl Arns.

John M. Synge, *The Aran Islands.* Tauchnitz Edition Vol. 4726. Leipzig 1926. 255 S. Geh. M. 1,80; in Leinen geb. M. 2,50.

Unter den irischen Schriftstellern, von denen in der Tauchnitz Edition George Moore, Grace Rhys, W. B. Yeats, Oscar Wilde und Bernard Shaw vertreten sind, nimmt John M. Synge einen hervorragenden Platz ein. Der erste Band *Plays* (Vol. 4584) enthält eine Auswahl seiner bekanntesten Dramen. Der vorliegende zweite Band aus der Feder des irischen Klassikers, der sich besonders in Deutschland und speziell an deutschen Universitäten der gleichen Popularität wie W. B. Yeats erfreut, bringt eines seiner Hauptwerke, seine Erlebnisse auf den irischen Aran-Inseln. Die englische Kritik beurteilt das Werk äußerst günstig: 'We are held spellbound by the charm with which the great Irish dramatist renders the beauty and dignity of primitive life in a wild Atlantic landscape. The fight for existence against the elements is a drama in itself, causing high intellectual development

to combine with medieval superstition.' Die drei Aran Islands: Aranmor, Inishman und Inishere, liegen im Atlantischen Ozean ungefähr 30 Meilen westlich von Galway, der irischen Hafenstadt in der Provinz Connaught. Kilronan, das hauptsächlichste Dorf auf Aranmor, ist durch die Fischereiindustrie seines ursprünglichen Charakters beraubt, während die Bewohner der beiden anderen Inseln ihre gälische Sprache und Sitten und Gebräuche sowie ihren Aberglauben im großen und ganzen bewahrt haben. Synge gibt einen wortgetreuen Bericht von seinem monatelangen Aufenthalt auf den Inseln. Er hat nichts erfunden und nichts geändert außer den Namen, um nicht Leute zu kompromittieren, die ihn mit großer Güte aufnahmen und von denen er in Freundschaft schied.

Das Werk ist für den Volksforscher eine unerschöpfliche Quelle von alten Sagen, besonders aus dem Feenreich, und Volksliedern, die der Verfasser in englischer Übersetzung wiedergibt.

Das Volksleben bei der Arbeit und beim Feste, in Freud beim Tanz und der Hochzeitsfeier und im Leid bei der Leichenbestattung ist mit meisterhafter Anschaulichkeit geschildert. Für den Naturfreund wird es ein hoher Genuß sein, den Ozean in jeder Gestalt kennen zu lernen, bald ruhig und glänzend im Sonnenschein, bald durch die gewaltigen Stürme aufgewühlt, die jährlich manches Opfer unter den nur vom Fischfang lebenden Bewohnern fordern.

Man merkt der ganzen Darstellung die Sehnsucht des Verfassers an nach den einsamen Inseln mit ihren biederen, unverdorbenen Bewohnern.

Wismar i. Meckl. O. Glöde.

J. D. Beresford, *The Monkey-Puzzle.* London, W. Collins Sons & Co., 1925. 294 pp. Pr. 7/6 net.

Der vielseitige Verfasser von *House Mates* und *Revolution* ist in England einer ausgebreiteten Leserschaft sicher; man schätzt seine — auch in unserem Romane wieder zutage tretenden — Vorzüge: den scharfen, an allen brennenden Fragen sich versuchenden Verstand, die hohe schriftstellerische Kultur, die sachlich-unvoreingenommene Einstellung zu den geistigen und sozialen Grundlagen der Gegenwart und vor allem die tiefschürfende Zergliederung seelischer Zustände und Vorgänge, der ein — meist von der Außenwelt isolierter — Kreis von Menschen unterworfen

wird. Auch unser Roman (es ist mehr eine sorgfältig ausgeführte Novelle) ist eine in Handlung eingebettete Aussprache eines Ehepaares über das Thema: wie weit ist es sittlich und durchführbar, unter völliger Mißachtung der anders gesinnten Umwelt dem eigenen Ich gemäß zu leben. Die selbständige, geistig überragende, ihres richtigen Instinktes sichere Frau muß doch erfahren, wie an Umwelt und traditionellen Instinkten ihr reiner Wille scheitert; und muß erkennen, daß die Seele des Nächsten ein feines, geheimnisvolles Instrument ist, das fremder Zugriff nur verderben kann, dem "monkey-puzzle" gleich, jenem Baum voller Dornen, dem kein Geschöpf sich nähern kann. — Dieses Thema wird mit der bei B. gewohnten Gründlichkeit und doch mit zurückhaltender Anmut geschildert; die Charaktere (die moderne und doch durch Ererbtes gebundene Frau, der haltlose, geniale, naiv-selbstsüchtige Maler) sind klare, wirkungsvolle Bilder der Gegenwart. — Das Werk beweist, daß B. seit seiner, nur für den Gelderwerb geschriebenen short stories [*The Imperturbable Duchess and other stories*] wieder zu künstlerischen und ethischen Problemen aufsteigt.

Prag. E. Rosenbach.

Hugh Walpole, *Portrait of a Man With Red Hair.* London, Macmillan & Co., 1925. Pr. 7 s. 6 d. — Tauchnitz Edition, vol. 4708; Leipzig 1925. 271 S. Pr. Mk. 1,80.

Der unheimliche Held dieser gruseligen, an Hoffmann und Hawthorne gemahnenden Geschichte ist der alte, reiche Crispin, ein sadistischer Irrsinniger, der seinen ihm gehörigen Sohn und seine Schwiegertochter in sklavischer Unterwürfigkeit erhält; die Flucht der unglücklichen Frau mit einem Jugendfreunde mißlingt infolge eines starken Nebels; Crispin beschließt Todesstrafe über die Flüchtigen, wird aber selbst durch gewaltsamen Sturz aus dem Fenster getötet. —

Das unbefriedigende Werk bestätigt die Ansicht derer, die vor maßloser Überschätzung Walpoles warnen. Der Verf. hat sich hier durch die Routine des Handwerks, durch die ihm eigene Leichtigkeit in der Darstellung des Stofflichen zu einem Romane verleiten lassen, in dem nur der nach Spannung und Aufregung lüsterne Leser auf seine Kosten kommt. Wer den Dichter Walpole sucht, wird zu seinen früheren Werken zurückkehren müssen.

Prag. E. Rosenbach.

H. G. Wells, *The Country of the Blind, and other stories.* Leipzig, Tauchnitz Edition No. 4713. 267 S. Pr. M. 1,80.

Der große Meister der short story hat hier für die Tauchnitz Edition einen Band neuer Erzählungen zusammengestellt. Sie werden rasch Verbreitung finden und namentlich jenen Lehrern willkommen sein, die ihren Schülern an der Hand kurzer Erzählungen die Eigenart dieses großen, unermüdlich schaffenden "Edwardian" darbieten wollen. Alle Richtungen seiner so vielseitigen Künstlernatur kommen zum Ausdruck. Zunächst der hohe Flug seiner Phantasie, die, von Naturgesetzen oder technischen Erfindungen ausgehend, in unzugänglichen Gebirgsschluchten ("The Country of the Blind"), in entferntester Urzeit ("The Grisly Folk"), im Reiche der Insekten ("The Empire of the Ants"), ja selbst in erdentrückten Höhen ("The Vision of Judgement"), neue, überzeugend geschilderte Welten zu gestalten weiß. Die stilistische Meisterschaft und die Suggestionskraft, mit der uns Wells über die Grenze der realistisch geschilderten Alltagswelt in das Reich des Wunders lockt, hat sich in den genannten Erzählungen noch über die in den Jules Verneiaden seiner Jugendzeit bewährte Kunst zu Vollkommenheit gesteigert. In anderen Erzählungen wieder erkennen wir die Freude des Dichters an den Triumphen moderner Technik ("The Land Ironclads", "My First Aeroplane"). Dort vollends, wo Wells das Phantasiereich kindlicher Träume wiederzufinden sucht, erhebt er sich in die Höhen echter und zeitloser Dichtung ("The Beautiful Suit", "The Door in the Wall"). Besonders die letztgenannte Erzählung, eine echt Wellssche Mischung von romantischer Vision und bitterster Menschenkenntnis, verdient als Glanzstück der Sammlung hervorgehoben zu werden. Auch die stilistischen Kennzeichen seiner Diktion: die sorgsame, so illusionsfördernde Ausmalung des phantastischen Details, die Kunst, uns mit wenigen einleitenden Sätzen in seine seltsamen Welten zu entrücken, der feine, stets nur andeutende Humor, die leise, moralische Tendenz — für all dies enthält unsere Sammlung reichliche Belege. Allerdings: für die großen biographischen Meisterromane wie *Kipps*, *The Dream*, *Christina Alberta's Father* u. ä., in denen Wells, ganze Zeitepochen in ihrer metaphysischen Bedeutsamkeit erfassend, unsere gesamte moderne Kultur kodifiziert und richtet, vermögen unsere Erzählungen naturgemäß kein Beispiel zu geben.

Prag. E. Rosenbach.

Stephen Hudson, *Tony*. London, Constable & Co., 1924. 239 S.

—, *Myrtle*. London, Constable & Co., 1925. 218 S. Pr. 6 s.

—, *Richard, Myrtle and I*. London, Constable & Co., 1926. 249 S. Pr. 7 s 6 d.

Unter den modernen englischen Roman-Schriftstellern steht mit an hervorragender Stelle Stephen Hudson. Er schrieb bisher einen Zyklus von sechs Romanen, die alle über das Leben einzelner Mitglieder der Familie Kurt handeln, und die man deshalb vielleicht, nach dem Beispiel von Galsworthy, unter dem Titel "The Kurt Saga" zusammenfassen könnte. Es sind dies die Bücher: *Richard Kurt* (1919), *Elinor Colhouse* (1921), *Prince Hempseed* (1923), *Tony* (1924), *Myrtle* (1925) und *Richard, Myrtle and I* (1926).

Tony ist die Autobiographie des Sohnes eines reichen Londoner Kaufmanns. Nach einer Schlägerei mit dem Wirt eines Cornwaller Gasthauses, mit dessen Tochter er ein Verhältnis gehabt hatte, liegt Anthony (oder wie er meist kurz genannt wird, Tony) schwer verletzt auf dem Sterbebett. Sein Bruder Richard ist zu ihm gekommen, und diesem erzählt er nun die Geschichte seines Lebens. Wir erhalten hier einen tiefen Einblick in das Leben der Londoner Gesellschaft vor dem Krieg. Durch den Reichtum seines Vaters verwöhnt und sich darauf stützend, führt Tony ein Leben voll Genußsucht und Ausschweifung, ein Leben ohne jeden geistigen Gehalt.

Aber nicht nur Tony wird uns geschildert, sondern ebenso genau auch sein Bruder Richard, der, ganz anders veranlagt als Tony, durch die Heirat mit einer jungen, mondänen Amerikanerin ganz aus dem Gleichgewicht gebracht und unglücklich geworden ist, und nun ständig auf der Suche nach Befriedigung, auf der Suche nach sich selbst, nach seinem besseren Ich ist. Auch von Myrtle, in der Richard später endlich sein Ziel verwirklicht gefunden hat, erhalten wir ein schönes Bild.

Hudson hat die Charaktere mit ausgezeichneter Schärfe und Sicherheit gezeichnet. Keine unnötigen Sätze, alles ist novellistisch scharf und knapp. Er selbst kritisiert nicht. Er schildert alles mit einer Art elegantem Realismus, der, nie zu weit gehend und immer dezente Formen bewahrend, uns Tony trotz seiner Schlechtigkeit doch noch sympathisch erscheinen läßt; denn er handelt nicht aus Schlechtigkeit an und für sich, sondern aus einer Überzeugung

heraus, gewonnen durch eine eigene realistisch-materialistische Lebensauffassung.

Ohne jede Einleitung führt uns Hudson in sein Werk ein, und erst am Schluß desselben erfahren wir, aus welchem Anlaß und bei welcher Gelegenheit Tony seine ganze Lebensgeschichte erzählt hat. Daß diese Art der Technik eine besonders günstige sei, wird man wohl kaum behaupten wollen. Sie ist eine Eigenart Hudsons. Er selbst bleibt als Autor ganz im Hintergrund und tritt nur in den Überschriften hervor. So ist es in *Tony*, und ebenso in *Myrtle* und *Richard, Myrtle and I*. Die Person, die in der Überschrift des Buches — so in *Tony* und *Richard, Myrtle and I* —, oder in den einzelnen Kapiteln — so in *Myrtle* — genannt ist, erzählt in direkter Rede dem Leser ihre Geschichte, wobei sie eine Kenntnis der Umgebung und Lebensbedingungen der Leute, von denen sie spricht, voraussetzt, die sich der Leser jedoch erst aus dem Zusammenhang der Erzählung zurechtsuchen muß. Hat man sich erst an diese Eigenart Hudsons gewöhnt und in sein Werk eingelesen, so sieht man bald über diese Schwäche hinweg.

In anderer Beziehung gestaltet sich diese Eigenart Hudsons jedoch auch zum Vorteil. Es wird durch sie gerade die Schärfe und Sicherheit, die Objektivität und Knappheit, die für Hudson so bezeichnend ist, noch gefördert und verstärkt. Da Hudson eine Einleitung zu seinen einzelnen Werken nicht gibt, können sie auch einzeln, außer der Reihenfolge, in der sie erschienen, gelesen und gut verstanden werden; allerdings erleichtert die Kenntnis des vorhergehenden Buches die Schwierigkeiten des Einlesens und Verständnisses der Zusammenhänge ziemlich.

In *Myrtle* hat Hudson seine Art der Charakteristik noch gesteigert. Hier sind es neun verschiedene Personen, nach denen die einzelnen Kapitel benannt sind, die, jede in ihrer Art, von Myrtle und dem Verhältnis, in dem sie zu ihr standen, erzählen. Wer diese Personen sind, ergibt sich erst aus dem Inhalt ihres Berichts. Nany, Myrtles Amme, ist die erste. Sie schildert uns die Eltern, beides äußerst feine und vornehme Leute. Weiter erzählt sie, wie Myrtle erzogen wurde, von ihren Geschwistern, und wie sehr ihr Vater sie liebte und behütete. An dritter Stelle kommt Myrtles Schwester Sylvia, mit der sie in inniger Liebe und Freundschaft stand, und die ihr alles anvertraute. Dann, nachdem Myrtle inzwischen älter geworden ist, kommen die verschiedenen Männer,

in deren Leben sie eine Rolle spielte. Alle schildern sie, wie sie sich von ihr angezogen fühlten, wie sie immer mitfühlend, immer freundlich und immer Freundin war. Mehr wollte sie nie sein. Sie flirtete nicht mit ihnen. Das letzte Kapitel heißt »Kurt«. Es berichtet, wie Richard sie kennen lernt, nach zwei Jahren jedoch erst wieder trifft, und wie sie ihn gleich durch ihre Freundlichkeit und ihr mildes, herzliches Wesen anzieht:

"She would be called a fashionable figure, elegant, distinguished. The brilliant case is a part of her but I'm not talking to that part. I'm talking to her eyes, not to her silky, well-arranged hair, not to her fresh, cool skin, not to her shapely hands, I'm talking to something behind her eyes."

So beschreibt er sie uns. Durch solche Feinheiten versteht es Hudson, seine Charaktere glänzend zu zeichnen.

Nachdem wir in *Tony* das äußere Leben der beiden Kurt-Brüder und in *Myrtle* das ganze Wesen dieses feinsinnigen, zartdenkenden Menschenkindes kennen gelernt haben, führt uns Hudson in *Richard, Myrtle and I* in das innerste, tiefste Seelenleben Richards ein.

Wieder in seiner eigenen Art versteht Hudson es meisterhaft, uns die ganzen Kämpfe, all die Vorgänge, die sich in Richard abspielen, darzustellen. Hier ist die ganze Erzählung dem eigenen, personifizierten Ich Richards, das sich am Eingang des Buches in der Überschrift »I« dem Leser gewissermaßen vorstellt, in den Mund gelegt. Dieses personifizierte Ich, das all die inneren Kämpfe veranlaßt, um aus ihnen teils siegreich, teils, wenn auch vielleicht nur für den Augenblick, unterlegen hervorzugehen, dieses Ich ist es, das uns Richard nun von einer ganz anderen Seite wie früher, nämlich von seiner eigenen aus schildert, und uns in die Geschichte seines Lebens, in das Werden eines Dichters, einführt.

Durch sein vergangenes Leben ganz aus dem Gleichgewicht gebracht, sucht er vergebens, dieses wieder zu finden. Da, als er schon nahe am Verzweifeln ist, kommt Hilfe. Es ist zunächst Myrtle. In ihr erkennt Richard einen reinen, hilfreichen und einen wahren Menschen. Sie zieht ihn durch ihr Verständnis für geistige Schöpferkraft an. Durch die Liebe zu ihr fühlt er plötzlich neues Leben in sich. Das Ich erwacht. Von sich allein konnte es nicht wirken. Es brauchte Myrtle. In ihr und durch sie vermag es Richard dauernd zu neuem Leben, neuer Arbeit und neuem Wirken anzustacheln. Doch es muß langsam, von unten an, aufbauen. Durch lange Diskussionen, in denen Hudson

seine Auffassung von Falsch und Richtig, Liebe, Wahrheit usw. darlegt, indem er darauf hinaus will, daß er alle bisherigen starren Auffassungen davon umstößt und sie ganz einfach in einen ständig sich bewegenden und weiterführenden Fluß der Gedanken und Anschauungen einreiht, durch solche Diskussionen sucht das Ich Richard von allem Bisherigen, von seiner ganzen Vergangenheit zu befreien und durch unermüdliche Kritik weiter zu führen. Myrtle kann hier nur als Mittel, nicht als Selbstzweck wirken. Darin liegt ihre Beschränktheit. Als froher, offener und zugleich tief empfindender Mensch vermag sie durch die große Liebe, die Richard zu ihr hat, auf ihn anregend zu wirken. Sie kann dem Ich helfen, ihm sogar den Weg ebnen und teilweise vorarbeiten; doch bis zum Letzten, wo es sich um das Selbstbewußtsein des Ich handelt und dessen Auswirkungen in Richard, bis dahin vermag sie nicht vorzudringen.

Mit diesem Buch hat Hudson seinem Werk wohl die Krone aufgesetzt. Es ist erstaunlich, mit welcher zielbewußten Sicherheit er selbst auf diesem so unbeständigen und schwankenden Gebiet seine Striche zieht, mit welcher Sicherheit er das Werden eines wahren Künstlers, ja überhaupt eines jeden wahren, aufwärtsstrebenden Menschen darzustellen vermag, eines Menschen, der mitten im Leben stehend sich in ständigem Zusammenhang und auch in ständigem Meinungsaustausch mit seinem höheren Ich befindet. Denn auch das Ich hat keine starre Form und bildet sich und den Menschen eben durch diesen andauernden Kampf, den beide miteinander führen, immer weiter. Und die Erkenntnis und glänzende Darstellung dessen, das ist es, was in Hudsons Werk den Hauptwert ausmacht.

Heidelberg. Reinald Hoops.

MISZELLEN.

EIN LETZTES WORT ZUR RANGSTUFENLEHRE JESPERSENS.

Jespersen hat auf meine Kritik seiner Rangstufenlehre (E. St. 60, p. 140 ff.) im gleichen Bande dieser Zeitschrift (p. 300—9) eine Erwiderung gegeben, die mich zu einigen Gegenbemerkungen veranlaßt. Dies vor allem aus dem Grunde, weil in dieser Entgegnung der Boden des rein Sachlichen mitunter verlassen und auch die Art und Weise meiner kritischen Erörterung an sich bemängelt wird.

I. J. macht mir schwere Vorwürfe, daß ich außer seiner letzten Fassung der Ranglehre in PG (1924) auch seine MEG (1914) herangezogen habe. Da hätte er seine Lehre nur skizziert, während er sie in seinem neuesten Werk ausführlicher und, wie er hofft, klarer und richtiger dargestellt hätte.

Rein äußerlich ist hierzu zu bemerken: in MEG (1914) ist die Rangstufentheorie keineswegs skizziert worden; auf p. 1—15 wird die Lehre in ihren Prinzipien dargestellt und das ganze über 400 Seiten starke Buch ist von ihr durchdrungen. Daß dies kein einseitiges Urteil ist, möge man aus dem Eindruck erschließen, den ein auch nach J.s Urteil sicherlich unbefangener Gelehrter empfangen hat. Hoops hat in seiner 'Englischen Sprachkunde' (1922) sich geäußert: ». . . Diese Unterscheidung von Primär-, Sekundär- und Tertiärwörtern oder Prinzipalen, Adjunkten und Subjunkten zieht sich als wichtiges Einteilungsprinzip durch das ganze Buch hindurch« (p. 107). In PG gelangt die Lehre von den *ranks* auf den Seiten 96—107 in ihren Prinzipien, des weiteren im Kapitel VIII (Junction and Nexus, p. 108—144) in spezieller Anwendung auf die im Titel dieses Abschnittes genannten Kategorien zur Erörterung.

Was nun die Art der Darstellung betrifft, so hat J. seine Lehre in MEG (1914) ausdrücklich als rein semasiologisch fundiert ('purely logical') bezeichnet. Und meine Absicht ging nun dahin, zu zeigen, daß diese Fundierung sich als mangelhaft erweise. J. ist über diese meine Fragestellung erregt; denn in seiner neuen Fassung (PG, 1924), die übrigens ganze Sätze jener älteren entnimmt, sei von dem Betonen einer ausschließlich logischen Basierung nicht mehr die Rede.

Das gebe ich ohneweiteres zu, muß aber sofort hinzufügen, daß auch das Gegenteil nicht stattgefunden hat. Mit keinem Worte erfahren wir da, daß der Autor in dieser Richtung seine frühere Meinung aufgegeben hat. Erst in seiner jüngsten Entgegnung (p. 300) erklärt J., er habe '*stillschweigend einige Punkte verbessert und Ungenauigkeiten ausgemerzt*', so daß er ersuche, nur diese letzte Fassung von PG in Betracht zu ziehen; erst jetzt hält er mir entgegen, seine Rangstufen seien nicht rein logisch fundiert, sie seien weder der Form- noch der Bedeutungssphäre allein, sondern vielmehr einem Mittelgebiete zuzuweisen, das J. '*Function*' genannt hat. Ich stelle die Frage: woher hätte ich von diesem grundsätzlichen Wandel in J.s Auffassung Kenntnis erhalten sollen? Ich habe mich in meiner Kritik (§ 1) redlich bemüht, der Auffassung J.s, soweit sie sich aus dem von ihm Gesagten erschließen ließ, Rechnung zu tragen; ich habe ausdrücklich betont, daß die logische Fundierung der *ranks* in MEG explizite ausgesprochen sei, daß dieser Gesichtspunkt in PG mehr zurücktrete (zu Anfang des § 2 und § 3). Daß aber dieses 'Stillschweigen' eine grundsätzliche Wandlung in der Auffassung bedeute, dürfte auf Grund des Wortlautes auch kaum ein anderer Kritiker zu behaupten gewagt haben.

Und was mich weiter in der Meinung bestärkte, die in MEG nach dieser Richtung geäußerte Ansicht auch für PG in Anspruch nehmen zu dürfen, ist, daß J. auch hier die Begriffsspezialisation für die Scheidung von 'Substantiv' und 'Adjektiv' ins Feld führt (p. 75 ff.), ein Problem, das er in MEG für die Rangstufen ausgewertet hat (§ 1, 24).

Wenn ich also nach J.s Auffassung darin in einem Irrtum befangen war, daß ich für seine Lehre nach MEG auch jetzt noch eine rein semasiologische Basis postulierte, so liegt dieser Fehler

nicht bloß an mir, sondern gewiß auch daran, daß eine Änderung dieses Standpunktes vom Autor nicht ausdrücklich zur Sprache gebracht worden ist.

II. Was nun den ganzen Fragenkomplex an und für sich betrifft, so kann ich mein früheres Urteil über das Wesen der Rangstufenlehre in allem Sachlichen aufrecht erhalten. Das heißt: Die Lehre ist nach der semasiologischen Seite hin verschwommen. Zu berichtigen habe ich nur die Voraussetzungen hierfür: J. hat nunmehr gar nicht die Absicht, in seinen Rangstufen eine Terminologie zu schaffen, die den üblichen grammatischen Kategorien gegenüber bloß die semasiologischen 'purely logical' Verhältnisse in Betracht ziehen will.

Er hat jetzt bei der Betrachtung der sprachlichen Ausdrucksmittel drei Gebiete unterschieden: A. *Form*, B. *Funktion*, C. *Notion* (die begriffliche Seite; ich würde sagen: die Bedeutung oder psychologischen Kategorien). Diese Dreiteilung betont er auch in seiner Antikritik als besonders wichtig. Die Gruppe B. umfaßt, wie ich wohl ohne Vergewaltigung der J.schen Terminologie sagen kann, die üblichen grammatischen Kategorien: 'Substantiv', 'Adjektiv', 'Adverb', 'Plural', 'Genitiv', 'Praeteritum' usw.; m. a. W. die üblichen Wortklassen und ihre Flexionen (z. B. 'Genitiv', 'Plural' usw.).

Ich habe schon in *Litteris* (1925, p. 235 ff.) zu dieser Dreigliederung Stellung genommen und hervorgehoben, daß mir die Einreihung des Mittelgliedes B. ('Funktion') zwischen 'Form' (A) und 'Bedeutung' (C) untunlich erscheint; es wird durch diese Nebeneinanderstellung eine m. E. ungerechtfertigte Hypostase der grammatischen Kategorien hervorgerufen. Um ein Beispiel zu geben:

Das *Präteritum* wird als gewisse grammatische Kategorie anzusprechen sein; die Frage lautet nun, was ist ein solcher Redeteil? An ihm kann man ein zweifaches unterscheiden, seine Form (Martys äußere Sprachform) und seine Bedeutung. Beide dieser Seiten des Redeteils können nun mannigfach variieren, d. h. eine Sprache mag verschiedene Formmittel hierfür besitzen und die Funktion, die ein solches Wort im Redezusammenhang ausübt, kann in den einzelnen Fällen seiner Anwendung eine wechselnde sein. Wir hätten also in einem Schema zu gruppieren:

Praeteritum

A. Form B. Bedeutung.

Nicht aber erscheint es mir glücklich, den Redeteil, dessen beide Seiten ich betrachte, zwischen diese als selbständigen mittleren Körper zu setzen, wogegen er in Wahrheit doch das übergeordnete Glied der ganzen Gruppe bildet. Diese Mittelstellung gibt nun J. neuerdings auch seinen *Rangstufen*. Hierdurch glaubt er sich nun in die Lage versetzt, für diese seine neuen Kategorien sowohl formelle wie semasiologische Seiten als Fundierung ansprechen zu können. Während also meine Intention dahin geht, eine möglichst scharfe Scheidung der Formen- und Bedeutungsprobleme bei der Sprachbetrachtung zu betonen, sanktioniert J. in diesem Punkt ausdrücklich eine Vermengung dieser Gesichtspunkte. Die Frage, welche ich mir seinerzeit stellte, nämlich nach welchen einheitlichen Gesichtspunkten dieses Rangstufensystem ausgebildet wurde, ob von Seite der Formgebung oder von Seite der Bedeutung, diese Frage darf nun gar nicht mehr so gestellt werden, sondern wir müssen uns mit der Antwort begnügen: es liege diesen Kategorien kein bloß formelles und kein bloß semasiologisches Einteilungsprinzip zugrunde, sondern diese Kategorien seien zum Teil formell, zum Teil von einer gedanklichen Basis bestimmt. Sie sind 'janusköpfig' und gehören dem Gebiete von J.s 'Funktion' (B) an, 'wo Form und Begriff sich begegnen' (E. St. 60, p. 306 f.). Ich gestehe offen, daß ich J. in diesen Tendenzen nicht zu folgen vermag; denn ich sehe gerade eine notwendige Forderung für den Grammatiker darin, daß er über die üblichen grammatischen Kategorien in der Betrachtung hinausgelange, weil sie, von der Volkssprache geschaffen, nach Form und Bedeutung vielfältig sind oder sein können, und daß er die scharfe Scheidung nach diesen beiden Seiten zu seinem Grundprinzip erhebe. In J.s neuer Klassifikation wird aber eine Terminologie ausdrücklich sanktioniert, die einer Vermischung von Gesichtspunkten nach Form und Bedeutung das Wort redet. J.s Gruppe 'Funktion' (B) ist m. E. dadurch aus der Welt zu schaffen, daß jenes von ihr, was zur Form gehört, zu seiner Gruppe A geschlagen wird; jenes, was zur Bedeutung gehört, seiner Gruppe C anheim fällt. Wir haben dann nur zwei Gebiete *für sinntragende*

Lautkomplexe: das Gebiet der Form und das Gebiet der Bedeutung. —

Und gerade, was das letztere Gebiet betrifft, hat auch der Sprachforscher alle Ursache, auf Klärung zu dringen. J. scheint in seiner Entgegnung anderer Meinung zu sein; er konstatiert, man könne sehr gut von Unterordnung sprechen, ohne darauf einzugehen, worauf diese grammatische Unterordnung in letzter Instanz beruhe — darin sei keine Inkonsequenz. 'Ebenso hat die Tempuslehre eine begriffliche Unterlage in den Zeitvorstellungen; was aber Zeit eigentlich ist, wissen wir nicht, und brauchen es auch nicht zu wissen' (a. a. O., p. 307). Ich stelle die Gegenfrage: wie kann der Sprachforscher über die Ausdrucksmittel nach Seite ihrer Bedeutung streng wissenschaftlich urteilen, wenn er sich nicht bemüht, auch über die psychischen Grundlagen Aufschluß zu erlangen. Es ist die Vernachlässigung nach dieser Richtung nicht zum wenigsten der Grund dafür, daß die Sprachbetrachtung noch immer mehr oder weniger im Bann der Formprobleme steht und auf dem Gebiete der Bedeutungslehre geringe Fortschritte erzielt werden.

III. Zum Abschlusse noch einige Bemerkungen zu Einzelheiten, die J. als Mangel meiner Kritik heraushebt. J. stellt in PG und auch in seiner Erwiderung ausdrücklich fest, daß die *ranks* nur für Wortverbindungen gelten, daß man von primären, sekundären und tertiären Wörtern (Ober-, Neben- und Untergliedern) nur im Zusammenhang der Rede sprechen könne.

Von diesem Gesichtspunkt aus habe ich in § 4 meiner Kritik Fälle namhaft gemacht, wo mir dieses Prinzip durchbrochen schien; so z. B. wenn in Sätzen wie 'I see the dog', 'er schlägt Karl' das grammatische Subjekt und Objekt jeweils in gleicher Weise als primäre Wörter bezeichnet werden. Ich frage mich heute wie damals: was für einen tieferen Sinn hat es, Subjekt und Objekt als gleiche Rangstufe in *zusammenhängender* Rede zu werten. Lassen wir die Bedeutungsfrage außer Spiel, so genügt vielleicht ein bloßer Hinweis auf die gewöhnliche grammatische Ausdrucksweise, daß das Verb das Objekt regiere oder daß der Objektskasus vom Verb abhängig sei. Es bleibt also in J.s Nomenklatur für das Objekt — vom Subjekt sehe ich hier ganz ab — jedenfalls das Prinzip einer *Wortverbindung* außer Betracht.

Er hat anläßlich meines Hinweises auf einen ähnlichen Fall (Satz mit drei Primärwörtern) mit einem Bilde von drei Generalen

erwidert, das eben als bloßes Bild für unsere grammatische Frage nicht das Geringste besagt (a. a. O. p. 304).

Ich habe vorstehenden Fall als typisch dafür hervorgehoben, daß man oft im Zweifel sein muß, was denn eigentlich dieser Rranggliederung an Prinzipiellem zugrunde liege. In unserem Falle (d. h. 'Objekt' sei ein primäres Wort) kann es doch nicht ernstlich ein Gesichtspunkt nach Seite der Bedeutung sein; ich befinde mich aber auch in Verlegenheit zu sagen, welches Formprinzip hier in Rücksicht gezogen sein soll. Man könnte höchstens seine Zuflucht zum Substantivcharakter der Objekte nehmen; damit wäre man aber aus der Beta- in die Alphareihe (a. a. O. p. 302) hinübergesprungen.

Ich muß demnach mein früheres Urteil über die Rangstufen dahin erweitern, daß die Lehre auch nach Seite der Form keine konsequenten Gesichtspunkte aufweist; denn das Formprinzip der Wortverbindung wird in unseren ebengenannten Beispielen außeracht gelassen.

Ein Eingehen auf jene Fälle, wo ich mich auf die semasiologische Seite stützte, J. aber die Form des Wortes berücksichtigt wissen will (wie z. B. careful reader a. a. O. p. 306), erübrigt sich, da hier eine verschiedene Stellungnahme des Betrachters vorliegt. Hingegen möchte ich mit ein paar Worten auf die Typen von *Korrelation* und *Determination* zu sprechen kommen, welche J. für unverständlich erklärt. Unter korrelativem Begriff verstehe ich einen solchen, der einen anderen gedanklich erfordert: z. B. 'Bräutigam'; wer diesen Begriff eigentlich denkt, muß auch jenen von 'Braut' denken. Analog: *deaf- and -dumb teacher*; wer den Begriff 'Lehrer' denkt, muß auch den von 'Schüler' denken. Das Korrelat in unserem Fall ist sprachlich im Attribut ausgedrückt (deaf- and -dumb) und, da die grammatischen Kasus häufig zusammen mit dem regierenden Worte solche Korrelationen bezeichnen, so sprach ich von 'ureigentlicher' Kasusfunktion. Hingegen ist ein Begriff wie 'Zimmer' nicht solcher Art; zu einem Zimmer gehören nicht notwendig Einwohner oder Kranke. Ein Begriffskomplex, wie 'Krankenzimmer', ist auf Grund prädikativer Synthese gebildet: 'ein Zimmer, das für Kranke bestimmt ist' u. ä. (a. a. O. p. 306 und meine Kritik § 3, p. 151).

J. bezeichnet es schließlich als 'meinen Lieblingssport', wenn ich mir auf einige Widersprüche seinerseits hinzuweisen erlaube.

Diese Widersprüche hat aber der Autor auch in seiner Erwiderung für mich nicht aus der Welt schaffen können. So nicht die Tatsache, daß Eigennamen zweifellos als *adjuncts* verwendet werden können, ohne ihren Charakter als Eigennamen einzubüßen. Die Meinung J.s, daß das nomen proprium durch genitivische Setzung einigermaßen verallgemeinert werde, ist m. E. unhaltbar. Warum soll in Fügungen wie 'Karls Hut', 'Karls Vater' usw. die im Gedankenkomplex enthaltene Individualvorstellung der Person, welche 'Karl' heißt, verallgemeinert sein? Dadurch, daß ich die Person in verschiedenen Beziehungen zu anderem denken kann oder umgekehrt Dinge verschiedener Art in Beziehung zur Person 'Karl' setze, wird doch gedanklich an *dieser* keine irgendwie geartete Verallgemeinerung vorgenommen. In den Beispielen aber, die J. in PG (p. 77) gibt, wie *Brussels sprouts*, *Japan table*, fungiert der Eigenname überhaupt nicht mehr als solcher, sondern höchstens als 'innere Sprachform', wenn nicht auch diese schon verblichen ist.

IV. Soweit das sachlich Wichtigste über die ganze Frage. Was mich aber an J.s Erwiderung peinlich berührt und vor allem zu diesen nochmaligen Bemerkungen veranlaßt hat, ist die unangenehme affektische Färbung der Entgegnung; das hatte ich gerade von J. nicht erwartet. Möglich, daß der Autor dies nicht beabsichtigt hat; aber die gegen mich gerichteten halbversteckten Anklagen einer Entstellung des von ihm Vorgetragenen, das Zusammensuchen von Zitaten aus beiläufigen Bemerkungen und kleingedruckter Anmerkung meiner Kritik (z. B. die Vergewaltigung des Terminus 'nexus word', die ich in *Litteris* begangen hätte), um dadurch meine Besprechung generaliter herabzudrücken — auf deren Kerngedanken im einzelnen J. gar nicht einmal eingeht —, dies und anderes mehr sind mir unerfreuliche Anzeichen, die mich drängen, die Aussprache über diesen Gegenstand hiermit abzuschließen. Was J.s Strafandrohung am Ende seiner Erwiderung betrifft, so bin ich froh, ihr entgehen zu können: sein Buch habe ich bereits für Zwecke meiner Besprechungen gründlich exzerpiert und meinen eigenen Artikel nach reiflicher Überlegung geschrieben. Eine strafweise Lektüre beider darf ich mir daher wohl mit gutem Gewissen ersparen.

Bern. O. Funke.

METHODISCHE BEMERKUNGEN ZUR MILTON-FRAGE.

Es sei mir gestattet, auf die von W. Fischer in seiner Besprechung meiner Schrift *Milton's Eyesight and the Chronology of his Works* (Engl. Stud. 60, 354 ff.) vorgebrachten »schwersten Bedenken« methodischer Art in einer kurzen Erwiderung einzugehen. Ich habe an der genannten Stelle aus Miltons frühen Prosawerken sämtliche auf den Licht-Schatten-Komplex bezüglichen Vokabeln und Ausdrücke unparteiisch zusammenzustellen gesucht. Der Rezensent verlangt nun, daß diese nicht nur gezählt, sondern auch gewogen werden sollten. Dem muß ich widersprechen. Ist es doch gerade das Wesen der statistischen Methode, sowie sie auf größere Texte oder, wie im vorliegenden Falle, auf das gesamte Material, angewandt wird, daß sich das Wägen erübrigt. Es kommt nicht darauf an, nachzuweisen, daß der Schriftsteller entlehnt (denn irgend woher muß er sein Material — Motiv und Wort — hernehmen), sondern was er entlehnt, und wie er das Entlehnte ausdrückt. So wird also Milton eifrig alles das aus der Quelle aufgreifen, was er im Sinne seines nach Ausdruck drängenden Licht-Schatten-Komplexes, solange dieser besteht, verwenden kann. Er wird ferner das sich ihm bietende Material mit starker Gefühlsbetonung ausarbeiten: der Rezensent bringt dafür ein schönes Beispiel bei, mit dem er mich überführen möchte, für das ich ihm aber sehr dankbar bin, da es meine Anschauungsweise in jeder Hinsicht bekräftigt. Aber selbst wenn vereinzelte Fälle auf Grund des Quellenstudiums eliminiert werden müßten (und es dürfte sehr schwer sein, zu entscheiden, welche): auf lange Strecken spielen diese keine Rolle und sie beeinflußen nicht wesentlich das statistische Ergebnis, das auf jeden Fall die Eigenart des Schriftstellers wo nicht im Erfinden, so doch wenigstens im Entlehnen zum Ausdruck bringen muß. Nicht nur der Schriftsteller, sondern jeder einfache Leser nimmt sich aus der »Quelle« das, was seiner Eigenart entspricht, und er verrät dadurch seinen Charakter.

Es steht allerdings zu befürchten, daß sich der Rezensent auf diesem Gebiete nie mit mir einigen wird. Wenn ich ihn recht verstehe, so stellt er sich auf den rein materialistisch-naturwissenschaftlichen Standpunkt, wonach alles der Quelle Entlehnte für die Beurteilung des Schriftstellers fortfalle; wohingegen ich die Ansicht vertrete, daß wir in den Geisteswissenschaften psychologisch vorzugehen haben, und zwar in

der Literaturwissenschaft in der Art, daß, unter anderem, aufgezeigt wird, wie die Quelle benutzt wird — Wahl und Ausarbeitung der Motive, Wahl und Weiterbildung der Wörter.

Für das statistisch nachgewiesene plötzliche Absinken der Verhältniszahlen im Übergang vom Jahre 1644 auf 1645, in welchem Nachweis meine Bemühungen gipfeln, gibt der Rezensent keine Erklärung. Auch scheint er das auffällige Zusammentreffen dieses Zeitpunktes mit dem von Milton selbst genau bezeichneten ersten Auftreten der zur Erblindung führenden Erkrankung (Glaukom) nicht genügend zu beachten. Gerade aber in diesem Zusammentreffen erblicke ich die Rechtfertigung meiner Methode: die Probe aufs Exempel stimmt! Allerdings spricht der Rezensent davon, es handle sich hier vielleicht um eine Erscheinung des »höheren Alters«: es ist aber kaum anzunehmen, daß Milton plötzlich in seinem 36. Lebensjahr senil geworden sei.

University of Iowa. H. Mutschmann.

STATISTIK UND STILISTIK.
(Zu Obigem.)

Durch Mutschmanns Gegenbemerkungen könnte der Eindruck hervorgerufen werden, als ob ich mich in meinem Referat über seine Schrift *Milton's Eyesight* völlig ablehnend gegenüber der von ihm verfolgten statistischen Methode verhalten hätte. Dies ist keineswegs der Fall. Das Fruchtbare an M.s Betrachtungsweise wird von mir nicht unerwähnt gelassen, Bedenken werden nur geäußert gegen die Überspannungen, die dem Verfasser bei der Anwendung seiner Methode unterlaufen sind und die allerdings die Überzeugungskraft seines Materials aufs schwerste gefährden. Ich stehe so wenig auf einem »rein materialistisch-naturwissenschaftlichem Standpunkt«, daß ich im Gegenteil fordere, daß die psychologische Stilanalyse, von der ich selbst, wie M. anerkennt, »ein schönes Beispiel« anführe, ihr Material nach den verschiedensten Gesichtspunkten hin durcharbeiten solle, um es wirklich fruchtbar zu machen. Das ist es, was ich unter dem »Wägen« der Beispiele verstehe. Nicht jedes Wort ist an jeder Stelle gefühlsbetont; ein wörtliches Zitat aus einem anderen Schriftsteller, das der zu untersuchende Autor zu einem ganz bestimmten Zweck anführt und das zufällig eine für den letzteren im allgemeinen gefühlsbetonte Wendung enthält, ist offenbar anders zu

werten als deutlich affektiver Gebrauch außerhalb eines Zitates; traditioneller Sprachgebrauch und Eigenschöpfung müssen ebenfalls nach Möglichkeit gesondert bewertet werden. Eine solche Statistik würde freilich wesentlich verwickelter ausfallen als die von M. vorgelegten Zusammenstellungen, würde allerdings das Zutrauen in die statistische Methode bedeutend erhöhen. Unsere modernsten Literarhistoriker sind sich ja darüber einig, daß wir von einer sicheren Methode stilistischer Betrachtung noch weit entfernt sind, und daher ist auch M.s Beitrag als Versuch beachtenswert und willkommen. Viele verschiedene Wege werden wir einschlagen müssen, ehe wir die dem festen Zugriff sich so oft entwindenden Stilerscheinungen durch das erklärende Wort einfangen können. Ein solcher Weg ist auch das Zählverfahren, aber ob es in einem Falle, der die feinsten geistigen und psychologischen Regungen eines großen Sprachkünstlers betrifft, für sich allein genügt, das wage ich bis auf weiteres zu bezweifeln.

Aber nicht nur die von dem statistischen Verfahren schließlich ausgewerteten Fälle müssen in der Anwendung der Methode »gewogen« werden; dasselbe gilt für das Material selbst, noch ehe es der Methode überhaupt dienstbar gemacht werden kann. Und hier, bei der Auswahl und Aufzählung seiner Fälle ist es, wo M. nach meinem Gefühl die vorsichtigeren Bahnen seines Vorbilds Sperber in allzu kühnem Fluge verlassen hat. Wem aber starke Zweifel über die Schlüssigkeit des vorgelegten Materials auftauchen, der wird auch den aus der Verwertung solchen Materials gezogenen Folgerungen mit Zweifel begegnen müssen, und M.s Epigramm hat daher sein Ziel verfehlt. Schließlich bin ich weit entfernt zu glauben, daß »alles der Quelle Entlehnte für die Beurteilung des Schriftstellers fortfalle«; mein Beispiel (auf S. 358) beweist ja das Gegenteil, und ich teile selbstverständlich M.s eigene Ansicht, daß, um mit Gundolf zu reden, das »Ethos«, d. h. die Art der Quellenverwertung, das Ausschlaggebende ist.

Gießen. Walther Fischer.

---

56. VERSAMMLUNG DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER IN GÖTTINGEN (27. BIS 30. SEPTEMBER 1927).

Die ersten Einladungen zu der Tagung werden demnächst versandt werden. In der Abteilung Anglistik (Englisch-Amerikanischer Kulturkreis)

besteht die Absicht, weitgehende Überblicke über die verschiedenen Arbeitsgebiete sowohl der Sprach- wie der Literaturgeschichte zu geben. Es soll dabei mehr Gewicht gelegt werden auf die Problematik der großen Zusammenhänge, als auf die Erörterung eng begrenzter Einzelfragen. Für Diskussionen wird möglichst viel Zeit ausgespart werden und ein besonderer Nachmittag für eine Aussprache über die Frage: Anglistik in Universität und Schule vorbehalten bleiben.

Anfragen, Wünsche und Anmeldungen von Vorträgen und Referaten sind möglichst zeitig an den Sektionsobmann Prof. Dr. H. Hecht, Seminar für englische Philologie an der Universität Göttingen, Nikolausbergerweg 13/15 zu richten.

THE POETRY BOOKSHOP.

The Poetry Bookshop which since January 1913 has been established at 35 Devonshire Street, Bloomsbury, has now acquired new premises at 38 Great Russell Street, nearly opposite the British Museum. These premises will be open to the public as from Thursday 1st July 1926. They include a larger Reading Room than previously and in various ways are more extensive and convenient.

The readings of Poetry on Thursdays at 6 o'clock will continue. Also several New Broadsides will shortly be added to the various well known collections already issued. The sale of these Broadsides and Rhyme Sheets has now reached over twenty thousand copies annually.

KLEINE MITTEILUNGEN.

Privatdozent Dr. Bruno Borowski an der Universität Leipzig wurde zum planmäßigen außerordentlichen Professor der englischen Philologie daselbst ernannt.

Der Privatdozent Dr. Hittmair an der Universität Innsbruck wurde als Nachfolger Walther Fischers auf die ordentliche Professur für englische Sprache und Literatur an der Technischen Hochschule in Dresden berufen.

Es habilitierten sich Dr. Herbert Huscher an der Universität Köln und Dr. Leo von Hibler an der Universität Graz als Privatdozenten für englische Philologie.

Baronin Erika von Erhardt-Siebold, die 1918 in Heidelberg auf Grund einer Dissertation über *Synästhesien in der englischen Dichtung des 19. Jahrhunderts* (Engl. Stud. 53) promovierte, 1923 mit einer Arbeit über *Die lateinischen Rätsel der Angelsachsen* (Anglist. Forsch. 61) an der Technischen Hochschule zu Karlsruhe sich als Privatdozentin für englische Sprache und

Literatur habilitierte, wurde zum außerordentlichen Professor für englische Literatur am Mount Holyoke College in Massachusetts, einem der angesehensten Frauen-Colleges in den Vereinigten Staaten, ernannt. Baronin von Erhardt-Siebold weilt seit 1924 in Amerika, zuerst ein Jahr als Stipendiatin am Bryn Mawr College, Pa., dann von Herbst 1925 bis 1927 als Instructor für Französisch am Wittenberg College zu Springfield, Ohio.

Professor Dr. Joseph Wright wurde im Juni 1926 von der Universität Oxford zum Ehrendoktor ernannt.

Am 19. Februar 1927 starb zu Kopenhagen Georg Brandes, der dänische Literarhistoriker und Kritiker, im 86. Lebensjahr.

Um die Benutzung der bisher erschienenen Hefte von Luicks *Historischer Grammatik der englischen Sprache* zu erleichtern, hat sich der Verlag Chr. Herm. Tauchnitz, Leipzig, einer Anregung des Verfassers nachkommend, entschlossen, diese Hefte als erste Abteilung des ersten Bandes zusammenzufassen und dementsprechend einen Titelbogen mit Inhaltsverzeichnis herstellen zu lassen. Die bisherigen Bezieher des Werkes erhalten ihn auf Verlangen vom Verlag kostenlos zugesandt. Diese Zusammenfassung bedeutet aber keineswegs einen Abbruch: vielmehr ist der Verfasser mit der Ausarbeitung der folgenden Teile andauernd beschäftigt.

LEBEN UND LERNEN IN ENGLAND IM 15. UND 16. JAHRHUNDERT.

Lebensweise und Bildung lassen sich zu keiner Zeitepoche trennen, und was uns die Schulvorschriften früherer Jahrhunderte über die Erziehung der Jugend verschweigen, berichten uns manchmal die Wohnstätten, Beschäftigungen und Sitten jener Zeit. Das 15. und 16. Jahrhundert bieten eine Fülle kulturgeschichtlich wichtiger Umstände. Mit den Rosenkriegen geht für England das Mittelalter zu Ende, der Humanismus stellt neue Erziehungsideale auf, die Reformation vertieft sie einerseits, anderseits ist sie nicht imstande, sie vollkommen zu verwirklichen. Weder Humanismus noch Reformation richten eine wirkliche Scheidewand zwischen alter und neuer Zeit auf, bald hier, bald da taucht ein Fortschritt auf, aber langsam und zögernd und manche sogenannte Errungenschaften sind eher als Rückschritte zu werten. Und häufig erweist sich das Altgewohnte stärker als das Neuerstrebte oder wenigstens als eben so stark und wir finden ein stetes Nebeneinandergehn alter und neuer Lebensgewohnheiten bei allen Ständen; Erziehungsanstalten alter und neuerer Typen bestehen ohne Angleichung der Lehrziele und Lehrpläne ungehindert nebeneinander.

Wir wollen uns zuerst mit der Lebensführung des Adels, dann der des Bürgertums und des Bauernstandes beschäftigen und erörtern, welche Anleitung den Kindern im Hause zu teil wurde. Als zweiter Teil sollen Schulleben und Schulerziehung folgen.

Erster Teil: Lebensweise und häusliche Erziehung.

I. Lebensweise und Erziehung des Adels.

Beschäftigungen der Junker.

Im Mittelalter hat es keine eigentlichen Erziehungs*probleme* gegeben, obwohl von einem Mangel an Erziehungsmöglichkeiten nicht die Rede sein kann. Aber Jahrhunderte

hindurch bewegte sich die Ausbildung der jungen Leute jedes Standes in den gleichen Bahnen, der Junker, der Bürger- und Handwerkerssohn, der Bauernknabe, sie lernten in jeder Generation so ziemlich das, was ihre Väter gelernt hatten, und sie lernten es auf ungefähr die gleiche Weise, meist von den Eltern, wenn auch nicht ausschließlich. Bei den höheren Ständen übernahm schon in sehr früher Zeit häufig ein Erzieher die Ausbildung des heranwachsenden jungen Menschen, denn in den damaligen Zeiten war der Vater oft gezwungen, dem eigenen Hofe wochen- und monatelang fern zu bleiben, sei es um die Kämpfe des Lehnsherrn, sei es seine eigenen auszufechten. Der Sohn sollte nun vor allem lernen, sobald als möglich in die Fußtapfen des Vaters zu treten; die Lebensdauer war im Mittelalter durchschnittlich keine sehr lange. Mancher Jüngling, sei er Adeliger, sei er Freibauer, mußte sofort nach erlangter Mündigkeit bereit sein, Hof und Haus, Mutter und jüngere Geschwister zu schirmen, als Oberhaupt der Familie alle Verantwortung zu tragen. Zur Verteidigung seines Besitzes und der Ländereien des Lehnsherrn bedurfte es der Ertüchtigung des Körpers und der Geschicklichkeit in der Führung der Waffen. Dazu kam noch die Versorgung des Haushalts mit Wildbret durch die Jagd. Aus der bloßen Geschicklichkeit in der Handhabung der Waffen entstand mit der Zeit eine Übung von ritterlichen Künsten nach ganz bestimmten Regeln, die man bei Gefahr des Standesverlustes nicht übertreten durfte und die mit der eigentlichen Verteidigung von Leib und Leben wenig zu tun hatten. Diese Gebräuche waren international, sie kennzeichneten den Engländer, Franzosen, Spanier und Italiener so gut wie den Deutschen.

Dazu kam nach provenzalischem Vorbild ein äußerlicher Frauendienst, der verlangte, man solle im Verkehr mit diesen gewisse Zeremonien beobachten und, um ihnen zu gefallen, auch in Künsten erfahren sein, die im Gegensatz zum Kriegshandwerk standen. Verfassen von Liedern zum Preise der Schönen, das Singen der Liebeslieder zur Laute, ja vielleicht sogar das Aufzeichnen des Gedichts, um es seiner Dame zu senden. Chaucer berichtet, daß sein Squire außer in den ritterlichen Künsten im Schreiben und Zeichnen und Verfassen von Liebesliedern wohl erfahren war[1]).

[1]) Prolog 94—96.

Häufig blieben jedoch den Junkern diese Fertigkeiten unbekannt — manchmal fehlte es an Gelegenheit sie zu erlernen, häufig wohl auch an Lust. Die Mädchen dagegen scheinen meist das Lesen und Schreiben außer den weiblichen Arbeiten verstanden zu haben[1]) und waren auch im Pflegen der Kranken bewandert. Sehr charakteristisch ist, um ein Beispiel für viele zu geben, wie *Felice la belle*, die Tochter des *Erl Rohande* im *Guy of Warrewik* in den sieben freien Künsten unterwiesen wird, wozu weise alte Männer aus *Tholouse* geholt werden. *Guy* dagegen, den sein Vater, der Haushofmeister *Syward*, zur Erziehung einem vornehmen Mann, *Heraude of Arderne*, übergibt, nur Jagd und Fischfang und das Waffenhandwerk erlernt[2]).

Eine vollständige Aufzeichnung aller Beschäftigungen eines jungen Mannes im Mittelalter gibt uns der Havelok[3]). Im 12. und 13. Jahrhundert mögen sie noch allen freigeborenen Männern in England zugänglich gewesen sein, später änderten sich die Verhältnisse, manche Übungen der körperlichen Kraft und Geschicklichkeit, ja auch mancher Zeitvertreib geistiger Art, wurden den niedern Ständen durch allerlei Verbote verwehrt. Vor allem blieben dem Adel das Turnier und der ritterliche Zweikampf *(just)* vorbehalten. Besonders trugen zur Entwicklung der ritterlichen Vergnügungen die Veranstaltungen Roger Mortimers in Kenilworth und diejenigen Eduards III. in Windsor bei. Im Turnier hatten sowohl Ritter als Knappen *(esquire)* das Recht, einen Pagen bei sich zu haben, der gerüstet aber ohne Angriffswaffen war, um ihnen Schwert und Lanze zu reichen und etwaige Schäden an ihrer

---

[1]) English Wills, S. 5. Lady Alice West 1395: I bequethe to the same Johane [my soneis wife] a masse book, and alle the bokes that I haue of latyn, englisch, and frensch.

[2]) EETS. ES. 42, v. 81: All the VII artis she kouthe well ‖ Noon better that evere man herde tell ‖ Hir maisters were thider come ‖ Oute of Tholouse all and some etc. — v. 169: Guye a foster father hadde ‖ That him lerned and also redde ‖ Of wode, of Ryver, of all game — v. 174: Guy he lerned and forgate him naughte ‖ Mikell he kouthe of haukes and houndes ‖ Of Ostours, of Faukons of grete moundes.

[3]) v. 2322 ff.: Butting with sharpe speres, tilting, ‖ Skirming with taleuaces, þat men beres, ‖ wrastling with laddes, putting of ston, ‖ Harping and piping, ful god won, ‖ leyk of mine, of hasard ok, ‖ Romanz reding on the bok. ‖ þer mouthe men here þe gestes singe, ‖ þe gleymen on þe tabour dinge ‖ þer mouhte men se þe boles beyte, ‖ And þe bores, with hundes teyte.

Rüstung rasch ausgleichen zu können. Am Ausgange des Mittelalters wurden statt eines drei Pagen gestattet. Vermaß sich ein Knappe außer dem vorgeschriebenen Turnierschwerte und der Lanze eine andere Waffe bei sich zu führen, so wurde ihm sein Pferd genommen und er selbst auf drei Jahre ins Gefängnis gesteckt[1]). Die ausführlichsten Beschreibungen von Turnieren finden wir in dem schon in Prosa geschriebenen Romane *The three Kings' Sons* aus dem 15. Jahrhundert[2]). Doch zeigt gerade dieser deutlich, daß das Turnier nicht mehr als Vorbereitung zum wirklichen Kampf Bedeutung hatte, sondern nur mehr Spiel war, denn gegen den Feind verwendet man Kanonen und Gewehre. Nach dem Turnier fand das Festessen statt und erst danach die Preisverteilung durch die Damen, die aus der Liste der besten Kämpfer für jede der Parteien einen Namen auswählten[3]).

Vornehmer als das Turnier war das *just*, der Zweikampf. Da zu diesem weniger Vorbereitungen gehörten, war er auch noch in der Zeit der Feuerwaffen mehr ihm Gebrauch als das Turnier. Noch Heinrich VIII., der überhaupt als Jüngling ein Freund der altmodischen Waffenübungen war, des Turniers, des Bogenschießens, des Stabwerfens *(casting of the bar)*, ließ im Park zu Greenwich einen weißen Schild *(vergescu)* aufhängen, bei dem zwei Edelleute von 6 Uhr früh bis 6 Uhr abends warten mußten, ob sie herausgefordert würden, und die dann den Kampf mit stumpfem Schwert und Lanze ohne Spitze ausfochten[4]).

Gleichfalls nur dem Adel war die Jagd und die Falknerei vorbehalten. Allgemein bekannt sind ja die Gesetze Wilhelm des Eroberers und seiner Nachfolger, die grausam die Bauern straften, die nach alter sächsischer Sitte sich ihr Wildbret aus dem Walde holten. Außer dem Königshaus besaß nur der Adel Wälder, in denen er dem Vergnügen sich hingeben konnte, und wir finden das ganze Mittelalter hindurch keine Erleichterung der Waldfrevelgesetze. Die Falknereigesetze wurden sogar zur Zeit Heinrichs VII. noch verschärft. Es wurde bestimmt, daß jemand, der Eier von Falken, Habichten, Würge-

---

[1]) Strutt, Sports and Pastimes of the People (Ausg. von 1875) 135, 137.
[2]) E. E. T. S. E. S. 67.
[3]) Strutt, 138.
[4]) Ib., XXIX.

falken oder Schwänen ausnehme oder vernichte, auf Jahr und Tag eingesperrt werden sollte und noch einer Geldbuße, deren Höhe der König zu bestimmen hatte, unterworfen war. Elisabeth setzte die Strafe dann auf drei Monate herunter. Der Wert der Jagdfalken war aber noch unter Jacob ein uns ganz unglaublich erscheinender. Es wurde damals ein Wurf *(cast of hawks* = 2 Stück) um 1000 £ von Sir Thomas Monson gekauft. Der durchschnittliche Wert eines Vogels war 100 Mark. Im Laufe des 17. Jahrhunderts erreichte dieser Sport durch den Gebrauch der Musketen sein Ende[1]).

Doch nicht nur am Jagen fand der Adel Gefallen sondern auch am Hetzen von Stieren, Pferden und Bären durch Hunde. Schon Fitz-Stephen[2]) berichtet von dieser Sitte, aber auch Erasmus erwähnt sie noch, indem er sagt, daß viele Rudel Bären in England zu diesem Zweck gehalten wurden[3]). Und daß die Bärenhatz kein bloßes Vergnügen des Pöbels war, ersieht man daraus, daß, als Prinzessin Maria Prinzessin Elisabeth in Hatfield besucht, ein *bear-baiting* veranstaltet wurde und die Hoheiten sehr befriedigt waren[4]), daß 1559 zu Ehren des französischen Gesandten eines stattfand[5]) und 1575 auch bei Hofe eine Hatz, bei der nacheinander 13 Bären den Kampfplatz betraten.

Außer dem Hetzen der Bären und Stiere mit Hunden gab es auch ein Laufen hinter dem Stier, der mit Knütteln zum schnellen Tempo angetrieben wurde. Auch hier soll der Adel sich am Volksfest mitbelustigt haben und man schreibt sogar dem Earl v. Warren in Stamford die Gründung dieser Art Rennen zu, da er einem Fleischer zu diesem Zweck zwei Wiesen schenkte[6]).

Auch das Werfen des Steins, das Ringen waren nicht nur Volks- sondern auch Adelsbelustigungen. Für das Ringen gibt Elyot seinen Junkern folgende Anweisung: Jeder solle die eine Hand auf des anderen Nacken legen und mit der andern den Arm des Mitkämpfers fassen, die Beine sollten sie gegeneinander pressen und so versuchen, sich gegenseitig mit Kraft

---

1) Strutt, 31, 35, 36.

2) De Situ nobilissimæ Civitatis Londonia (Ende des 12. Jahrh.), Liber Custumarum.

3) Adagia 361. 4) Life of Sir Th. Pope, Sekt III 85.

5) Nichol's Progresses I 40. 6) Strutt 277.

und Geschicklichkeit niederzuwerfen[1]). Schwimmen scheint nicht das Ansehen genossen zu haben wie in angelsächsischer Zeit und Elyot meint, es sei zwar in Kriegszeit nützlich, aber sein Erlernen sei gefährlich[2]).

Eine andere alte Sitte war das Schießen mit dem Bogen. Diese Waffe war von Beginn der Normannenzeit an das beliebteste Verteidigungsmittel, und wenn es auch ursprünglich keine ritterliche Schußwaffe war, sondern die des *Yeoman*, so übte sich gerade in späterer Zeit auch der Adel darin, augenscheinlich um dem Volke mit gutem Beispiel voranzugehen, als dieses anfing, des altmodischen Geräts überdrüssig zu werden[3]).

Unveränderter Beliebtheit erfreuten sich die Spiele, die man nach dem Essen in der Halle, bei gutem Wetter auch im Garten oder auf der Altane spielen konnte: Schach, Würfel und Brettspiele. Ihr Alter reicht hoch hinauf, man pflegte sie schon in angelsächsischer Zeit[4]), im Ansehen stand das Schach am höchsten. In den Epen finden sich unzählige Stellen, die eine allgemeine Kenntnis des Schachspiels bezeugen[5]). Caxton druckt als eines seiner ersten Bücher eine Anleitung dazu[6]), Elyot empfiehlt es zur Schärfung des Verstandes und des Gedächtnisses[7]). Während schon im 12. und 13. Jahrhundert das Würfelspiel mehr eine Belustigung der Zecher in den Schenken wurde, genossen die Spiele, bei denen außer dem Würfel noch ein Brett und Steine verwendet wurden, noch weiterhin hohes Ansehen. Das beliebteste waren die *tables*, später *back-gammon* oder — in einer Abart — *tick-tack* genannt, unser Puffspiel. Selbst Elyot, der die Nachteile des Würfelspiels in den schärfsten Ausdrücken vorführt, gestattet es, ebenso wie das erst im 14. Jahrhundert aufgekommene Kartenspiel, weil man bei beiden mehr den Verstand gebraucht als dem Glück vertraut. Allerdings hält er sie nicht für lobenswerten Zeitvertreib[8]). Auch Dame (*dame* später *draughts*

---

[1]) Governour 173. [2]) Ib. 176.

[3]) Ascham, Toxophilus; Governour, Ch. XXVII 286 ff.

[4]) Wright, Domestic Manners and Sentiments 41.

[5]) Ib. 106, 195 ff. — vgl. auch Ipomydon — Gower, Confessio Amantis. — Warton, Hist. of E. P. III 311 usw.

[6]) The Game of Chess 1475. [7]) Governour 284, ch. XXVI.

[8]) Ib. 282.

genannt) wird schon im 14. Jahrhundert bezeugt, wird aber weit seltner angeführt als Schach.

Wir können also nicht sagen, daß in den Beschäftigungen des Adels zwischen dem Beginn der Normannenzeit und dem Ende des Mittelalters ein großer Unterschied herrschte, und doch finden wir einen in der Beurteilung ihres Tagewerks. Während die Epen alles, was auf dem Turnierplatz, in Wald und Feld, in Schloß und Garten geschieht, billigen und loben, mehren sich im 15. und 16. Jahrhundert die Stimmen derer, die das eitle Leben der Junker verurteilen. Trotz aller Gleichförmigkeit der Tätigkeit war die Zeit doch vorgeschritten. Das Turnier und der Buhurd hatten sich als Waffenübung überlebt, seitdem die Bewaffnung im Felde nicht mehr aus Schild, Schwert und Lanze bestand und die Feuerwaffen sie unnütz gemacht hatten. Die Gefahren der Jagd hatten sich durch Ausrottung gefährlichen Wildes vermindert, die Wälder waren gelichtet, durch gute Hegerei und Forstwirtschaft mußte das nötige Wild zum Sport erhalten werden.

Nicht nur der Adel und seine Lehensleute kämpften die Schlacht aus, sondern Söldnerheere aus andern Ländern ergänzten ihre Reihen. Dagegen brauchte man gebildete Leute zur Führung der Staatsgeschäfte, seitdem die Geistlichkeit nicht fast ausschließlich die höheren Ämter ausfüllen konnte. Auch sprachkundige Diplomaten für den auswärtigen Dienst wurden nach den Rosenkriegen, als die inneren Streitigkeiten nicht mehr das alleinige Augenmerk auf sich zogen, dringend benötigt, und man hätte sie am liebsten aus dem hohen Adel entnommen. Da ist es begreiflich, wenn sich die Moralprediger gegen die Erben der großen Lehen ereifern, die weder Gelehrsamkeit noch Tugend besitzen, die gewöhnlich nichts lernen als Jagd uud Falknerei und die Tage sonst mit Würfel- und Kartenspiel, Essen und Trinken und eitlen Vergnügen verbringen[1]. Darum lebten die meisten vornehmen Familien auf dem Lande und trachteten in der Nähe ihrer Schlösser möglichst wenig Dörfer, dafür aber ausgedehnte Jagdgebiete, teils Wälder, teils Heiden und unbebautes Land zu haben[2].

---

[1]) Dialogue between Pole and Lupset. E. E. T. S. E. S. 12, S. 129.

[2]) Ib. 93 und 150.

Wohnstätten.

Im 15. und 16. Jahrhundert waren die Wohnsitze des Adels das *manorhouse* und die *mansion*. Das *manorhouse* war der Wohnsitz des niederen Adels. Die kleineren dieser Edelsitze waren damals nicht mehr befestigt und bestanden aus Gebäuden, die im Viereck einen Hof umgaben, manchmal waren auch Flügel angebaut. Noch immer war, wie in den vorhergehenden Jahrhunderten, der Hauptraum die Halle; sie diente als Speiseraum für Herrschaft und Gesinde, doch gab es daneben ein kleineres Speisezimmer, in das nur die Familie und bevorzugte Gäste Zutritt hatten. Anstoßend an die Halle einerseits das *parlour*, andrerseits die Geschirr- und Speisekammer, unter letzterer der Keller. Ein Staatsschlafzimmer mit anstoßendem *prive chamber* befand sich auch im Erdgeschoß. Im oberen Stock lagen die anderen Schlafzimmer und eine gedeckte Galerie für Bewegung und Spiel bei schlechtem Wetter. Der größere Edelsitz bestand aus mehreren Höfen, die eine Seite des äußeren bildete die Pförtnerwohnung *(gatehouse)*. Hier befand sich auch der Stall für mehrere Reitpferde, während die anderen Ställe weiter von der Herrschaftswohnung entfernt lagen. Andrew Boorde will auch die *houses of easementes* in den äußeren Hof verlegen. Im innern bildete die Halle die eine Seite des Vierecks, die Kapelle die zweite, die besseren Zimmer lagen der Kapelle gegenüber. Das Gebäude war manchmal noch von einem Wassergraben umgeben, Boorde empfiehlt diese Bauart nur, wenn fließendes Wasser von einer Quelle hineingeleitet werden konnte und der Abfluß von der Küche nicht in den Burggraben geführt wurde. Wahrscheinlich kam man häufig dieser Vorschrift ebenso wenig nach als der andern, daß im Hofe Mist, Dung und Senkgruben zu vermeiden seien[1]).

Die *mansion* war meist ähnlich wie das *manorhouse* gebaut, stammte sie aus älterer Zeit, war sie oft noch befestigt, manchmal waren die Gräben auch zu Gärten umgewandelt. Der äußere Hof diente häufig als Turnierplatz.

---

[1]) Niven, Notes on E. Houses (zit. Harrison II). — Boorde Dyetary. E. E. T. S. E. S. 10, 239.

Die Halle.

In der Halle war am einen Ende der erhöhte Sitz für den Hausherrn und die vornehmen Gäste, ganz wie in den früheren Jahrhunderten. Im übrigen Raum lange Tische, entweder solche, die erst vor der Mahlzeit aufgeschlagen wurden oder schon feste *(table dormant)*. Ein oder mehrere Anrichtetische, vor der Mahlzeit mit kostbarem Geschirr geschmückt. Dem Herrensitz gegenüber die erhöhte Estrade für die Musikanten. Die Halle wurde nach alter Sitte häufig noch mit Wandbehängen versehen, die gestickt waren oder mit eingewebten Figuren geziert. Gern wählte man Darstellungen der »Neun berühmten Männer« *(nine Worthies)*, die nach einem alten Ms.[1]) Josua, Hektor, David, Alexander, Judas Maccabæus, Julius Cæsar, König Arthur, Karl der Große und Guy von Warwick waren. Statt des letzteren tritt auch Gottfried von Bouillon ein, ja sogar Heinrich VIII. wurde unter diese würdigen Männer gezählt[2]). Andre Wandzierden waren die Darstellungen von allegorischen Frauengestalten u. dergl.[3]). Auch Täfelung wurde schon verwendet.

In sonderbarem Gegensatz zu dem schönen Wandschmuck und der aus Eichenholz gezimmerten Decke muß der Fußboden gestanden haben. Er bestand aus festgestampfter Erde, auf den Binsen oder Zweige gestreut wurden. Von Zeit zu Zeit, besonders bei festlichen Gelegenheiten, wurden die Zweige erneuert, doch ohne die alten zu entfernen und den Boden der Halle zu kehren. Erasmus[4]) gibt seinem Unwillen Ausdruck, daß zwanzig Jahre lang eine Schicht menschlichen und tierischen Auswurfs, vermischt mit verschüttetem Bier und Fischgräten und anderem unbenennbaren Schmutz unter dem Grün der Binsen liegen blieb.

---

[1]) Harl. 2220 fol. 7.

[2]) Strutt, The Sports and Pastimes of the People of England, Introd. XLI. — Im Sir Degrevant (W. Beiträge z. E. Ph. XLVII) werden nur drei herausgegriffen: Karl, Arthur und Gottfried und als Schlafzimmerzierde verwendet, vielleicht sind aber hier Statuen, nicht Wandbehänge gemeint. Vers 1479 ff.

[3]) Paston Letters, L. 399 Inventory of Sir J. Fastolf's Wardrobe: j clothe with iiij gentle women.

[4]) Life of Erasmus I, 69 ed 1808.

Vorschriften für gutes Benehmen.

Unter den vielen Vorschriften, die wir für den Herrendienst der Junker und Diener in der Halle besitzen, erwähnt auch nicht eine das Kehren des Bodens und das Abwischen der Bänke, Stühle und Tische. Man sollte zwar Knochen nicht auf den Boden werfen, sondern in dazu bestimmte Gefäße *(voyders)*, die nach jedem Gang ausgeleert wurden [1]), man scheint aber die Vorschrift nicht immer beachtet zu haben, wohl auch im Bestreben, den herumlungernden Hunden und Katzen einen Anteil an der Mahlzeit zukommen zu lassen. Das Verschütten von Getränk, das Erasmus tadelt, wird in einer französischen Anweisung direkt befohlen. Wenn man nämlich Brot in den Wein einbrockt, so solle man den Wein entweder austrinken oder auf die Erde schütten [2]). Das Auf-den-Boden-Spucken wird zwar gerügt, doch nur von *Urbanitatis* vollkommen verboten [3]). Andere Vorschriften lauten: die Hand vorhalten, nicht auf oder über den Tisch. Wonach sich der Junker also zu halten hatte, ist schwer zu sagen [4]), vielleicht am liebsten nach Weste: »Wenn's Spucken dich so sehr bedrängt, daß du's nicht lassen kannst, gedenke, tu's bescheiden doch, bedenke wer da ist [5])!« Und auch beim Waschen der Hände bei Tisch herrscht über das Spucken ins Waschbecken zweierlei Meinung, im allgemeinen ist es verboten, doch die *Contenance de Table* gestattet es, wenn man sich selbst gerade Mund und Hände wäscht [6]).

Es muß nicht leicht gewesen sein, die Junker und Diener, die in großer Zahl in den Herrenhöfen ihre Ausbildung genossen, zu halbwegs anständigem Benehmen anzuleiten und daher mehren sich mit dem 15. Jahrhundert die Büchlein, in denen die Vorschriften, wie man sich in der Halle und im Schlafgemach aufzuführen hat, aufgezeichnet sind. Aus welcher Zeit die ältesten stammen, ist nicht ganz sicher. Da manche

---

[1]) [Scager The Schoole] of Vert[ue] v. 358 in Meals and Manners ed. Furnivall. E. E. T. S. O. S. 32, ebenso die folgenden Betragenvorschriften.

[2]) Man[ière de se contenir à table] (15. Jahrh.) v. 59.

[3]) (Anno 1460) v. 19.

[4]) Y[oung] Ch[ildren's Book] (a. 1500) v. 116. — Lyt[tle] Ch[ildrenes Lytil Book] (a. 1480) v. 44. — Man v. 21.

[5]) Booke of Demeanor v. 101.

[6]) Cont. v. 52.

der späteren Schriften die Vorschriften der früheren fast wörtlich herübernehmen, kann man auch nicht genau beurteilen, wann eine Sitte aufkam und wann sie wieder verschwand. Meist gelten die Vorschriften sowohl für den jungen Adeligen als für den Diener und können deshalb kaum getrennt werden, weil an größeren Hofhaltungen der Junker Dienste verrichtete, die im kleinen *manorhouse* dem Diener zufielen.

Tischvorschriften.

Die Tischvorschriften zerfallen in zwei Gruppen, die allerdings in unseren Quellen nicht streng auseinandergehalten werden. In die Bedienung des Herrn und in das persönliche Verhalten des Junkers. Wenn dieser nicht Herrendienst zu verrichten hatte, mußte er den ihm zugewiesenen Platz einnehmen, durfte sich aber erst setzen, wenn es der Herr befahl[1]).

Man aß bis zur Wende des 16. Jahrhunderts von Brottellern. Dazu verwendete man vier Tage altes Brot, das kunstgerecht zugeschnitten werden mußte. Erst um 1500 kommen, Holzteller, *trenchours of tree*, neben den *trenchours of brede* auf[2]).

Schüsseln, Schalen, Salzfässer waren aus Zinn, in reichen Häusern meist aus Silber. Das große Salzfaß, das vor dem Hausherrn stand, war die Hauptzierde der Tafel, in Inventaren, Testamenten u. dergl. werden häufig kunstvolle Salzfässer aufgezählt. So heißt es, daß sich in Kenilworth ein Perlmuttersalzfaß in der Form eines Schiffes befand mit 16 Kanonen aus Silber und zwei Ankern und der Statue der Fortuna. Ein anderes hatte die Form eines Schwans und war gleichfalls aus Perlmutter[3]). Sonst waren sie meist aus Silber gefertigt, auch hin und wieder vergoldet. Da nicht vor jedem Gast eins stand, so waren sie manchmal in der Form von Wagen auf Rädern, um leichter von einem Gast zum andern geschoben werden zu können[4]). Auch in Form von Hunden, Pfauen und anderem Getier waren die Salzbehälter häufig gefertigt. Das vornehme Ende des Tisches war dadurch gekennzeichnet, wer *below the salt* saß, gehörte nicht zu den bevorzugten Gästen. Das Salz

---

1) Y. Ch. 91, B[abees] B[ooke] 134.

2) For to serve a Lord, 367. Vgl. note S. 200.

3) W. Scott, Kenilworth, Note 19, Inventory 1584.

4) Furnivall Meals and Manners II 37.

mußte rein erhalten werden, man durfte daher das Fleisch nicht in das Salzfaß tauchen[1]), sondern es mit reinem Messer auf den Teller legen[2]) und sich nicht zu viel davon nehmen[3]). Merkwürdigerweise heißt es aber im *Modus cenandi*[4]): *In cena, digitis sal, non cultro, copiatur.*

Um die Speisen zum Munde zu führen gebrauchte man Löffel und Messer. Noch im Jahre 1611 berichtet Coryat in seinem *Crudities*, daß man sich in Italien der Gabeln bediene, daß er aber glaube, keine andere Nation in der Christenheit gebrauche sie[5]), worin er sich allerdings irrt, denn es heißt im *Fidus Achates* des Martin Zeiller, daß man auf eine Reise Löffel, Gabel und Messer mitnehmen solle[6]). Moryson ermahnt die aus Italien heimkehrenden Reisenden, den Löffel und die Gabel Italiens ebenso beiseite zu legen wie die gezierten Gebärden Frankreichs und die fremdartige Kleidung[7]). Coryat jedoch schaffte sich in Italien eine Gabel an und gebrauchte sie auch fürderhin. Er hält es aber für nötig, seinen Landsleuten genau zu erklären, wie man das Messer in einer Hand, die Gabel in der andern zu halten habe, um die Speisen damit festzuhalten. Er fügt hinzu, daß es in Italien gegen die guten Sitten verstößt, die Speisen mit den Händen zu berühren und daß man überall stählerne Gabeln verwende, Edelleute jedoch silberne hätten. Man könnte nach Moryson glauben, daß man sich in England auch der Löffel nicht bediente, doch finden sich Löffel schon vom 15. Jahrhundert an in Testamenten und Inventaren, allerdings meist nur in geringen Mengen[8]). Es war auch nicht nötig, für jeden, der am Tisch Platz nahm, Eßgeräte zu haben, denn Löffel und Messer waren Eigentum des Gastes. Darum durfte man den Löffel nicht auf dem Teller lassen, wenn man von einem Gericht gegessen hatte[9]) und mußte am

---

[1]) [The Book of] Cur[teisie that is clepit Stans puer ad mensam] (1430) v. 127. — Man. 15.

[2]) Y. Ch. v. 97 — Caxton. [Book of Curtesye] (1477). E.E.T.S.E.S. 3, v. 213.

[3]) Stans [puer ad mensam] (2. Fassung) 152. [4]) V. 58.

[5]) Coryat Crudities (1611) 90 zit. Harrison, ed. Furnivall, I 65.

[6]) Ulm 1561.

[7]) Moryson Itinerary (zit. Harrison, ed. Furnivall), IV 248.

[8]) Testament von Thomas Bathe, Bristol 1420, 1/2 Dutzend Silberlöffel, Roger Flore, London 1424, 5 halbe Dutzend etc. (English Wills.)

[9]) B. B., v. 190. — Y. Ch., v. 120.

Ende der Mahlzeit sein Messer mit Brot reinigen[1]). Wahrscheinlich heißt daher auch die Vorschrift, man solle den Käse und das Salz mit reinem Messer nehmen[2]), nur mit einem abgewischten, denn es ist kaum anzunehmen, daß man mehrere Messer bei sich trug. Am Ende der Mahlzeit steckte jeder, mit Ausnahme des Hausherrn, sein Messer und seinen Löffel ein. Als Zahnstocher sollte der Jüngling das Messer nicht verwenden, dafür gab es schon in sehr früher Zeit passende Geräte, die aus Hirschhorn, Elfenbein, Gold oder Silber verfertigt waren[3]). Vaughan empfiehlt dem jungen Mann zum Stochern der Zähne in sein Schlafgemach zu gehn[4]). *Curteysie* verbietet Stroh oder ein Stäbchen zu nehmen und erst recht das Tischtuch[5]).

Ehe das Tischgebet gesprochen war, durfte der Junker nicht zugreifen[6]) und auch nicht von dem Brot, das auf dem Tische vor jedem Gast lag, nehmen, ehe der erste Gang aufgetragen war[7]). Das Brot mußte mit dem Messer geschnitten werden, nicht gebrochen. Jeder Gast bekam einen kleinen flachen Brotlaib vorgelegt. Man schnitt die Rinde ringsherum ab und teilte das Brot durch einen Schnitt mitten durch, die obere Hälfte legte man dann wieder auf die untere, damit es wie ganz aussah[8]). Man unterschied verschiedene Brotarten, das *manchet* oder feine und das *chet* oder grobe. Aus letzterem wurden die Teller geschnitten, und es wurde daher auch *trencher brede* genannt. Man verwendete dafür das ungesiebte Mehl, wie es von der Mühle kam[9]).

Die Brotstücke, die übrig blieben, wurden gesammelt und von Almoseniern an die Armen verteilt; es wurde daher den jungen Leuten streng eingeschärft, sie nicht zu sich zu stecken[10]).

Es geht aus den Vorschriften nicht ganz hervor, ob jeder für sich einen Teller mit den Speisen bekam, oder ob je zwei von einem Teller aßen, wie es in den Epen häufig erwähnt

---

[1]) B. B., v. 183. [2]) Y. Ch., v. 97.

[3]) Lyt. Ch., v. 39, Schoole of Salerne (1624) v. 258.

[4]) Naturall & Artificial Directions for health (1602).

[5]) V. 93, 113—115. [6]) Lyt. Ch. v. 11. [7]) Curt. 44.

[8]) B. B. v. 141. — Lyt. Ch. v. 23.

[9]) Percy Household Book, 58 (cit. Furnivall, note S. 200).

[10]) Lyt. Ch. 26.

wird[1]), und ob man sich aus der Schüssel nehmen durfte. Das letztere ist unwahrscheinlich. Der Vorschneider zerlegte die Fleischspeisen in der Halle auf dem Anrichtetisch und Diener trugen dann jedem das Seine zu. Trotzdem heißt es, man solle die Schüssel nicht lecken, um ein Insekt oder Stäubchen zu entfernen und nicht von dem, was man auf dem Teller habe, ein Stück auf die Schüssel zurücklegen[2]). Einzelne Schaugerichte standen wohl auf der Tafel.

Hatte man einen besonders guten Bissen auf dem Teller, so konnte man seinen Gefährten oder Freunden davon zukommen lassen, doch mußte man sich hüten das zu tun, wenn man im Rang niedriger war als der, dem man Gastfreundschaft erweisen wollte[3]). Auch sollte man niemand den Überrest seiner Suppe anbieten, noch ein Stück, das man schon angebissen hatte[4]).

Getrunken wurde zu mehreren aus einem Becher, denn das Mundabwischen vor dem Trinken wird damit begründet, daß sonst niemand mit einem trinken möchte[5]). Trank ein Höherstehender, so durfte der Knabe während dieser Zeit nicht reden[6]). Bei Bonvesin wurde sogar das Essen und Trinken verboten, während ein Vornehmerer trank[7]). Seinem Freunde sollte man den Becher reichen[8]), man sollte aber nicht zu oft trinken oder mußte Wasser in den Wein geben[9]). Auch den Bauch sollte man mit Speisen nicht zu sehr anstopfen, wozu allerdings die endlose Zahl der Gerichte die jungen Leute sehr verführen mochte. Die Gefahr, dadurch seinem Ansehen vor den Leuten zu schaden und unangenehme Geräusche zu machen, wird fast in jeder Vorschrift ausführlich geschildert[10]). Man sollte auch vermeiden, in der Gesellschaft zu speien. Allerdings würde man es leichter entschuldigen, wenn es nicht aus Gefräßigkeit geschehen sei. Sollte man aus körperlichen Gründen die Halle verlassen, so dürfte man vorher keine Speisen auf seinen Teller legen[11]).

---

[1]) Z. B. Havelok 1714. [2]) Rus. 295. — Y. Ch. 129.
[3]) B. B. 169. Stans. 47. [4]) Man. 49. — Cont. 55. [5]) B. B. v. 158.
[6]) 2. Stans[puer ad mensam], E. E. T. S. E. S. 8, v. 235.
[7]) V. 113, 119, 152. [8]) Curt. v. 123.
[9]) A. B. C. S. 11. — Stans. 73. — Cont. 69.
[10]) Man. 32, 56. — Urb. 20. Rus. 304 usw.
[11]) Weste 117.

Schwieriger zu erlernen als die Vorschriften, wie man sich anständig benahm, wenn man bei Tisch kein Amt hatte, sind diejenigen, die den Jüngling zum Herrendienst anleiten. Die Hausfrau scheint gewöhnlich nicht in der Halle gegessen zu haben. Es ist niemals davon die Rede, wie man ihr bei Tisch zu dienen hat. Für den Hausherrn war aber das Speisen in der Öffentlichkeit eine Pflicht. A. v. Marisco schärft es schon im 13. Jahrhundert Bischof Grosseteste ein, daß er in der Mitte des Hochsitzes Platz nehme, damit man ihn sehen könne, und damit er die Fehler der Bedienung bemerke[1]). Auch der Hochadel hielt sich nach dieser Vorschrift und ließ die eignen Söhne Tafeldienst tun. So heißt es, daß Lord Percy seinen zweiten Sohn als Vorschneider *(kerver)*, seinen dritten als Truchseß *(sewer)* verwendete[2]).

Im ersten Jahre des Tafeldienstes wurde der Junker *pantere* oder *buttilare*. Als solcher mußte er sorgen, daß er dreierlei Brotmesser hatte, um die Brotlaibe zu schneiden, die Rinde abzulösen und aus vier Tage altem Brot die Teller zu formen. Nur der Herr erhielt ganz frisches Brot, die Gäste mußten sich mit solchem, das einen Tag alt war, begnügen.

Das Auflegen des Tischtuchs war viel schwieriger als heutzutage. Es waren zwei Personen dazu nötig. Die Tische waren lange Bretter, die auf Gestelle gelegt wurden, wenn die Mahlzeit herannahte. Auf das Brett legte man ein Tuch, das nur so breit war als die Platte. Dann nahm man ein zweites, dessen Bug am Tischrand lag und das nach rechts, ein drittes, das nach links hinuntergeschlagen wurde und einen halben Fuß herunterhing. Augenscheinlich wollte man dadurch das Gestell verdecken und konnte damals noch nicht so breite Tischtücher weben, daß eines genügt hätte[3]).

War das Tuch aufgebreitet, so bedeckte der diensthabende Junker auch den Anrichtetisch mit einem Tuch. Er legte sich ein langes Leinentuch um den Hals, schlang das eine Ende um den linken Arm und legte darauf des Herrn Mundtuch,

---

[1]) Ordinance for the household of Bishop Grostete (sic), Monumenta Franciscana, 584. And sytte ȝe ever in the myddul of the hye borde that youre fysegge and chere be schewyd to alle menn of bothe partyes and that ȝe may see lyghtly the servicis and defawtis.

[2]) Lord Percy's Household Book, 362 (zit. bei Furnivall M. & M. III).

[3]) [John] Rus[sell, Book of Nurture] (a. 1447) v. 49 u. 185 ff.

acht Laib Brot zum Essen und vier für Teller und trug mit der Linken das große Salzfaß, mit der Rechten Löffel und Messer. In bestimmter Reihenfolge wurde alles vor dem Herrn auf den Tisch gelegt und dann mit einem Tuch zugedeckt, damit es niemand sähe. Das Brot für den Herrn wurde kunstvoll in ein Leinentuch aus Rennes eingeschlagen. Gedeckt wurde der Tisch, wenn Herr und Gäste schon in der Halle waren, daher mußte auf die tadellose Ausführung der Gebräuche besonders geachtet werden. Nachdem auch die andern Tische gedeckt waren, stellte man Silber- und Goldgeschirr auf die Anrichte, um den Reichtum des Hauses zu zeigen.

Es kam nun die Zeremonie des Händewaschens des Herrn und der vornehmen Gäste. Über den schon gedeckten Tisch wurde die *surnape* oder *serrenape,* ein großes Handtuch, gelegt[1]), das im Muster zum Tischtuch paßte, dann in ein Becken, das der Junker knieend hielt, über die Hände des zu Waschenden Wasser gegossen. Ein zweiter Knabe hielt das Handtuch zum Abtrocknen[2]). Dann wurde alles weggetragen, die *surnape* entfernt und am Ende der Mahlzeit in gleicher Form das Waschen wiederholt. Da man genötigt war, sich der Hände viel mehr zu bedienen als heutzutage, war die Vorschrift und strenge Beachtung eine Notwendigkeit für Herr und Diener.

Bei besonders vornehmen Personen, Königen, Prinzen und Herzögen mußten die Speisen, wegen Gefahr des Vergiftens, vorgekostet werden und zwar vom Koch in der Küche und vom Truchseß *(sewer)* in der Halle. Die Suppe und Speisen mit Sauce durch ein eingetauchtes Brotstück, Fisch und Braten beim Vorschneiden durch Verzehren eines kleinen Stückchens. Der Mundschenk kostete den Wein[3]). Nachdem das Tischgebet gesprochen war, eilte der Truchseß zum Verwalter der Speisekammer *(panter)*, um Pflaumen, Kirschen oder Trauben zu holen, die man nüchtern genießen sollte, das übrige Obst verzehrte man zum Nachtisch[4]).

Dann verständigte sich der Truchseß mit Koch und Verwalter über die Anzahl der Gerichte, die vom Koch angerichtet

---

[1]) Rus. 237.

[2]) Wright, Domestic Manners 156. (Hier sind allerdings alle drei Personen stehend dargestellt; augenscheinlich fand dieses Händewaschen nicht bei Tisch statt.)

[3]) Curt v. 496; 751—86. [4]) Rus. v. 77.

und vom Truchseß und einer Anzahl Junker, denen man das Vertrauen schenken konnte, daß sie nicht stahlen, in die Halle getragen wurden. Wright zeigt uns ein Bild, auf dem der Truchseß von drei Begleitern gefolgt ist[1]). Am Hofe Eduard IV. waren zwanzig Junker, die bei Tisch dienten[2]). Auf den Tisch stellte der Truchseß selbst die Gerichte. Der Vorschneider (*kerver*) mußte mit gut gewaschenen Händen das Messer mit Daumen und zwei Fingern der Rechten fassen, das Fleisch wurde mit der Linken festgehalten[3]). Ebenso faßte man das Brot an, aus dem die Teller geschnitten wurden. Vor den Herrn wurden fünf leere Teller mit der Spitze des Messers hingelegt, vier im Viereck und einer darüber, denn der Herr mußte den vornehmsten Gästen von seinem Teller austeilen, um sie zu ehren. Der *Kerver* hatte ihm ganz bestimmte Stücke zu reichen, z. B. vom Kapaun den linken Flügel, vom Ferkel die Schulter[4]) usw. Jedes Fleischstück wurde ihm in vier Teile geteilt, damit er es mit zwei Fingern ergreifen und in den Saft tauchen konnte[5]). Es mußte aber alles so angerichtet werden, daß man die Einschnitte nicht gewahrte und kleinere Tiere anscheinend ganz auf die Tafel kamen. Dem Herrn mußte von jedem Gericht reichlich und das Beste gereicht werden, damit er Auswahl zum Austeilen hatte. Am Hofe Eduards VI. bestanden die Mittagessen aus zwei Gängen, bei manchem großen Herrn, wie dem Cardinal Wolsey, aus dreien. Das sieht bescheiden aus, jeder Gang enthielt aber ungefähr zehn Gerichte und schloß mit einer süßen Speise ab, so daß wohl zwischen den einzelnen Gängen eine Pause eingeschaltet wurde. Auf die Einzelheiten der Gerichte soll hier nicht eingegangen werden[6]).

Da das Mittagmahl um 10 Uhr oder 11 Uhr Vormittag begann, müssen die Vorbereitungen vom Morgengrauen an gedauert haben, und ein Junker, der das Amt des *sewers, kervers* oder deren Hilfskräften versah, hatte bei der langen Dauer der Mahlzeiten sicherlich keinen leichten Dienst. Dazu kam noch, daß jeder, der dem Herrn etwas reichte, jedesmal dabei das Knie beugen mußte.

---

[1]) S. 151.
[2]) Household Ord. 45 (zit. Furnivall, Meals and Manners).
[3]) Rus. v. 137 ff. [4]) V. 444 ff. [5]) V. 466.
[6]) Vgl. Wright, S. 347—58.

Außer der Halle gab es, besonders in den größeren Herrensitzen noch kleine Speisezimmer, die nur der Familie und einzelnen bevorzugten Gästen dienten [1]). Die langen Tische waren durch einen runden oder vieleckigen ersetzt, der sich manchmal zusammenklappen und an die Wand lehnen ließ, dessen Gestell aber von der Platte nicht abgetrennt wurde [2]). Holzstühle von flandrischer oder englischer Arbeit, die mit Sitzkissen belegt waren, Truhen, die sowohl zum Aufbewahren von Haushaltungsgegenständen als auch zum Sitzen dienten, täglich verwendete Wandbehänge und Teppiche machten einen behaglicheren Eindruck als die große Halle.

In wieweit hier die Junker zum Dienst herangezogen wurden, wissen wir nicht, doch wird in einem kleineren Raum wohl erst recht auf ein feines und höfliches Benehmen geachtet worden sein, um so mehr als hier auch die Hausfrau neben dem Hausherrn zu bedienen war.

Das kleine Speisezimmer mag sich aus dem *parlour*, dem Tagraum der Familie entwickelt haben, die Einrichtung ist so ziemlich die gleiche, wenn auch in manchen Häusern beide Räume neben einander vorkommen, bis schließlich das Speisezimmer ganz an die Stelle der Halle zum Einnehmen der Mahlzeiten trat und diese zur Eingangshalle wurde.

Das Schlafgemach.

Im 15. und 16. Jahrhundert waren die Hallen kaum als Schlafräume, selbst nicht für das Gesinde, in Verwendung wie im frühen Mittelalter. Es gab ein Schlafgemach für die Familie, das *best bedroom*, und ein oder mehrere für die Gäste; der Kämmerer schlief entweder vor der Tür seines Herrn oder im Zimmer selbst, um jedes Winks gewärtig zu sein.

Bis zum 14. Jahrhundert waren Holzbetten nicht allgemein gebräuchlich. Wir hören z. B. in Sir Degrevant, einem Epos, das seiner ausführlichen Schilderungen wegen wichtig ist, wenn auch der Dichter oft seiner Phantasie zu sehr die Zügel schießen läßt; *hir bed was of azure*, d. h. die Bettvorhänge; vom Gestell ist nicht die Rede, *with a chekir seloure* mit einem

---

[1]) Die Sitte des Zurückziehens in das kleinere Gemach beginnt im 14. Jahrhundert, vgl. Chadwick, Social Life in the Days of Piers Plowman (1922) S. 55 u. P. Pl., B. X. 94.

[2]) Wright 484—86, 453.

Betthimmel in Schachbrettmuster, *with a bright bordure.* Auf den Vorhängen ist die Geschichte von *Idoyne* und *Amadas* gestickt, verziert mit Edelsteinen und Papageienfedern. Die Kissen sind teils mit weißer Seide bedeckt, teils mit bunter, teils gemalt. Die Vorhänge hängen an goldenen Ringen mittelst Schnüren, die aus den Haaren von Meerjungfrauen (?) gesponnen waren [1]). In allen Angaben finden wir eine ähnliche Beschreibung der Betthimmel, die augenscheinlich an der Decke befestigt waren, und der kostbaren gestickten Vorhänge, die das Bett an drei Seiten umgaben, während am Kopfende, gegen die Zimmerwand zu, der *tester* war, eine Art Rahmen, der mit dem Vorhangstoff bespannt war und häufig das Wappen des Hausherrn trug, das man beim Zurückschlagen der Vorhänge erblickte. Eine prachtvolle Decke *(counterpoint)* war über das Lager gebreitet, manchmal auch mit dem Wappen verziert, sonst in übereinstimmenden Farben gestickt, darunter lag eine Steppdecke, die zum Gebrauch bestimmt war und die Kissen, die gewöhnlich nur mit dem *hed-shete* belegt, nicht überzogen wurden. Das *hed-shete* und die beiden Leintücher, die in jedes Bett gehörten, waren aus feinem Leinen. Matratzen gab es schon in ziemlich früher Zeit, doch scheint man sie auf eine riesige Strohunterlage gelegt zu haben, die 9 Fuß lang und 7 Fuß breit war und bis zur Gürtelhöhe reichte. Der Kammerdiener mußte diese Strohschichte, bevor er sie ins Zimmer brachte, befeuchten, treten, mit Strohbändern umwinden [2]). Wahrscheinlich legte man das Stroh auf ein Brett, das auf niedrigen Holzklötzchen oder Latten ruhte, um bei Tage das Dienerbett *(truckle bed)*, das einer Sofalade auf Rollen glich, darunterschieben zu können. Wann diese Art Lager aufkam, ist noch nicht festgestellt. Wir haben sowohl aus sächsischer als aus dem Beginn der Normannenzeit Abbildungen von schmalen Holzbetten ohne Betthimmel und Vorhänge erhalten [3]) und solche von Schubladenbetten, die nur wenig von der Wand vorsprangen [4]) (wie in den Schiffskabinen), bei denen die Vorhänge nur an der dem Zimmer zugekehrten Seite angebracht waren und bei Tage das Lager ganz verbargen. Im 16. Jahrhundert gab es dann schon mächtige Holzgestelle mit Säulen

---

[1]) Ed. Luick, Wiener Beiträge zur englischen Philologie 47, v. 1489 ff.
[2]) Curtasye, 435. [3]) Wright, 407, 46, 110. [4]) Ib. 45, 258.

an den Ecken[1]), die übrige Ausstattung blieb dieselbe wie beim Strohlager.

Während man beim Durchlesen des Inventars des Lord Leicester über die ungeheure Menge von Bettzeug, Tischgerät und anderem Hausrat staunt, hat es bei manchem andern Adeligen recht dürftig ausgesehen. Es ist uns ein Brief von Lord Buckhurst aus dem Jahre 1568 erhalten. Dieser wohnte bei Richmond in einem königlichen Schloß für jährlich 40 Mark zur Miete. Nach damaliger Sitte, fremde Gäste beim Hochadel unterzubringen, verlangte man von ihm die Aufnahme und Bewirtung vom Kardinal de Châtillon und einem Bischof. Die Gäste scheinen sich über ihren Wirt bei Hofe beklagt zu haben, denn er versucht, sich in dem Briefe zu rechtfertigen. Man verlangte von ihm Silber, er besaß jedoch keins, die Gläser, die er hatte, erschienen zu gewöhnlich. Er gab sein eigenes Waschbecken und seinen Waschkrug her und behalf sich ohne diese Geräte. Das einzige unbenutzte Bett des Hauses richtete er für den Kardinal her; um den Bischof zu versorgen, mußte er die Kammerfrauen seiner Gattin, die augenscheinlich alle in einem Bett schliefen, auf dem Fußboden unterbringen. Leintücher mußte er sich von überall ausborgen. Lord Leicester schickte zwei Paar feine, der Lord Chamberlain ein Paar, und zehn Paar gewöhnliche, wahrscheinlich fürs Gefolge, kamen aus London. Schwer war es, auch Vorhänge und Bettzeug zu bekommen, es half der Garderobeverwalter von Richmond aus, ebenso mit langen Tischen — den quadratischen, den Lord Buckhurst beistellen wollte, hatte man verschmäht —, der dazu gehörigen Tischwäsche, Kupfer für die Küche usw. Man empfindet fast Mitleid mit dem armen Lord bei der Not, die er mit seinen Gästen hatte[2]).

Kammerdienst.

Gäste brachten gewöhnlich ihre Kammerdiener mit, die Junker hatten nur für die persönlichen Bedürfnisse ihres eigenen Herrn im Schlafgemach zu sorgen. Der Kammerdienst begann am Morgen — nachdem der Jüngling sich selbst gewaschen und gekämmt hatte —, was ausdrücklich eingeschärft wird[3]),

---

[1]) Furniture of Kenilworth. W. Scott, Kenilworth. Anmerk.

[2]) Harrison I 243, Anm. 1. [3]) Rus. 864.

mit der Vorbereitung der Ober- und Unterkleidung für den Herrn, die am Feuer gewärmt werden mußte. Für den Herrn wurde ein Stuhl zum Kamin gestellt, auf und unter den Stuhl ein Kissen gelegt und darüber ein Leintuch gebreitet. Auf diesen Stuhl ließ sich der Herr dann nieder, wurde bis auf das Obergewand vollständig vom Kämmerer bekleidet, mit einem Elfenbeinkamm gekämmt und dann wurde ihm das Wasser zum Waschen von Gesicht und Händen gereicht. Knieend fragte darauf der Kammerdiener, was der Herr an diesem Tage anlegen wolle, reichte ihm Gewand, Gürtel, Hut oder Kapuze. Ging der Herr nach dem Aufstehen zur Messe, mußte der Kammerdiener ihm vorauseilen und sehen, daß im Kirchenstuhl ein Teppich, ein Vorhang, ein Sitzpolster, der Rosenkranz und das Gebetbuch vorbereitet waren[1]).

Hatte der Herr das Schlafgemach verlassen, so mußte der Kämmerer aufräumen — von weiblicher Dienerschaft ist außer bei den Edeldamen nie die Rede. Wahrscheinlich standen dem Junker dabei Diener niederen Standes zur Seite. Es gibt dann genaue Anordnungen, wie das Bett aufzubetten sei, was bei der Anzahl von Decken über und unter der Matratze, Federbetten und Polstern wohl auch nötig war[2]). Die Überdecke des Bettes mußte in Farbe und Muster mit den Bettvorhängen übereinstimmen. Zu Füßen lag ein Teppich, vielleicht ein orientalischer, *tapetis of spayne* wird einmal erwähnt[3]). Jede Sitzgelegenheit im Schlafzimmer wird mit Bank- und Sitzkissen versehen, ja sogar das Fensterbrett, der Schrank *(cupboard).* Auch das *privehouse of esement*[4]) im Nebenraum hatte seine Kissen. Was die Geschäfte des Kämmerers tagsüber waren, wissen wir nicht. Am Abend hatte er wieder im Schlafzimmer Feuer zu machen, vor dem Kamin den Herrn auszuziehen und ihm das Nachtgewand zu reichen[5]). Im 15. Jahrhundert war also die Sitte des Unbekleidetschlafens, die im Mittelalter ziemlich allgemein war, abgekommen[6]). Der Arzt A. Boorde verlangt, daß die Nachtmütze aus Scharlach sei, gibt aber keinen Grund für diese Vorliebe an[7]).

Im Schlafzimmer brannte während der Nacht ein Wachslicht in einer Schüssel[8]). Das Fenster sollte geschlossen sein

---

[1]) Rus. v. 870—918. [2]) Rus. 919. [3]) Curtasye 504. [4]) Rus. 631. [5]) Curtasye 483. [6]) Wright 257, 258. [7]) Boorde 245. [8]) Curt. 504.

und Hunde und Katzen vor dem Einschlafen hinausgejagt werden[1]).

Wissenschaftliche Ausbildung

Hätten wir nur einen so ausführlichen Bericht über die wissenschaftliche Ausbildung der Jugend in den Schlössern im 15. und 16. Jahrhundert wie die zahllosen über ihr Benehmen, so wäre die Schwierigkeit zu wissen, was der Adel im allgemeinen lernte, nicht so groß. Wir sind aber auf folgende zwei Quellen angewiesen. Auf vereinzelte Lobsprüche über hochgestellte Persönlichkeiten, die, wenn verallgemeinert, uns darauf schließen lassen würden, daß der englische Adel fast ausschließlich aus Gelehrten bestand. Andererseits auf die Schriften der Tadler, Moralprediger und Neuerer, denen zufolge die Jugend kaum lesen und schreiben lernte und die wünschen, daß die ganze Ausbildung von Grund aus umgestaltet werde. Hier ist es nun schwer, das richtige Mittelmaß herauszufinden.

Festzustehen scheint, daß die Mehrzahl der Eltern und der Vormünder wenig Sorge dafür trugen, was der Sohn oder die Tochter lernten, daß weltliche Vorteile, besonders eine frühzeitige reiche Heirat ihnen weit mehr am Herzen lag, als die Kenntnisse, die die Kinder sich *in litteris* erwarben. Dazu kam noch, daß Mangel an geeigneten Lehrern herrschte und daß man die Junker im 15. und 16. Jahrhundert ungern nach Oxford und Cambridge schickte, weil sie dort in moralischer Beziehung Schaden litten. Es blieb also nur die Möglichkeit des Privatunterrichts, und man hatte die Wahl, einen Studenten oder B. A. oder einen Lehrer zu nehmen, der keine Universität besucht hatte. Von letzterer Art entwirft Lily ein hübsches Bild, das gleichzeitig auch den sorglosen Vater darstellt: Wenn der Edelmann unter all seinen Dienern einen findet, der unsauber in seinen Reden oder töricht in seinem Betragen, entweder ohne Scharfsinn oder ohne Ehrlichkeit, ein Verschwender oder ein Hahnrei, so macht er aus ihm keinen Aufseher seiner Schlösser, sondern einen Beaufsichtiger der Lage und des Betragens seiner Kinder, mithin überträgt er die Leitung und Belehrung seiner Söhne einem Menschen, der von Natur ein Sklave, durch seine Art ein Schurke, durch sein Betragen ein

---

[1]) Boorde 245.

Tier ist[1]). Wählte man aber einen jungen Mann, der studiert hatte, so konnte man fast sicher sein, daß er vielleicht etwas mehr Gelehrsamkeit besaß als solche Leute, die keine Universität besucht hatten, daß er dafür eine Vorliebe für Trunk, ausschweifendes Leben, auffallende Kleidung und dergleichen mitbrachte und häufig auch pädagogisch ungeschickt war. Eine Anleitung, wie man die Jugend unterrichtet, hatte er ja nie erhalten, und auch die Eltern waren vollkommen außerstande und auch zu gleichgültig, ihm eine solche zu geben. Lily meint, wenn der Vater seinen Sohn prüfen würde, so so würde der Lehrer mehr darauf achten, was er ihn lehrte[2]). Manchen Vätern dürften aber nicht nur Zeit und Lust, sondern auch die Kenntnisse gemangelt haben. Dazu kam noch, daß man zwar sonst nicht scheute, Geld zu verschwenden, wenn es sich um Kleidung, Pferde oder kostbaren Wein, Gewürze und dergleichen handelte, daß aber der Erzieher der Kinder elend bezahlt wurde. Lyly sagt, daß die Adeligen eher hundert Kronen zahlten, um ein Pferd gut zugeritten zu haben als ein Kind gut unterrichtet, und er kann nicht umhin, sich darüber zu wundern, daß sie Sorge tragen, ihre Besitztümer zu vermehren, wenn sie so sorglos sind, diejenigen weise zu machen, die diesen Besitz erben sollen[3]). Elyot meint, daß die Eltern beim Aufnehmen des Erziehers hauptsächlich fragten, mit wie geringem Lohn er zufrieden sein wolle und nie forschten, wie tief seine Gelehrsamkeit sei. Sie verwendeten darauf weniger Fleiß als bei der Aufnahme von Dienern, deren Dienste von viel weniger Wert sind[4]). Peacham sagt, man könne einen armen Baccalaureus von der Universität bekommen, um den Kindern das Ave zu lehren, und da dieser arm und freundlos sei, so sei er mit dem Versprechen von 10 £ bei seinem ersten Kommen zufrieden und begnüge sich später auch mit 5 £[5]). Im Haushaltungsbuch des Herzogs von Northumberland findet sich allerdings ein höherer Gehalt angegeben, für den "*schoolmaster teaching grammar*" im Vierteljahr 100 sh, während der

[1]) Euphues 132.

[2]) Euphues 144: For if the father were desirous to examine his sonne in that which he hath learned, the master would be more carefull what he did teach.

[3]) Euphues 132 (vgl. As you like it, I 1). [4]) Governour I 113.

[5]) The Compleat Gentleman, 31.

Kaplan, wenn er akademischen Grad hat, nur 5 Mark (66/8), ebensoviel wie der "*clerk of the kitchen*" bekommt und wenn er keine Prüfungen abgelegt hat nur 40 sh[1]). Unter diesen Umständen war es nicht leicht, daß man auf einen Lehrer stieß, der wie Phœnix den Achill nicht nur in den Wissenschaften unterwies, sondern ihm auch ein Beispiel in guter Lebensart war, wie es Lily verlangt[2]).

Das einzige pädagogische Heilmittel, das die Mehrzahl der Lehrer anzuwenden verstand, waren die Schläge. Elyot meint, daß der Zorn und die Grausamkeit der Lehrer bewirken, daß der Sinn der Kinder stumpf wird. Die Dinge, um derentwillen sie häufig geschlagen würden, blieben ihnen, wie die tägliche Erfahrung lehre, später immer ekelhaft[3]). Dieser Gedanke wird von Ascham weiter ausgeführt. Er meint, man würde sehen, daß ein Kind gerne lerne und nicht nur gerne sich dem Zeitvertreib hingebe, wenn man es für schlechtes Tanzen oder Bogenschießen schlüge und bei einem Fehler in seinen Aufgaben n i c h t streng bestrafe. Das Kind würde ungern zum Tanz und auf den Spielplatz aber gern zu seinen Büchern gehen[4]). Lily verweist gleichfalls auf die Nutzlosigkeit der Prügel; er möchte die Zöglinge nicht mit Hieben gezüchtigt, sondern mit Worten bedroht haben. Ebenso wie die Diener würden sie durch Schläge abgestumpft, diese ertrügen die Schläge desto besser, je mehr sie erhielten, und kümmerten sich desto weniger darum[5]). Und doch waren bei einem Mittagessen im Hause Sir William Cecils, von dem uns Ascham berichtet, die Stimmen in bezug auf die Vorteile des Schlagens sehr geteilt[6]).

Hatten aber die Kinder recht und schlecht Latein lesen, schreiben und sprechen gelernt — die Kenntnis der Muttersprache sah man als selbstverständlich an, daher wurden sie darin nicht unterwiesen —, konnten sie vielleicht auch noch schlechte Verse machen, und waren sie vierzehn Jahre alt und dadurch aus Pagen *esquires* geworden, so wurde der Schullehrer entlassen und die Jugend lebte entweder auf dem väterlichen Schloß in Müßiggang oder kam an eine größere Hof-

---

[1]) Anfang des 16. Jahrhunderts (zit. Elyot, Governour, 114).
[2]) Euphues 132. [3]) Governour, 50. [4]) Schoolmaster 45.
[5]) Euphues 143.
[6]) Schoolmaster, Preface to the Reader 19 ff.

haltung zur Unterweisung im Tafel- und Kammerdienst, so daß Junker, die als Kinder leicht gelernt hatten und die man ihres eleganten Lateins wegen bewundert hatte, alles vergaßen, keinen lateinischen Satz mehr sagen konnten und die ganze Gelehrsamkeit verspotteten [1]).

Reformvorschläge.

Um die Erziehung des Adels günstig zu beeinflussen, arbeiteten im 16. Jahrhundert eine Anzahl hervorragender Pädagogen Reformvorschläge aus. Unter ihnen machen Ascham und Elyot Vorschläge für den Einzelunterricht, Sir Humphrey Gilbert für Erziehung in einer Akademie.

Elyot verlangt, daß schon die kleinen Kinder vòr dem siebenten Jahr beständig jemand um sich haben, der mit ihnen Latein spricht, ja sogar die Wärterinnen sollten dieser Sprache mächtig sein, was darauf schließen läßt, daß damals die Frauen in viel größerer Zahl Latein lernten als heutzutage. Sollte aber, fährt Elyot fort, es nicht möglich sein, die geeigneten Leute zu finden, so müßten die das Kind betreuenden Frauen nur reines, deutlich artikuliertes und höfisches Englisch sprechen und keinen Buchstaben oder keine Silbe auslassen [2]). Nach dem siebenten Jahr sollte die lateinische Sprache dem Junker ganz vertraut werden und niemand mit ihm zusammenkommen oder ihm dienen, der es nicht elegant spräche. Auf diese Weise könne man es ebenso leicht erlernen als gutes Französisch, das ebenso viele grammatische Regeln als Latein und Griechisch habe [3]). Für Elyot ist das Latein noch eine lebende Sprache, seine Methode gleicht der modernen Art, Sprachen zu unterrichten. Ascham dagegen will anders verfahren. Er stellt den Grammatikunterricht voran, er ist einer von denen, die schuld daran sind, daß das Latein zur Schulsprache wurde, nicht mehr zur Vermittlerin des allgemeinen Verkehrs diente, und die von ihm angestrebte Korrektheit war damit wohl zu teuer erkauft. Er verlangt, daß das Kind die acht Redeteile zuerst erlerne, die richtige Art des Verbindens von Substantiv mit Verb, die Übereinstimmung des Substantivs mit dem Adjektiv, die Stellung des Relativs zum Beziehungswort [4]).

---

[1]) Governour 115. [2]) Governour 35. [3]) Ib. 54.
[4]) The Schoolmaster (1570), 24 (ed. Arber).

Während diese Unterweisung vor sich geht, darf das Kind kein Latein sprechen, da Cicero sage: *loquendo, male loqui discunt*[1]). An Stelle des Sprechens treten von Anfang an schriftliche Übungen. Man lese dem Kinde einen Brief von Cicero vor, erkläre ihm Ursache und Grundgedanken, lasse den Brief englisch übersetzen und analysieren, dann möge das Kind übersetzen und analysieren, bis jeder Zweifel gelöst, und dann solle es sich allein hinsetzen und den lateinischen Text schriftlich ins Englische übertragen. Dann möge dem Kinde das lateinische Buch weggenommen werden und eine Stunde später solle es aus seiner eignen englischen Übersetzung den Brief wieder ins Lateinische schriftlich zurückübertragen. Diese Übertragung wird dann vom Lehrer mit Ciceros Original verglichen und jede Abweichung als Fehler gerügt. Je wörtlicher der Schüler die Konstruktion sich gemerkt, desto mehr Lob verdient er. Beim Tadel solle man milde verfahren und erklären, warum Cicero andre Worte, Satzstellungen usw. gebraucht habe, denn aus Fehlern könne man mehr lernen, als wenn man das Richtige zufällig getroffen habe. Auf diese Weise würden die Regeln leicht erlernt und später könne der Schüler sich für jedes Beispiel aus der Übersetzung selbst die Regeln suchen, wie sie in der Grammatik stehen[2]). Dagegen soll der Schüler keine lateinischen Aufsätze machen *(latines)*, bei denen er nur eine falsche Auswahl von Worten sich angewöhnt[3]). Habe der Schüler im Übersetzen eine gewisse Fertigkeit erlangt, dann solle man ihn über Redefiguren und Redensarten belehren, sie ihm im Text zeigen und sie ihn dann — aber ohne weitere Hilfe — aufsuchen und in ein drittes Heft, nach Gattungen gesondert, eintragen lassen[4]).

Gelesen soll im Anfang werden: das dritte Buch der Episteln Ciceros in der Ausgabe des Sturmius, *De Amicitia, De Senectute* oder *Ad Quintum*, ein Lustspiel des Plautus oder Terenz (nur müßten bei Plautus unpassende und veraltete Worte weggelassen werden), Cæsars *Commentarien* oder einige Reden

---

1) Ib. 28. 2) Ib. 26, 27.

3) Ib. 25. These faultes taking once roote in yougthe, be never or hardlie, pluckt away in age — For, the scholer, is commonlie beat for the making, when the master were more worthie to be beat for the mending, or rather, marring of the same.

4) Ib. 29, 30.

aus Livius. Nur dann solle im weiteren Verlauf des Unterrichts übersetzt und analysiert werden, wenn es sich als nötig erweist. Zum Zweck der schriftlichen Arbeit solle der Lehrer auf dieser zweiten Stufe eine dem Schüler unbekannte Stelle aus Cicero ins Englische übertragen und sie dem Knaben zur Rückübersetzung übergeben. Die vollendete Arbeit wird dann ebenso wie beim Anfangsunterricht mit dem Original verglichen [1]). Als nächste Stufe verfasse der Lehrer einen Brief oder eine Fabel, in der möglichst die Redewendungen, die dem Schüler aus Cicero, Cæsar, Livius oder Terenz bekannt sind, vorkommen und lasse diesen Aufsatz aus dem Englischen ins Latein übertragen [2]).

Während Ascham nur Prosaiker und Dramatiker im Anfangsunterricht lesen läßt, wählt Elyot vom 7—14 Jahre nur Dichter: Virgils *Aeneis*, die *Bucolica* und *Georgica*, die *Metamorphosen* und *Fasten* des Ovid oder, da man aus diesem Autor zwar viel lernen, das zum Verständnis anderer Dichter nötig sei, aber recht wenig für die guten Sitten, so möchte er lieber an dessen Stelle Horaz bevorzugen. Nach dem Muster von Virgil und Homer solle der Knabe auch Verse machen, die ihm viel Freude und Anregung zum Studium bieten würden. Dann solle man des Silius *Punica* und die *Pharsalia* des Lucanus folgen lassen [3]).

Nach dem 14. Jahr soll der Schüler Logik aus Ciceros Topica lernen oder aus »dem edlen deutschen Gelehrten« Agricola, Rhetorik entweder griechisch nach Hermogines oder lateinisch nach Quintilian, indem man mit dem 3. Buch beginnt. Als Einleitung zu diesem Studium soll Ciceros Abhandlung für seinen Sohn dienen. Zum Studium der Redekunst soll außerdem dienen Erasmus' *Copia Verborum et Rerum*, Isokrates, Demosthenes und Cicero. Für die Erdbeschreibung sollen die Karten des Ptolomæus gebraucht werden. Geographie mit Geschichte verbunden ist dem Strabo zu entnehmen und Mela, weil er kürzer und leichter ist; eher als Solinus, endlich Dionysius. An eigentlichen Geschichtswerken sind zu lesen Demetrius Phalareus, Titus Livius, Xenophon, Quintus Curtius, Julius Cæsar, Salust, Tacitus.

Nach dem 17. Jahr soll sich der Jüngling mit dem

---

[1]) Ib. II 87, 88. [2]) Ib. II 89, 90. [3]) Governour 61—69.

Studium der Philosophie beschäftigen, besonders mit jenem Teil, der der Moral gewidmet ist. Als Einführung soll der Anfang der *Ethica* des Aristoteles griechisch gelesen werden, da noch keine guten Übersetzungen vorhanden sind, sie wären nur ein Schatten seiner Beredtsamkeit und Weisheit. Darauf folgt das Studium von Ciceros *De Officiis*, Plato, Salomos *Proverbia*, des *Ecclesiastes* und *Ecclesiasticus* und der historischen Teile der Bibel, sowie Erasmus' *Institution of a Christian Prince*.

Nach dem siebenten Jahr soll das Kind schon mit dem Griechischen beginnen, wie Elyot vorschlägt, allerdings nur mit einigen leichten Regeln und mit Äsops Fabeln, die der Lehrer dem Kinde vorlesen soll, weil es an ihnen Gefallen finden wird. Grammatik sei ja nur eine Einleitung zum Verständnis der Schriftsteller, und wenn man sie zu lange pflegt und dem Schüler zu schwer macht, so wird sein Lerneifer abgestumpft. Wenn er dann endlich zum anregenden Lesen der Klassiker kommt, so sind die Funken seiner Lernbegier von der Last der Grammatik erstickt.

An andern griechischen Autoren sollen bis zum 14. Jahr gelesen werden einige aus Lukians Dialogen; Homer, nicht nur wegen der Kämpfe und der Waffenübung, sondern der unvergleichlichen Weisheit und der Belehrung über die Regierung der Völker wegen; Hesiod, der durch seine Fabeln die Kinder mehr anzieht als Vergil. Ascham gibt nicht an, wann seine Schüler mit dem Studium des Griechischen anfangen sollen. Es liegt dies außerhalb des Plans seines Schoolmaster, dessen 2. Teil "the ready way to the latin tong" heißt und dem kein 3. folgt, der den Unterricht weiter fortgeschrittener Schüler behandelt. Jedenfalls wollte er nicht so früh als Elyot beginnen, der mit seinen Anforderungen in bezug auf klassische Lektüre sehr weit geht. Dagegen fehlt die Mathematik bei Elyot vollkommen und von modernen Sprachen erwähnt er das Französische nur ganz beiläufig, ohne daß wir wissen, ob er es in seinem Lehrplan aufnimmt[1]). Vom Studium einer andern modernen Sprache ist überhaupt nicht die Rede. Auch ist Ascham kein Freund der Mathematik, er scheint überhaupt das Quadrivium zu verwerfen, da er nebst der Arithmetik und

---

[1]) S. 54.

Geometrie die Musik als einen zu heftigen Antrieb des menschlichen Verstandes ansieht und von der Astronomie ganz schweigt. Auf die Sitten scheinen ihm die genannten Wissenschaften gleichfalls einen schädlichen Einfluß zu haben[1]).

Der Schoolmaster gibt uns in vielen Dingen zu wenig Auskunft. Wir haben keine Liste der von Ascham nach dem Anfangsunterricht gelesenen Bücher, wir haben meist Angaben, was Ascham verwirft, nicht was er zu tun empfiehlt. So ist er ein Feind von Paraphrasen und Metaphrasen. Der Autor hätte die besten Ausdrücke gewählt, jede Wiedergabe mit andern Worten könne nur den Text verschlechtern. Nachahmung *(imitatio)* sei natürlich nur für reife Männer, Gelehrte und Dichter[2]). An jedem Schriftsteller, der nicht zur Zeit Ciceros gelebt, hat Ascham in bezug auf Sprache und Stil etwas auszusetzen. Im Gegensatz zu den weit gefaßten Vorschlägen Elyots, der die gesamte Latinität heranziehen will und die besten griechischen Schriftsteller auch berücksichtigt, verlangt Ascham Beschränkung auf die Autoren der etwa 150 Jahre um Cicero. Das Griechische scheint er nur für ganz reife Schüler geeignet zu halten.

Die weitausgreifendsten Pläne von allen Reformern hegt Humphrey Gilbert. Er will sowohl die königlichen Mündel als andere Junker gemeinsam in einer Anstalt erzogen wissen, der er den Namen *Queene Elizabethes Achademy*[3]) gibt. In dieser Akademie sollten ein Hauptlehrer, der lateinische und griechische Grammatik unterrichten könnte, und vier Unterlehrer angestellt werden. Außerdem sollten an bestimmten Tagen andere Lehrer in die Anstalt kommen, von denen der eine Hebräisch, der andere Logik und Rhetorik lehren und mit den Schülern disputieren sollte. Und zwar sollte nicht Latein sondern Englisch disputiert werden, zur Übung und Vorbereitung für das Parlament, die Ratsversammlungen und die Predigten. Dann wären nötig ein Lektor der Nationalökonomie und zwar in bezug auf Zivil- und Militärverfassung, ein Lektor für Naturwissenschaften und zwei Mathematiker. Der eine Mathematiker

---

[1]) Schoolmaster, 34. Some wittes moderate enough by nature, be many tymes marde by ouer moch studie and use of some sciences, namelie, Musicke, Arithmetick, and Geometrie. Thies sciences, as they sharpen mens wittes over moch, so they change mens maners over sore etc.

[2]) II 96—105; 116 ff. [3]) E. E. T. S.-E. S. 8.

müßte auch Ingenieur sein und Übungen im Schießen mit den jungen Leuten anstellen, der andere Kosmographie und Astronomie, Navigation und Schiffsbau verstehen und Karten zeichnen lassen.

Ein Arzt sollte Arzneikunde *(phisick)* und Chirurgie lehren. Ein Lektor sollte Zivil- und einer Kanonisches Recht vortragen, ein Jurist das Gewohnheitsrecht, um die zum Friedensrichter und Landrichter gehörigen Kenntnisse zu vermitteln. Die weitere Ausbildung könnten die Rechtsschulen der Inns of Court vermitteln. Für Französisch, Italienisch, Spanisch und Hochdeutsch waren Lehrer vorgesehen.

An körperlichen Übungen sollte Reiten, Buhurdieren, Turnieren und Kampf zu Pferde mit Pistolen gelernt werden, Fechten mit Rapier, Degen und Schwert, Handhabung der Kampfaxt, Hellebarde und der Pike, statt deren der Schüler zuerst zur Übung Stäbe verwenden sollte. Ein Tanzmeister war auch anzustellen, und vielleicht verwendete man die Schüler auch zur Arbeit im Garten, der für die Zwecke des Arztes und des Philosophen anzulegen war.

Bei dieser utopischen Schulgründung ist natürlich nicht anzunehmen, daß jeder Schüler in jedem Fach ausgebildet werden sollte. Es war jedenfalls der Zweck der zahlreichen Fächer, den Knaben sowohl die *Grammar-School-* als die Universitätsbildung zu vermitteln.

Mündelwesen.

Gilbert wollte mit seinem Plan einer großen Zahl unglücklicher Kinder helfen. Alle Waisen, Knaben oder Mädchen, vom hohen Adel waren, falls ihr Vater starb, ehe sie mündig waren, Mündel des Königs. Von der Zeit Heinrich II. an finden wir die Gepflogenheit, sie in die Hofhaltungen der königlichen Kanzler zu bringen, wo sie zwar oft sehr streng gehalten, doch in allem Nötigen — Latein und Französisch, Lesen und Schreiben, höfischem Benehmen — unterwiesen wurden[1]). Im 15. und 16. Jahrhundert wurde die Unterbringung der Mündel des Königs und der Königin weniger mit Rücksicht auf die körperliche und geistige Ausbildung der Jugend als mit Bedacht auf die Einkünfte der Krone vorgenommen. Ent-

[1]) Furnivall, Meals and Manners, VI.

weder man verkaufte die Vormundschaft an den Meistbietenden und das Geld floß dem Schatzamt zu [1]) oder man verschenkte die Mündel an Leute, die man für besondere Dienste, die sie dem Staat erwiesen hatten, belohnen wollte. Nicht selten kam es auch vor, daß hohe Adelige solche Belohnungen mit Hinweis auf die oder jene wohlhabende Waise ihrer Verwandtschaft oder Bekanntschaft direkt forderten. Hatten sie nicht Lust, sich selbst mit der Erziehung zu befassen oder waren sie gerade in Geldnot, so verkauften sie das arme Kind häufig auch weiter [2]). Und ähnliche Verhältnisse herrschten auch bei der Vormundschaft über den niedern Adel und bei der über die Kinder der reichen Bürger, wo der Bürgermeister für den Stadtsäckel ebenso sorgte wie sonst der Kanzler für die Staatskassen. In jedem Stand wurden die wohlhabenden Mündel gleichsam wie Waren an den Meistbietenden versteigert. Der mit der Vormundschaft Betraute bezog nämlich während der Minderjährigkeit des Knaben oder des Mädchens die Einkünfte des Besitzes, und die Rechnungsablegung war meist eine sehr ungenaue. Es stand so ziemlich im Belieben des Vormundes, wieviel er für Kost, Kleidung, Erziehung usw. berechnen wollte und von den Gesamteinnahmen aus den Gütern seines Mündels abzog. Außerdem hatte er das Recht, nach erlangter Volljährigkeit die jungen Leute zu verheiraten, die um ihre eigne Meinung nicht gefragt wurden [3]). Dabei ergab sich meist die Gelegenheit, die eignen Söhne und Töchter oder sonst nahe Verwandte mit reichen Erbinnen oder Erben zu vermählen und dadurch auf lange Zeit das Vermögen in eigner Verwaltung zu behalten, der Rechnungsablegung vielleicht ganz enthoben zu sein. In den Paston Letters hören wir, daß die Vormundschaft von Thomas Fastolf of Cowhaw an John Paston und Sir Thomas Howes gegen Zahlung von 80 £ jährlich an den *Exchequer* vergeben war, von einem Heiratsprojekt für das Mündel und Streitigkeiten über Einkassierung von Geldern während dessen Minderjährigkeit [4]). Dieser Thomas Fastolf war ein Verwandter Sir John Fastolfs, der Lady Milicent Scrope in zweiter Ehe heiratete. Sein Stiefsohn Stephan

---

[1]) Paston Letters (ed. Gairdner 1904), 325.
[2]) Queene Elizabethes Achademy, 1.
[3]) Dialogue [between Card. Pole & Lupset]. E. E. T. S. — E. S. 12, 186.
[4]) P. L. 248, 263, 266, 267, 271, 292, 352.

Scrope war damals 10 oder 12 Jahre alt. Fastolf verkaufte dessen Vormundschaft an den *Chief Justice* Gascoigne um 500 marks[1]). Diese Vormundschaft, meint Scrope, hätte ihm eine Krankheit zugezogen, an der er 13 oder 14 Jahre litt und die ihn auf Lebenszeit verunstaltete. Gascoigne war drei Jahre Vormund und wollte den jungen Scrope, der ja höchstens 15 Jahr alt war, mit einer seiner eignen Töchter verheiraten. Da aber Fastolf meinte, die Heirat entspreche nicht dem Vermögen und der Stellung des jungen Mannes, dessen Onkel unter Richard II. die Insel Man besessen hatte, so kaufte er die Vormundschaft zurück: »Er kaufte mich und verkaufte mich wie ein Stück Vieh — gegen alles Recht und Gesetz und fügte mir einen Schaden von mehr als 1000 Mark zu[2]).«

Lord Dacres, der 1560 starb, hinterließ einen Sohn und drei Töchter. Seine Witwe heiratete den Herzog von Norfolk. Der junge Lord Dacres und seine Mutter starben bald hintereinander. Der Herzog war Vormund seiner drei Stieftöchter. Statt das Erbe der Dacres dem Bruder des vorigen Lord zurückzugeben, der nach dem Fideikommißrecht darauf Anspruch hatte, behielt es der Herzog im Namen von dessen Töchtern, die er mit seinen drei Söhnen verlobt hatte[3]).

Erziehung des Edelfräuleins.

Über die Erziehung des Edelfräuleins im 15. und 16. Jahrhundert stehen uns recht wenig Quellen zur Verfügung. Infolge der unruhigen politischen Verhältnisse scheint im 15. Jahrhundert ein Stillstand, vielleicht ein Rückschritt in der Erziehung der Mädchen eingetreten zu sein, während im Mittelalter meist ihre Kenntnisse die des Junkers übertroffen hatten. Viele Leute dürften in der Zeit des Humanismus die Ansicht vertreten haben, deren Thomas More in einem Briefe an Gunnell, den Lehrer seiner Töchter, Erwähnung tut. Er schrieb ihm: »Wenn das weibliche Gehirn von Natur unfruchtbar ist und mehr geeignet, Farrenkraut als Korn hervorsprießen zu lassen (ein Ausspruch, durch den viele die Frauen vom Lernen abschrecken), bin ich der Ansicht, daß der Verstand

---

[1]) Ib. Introduction S. 153, Letter 97.

[2]) P[aston] L[etters], Introduction.

[3]) Froude, VIII 491.

der Frau desto mehr durch gute Lehre und Lernen gedüngt werden muß, damit der Mangel der Natur durch Fleiß ersetzt werde«[1]).

Die guten Lehren wurden aber meist mit unnötiger Strenge erteilt und Schläge blieben den Mädchen ebensowenig erspart als den Knaben.

Ein Zeugnis für die harte Behandlung der Töchter durch die eignen Mütter gewähren die Paston Letters. Agnes Paston versuchte ihre Tochter Elizabeth so früh als möglich und so reich als möglich zu vermählen. Die ganze Verwandtschaft unterstützte sie in diesen Bestrebungen. Eine Cousine Elizabeths schrieb an deren Bruder 1449 über den Bewerber Stephen Scrope: ». . . er scheint mir passend für meine Cousine, Eure Schwester, wenn sie nicht vielleicht einen besseren (d. h. reicheren) bekommen kann. Und wenn Ihr ihr einen besseren verschaffen könnt, so möchte ich Euch raten, es in so kurzer Zeit als möglich zu betreiben, denn sie war nie in so großem Kummer wie jetzt, denn sie kann mit niemand sprechen, wer immer kommt, nicht einmal mit meinem Mann, auch nicht mit ihrer Mutter Dienstboten, ohne daß ihr die Mutter Absichten unterschiebt, die sie nicht hat. Und seit Ostern ist sie ein oder zweimal in der Woche geschlagen worden und manchmal zweimal im Tag, und sie ist an zwei oder drei Stellen am Kopf verwundet[2]).«

Noch dazu hatte die Tochter nicht das mindeste gegen die Heirat einzuwenden. Leider scheinen die Vermögensumstände nicht glänzend genug gewesen zu sein, denn Elizabeth mußte noch zehn Jahre in der mütterlichen Strafanstalt ausharren und man wies noch andre Bewerber ab, bis man sie am Neujahrstag 1459 mit Robert Poynings, Genossen von Jack Cade und Rädelsführer in einigen Aufständen, vermählte[3]). Trotz ihrer wenig liebenswürdigen Eigenschaften scheint man Margaret Paston für eine Frau gehalten zu haben, der man ein junges Mädchen gern anvertraute, denn sie wird 1451 von einem Vetter flehentlich gebeten, eine Verwandte, Anneys

---

[1]) Zitiert von Watson, Vives and the Renascence, Education of Women (1912), Ch. V 179, nach Cresacre More, Life of Th. More, 1631.

[2]) Letter 94.

[3]) John Paston to Lord Grey, Letter 252.

Loveday, zu sich zu nehmen, da er selbst unverheiratet sei und sie daher nicht in sein Haus nehmen könnte[1]).

Elizabeth Paston war bei den ersten Versuchen, sie zu verheiraten, schon ziemlich erwachsen, wenn wir auch nicht wissen, ob ihre Erziehung sich auf etwas anderes erstreckte, als sie in der christlichen Tugend der Geduld zu üben. Anders verhielt es sich mit den Kindern von Hatton Hall in Cheshire. Dort war Mitte des 16. Jahrhunderts eine Art Heiratsbureau für Minderjährige[2]). Brigitte Dutton, Tochter des Schloßherrn, wird mit 4 oder 5 Jahren, als sie die Worte des Ehegelübdes dem Priester noch nicht ordentlich nachsprechen konnte, mit dem sechsjährigen George Spurstone, Page bei ihrem Vater, vermählt. Ihr Bruder Roland wird neunjährig der fünfjährigen Margaret Stanley angetraut und der zwölfjährige William Stanley der zehnjährigen Anne Dutton. Alle diese Ehen wurden natürlich nicht wirklich vollzogen, und wir haben nur durch die Gerichtsverhandlungen, die der Scheidung vorangingen, Kunde davon. Eine vierte Heirat, die gleichfalls in Hatton Hall zwischen John Starkie und Alice Dutton stattgefunden hatte, wurde 1561, da beide inzwischen 14 Jahre alt geworden und keine Einwendungen erhoben, durch das bischöfliche Gericht bestätigt. Doch war im allgemeinen eine nochmalige Bestätigung unnötig. Die Kinderehe war gültig, und zu ihrer Lösung mußte man nachweisen, daß die Kinder nicht beieinander geschlafen, sich nicht geküßt und sich keine Geschenke gegeben, nachdem das Mädchen das 12. und der Knabe das 14. Lebensjahr überschritten hatte[3]). Es kam aber vor, daß die Ehe schon vorher vollzogen und daß von 11 jährigen Mädchen Kinder geboren wurden.

Das Material über Heiraten von Minderjährigen ist für Chester und Umgebung zufälligerweise besonders reichhaltig[4]). Ähnliche Fälle kamen aber auch sonst vor. Das Motiv waren

---

[1]) Sir John Heveningham to Margaret Paston, Letter 191.

[2]) Child Marriages, E. E. T. S. O. S. 108. S. 39, 48, 49.

[3]) Child Marriages. Mit dem 12. Jahr erscheint überhaupt bei Mädchen die Erziehung als abgeschlossen, vgl. Havelok v. 190ff. König Aþelwold läßt sich von Earl Godrigh schwören, daß dieser seine Tochter Goldborough ȝemen here wel — Til þat she were tuelf winter (h)old. Skeat hält 12 für Schreibfehler wegen v. 259. Ich möchte das aber zurückweisen.

[4]) Von Furnivall im Archiv zu Chester aufgefunden, vgl. Einleitung.

immer weltliche Vorteile, meist Geldgewinn. Stephen Scrope, dessen vergebliche Bewerbung um Elizabeth Paston oben erwähnt wurde, hatte eine Tochter erster Ehe. Obwohl er selbst unter mißlichen Verhältnissen infolge der Habgier seines Stiefvaters gelitten hatte und sich darüber beklagt, schreibt er: »Aus wahrer Not war ich gezwungen, meine kleine Tochter um viel weniger zu verkaufen, als ich sonst vielleicht für sie erhalten hätte[1]).«

Beim Hochadel war es im 16. Jahrhundert üblich, den Mädchen eine Ausbildung in den klassischen Sprachen geben zu lassen und viele von ihnen lasen und sprachen nicht nur Latein, sie waren auch imstande, griechische Werke im Original zu verstehen und das alte Testament in der Ursprache zu lesen. Dazu kam meist noch die eine oder andre moderne Sprache, Französisch, Italienisch, Spanisch, so daß Harrison sagt, sie stünden dem männlichen Geschlecht an Kenntnissen kaum nach[2]). Einige dieser Frauen verfaßten auch Bücher oder übersetzten Werke aus fremden Sprachen. Sie korrespondierten mit ihren Lehrern, Verwandten, fremden Gelehrten häufig in gutem Latein.

Am meisten wissen wir über die Erziehung der Königinnen Maria und Elisabeth, der Lady Jane Grey und der Töchter Sir Thomas Mores. Die Töchter des Kanzlers Thomas More, Margarete, Elizabeth, Cecilia und Margaret Giggs, sein Mündel, wurden teils von ihrem Vater mit seinen Söhnen gemeinsam erzogen, teils hielt er für sie Lehrer, von denen uns Doctor Clement, William Gunnell, Master Drue und Master Nicolas genannt werden[3]). Aus Mores Briefen hören wir seine Sorgfalt für die Erziehung seiner Kinder heraus. Er läßt sie natürlich in klassischen Sprachen unterrichten, beschränkt sich aber nicht, wie Ascham auf Cicero und seine Zeitgenossen. Er läßt sie auch Stellen aus den Kirchenvätern Hieronymus und Augustinus lesen, sie schrieben Reden in englischer und lateinischer Sprache nieder, verfaßten Verse, lernten Logik und Astronomie. Waren die Kinder und More nicht am selben Orte, so schrieben sie ihm an jedem Posttag Briefe. Sie durften sie Englisch aufsetzen und dann ins Lateinische übertragen, oder sie gleich Lateinisch schreiben. Sie sollten sie aber zwei-

---

[1]) P. L., Introduction 153. [2]) Furnivall I 271.
[3]) Watson, Education of Women, Ch. V.

mal durchsehen, vor dem Abschreiben und danach, damit keine Flüchtigkeitsfehler darin blieben. More rühmt an den Briefen seiner Kinder den feinen Witz. Den hatten sie jedenfalls von ihm geerbt. Wie anmutig weiß er über ihre astronomischen Kenntnisse zu scherzen: »Ihr kennt jetzt nicht nur den Polarstern oder Hund *(dog)* und die Planeten, sondern seid auch imstande, Sonne und Mond zu unterscheiden.« Das begabteste seiner Mädchen scheint Margaret gewesen zu sein. Einmal zeigte er einen ihrer Briefe und einige ihrer Verse dem Bischof von Exeter, dieser, ganz entzückt über das gute Latein, schickte ihr zur Belohnung einen *Portegue* (Goldmünze im Wert von 3 £ 10). Cardinal Pole wollte gar nicht glauben, daß die Briefe Margarets von einer Frau geschrieben seien. Einmal übersetzten ihr Vater und sie zwei Reden *(declamations)*, die Margaret verfaßt hatte, ins Lateinische, und als sie dann verglichen wurden, konnte man nicht entscheiden, wessen Übertragung die bessere war. Sie schrieb eine lateinische Abhandlung über die »Vier letzten Dinge«, und weil er sie gut fand, vollendete More seine Schrift über denselben Gegenstand nicht. Sie verbesserte eine Stelle in St. Cyprian und korrespondierte mit Erasmus.

Weit weniger glücklich als das Familienleben im Hause Mores war dasjenige beim Herzog von Suffolk. Seine älteste Tochter, Lady Jane Grey, genoß eine sehr strenge Erziehung. Selbst körperliche Züchtigungen blieben dem jungen Mädchen von Seite der Eltern nicht erspart. Ihr Lehrer Elmer war dagegen ein gütiger Mann und seine Erziehungskunst trug reichliche Früchte [1]). Sie erwarb einen Grad der Gelehrsamkeit, der sogar bei reifen Männern selten war und konnte ihre Kenntnisse anmutig verwerten. Mit 15 Jahren schrieb sie schon griechisch und begann das Studium des Hebräischen, mit 16 Jahren stand sie mit dem Reformator Bullinger im Briefwechsel und ihr Latein war mindestens ebenso gut als das Seine [2]).

Derjenige Pädagoge, der sich am meisten mit der Frauenerziehung beschäftigt hat, ist Juan Luys Vives, ein spanischer Humanist, der 1523 nach England berufen wurde. Der Königin

---

[1]) Ascham, Scholemaster.

[2]) Froude, History of England etc. VI 4.

Katherina von Aragon hatte er seine erste pädagogische Schrift *De Institutione feminæ christianæ*[1]) gewidmet. In dieser meinte er, die Mädchen sollten Handarbeit und Kochen lernen, man solle es ihnen aber nicht verwehren zu studieren. Als Beispiele für seine Theorien führt er historische Persönlichkeiten, aber auch die Töchter Thomas Mores an. Die Bücher, die er zur Frauenlektüre vorschlägt, sind die Bibel, die Kirchenväter, Plato, Cicero, Seneca.

Infolge dieser Schrift wurde er zum Erzieher von Katherinas Tochter, der damals siebenjährigen Prinzessin Maria ernannt. Für sie schrieb er das Werk: *De ratione studii puerilis ad Catherinam Reginam Angliæ*[2]). Der Unterricht soll mit dem guten Aussprechen der Buchstaben beginnen. Dann erfolgt das Lernen der Redeteile. Die Schülerin soll des Schreibens kundig sein, damit ihr der Lehrer diktieren kann, aber auch damit sie imstande sei, aufzuzeichnen, was ihr in einem Autor gefällt. Ihr Gedächtnis soll sie täglich üben. Sie solle sich die Sätze aus Erasmus *Vocabula* merken und es müßten auch für sie Dialoge über die Dinge des täglichen Lebens geschriehen werden. Sie möge Auszüge aus Laurentius Valla *(Elegantiæ latini sermonis)* anfertigen. Frivole Autoren wie Aulus Gellius solle sie nicht lesen. Etymologien werden ihr anempfohlen. Kurze Erzählungen sind aus dem Englischen ins Lateinische zu übertragen und in der Erasmusschen Ausgabe möge sie die *Disticha* Catonis, Publ. Syrus Mini und die Sentenzen aus den Sieben weisen Meistern lesen. An Erzählungen wie *Lucretia*, *Joseph* u. dgl. solle die Schülerin Gefallen finden. Sie möge drei oder vier Gefährtinnen haben und mit diesen und dem Lehrer anfangen, Latein zu sprechen. Durch kleine Belohnungen und durch Wetteifer möge sie angespornt werden, man soll nicht nur sie selbst loben, sondern auch die Studiengenossinnen in ihrem Beisein. Lateinische Autoren könnte sie Lateinisch wiedererzählen und zuhören, wie andere erzählen. In ein leeres Heft *(librum vacuum)* soll sie Worte und Sätze aus Schriftstellern eintragen, die ihr fürs tägliche Leben nützen und soll dabei darauf achten, wie die grammatischen Regeln beobachtet werden. Jetzt ist sie schon imstande, schwerere

---

[1]) Ed. v. Watson, Education of Women, Ch. I, in englischer Übersetzung.

[2]) Ib. Ch. II.

Autoren zu lesen, es ist aber darauf zu achten, daß sie nur solche lese, die zugleich gute Sprache und richtige Lebens- g preisen wie Cicero, Seneca, Plutarch (in lat. Übersetzung), Plato in seiner Republik, Hieronymus, Ambrosius, Augustinus, Erasmus in der *Institutio principis christiani,* im *Enchiridion* und den *Paraphrasen,* More, in der *Utopia.* Geschichte solle sie lernen aus Justinus, Florus, Valerius Maximus. Außerdem muß sie das neue Testament lesen und an christlichen Dichtern Prudentius, Sidonius, Paulinus Arator, Prosper, Juvencus Gefallen finden. Doch sind auch die heidnischen wie Lucan und Horaz nicht zu vernachlässigen[1]).

Das Programm ist sehr ausgedehnt, nur ist dem Griechischen gar kein Raum gewährt, da Plato jedenfalls auch in der Übersetzung gelesen wurde, sonst wäre eine Angabe des Erlernens der griechischen Grammatik jedenfalls in den so genauen Anweisungen enthalten. Die Bücherwahl Vives' lehnt sich weit mehr an die scholastische als an die humanistische Art an. Darum räumt er auch der Geschichte, die von den Humanisten oft vernachlässigt wurde, einen Raum ein.

Bei der Königin Elisabeth ist es schwer zu unterscheiden, was an den Lobpreisungen Aschams, Mucasters und anderer Schmeichelei oder Wahrheit ist. Jedenfalls hat Ascham als ihr Lehrer sein Übersetzungssystem an ihr erprobt, und sie beherrschte auch nach andern Zeugnissen das Latein vollkommen. Für Griechisch hatte sie entschiedene Vorliebe, denn sie war immer erfreut, wenn sie in Cambridge oder Oxford mit Reden in der Sprache des Demosthenes begrüßt wurde. Die griechischen Antworten, die sie extempore gesprochen haben soll, werden wohl vorbereitet gewesen sein — vielleicht mit Hilfe eines Gelehrten. Doch gehörte auch dazu eine sichere Beherrschung der Sprache, um den Anschein des Gelegentlichen zu machen.

II. Lebensweise und Erziehung des Bürgerstandes.

Wohnstätten.

Um ein Bild der Bürgerhäuser der größeren Städte zu bekommen, müssen wir ziemlich alte Verordnungen heranziehen.

---

[1]) In bezug auf Vives vgl. auch Watson, Ch. III u. VI, und Foster-Watson, The Dialogues of J. L. Vives, 1908.

Die Bauordnung des Jahres 1189 unter dem ersten Bürgermeister von London, Henricus, filius Elwyni, bestimmte, daß die Zwischenmauer zweier aneinanderstoßender Gebäude drei Fuß dick und 16 Fuß hoch sein mußte, wofür jeder der beiden Nachbarn die Hälfte des Grundes abtrat, und sie sollte aus Stein sein[1]). Die Häuser selbst waren aus Holz oder Fachwerk. Man scheint jedoch die Bestimmung über die Zwischenmauer nicht streng durchgeführt zu haben, denn nach einem verheerenden Brand unter Stephan (1212), der die erste Paulskirche vernichtete und erst an der damaligen Stadtgrenze bei St. Clemens Halt machte, wird sie wieder in Erinnerung gebracht[2]). Einige Bürger errichteten damals auch Steinhäuser, die nicht nur ihnen Schutz gewährten, sondern auch manchen Nachbarn, da häufig bei kleineren Bränden das Feuer bei diesen festeren Gebäuden zum Stillstand gebracht werden konnte[3]). Diese Häuser wurden auch statt mit Stroh mit Ziegeln gedeckt. Sehr zahlreich scheinen sie nicht gewesen zu sein, denn bei dem großen Brande des Jahres 1666 fiel ja fast die ganze City den Flammen zum Opfer, merkwürdigerweise auch wieder die steinerne Paulskirche, die allerdings damals schon sehr baufällig war. Daß feste Steinhäuser widerstehen konnten, sieht man an dem Stadthause Sir Thomas Mores, dessen Halle nicht nur dem Feuer Trotz bot, sondern noch mehr als zwei Jahrhunderte später so fest war, daß sie an anderer Stelle ausschließlich aus den alten Bestandteilen wieder errichtet werden konnte. Die meisten Bürger waren sorglos, sie bauten auf die alte Weise aus billigem-Material die Häuser wieder auf und scheinen beim Heizen, Kochen, Backen und Bierbrauen auch nicht viel Vorsicht

[1]) Liber Albus, I 321 (Rerum Brit. Script. XII).

[2]) Ib., I 328. Memorandum est quod temporibus antiquis major pars civitatis hospitata fuit de ligno, et domus coopertae fuerunt de stramine, et stipula et de hujusmodi coopertura. — Ita contigit quod aliqua domus igne fuerat accensa maxima pars civitatis ab illo igne fuerat combusta, sicut contigebat primo anno regni Regis Stephani, scilicet quod de igne qui accensus fuerat ad Pontem Londiniarum combusta fuit Ecclesia Sancti Pauli et deinde processit ille ignis, comburendo domos et ædificia, usque ad Ecclesiam Sancti Clementis Danorum.

[3]) Ib. I 329: — — — unde sæpe contingebat quod quando ignis accensus fuerit in civitate et multa ædificia vastaverit, et pervenit ad tales domos, non potens ille aliquid nocere, ibidem ignis remansit extinctus, sic quod multæ domus vicinorum per illam domum ab ignæ fuerant salvatæ.

haben walten zu lassen. Es war zwar verboten, Kamine aus Holz zu machen, sie ganz an die Holzwand anzubauen, Feuer auf Latten oder Brettern oder am *Reredos* anzuzünden oder im oberen Stock im Söller, der wahrscheinlich noch schlechter gebaut war als der Unterstock[1]). Die Notwendigkeit, diese Verbote zu erlassen, zeugt aber schon für die Häufigkeit gefährlicher Gepflogenheiten. London besitzt auch kaum ein Wohnhaus aus dem 16. Jahrhundert. In andern englischen Städten haben sich einzelne erhalten, in manchen sogar ganze Straßenzüge z. B. in Chester, wo Ziegel- und Steinbau die Regel war. Die Stadthäuser bestanden aus der Halle, einem angrenzenden Raum, *chamber*, und dem Schlafgemach im oberen Stock, *soler*. Doch gab es wohl häufig größere Häuser, in denen die Halle nicht zugleich als Küche diente. Diese nebst Speisekammer und andern Nebenräumen war dann der Halle angebaut.

Im oberen Stock waren manchmal mehrere Schlafräume. Es wird z. B. berichtet, daß eine Bürgersfrau beim Tode ihres Gatten das Benutzungsrecht von der Halle, der Hauptkammer, des darunter gelegenen Kellers und das Mitbenutzungsrecht von Küche, Abtritt und Hof hatte[2]). Die übrigen Räume verblieben den andern Erben.

Eine Schwierigkeit war immer das Anbringen des Abtritts. Er durfte nicht an der Trennungsmauer zweier Häuser sein, sondern, wenn aus Stein gemauert, zweieinhalb, sonst dreieinhalb Fuß davon abstehen[3]). Einige Bürger verfielen auf die Auskunft, der man sich in Burgen häufig bediente, die Abtritte im oberen Stockwerk anzubringen und über die Gasse vorragen zu lassen, womit natürlich die Vorübergehenden unzufrieden waren[4]).

---

[1]) Ib. I 333.

[2]) Ib. I 393. Alicia habet pro franco banco suo alam et principalem cameram, et cellarium sub eadem camera — et etiam commune asiamentum in coquina, stabulo, communi cloaca et curtilagio.

[3]) Ib. I 324.

[4]) Liber Custumarum II 2, 449: Ebbegate: eadem venella fuit obturata per prædictum Thomam atte Wyche etc. — qui fecerunt in eadem venella latrinas supradentes quarum putredo cadit super capita hominum transeuntium. — Donegate: in eisdem ædificiis diversas latrinas fecerunt, pendentes ultra vicum ejusdem venellæ.

Da die meisten Häuser Handwerkern gehörten, die ihre Waren selbst feilboten, hatte man einen Verkaufsraum nötig. Dieser war ein beweglicher Bretterverschlag, der nicht mehr als zweieinhalb Fuß vor die Hausfront vorspringen durfte. Manchmal scheint man sich auch mit einem Vordach begnügt zu haben, das so hoch sein mußte, daß Fußgänger und Reiter darunter durchkommen konnten [1]). Die Stangen, die die Gasthäuser in *Chepe (Cheapside)* aussteckten, an denen ein Zeichen und Laubwerk war, durften nicht weiter als sieben Fuß über die *via regia* hinüberreichen [2]). Um die Straßen nicht so zu verengen und doch genügenden Platz für den Handel zu gewinnen, legte man in manchen Städten z. B. in Chester die Verkaufsräume in Laubengänge vor dem *soler*, so daß man straßenweit in der Höhe des ersten Stockwerks an den Häusern entlang schreiten und seine Einkäufe besorgen konnte.

Das Herumlaufenlassen der Hunde, Schweine, Ochsen, Kühe auf der Gasse war in London verboten, später wurde überhaupt das Halten von Rindvieh untersagt und das Halten der Schweine nur den Bäckern gestattet [3]).

Die Innenausstattung der Häuser war im Anfang des 16. Jahrhunderts meist noch recht dürftig. In der Halle war in kleineren Haushaltungen noch der bewegliche Tisch, d. h. das auf ein Gestell vor der Mahlzeit gelegte Brett üblich, wenn auch die *table dormant* schon im Gebrauch stand, falls der nötige Platz dafür vorhanden war. An der Wand oder vor dem Kamin stand häufig die Bank mit der Rückenlehne *(settle)*, Klappstühle und Schemel waren die andern Sitzgelegenheiten. Ein wichtiger Einrichtungsgegenstand war der Anrichtetisch, der bei Wohlhabenden vor der Mahlzeit mit Zinn- oder Silbergeschirr geschmückt wurde [4]). Die Bänke und Stühle wurden mit Kissen belegt, die Halle wie in den Schlössern bei festlichen Gelegenheiten mit prunkvollen Decken behängt [5]). Die Schlafzimmereinrichtung unterschied sich bei reicheren Bürgern kaum von der auf den Schlössern und man verwendete auf schöne

---

[1]) Liber Albus, I 334. — appentices si hautz qe home puisse aler et chivalere southe ycelles.

[2]) Ib. I 453. [3]) Ib. 335, 337, 357. [4]) Wright, 450, 454, 471.

[5]) English Wills E. E. T S. O. S. 78, 102, anno 1434 "a bankar of blewe and blak and iij quisshons of the same colour". 133, anno 1454 "Also I bequeth to my brother John sturgeon the hallyng with the IX wurthy" etc.

Bettdecken, Vorhänge und Kissen viel Sorgfalt. Jedes Kind und die Ehefrau hatte Anspruch, im Testament mit einer vollständigen Bettausstattung bedacht zu werden[1]). Im 15. Jahrhundert waren Bettgestelle noch selten[2]).

Häusliche Erziehung.

In diesen engen zum Teil dunklen Häusern wuchsen die Kinder heran. Besser gesagt wäre, es kam in vielen Häusern eine ansehnliche Zahl Kinder zur Welt, nur wenige davon aber blieben am Leben. Die hygienischen Bedingungen waren schlechte. Mangel an Luft, Licht, gutem Trinkwasser, eine unbekömmliche Kost, reichliche geistige Getränke[3]) rafften den großen Kindersegen dahin. Das neugeborene Kind wurde fest in Windeln eingeschnürt[4]) Ob es die Mutter selbst nährte, wissen wir nicht, doch ist es wahrscheinlich, da keine Erwähnung von Ammen in Testamenten u. dergl. Schriftstücken vorkommt. Als Patengeschenk erhielt es vom Paten oder der Patin nicht Silbergerät sondern ein Hemdchen mit gestickten Bändchen am Hals und den Ärmeln[5]). Bald nachdem das Kind laufen konnte, steckte man es in Kleidung vom selben Schnitt wie die der Erwachsenen, was die Kinderbilder jener Zeit so possierlich macht. Sehr behaglich dürften sich die Heranwachsenden beider Geschlechter in den langen Röcken und die Mädchen in den engen nach unten spitzzulaufenden Miedern nicht gefühlt haben. Ein Erziehungsmittel, das jederzeit angewendet wurde, war der Stock. Es wird sogar empfohlen, nicht erst lange Zeit zu schelten oder zu schimpfen, sondern gleich zum Stab zu greifen und zu schlagen, bis die

---

[1]) Ib. 57, anno 1424 "ilk of my said children to haue a bed, þat is to say coverlide, tapite, blankettis, too peyre shetes, matras canvas" — "my bed of Tapistree, þe which I wull mv well beloved wife Cecile have". Vgl. 133, anno 1454 und öfters.

[2]) Ib. 2 anno 1387 vermacht Robert Corn ein "*bed of tree*", ein weiteres Beispiel konnte ich auch im 15. Jahrhundert nicht finden. Vgl. Adel S. 338.

[3]) [How the] good Wijf [tauȝte hir Douȝtir] v. 74 for if þou be *ofte drunken*, it falle þee to schame.

[4]) Wright History of Domestic Manners and Sentiments, 494.

[5]) Stowes Annals, 1039, col. 1 (zit. Harrison II 35*). At this time (1631) and for many years before it was not the use and custome — for Godfathers and Godmothers — to give plate at the Baptisme of children. — But onely to give christening shirts with little bands, and cuffs, wrought either with silke or blue thread etc.

Kinder um Erbarmen flehen[1]). Ebenso ist Rhodes gegen das Tadeln; es sei besser den Stolzen zu schlagen[2]). Ein Stock verbessert alle Nachlässigkeit, in ihrem Sinn bleibt kein Groll zurück, wer den Stock spart, setzt alle Tugend beiseite[3]). Symon ist besonders beredt im Loben des Stocks. Das eine Mal vergleicht er den Stock mit dem Sporen, durch den das Pferd zum Laufen angetrieben wird. Ebenso treibt die Gerte das Kind zum Lernen und zur Sanftmut [!] [4]). Aber auch die Vergeßlichkeit ist durch Schläge auf den geeigneten Körperteil gut zu kurieren[5]).

Schulerziehung.

Man war sich schon früh des Nutzens der Bildung für den Bürger bewußt. Symon sagt, es sei für ein Kind besser ungeboren als nicht unterrichtet zu sein und so verloren zu gehen[6]). Seager meint, besser sei nicht genährt als nicht gelehrt[7]). Und Caxton rät den jungen Leuten, die englischen Dichter nicht zu vernachlässigen, Gower, "Fadir" Chaucer, Oclyff, John Lidgate zu lesen[8]). Dagegen meint Rhodes, man solle die Kinder nur die Bibel und andere gottgefällige Bücher lesen lassen und sie abhalten von erfundenen Geschichten und eitlen Phantasien und wollüstigen Geschichten, die bei der Jugend viel Schaden anrichten[9]).

Die Bürgerssöhne wurden meist zur Schule geschickt, das bezeugt die Anzahl der seit früher Zeit vorhandenen Lateinschulen, die eine entsprechende Anzahl von Elementarschulen

---

1) Good Wijf, 188.
And if þi children been rebel & wole not hem lowe [bowe]
If ony of hem mys dooþ, nouther banne hem ne blowe
But take a smert rodde & bete hem on a rowe || Til þei crie mercy.

2) V. 501. Better is it to beat a prowde man || then for to rebuke him.

3) Stans, v. 89.

4) As a sharppe spere makyth an hors to renne || Under a man that shold werre wynne || Ryȝht so a ȝerde may make a chyld || To lerne welle, and to be myld. (Lesson of Wysdome v. 93.)

5) V. 59. Chyld kepe thy boke, cappe, and glouys || — And but þou do þou shat (sic) fare the wors || And þer-to be bete on þe bar ers.

6) V. 7. A chyld were better to be unbore || Then to be untaught, and so be lore.

7) V. 725. Better unfedde then untaughte.

8) Caxton str. 45—53.

9) Boke of Nurture, 64.

voraussetzt. Selbst der gallige Stubbes sagt durch den Mund von Amphilogus im zweiten Teil der *Anatomy of Abuses*[1]), daß die Jugend (d. h. die männliche) in guten Schulen sowohl in den Städten, den kleineren Orten und auf dem Lande gelehrt *(learnedly)* erzogen wird. Doch, fügt er hinzu, sind manche Eltern sehr zu tadeln, weil sie ihre Söhne nur so lange in der Schule lassen, bis sie lesen und schreiben können, und nur selten so lange, bis sie genaue und vollständige Kenntnisse erwerben. Dadurch verfalle die Gelehrsamkeit, und wenn man die Eltern frage, warum sie das täten, so sagten sie: »Weil ich sehe, daß Gelehrsamkeit und Gelehrte wenig geachtet werden, und ich glaube, daß die besten unter ihnen kaum leben können. Und deshalb will ich ihn (den Knaben) einem Beruf zuführen, der jederzeit sicher sein wird.«

Für das Benehmen auf dem Wege und in der Schule finden wir Vorschriften bei Seager. Der Knabe soll seine Gefährten abholen. Wenn er ins Schulzimmer tritt, soll er den Lehrer mit Ehrfurcht, die Kameraden zum Zeichen seiner Liebe grüßen. Sofort möge er sich zu dem ihm angewiesenen Platz begeben, seinen Ranzen aufmachen, die Bücher herausnehmen und seine Aufgaben lernen. Außer den Büchern mußte der Schüler auch Papier, Feder und Tinte mitbringen[2]). Vor Streit, Mord, Diebstahl und Fluchen solle er sich hüten, ebenso vor lasterhaften Reden und vor der Lüge[3]).

Lehrlinge.

Die Mehrzahl der Londoner Bürgersöhne, die nicht weiter studierten und viele von denen, die einige Jahre die Lateinschule besucht hatten, wurden als Lehrlinge bei einem Meister eingeschrieben. In einer Proklamation aus dem Beginn des 17. Jahrhunderts wird ihre Zahl auf drei- bis viertausend geschätzt[4]). Die 78 Zünfte der City standen nicht in gleichem Ansehen, 12 davon werden als die »großen« bezeichnet. Alle nahmen jedoch auf gleiche Weise nur Söhne freier Leute als Lehrlinge auf. Das Lehrgeld betrug zur Zeit Richard II. zwischen 10 und 40 Schilling und je 2 Schilling als Gemeinde-

---

[1]) (Speakers: Theodorus and Amphilogus), S. 19.

[2]) Schoole of Vertue (1557) 144—158, 115.

[3]) Ib. 644 u. 848—905.

[4]) Proklamation von James I. an den Lord Mayor 1617.

und als Armenabgabe[1]). Im 16. Jahrhundert betrug die an den Meister gezahlte Summe mindestens 10 £ und im 17. zwischen 20 und 100 £. Die Einwilligung des Bürgermeisters und der Ratsherrn war immer zur Einschreibung nötig. Die Lehrzeit betrug 7 Jahre, bei den Sporern *(lorimers)* sogar 10. Mit Ausnahme beim Gewerbe der *mercer* hatten die Lehrlinge die Verpflichtung die Wasserkrüge für ihre Meister von der Themse oder den Auslaufbrunnen *(conduits)* der Stadt nach Hause zu tragen[2]). Am Abend mußten sie ihren Herren oder ihre Herrin mit brennenden Laternen begleiten, wenn diese sich außer Haus begaben. Die City war damals noch nicht beleuchtet, und mit der Sicherheit der Straßen, besonders in der Nähe der Themse war es nicht weit her. Die jungen Burschen waren daher mit einer langen Keule bewaffnet, die sie an einem Band um den Hals hingen. Kräftige Lehrlinge trugen auch Degen[3]). Da die Dienstleute der Adeligen alle mit Schwert und Schild bewaffnet waren, gab es zwischen dem Gefolge der Bürger und dem des Adels fortwährende Streitigkeiten, wodurch besonders die Umgebung von Smithfield berüchtigt war[4]). Die Lehrlinge trugen damals eine Art Uniform. Im Winter blaue Röcke *(gown)*, die bis zu den Waden reichten, im Sommer Mäntel *(cloaks)* von gleicher Farbe, Hosen und Strümpfe aus weißem Tuch, aneinandergenäht, so daß es aussah, als wären sie aus einem Stück, und flache Kappen[5]).

Der Bürger hatte für die Ausbildung seiner Lehrlinge zu sorgen. Bei der Aufnahme mußte er sie auf der *Guildhall* vorstellen, sie dann sieben Jahre im Gewerbe unterweisen und während dieser Zeit beherbergen und beköstigen. Nach Ablauf der Lehrzeit mußten sie wieder auf der Guildhall die Entlassung erhalten[6]). Starb der Lehrherr vor dem Ablauf der sieben Jahre, so mußte der Lehrjunge sich auch bei der Gilde melden, um zu verhindern, daß er das Gewerbe selbständig ausübte[7]). Für die Taten seiner Untergebenen war der Meister verantwortlich[8]). Darum war auch deren Zahl beschränkt. Ein Fischhändler z. B. durfte nicht mehr als zwei oder drei Gehilfen haben und durfte sie auch nicht an Bord der Schiffe zum Einkauf schicken, sondern mußte warten, bis die Ware

---

[1]) Liber Albus I 452, Liber Custumarum, II 124, Liber Memorandorum 443.
[2]) Harrison II 37*. [3]) Ib. zitiert nach Stow 1039. [4]) Ib. II 31*.
[5]) Ib. II 37*. [6]) Liber Albus, I 272. [7]) Ib. 383. [8]) Ib. 389.

ausgeladen war[1]). Dem Schuster waren acht Gehilfen gestattet[2]). Die Lehrlinge waren eine ausgelassene, schwer zu lenkende Schar, und die Strafen für kleinere Vergehen waren so hart, daß für größere keine härteren mehr zur Verfügung standen. So berichtet Stow, daß er einen Burschen zur Hinrichtung führen sah, weil er einen Sack Korinthen gestohlen hatte[3]). Wie sollte man sie für Mord, Raub und Plünderung anders strafen? Besonders an manchen Festtagen, wie dem Fastnachtdienstag und dem ersten Mai, scheint es nicht ohne Verbrechen abgegangen zu sein und Jacob I. ist noch sehr nachsichtig, wenn er sie als »kleine Teufel« bezeichnet.

Die Jugend auf der Straße.

Im allgemeinen werden die jungen Burschen ein recht sorgloses Leben geführt haben und den größeren Teil ihres Lebens auf der Gasse verbracht haben, was ihnen durch die Lage der Werkstätten und Verkaufslokale sehr erleichtert wurde. Kam da ein Übeltäter vorüber, ein Bäcker oder eine Bäckerin, die zu leichtes Brot gebacken und auf der Schleife *(hurdle)* durch die Straßen zum Marktplatz gezogen wurden, um in den Zwangsblock gelegt zu werden, oder eine Dirne, die wegen schlechten Lebenswandels an den Pranger mußte, oder war gar in den Zeiten der religiösen Verfolgungen ein Katholik oder Protestant zu sehen, der um seines Glaubens willen in Smithfield auf den Scheiterhaufen kam, immer mußte der Lehrling dabei sein — und die Arbeit konnte warten. Dann wieder waren die Themseufer, die damals noch nicht so verbaut waren wie heutzutage und einen freundlicheren Eindruck machten, weil die Steinkohle weder für den Hausbrand noch zur Fortbewegung der Schiffe verwendet wurde und Gärten bis an die Grenzen der City heranreichten. Da wurden täglich Segler aus fremden Ländern ausgeladen, Kaufleute in sonderbarer Tracht waren zu begaffen, seltsame Tiere und kostbare Produkte des Südens zu bestaunen. Dann wieder die jährlich wiederkehrenden Umzüge des Lord Mayor bei seinem Amtsantritt unter Vorantritt des Cityschwertträgers, des Szepterträgers, des Marschalls und des City amtmanns, gefolgt von den Aldermen, alle auf prächtig aufgezäumten Rossen und mit Emblemen, die den Namen des

[1]) Ib. 383, 377. [2]) Liber Memorandorum, 443. [3]) Harrison, 54*.

Bürgermeisters mehr oder weniger sinnreich verherrlichten[1]). Dann die Feste im Königshaus: Hochzeiten, Krönungen, Kindstaufen, Ankunft fremder Fürstlichkeiten, bei denen an den Toren der City die Stadtväter zum Empfang bereitstanden, an fast jeder Straßenkreuzung eine Rede gehalten, einige mythologische Gestalten Verse der Begrüßung sprachen, die Brunnen Wein statt Wasser spendeten und Ochsen auf einem Platz zur Bewirtung des Volks gebraten wurden.

In Chester[2]) gab es jährlich am Vorabend des Johannistags bei der Wacheablösung einen Aufzug, bei dem 4 Riesen, 1 Einhorn, 1 Dromedar, *une luce*[3]), 1 Kamel, 1 Esel, 1 Drache, 6 Steckenpferde und 16 nackte Knaben mitgingen. Auch in andern Städten war die »Sommernachtswoche« mit besondern Festlichkeiten verbunden, die Anlaß zu Schaugepränge gaben.

Die städtischen Gilden feierten das Fest des Schutzpatrons oder der Schutzpatronin an deren Festtagen mit Aufzügen, z. B. wurde ein hübscher Bursch in Beverley als St. Helene gekleidet. Ein alter Mann, der ein Kreuz trug und ein andrer Mann, der eine Schaufel trug, gingen ihm voran[4]). Es sollte so dem Volk die Kreuzauffindung durch die Mutter Konstantins dargestellt werden. In Norwich wählten die Gildenmeister und Ältesten einen St. Georg, einen Schwert- und einen Bannerträger[5]). Am meisten gefeiert wurde der Fronleichnamstag, dessen Festlichkeiten schließlich in manchen Städten zu den großartigen Mysteriendarstellungen führten, die wochenlang für jung und alt eine Quelle der Freude und Anregung boten[6]). Im 16. Jahrhundert wurden die Mysterien besonders in London in der Gunst des Publikums durch das Theater abgelöst.

---

[1]) In the Lord Major's Show Harper punned exceedingly, after the fashion of the time, on his own name. The pageant presented famous harpers of history and legend (Sargeaunt History of Bedford School, 14).

[2]) Strutt XLIII.

[3]) Anmerk. called below a flower de luce, an animal I am not in the least acquainted with (vielleicht ist das heraldische Emblem der Lilie gemeint, das an falsche Stelle zwischen die Aufzählung der Tiere geraten ist). — Vgl. noch heute ähnliche Aufzüge in Flandern, dem österreichischen Lungau, Spanien usw., Kosmos 1918, S. 95, S. 149 und Der Pflug 1926, S. 62.

[4]) Toulmin-Smith, English Gilds, 148.

[5]) Ib. 446. [6]) Ib. 142, 184.

An andern stehenden Vergnügungen war wohl das *bearbaiting* am beliebtesten. In Southwark bei London war der *Paris Garden* ein Vergnügungsort, in dem jeden Sonntag eine solche Hatz stattfand. Der Zulauf war ein derartiger, daß 1583 die Stützen des Gerüstes, auf dem die Zuschauersitze sich befanden, zusammenbrachen und viele Menschen verwundet und sieben Personen getötet wurden. In der City waren derartige Vergnügungen schon 1575 verboten worden. Jetzt wurden die Vorschriften auch außerhalb der Stadtgrenzen strenger, und Bär- und Stierhetze, *Interludes* und Kegelwerfen *(bowling)* blieben auch im etwas milderen Statut James I. verboten. Das *bowling* war deshalb in Mißkredit, weil es in einer Allee gespielt wurde, in der die beiden Zielpunkte für die Kugeln der Gegner abgesteckt wurden. Da nun in größeren Orten, besonders in der Londoner City solche Alleen und freien Plätze zu den Wirtshäusern gehörten und die Jugend dadurch zum Trinken, Würfeln, usw. verführt wurde, kamen das Kugelwerfen, Kegel- und Tennisspiel auch auf die Liste der verbotenen Vergnügungen. Besaß man einen Garten, so durfte man darin *bowls* spielen.

Den Handwerksmeistern war es auch gestattet, ihren Lehrlingen und Dienern um die Weihnachtszeit Brett-, Würfel-, Kartenspiele, Kugel-, Scheibenwerfen, Tennis, Pflockspiel *(logating)* zu erlauben, wenn es im Hause oder in des Meisters Anwesenheit geschah. Zu andern Zeiten und ohne des Meisters Erlaubnis unterlag das Spiel einer Strafe von 20 Schilling, eine damals für einen Lehrling fast unerschwingliche Summe [1]).

Aber auch gegen diese Festwoche protestierten strenggläubige Protestanten. Stubbes, der schon die Sonntagsspiele öffentliche Diebstähle nennt *(furta officiosa)*, rät der Jugend zu Weihnachten »fröhlich in dem Herrn« zu sein [2]). Von Bewegungsspielen eifert er außer gegen *bowls* und Tennis besonders gegen den Fußball, ein Spiel, das allerdings damals noch wilder als jetzt gepflogen wurde, denn Stubbes spricht außer von blutigen Nasen und Arm- und Beinbrüchen auch von Todesfällen, die dabei nicht selten waren.

---

[1]) Statut Heinr. VIII, 1541 (zit. Furnivall, Meals and Manners XLVII) u. Governour, 172, Anm.

[2]) Anatomie of Abuses, 173, 184.

Mädchenerziehung.

Die Mädchen wurden fast ausschließlich zu Hause erzogen. Die City-*Grammar*-Schulen nahmen keine Mädchen auf, vielleicht gab es einige von *ancient dames* gegen geringes Entgelt abgehaltene Elementarklassen, in denen auch weibliche ABC-Schüler aufgenommen wurden. Ausdrücklich gesagt wird es nicht. Obwohl auch weder an der *Merchant Taylors' School* noch in *St. Paul*, den Schulen, an denen Mulcaster unterrichtete, von Mädchenunterricht die Rede war, hat er sich in seinen *Positions*[1]) theoretisch mit dieser Frage befaßt. Seine Ausführungen zeigen jedoch, daß er praktisch von der Sache recht wenig verstand. Obwohl wir nicht genau wissen, ob Mulcaster die Heranbildung der Bürgermädchen oder die der Edelfräulein in seinem Werke besprechen will, scheint es doch, bei seiner vollkommenen Unerfahrenheit mit dem Leben des Adels wahrscheinlich zu sein, daß sich seine Bemerkungen auf die Londoner Jungfrauen beziehen. Wie viele seiner Nachfolger verdeckt er seine Unkenntnis des weiblichen Verstandes und Begriffsvermögens durch einzelne verallgemeinernde Sätze: »Das männliche Wesen *(the male)* ist wertvoller und politisch ist es mehr beschäftigt, und deshalb verlangt sein Geschlecht die gelehrte Erziehung, wie sie für seinen Gebrauch geformt ist und ganz besonders für seine Art gehört, obwohl die Männer aus Höflichkeit und Güte geneigt sind, ihren Frauen in der Jugend einen Teil ihrer Ausbildung zukommen zu lassen.«[2]) Doch meint Mulcaster weiter, die Heranbildung der jungen Mädchen sei nur eine gleichgültige Nebensache[3]). Im weiteren Verlauf gibt zwar Mulcaster Gründe an, warum man Frauen unterrichten solle[4]). Der erste ist wohl der interessanteste: Die Gepflogenheit seines Landes. Wenn er nur ein wenig

---

[1]) Ed. Quick, 1888, mit ausführlicher Biographie Mulcasters. — Analyse seiner Werke bei C. Benndorf, die Englische Pädagogik im 16. Jahrhundert.

[2]) 133 The male is more worthy, and politikely he is more employed, and therfore that side claimeth this learned education, as framed for their use, and most properly belonging to their kinde, though of curtsie and kindnesse they be content to lend their female in youth the use of their traine in part.

[3]) 134 the bringing up of young maidens in any kynd of learning, is but an accessory by the waye.

[4]) Benndorfs Ansicht über dieses Kapitel (XXXVIII) der Positions kann ich nicht beistimmen.

Aufschluß gäbe, wie und wo die Erziehung vor sich ging. Denn er sagt weiterhin, daß es nicht üblich sei, Mädchen in die Lateinschulen und auf die Universitäten zu schicken und schweigt auch in seinem andern Werk, *The First Part of the Elementarie* vollkommen von der Mädchenausbildung in den Elementarschulen. Dann erwähnt er, daß die Mädchen fähig sind, lobenswert lesen und schreiben zu lernen, ziemlich gut singen und (ein Instrument) zu spielen und die besten und herrlichsten unter den klassischen Sprachen zur Bewunderung aller Männer zu beherrschen. Auch in den modernen Sprachen könnten sie mit jedem, der sie dazu herausfordert, einen Wettkampf eingehen[1]). Obwohl nun Mulcaster als weitere Gründe für den Mädchenunterricht noch angibt, die Pflicht, sie nicht unfähig in dem zu lassen, was für sie paßt; die Lernbegier; die guten Folgen des Mädchenunterrichts, so ist doch sein Lehrplan sehr eng begrenzt. Die Hauptsache ist für ihn, daß sie nähen, stricken, waschen, kochen können, wenn er ihnen auch nicht verwehren will, lesen und schreiben zu lernen. Ja sogar Beschäftigung mit Musik und Zeichnen und Sprechen gesteht er der Frau zu, da sie damit ihrem Manne Freude machen kann. Im allgemeinen scheint er mit seinen Vorschlägen nur ja nicht über das hinausgehen zu wollen, was die Bürgermädchen seiner Zeit ohnedies lernten. Einen Bahnbrecher auf dem Gebiet der Frauenbildung können wir ihn also nicht nennen, wenn wir es ihm auch als Verdienst anrechnen wollen, daß er nicht wie so viele seiner Zeitgenossen über dieses Kapitel ganz geschwiegen oder sich nur auf Lobsprüche über fürstliche Frauen beschränkt hat. Diese Lobsprüche erspart uns Mulcaster natürlich auch nicht, aber das war nun einmal üblich und brachte ihm wohl auch die Pfründe in Standford Rivers (Essex) ein, die man ihm nach seinem arbeitsreichen Leben wohl gönnen kann. Wozu Königin Elisabeth ihre Kenntnisse dienten, wissen wir; schade daß Mulcaster uns nicht mitteilt, was er damit meint, Mädchen, die nicht heiraten und ihren Lebensunterhalt zu verdienen gezwungen waren, müßten gründlicher unterrichtet werden als die andern. Was gab es für Möglichkeiten in England sich als unverheirate Frau sein Brot zu verdienen? Wir hören ganz vereinzelt von Erzieherinnen

---

[1]) Positions, 167.

in adeligen Häusern. Waren das Bürgermädchen? Sonst scheinen nur hin und wieder Elementarklassen in Orten, wo es keine größere Elementarschule gab, von Frauen gehalten worden zu sein. Es ist aber fraglich, ob jungen Mädchen dieser Erwerbszweig offen stand. Man scheint bejahrte Frauen bevorzugt zu haben, wohl weil nach damaliger Sitte junge Mädchen nicht einen öffentlichen Beruf ergreifen konnten. Ehefrauen und Witwen standen dagegen noch andere Erwerbszweige offen. Harrison berichtet, daß der Londoner Seidenhandel fast ausschließlich in den Händen von Frauen lag. Und niemand verwehrte einer Witwe, das Geschäft ihres verstorbenen Mannes in Ermanglung von Söhnen oder während deren Minderjährigkeit fortzuführen.

Um die Töchter daher zu versorgen, scheint das Bestreben der Eltern gewesen zu sein, sie möglichst früh zu verloben oder zu verheiraten. Die Verlöbnisformeln waren mannigfaltig, z. T. an die kirchlichen Trauungsformeln angepaßt. Eine aus dem Ende des 16. Jahrhunderts lautet: Ich verspreche bereitwillig, dich zu heiraten, wenn Gott will und ich am Leben bleibe, wenn immer unsere Eltern es für gut und passend halten. Bis zu dieser Zeit nehme ich dich für mein einzig verlobtes Weib und verspreche dir meine Treue. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geists. So sei es. Amen[1]).

Besondern Wert scheint man auf den Schwur auf die Bibel, auf Handschlag, Zutrinken und Kuß bei der Zeremonie gelegt zu haben[2]).

Der Mutter wird ans Herz gelegt, daß sie keine ihrer Töchter verloren gehen lasse, sondern von deren Geburt an für die Heirat spare und sammle und sie, sobald sie heirats-

---

[1]) Godly Form of Household Government 1598 (Child Marriages, E. E. T. S. O. S, 108 S. XLVII. I (N.) do willingly promise to marry thee (N.) if God will and I live: whensoever our parents shall thinke good and meet: til which time I take thee for my onely betrothed wife, and thereto plight thee my troth. In the name of the Father, the Sonne, and the Holy Ghost. So bee it.

[2]) Ripon Chapter Acts 1471. "Here I take thee — to have to my wyff [husband] to dede us departe and therto plyght I the my trouthe." Joining hands, kiss, cup of Ale. (Child Marriages XLVII); ib. LXXX Gilberte wold be more sure and sware apon a boke which the clark, at the instance of the said Gilberte, send for — and after that they kissed. Vgl. LI 58, 69.

fähig seien, vermähle[1]). Häufig wurde aber die Heiratsfähigkeit gar nicht abgewartet und schon kleine Kinder kirchlich getraut. Von London wissen wir zwar von keinem Beispiel, in und um Chester ist uns von dieser Gepflogenheit mehrfach berichtet[2]).

Da wird unter anderm berichtet, daß der eine Zeuge John, den Bräutigam, in seinen Armen zur Kirche trug. Da dieser erst drei Jahre alt war, mußte er auch an seiner Stelle einen Teil des Traugelübdes sprechen. Die Braut Jane wird vom andern Trauzeugen getragen. Sie ist erst zwei Jahre alt, daher wird sie auch während der ganzen Trauung auf dem Arm gehalten und fast das ganze Gelübde vom Zeugen gesprochen[3]). Die Hochzeit wurde in Brerton Church von einem Geistlichen eingesegnet. Das zur Kirche Tragen war kein vereinzelter Fall, waren die Kinder größer, so setzte man sie manchmal auf den Sattelknopf des Zeugen und ritt mit ihnen zur Kirche[4]).

Es kam aber auch vor, daß die Trauung im Zimmer oder auf freiem Felde, manchmal nicht von einem Pfarrgeistlichen sondern von einem Clerk vollzogen wurde[5]).

Der Grund der Heirat waren natürlich weltliche Vorteile, die die Eltern den Kindern, manchmal auch sich selbst verschaffen wollten. Da heißt es z. B., daß der Großvater des John Bridge, als das Kind zwei Jahre alt war, einen Heiratsvertrag mit dem Vater der Elizabeth Romisbotham machte, wofür von Elizabeths Vater Geld gezahlt wurde, mit dem Johns Großvater sich ein Grundstück kaufte. Nach dessen Tode mußte der 11jährige Knabe das 13jährigen Mädchen heiraten, weil die Testamentsvollstrecker das Geld nicht zurückzahlen wollten. John beantragte die Scheidung, da er meinte, Elizabeth hätte ihn zur Heirat verlocken wollen[6]). Auch in einem andern Fall ergriff die junge Dame die Initiative. Anne, von der es heißt *a bigge damsell and mariageable the same tyme* lockte den 11jährigen Knaben Jame mit zwei Äpfeln in die Kirche zu Colne und bewog den Pfarrer, sie zu trauen[7]).

---

[1]) How the Good Wijf etc., v. 195. And loke to þi douȝtren þat noon of hem be lorn ‖ Fro þat ilk tyme þat þei be of þee born ‖ Bisie þee & gadere faste towarde her mariage ‖ And ȝeue hem to spowsynge as soone as þei ben able.

[2]) Vgl. S. 354. [3]) Child Marriages, 26. [4]) Ib. 36.

[5]) Ib. 13, 140 usw. [6]) Ib. 6. [7]) Ib. 45.

Da die Trauung ohne Vorwissen der Verwandten stattgefunden hatte, wurde der Pfarrer in diesem Fall vom Erzbischof von York bestraft und natürlich die Ehe durch das geistliche Gericht getrennt. Fand die Feier unter Beibringung von Zeugen auf Wunsch der Eltern statt, so war sie gültig, auch wenn die Kinder noch so jung waren, wenn nicht rechtzeitig die Scheidung beantragt wurde [1]). Die Mütter ermahnen ihre Töchter auch, keinen Freier zu verachten, wer immer er sei, sondern ihn ihren Verwandten vorzuführen. Sie sollten aber ja nicht allein bei ihm sitzen oder auch nur stehen, damit keine Sünde begangen werde [2]). Damit er sie vor Gott mit einem Ring künftig eheliche, sollten sie ihm sanftmütig antworten [3]). Sie durften auch nicht zu Schaustellungen, Ringkämpfen und Hahnenkämpfen gehen [4]).

Und der Vater mahnt den Sohn, er solle nicht aus Habsucht heiraten, sondern vorher nach der Lebensweise des Mädchens forschen. Wenn sie sanftmütig, höflich und weise sei, so würde sie ihm besser dienen, obwohl sie arm sei, als eine reichere [5]).

Die jungen Männer scheinen jedoch auch damals mehr auf weltlich Gut denn sanftes Gemüt gesehen zu haben, so daß kluge Leute, statt Moral zu predigen, armen Mädchen ein Heiratsgut vermachten. So bestimmt John Plot, Bürger von London in seinem Testament zehn Mark für arme Mädchen von gutem Namen und gutem Ruf als Ausstattung. Thos. Walwayn Esq. in Hereforshire verfährt ähnlich [6]). Ja sogar bei der Gründung von Bedford School 1548 wird aus dem Schuleinkommen ein Teil für Brautausstattungen gestiftet [7]).

III. Lebensweise und Erziehung des Bauernstandes.

Gesetze gegen die Landflucht.

Im 14. Jahrhundert hatten eine Hungersnot zur Zeit Eduard II. und die dreimaligen Verheerungen der Pest *(Black Death)* eine starke Verminderung der Bevölkerung hervorgerufen. Stadt und Land dürften wohl in ziemlich gleichem

---

1) Vgl. S. 354. 2) Good Wijf, v. 32 ff. 3) Ib. 39. 4) Ib. 81.
5) How the wise man tauȝt his sonne 73 ff.
6) English Wills anno 1408, 1415.
7) Sargeaunt, History of Bedford School, 6.

Maße gelitten haben, die Städte vielleicht noch mehr, weil die Bevölkerung in dem ummauerten Gebiet dicht zusammengedrängt wohnte, ohne daß auf die einfachsten sanitären Maßregeln geachtet wurde. G. Coulton schätzt, daß die Landbevölkerung in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts 75 Prozent ausmachte, und daß die Hälfte der Bewohner des Landes Unfreie waren [1]).

Trotzdem genügte augenscheinlich die Anzahl der für die Bebauung des Bodens verfügbaren Hände nicht, und es wurde daher von Richard II. 1388 ein Gesetz erlassen [2]), das bestimmte, jedes Kind, männlich und weiblich, das bis zum 12. Jahr den Pflug geführt oder sonst im Bauernhof Arbeit geleistet hatte, müßte bei der Landarbeit bleiben und dürfte kein Handwerk erlernen. So wollte man die Abwanderung der Landbevölkerung zur Stadt verhindern, um die Ernährung der Bevölkerung sicherzustellen und Verminderung der Einkünfte der großen Gutsbesitzer, des Adels, der Abteien usw. hintanzuhalten. Daß im Anfange des 15. Jahrhunderts der Mangel an Arbeitskräften auf dem Lande noch fortbestand, bezeugt die Erneuerung des Gesetzes unter Heinrich IV. 1405 [3]), nur mit dem Zusatze, daß dem Landmann frei stehen solle, Sohn oder Tochter unterrichten zu lassen und in welche Schule immer innerhalb des Reiches zu schicken. Vor diesem Erlaß hatten die Pächter hohe Strafen zahlen müssen, wenn sie es wagten, ihre Kinder in eine höhere Schule zu schicken [4]).

Vertreibung von den Gütern.

Im Laufe des 15. und 16. Jahrhunderts änderten sich jedoch die Verhältnisse. Der Bauernstand vermehrte sich, es gab genug Hände, um die Felder zu bebauen. Aber die Groß-

---

[1]) The Medieval Village (Cambridge 1925) 5.

[2]) 12° Rich. II. Cap. V Statute Book vgl. E. E. T. S. 32, XLVI.

[3]) Cap. XVII ib.

[4]) Vgl. Coulton, 79. Strafe von 3 sh 4 weil dem Befehl des Priors von Durham, den Knaben aus der Schule zu nehmen, nicht nachgekommen worden war (1365): — Leach, Med. E. 206. Strafe von 10 sh für Reginald the Carpenter, weil sein Sohn ohne Erlaubnis die Priesterweihe empfangen hat (1295), auferlegt durch den Bischof von Ramsay. — Einem Bauer, der seinen Sohn nach Harrow geschickt hat, ein Pferd gepfändet (1384). (Erste Erwähnung der Anstalt.)

grundbesitzer fanden, daß es sich bei den geringen Kornpreisen nicht lohne, den größten Teil ihres Landes zum Getreidebau zu verwenden. Englische Wolle war sehr gesucht und in den Niederlanden zahlte man hohe Preise dafür. Die Schafzucht war also lohnender als der Ackerbau und infolgedessen waren Wiesen nötiger als Felder. Zwei Mittel boten sich nun. Der Gutsbesitzer beschlagnahmte die Gemeindewiesen, auf denen früher das Vieh des ganzen Dorfes geweidet hatte, zum ausschließlichen Futterplatz seiner eignen Schafe und erschwerte den Bauern die Haltung von Haustieren oder machte sie unmöglich [1]). Das zweite Mittel war, bei jeder Pachterneuerung, die zu festgesetzten, aber auf verschiedenen Gütern zu verschiedenen Zeiträumen zu erfolgen hatte, den Pachtzins zu erhöhen, ohne daß die Geldentwertung und die Erhöhung der Preise, die der Landmann für seine Produkte verlangen konnte, damit Schritt gehalten hätte.

Häufig war der unfreie Bauer so arm, daß er anfangs des 15. Jahrhunderts selbst eine Pacht von 4 £ nicht zahlen konnte, ohne ein Pferd oder eine Kuh zu verkaufen. Im Laufe von einem Jahrhundert stiegen aber durchschnittlich die Pachtsummen auf 40, 50, ja sogar 100 £ und außerdem mußte der Bauer noch all sein etwa vorhandenes Bargeld hergeben, damit der Herr sich überhaupt zur Verpachtung des Grundstücks wieder herbeiließ [2]). Nach ein oder zwei Pachterneuerungen konnte der Farmer häufig seinen Verpflichtungen nicht mehr nachkommen, er mußte seine Habe verschleudern und seine Hütte verlassen. In manchen Gegenden blieben von hundert Haushaltungen nur etwa dreißig, in andern nicht eine einzige, ja, es blieb kein Stein oder keine Latte, die noch aufrecht standen [3]). In Oxfordshire z. B. verminderte sich die Zahl der Pflüge, mit denen das Land beackert wurde, von Beginn der Regierung Heinrich VII. um 40. Da nun jeder Pflug Beschäftigung und Nahrung für 6 Personen gewährt hatte, so wurden in dieser einen Grafschaft allein 240 Leute brotlos.

---

[1]) Ph. Stubbes, Anatomy of Abuses 1583, ed. Furnivall, I 116.

[2]) Harrison, I 241.

[3]) Th. Becon Jewel of Joy. E. E. T. S. 32, LXXVI — Ballads from Ms., Ball. Society, I 23. Certayne causes gathered together wherin is showed the decaye of England.

Es gab zwar ein Gesetz gegen das Niederreißen von Bauernhöfen. Es wurde jedoch umgangen. Der Gutsherr ließ in den baufälligen Hütten, die die früheren Pächter verlassen hatten, einen Raum ausbessern und wies ihn einem Hirten zur Wohnung an. Er ließ eine Furche durch eine Wiese von 100 Morgen ziehn, um sagen zu können, sie werde noch gepflügt. Weil es nicht gestattet war, Schafherden von mehr als 2000 Stück zu halten[1]), wurde ein Teil des Viehs auf den Namen der Söhne des Besitzers oder auf den seiner Diener eingeschrieben. Die Landstraßen bedeckten sich infolge dieser Maßnahmen mit den vertriebenen Familien der früheren Pächter, die bettelnd das Land durchzogen. Tausende versuchten vergebens in London mit ihren verhungernden Kindern an den Toren der Gerichtshöfe eine Abhilfe des Unrechts zu erlangen[2]).

Wohnstätten.

Das Heim, das sie so schwer verlassen, das ihre Vorfahren so lange bewohnt hatten, daß es fast als ein Eigentum der Familie erschien, war für jetzige Begriffe oft recht dürftig ausgestattet.

Noch im 15. und 16. Jahrhundert waren die Wohnstätten der Pächter einfache Hütten *(cottage)* mit nur einem Innenraum. Der Rauch entwich durch eine Öffnung im Dache, gemauerte Kamine in der Wand waren nicht vorhanden. Es waren Fachwerkbauten, das Dach war mit Stroh gedeckt. Nur selten befand sich über dem gemeinsamen Wohnraum eine Schlafkammer unter dem Dach. Die Wohnküche diente der ganzen Familie auch zum Schlafen[3]).

Günstiger war die Lage des *yeoman (legalis homo)* oder Freibauern. Sein Mindesteinkommen hatte nach der normannischen Eroberung 40 sh aus seinem Landbesitz betragen müssen, im 16. Jahrhundert war der Wert derselben Grundstücke auf 6 £ gewachsen[4]), natürlich hatten sich aber auch die Kosten der Lebenshaltung vermehrt. Doch war der *yeoman* oft imstande, von benachbarten Adeligen oder von Klöstern ein Stück Land zu pachten. Dadurch trat er zwar zu ihnen in

---

[1]) Froude, I 21.

[2]) Froude, V 69.

[3]) Niven, Notes on English Houses (Harrison II).

das gleiche Verhältnis wie deren Hörige, sein eigener Besitz gewährte ihm aber doch eine gewisse Unabhängigkeit und häufig gelang es ihm durch Fleiß und Sparsamkeit, dem Gutsherrn das Pachtgut abzukaufen, wenn jener durch schlechte Wirtschaft in Not geraten war[1]). Der Freibauer bewohnte einen größeren Hof *(farmhouse)*. Dieser hatte eine *hall*, die zu den gemeinsamen Mahlzeiten der Familie und der Dienstboten diente, die Küche war jedoch ein abgesonderter Raum. Außerdem war neben der *hall* das *parlour*, in das man sich zurückziehen konnte, wenn man ungestört von dem Leben und Treiben der Wirtschaft sein wollte. Die Schlafzimmer befanden sich im oberen Stockwerk. Wirtschaftsgebäude schlossen sich an die Halle nach einer Seite an oder bildeten mit ihr und den Ställen die andern Seiten des Hofes[2]). Harrison berichtet, daß ein großer Unterschied in der Inneneinrichtung der Häuser zwischen dem 15. und der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts war. Als Betten dienten in der früheren Zeit nur Strohsäcke oder Matten, die mit einem groben Tuch bedeckt waren, als Decken grobe Kotzen *(dagswain or hopharlots)* und statt Kopfkissen verwendete man einen Holzklotz. Gelang es dem Bauer nach sieben Jahren Hausführung, eine Matratze oder ein Flockenbett zu kaufen und einen Sack Spreu als Kopfkissen, so dünkte er sich besser dran, als der Herr des Ortes. Federpolster, meinte man, paßten nur für Frauen im Kindbett. Die Knechte lagen auf dem bloßen Strohsack und das Stroh stach durch den lockeren Überzug in ihre Haut. Und wenn sie eine Decke zum Zudecken hatten, waren sie froh. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts waren Federbetten schon etwas ganz Gebräuchliches und bessere Decken, ja sogar gewebte Teppiche waren vorhanden.

Ebenso verhielt es sich mit der Einrichtung der Halle. Statt ein Feuer mitten im Raum am *reredos* anzuzünden, baute man zu diesem Zweck Kamine. Statt nur von Holztellern mit Holzlöffeln zu essen, schaffte man Zinngeräte, ja sogar Silberlöffel, ein silbernes Salzfaß und einen silbernen Becher *(bowle for wine)* an und schmückte damit Tisch und Schrank. Auf dem Fußboden lag ein Teppich[3]).

---

[1]) Harrison I 133. [2]) Niven, l. c.
[3]) Harrison I 239—241.

Das Leben war je nach dem Wohlstande der Bauern ein verschiedenes. Aber auch bei den Bemittelteren waren die Arbeitsstunden lang. Um 4 Uhr im Sommer, um 5 Uhr im Winter wurde aufgestanden, um 10 Uhr im Sommer, um 9 Uhr im Winter schlafen gegangen. An Ruhepausen werden nur die Mahlzeiten genannt. Gegen die Gepflogenheit des Adels nahm der Bauer ein Frühstück ein, um sich zu stärken, ehe er mit den Leuten aufs Feld ging. Dafür wurde das Mittagmahl erst um 12, das Abendessen beim Dunkelwerden eingenommen. In den besseren Höfen war die Kost reichlich, und man spendete auch einen Teil davon den Armen.

Häusliche Erziehung.

Die Kinder scheint man bis zum siebenten Jahr noch nicht zur Arbeit angehalten zu haben, denn es heißt: *The first VII years bring up as a child || The next, to learning for wexing to wild* etc. Doch läßt sich aus diesen Reimen kein sicherer Schluß ziehen. Als Tätigkeiten der Kinder werden angeführt: das Auslesen der Weizenkörner zur Saat, das Klauben der Steine aus dem Acker. Aber es heißt, man solle allzu jungen Kindern nicht das Füttern des Viehs anvertrauen, nicht aus Besorgnis, daß die Kinder zu Schaden kommen könnten, sondern daß das Vieh darunter leiden würde[1]).

Vergnügungen.

Wenn aber auch die Arbeit hart war und die Pachtsumme schwer aufzubringen, so vergaß der Bauer doch, — so lange er noch ein Dach über dem Kopfe hatte — was ihn bedrückte und gab sich an den zahlreichen Festtagen der Fröhlichkeit hin. Allerdings wurde ihm auch diese verkümmert. Es gab nicht nur Verordnungen gegen Karten- und Würfelspiel[2]), was ja begreiflich ist, sondern auch gegen uns sehr harmlos vorkommende Bewegungsspiele wie Kegel, Ball, Tennis u. a. m. Der angegebene Grund des Verbots ist das Verspielen von Geld, der andere, und wohl für die Herrscher, die sich angeblich so um die Börsen ihrer Untertanen kümmerten, wichtigere, die Verschwendung von Zeit und Kraft auf Spiele, die

---

[1]) Tusser, Five hundreth points of good husbandry 1573.

[2]) Ramsay Chartulary I 350: anno 1366 iniunctum est omnibus husbandis quod castigant servientes suos, d. h. diejenigen, die würfeln (zitiert Coulton 88).

ihnen keinen Vorteil boten, statt das Bogenschießen zu üben. Denn der Bogen war das ganze Mittelalter hindurch, sogar noch nach der Erfindung der Feuerwaffen das nationale Verteidigungsmittel, und die Landbevölkerung mußte darin geübt sein. Jedermann, dessen Einkommen vom Landbesitz nicht 100 *pence* überstieg, mußte einen Bogen im Hause haben. Nur durften bei Leuten, die innerhalb eines Waldes wohnten, nach einem Statut Eduard II. keine spitzen sondern nur stumpfe Pfeile zur Hand sein[1]), damit als Ziel statt der Scheibe nicht vielleicht ein Stück Wildbret bevorzugt würde. Im 13. Jahrhundert kam neben dem Bogen die Armbrust *(crossbow)* auf. Sie scheint sich aber in England nicht sehr eingebürgert zu haben und wurde 1508 von Heinrich VII. verboten. Von Heinrich VIII. wurde sogar deren Besitz mit 10 £ bestraft, eine Verordnung, die allerdings im 29. Jahre seiner Regierung aufgehoben wurde. Dagegen wurde jedem Vater und Vormund eingeschärft, die Kinder vom Alter von 7 Jahren an in die Kunst des Bogenschießens einzuführen. Man schoß nach festen Zielen, *butts* und *prickes*, oder beweglichen und mußte Bogen und Pfeile dementsprechend wählen[2]). Geübt wurde besonders an Sonn- und Feiertagen. Die städtischen und ländlichen Behörden sollten jährlich Wettschießen veranstalten, jeder, der sich beteiligte, einen *sixpence* einzahlen, dafür sollte aber der erste Preis 20, der zweite 15 Schilling betragen. Ein alter Soldat mußte als Sergeant die Jugend überwachen[3]).

Endlich scheint noch ein Grund für das Verbieten aller Bewegungsspiele in der Wildheit gelegen zu haben, die dabei waltete. Coulton führt ein Beispiel von 1381 auf dem alten Klostergebiet von Wearmouth an, wo infolge eines beim Ballspiel entstandenen Streits die Parteien zu Geldbußen verurteilt wurden[4]). Zur Zeit der Königin Elisabeth nennt Stubbes das Fußballspiel *a bloody and murthering practise,* bei dem man den Hals oder wenigstens Arme und Beine brechen könne[5]).

---

[1]) arc et setes hors de foreste et en foreste arc et piles.

[2]) Strutt 48, 56; Elyot Governour Kap. XXVII, I 286 ff. vgl. auch Ascham Toxophilus, der jedoch wahrscheinlich von Elyot angeregt ist und Gervase Markham Country Contentments (1615), 108 ff.

[3]) Nov. 3, 1567: Domestic Mss, Rolls House, zitiert bei Froude, VIII 275.

[4]) Coulton, 94, vgl. auch 95.

[5]) Anatomy of Abuses, 184.

Alle das Jahr über verbotenen Unterhaltungen waren jedoch in der Weihnachtszeit gestattet und in der Küche oder Halle der Bauernhäuser, in der der große Weihnachtsklotz im Kamin behagliche Wärme verbreitete, wurde Karten und Würfel nach Herzenslust gespielt. Doch war das nur ein untergeordnetes Vergnügen. Man brauchte, um seiner Fröhlichkeit Luft zu machen, andre Späße und vor allem einen Spaßmacher, der den andern mit gutem — wie Stubbs meint, mit schlechtem — Beispiel voranging. Dies war der *Abbot* oder *Lord of Misrule*. Diese Figur scheint zwischen der Parodie eines weltlichen und eines geistlichen Fürsten geschwankt zu haben und nimmt im 15. und 16. Jahrhundert hauptsächlich drei Gestalten an, den Knaben-Bischof, den ländlichen, eventuell auch städtischen Spaßmacher, hauptsächlich des niederen Volkes, und den Ordner der Hoffeste bzw. Weihnachtsbelustigungen der Rechtsschulen[1]). Den ländlichen Spaßmacher und sein Gefolge beschreibt uns Stubbes[2]) in recht gehässiger Weise, da ihm Humor und Verständnis für Volkssitten vollkommen gemangelt zu haben scheinen.

Alle Tollköpfe im Pfarrsprengel, sagt er, wählten einen Anführer, dem sie den Namen *Lord of Misrule* beilegten, sie krönten ihn mit großer Feierlichkeit und sahen ihn als Herrscher an. Dieser wählte zwischen 20 und 100 Saufbrüder, um ihm zu dienen. Er kleidete sie in Livreen aus grüner, gelber oder anderer heller Farbe und, als ob dies noch nicht bunt genug wäre, behängten sie sich noch mit Schärpen, Bändern und Spitzen, schmückten sich mit Ringen und Edelsteinen und befestigten an jedes Bein 20 bis 40 Glocken, in den Händen hielten sie prächtige Taschentücher, die sie sich von ihren Liebsten ausgeborgt hatten. Dann bestiegen sie ihre Steckenpferde, Drachen und andren sonderbaren Reittiere und, begleitet von Pfeifern und Trommlern, ritten und tanzten sie, die Tücher schwingend und die Glocken klingend, zur Kirche. Dort störten sie den Gottesdienst und alle Kirchgänger stiegen auf Bänke und Betpulte, um den Aufzug besser zu sehen. Dann ging es auf den Kirchhof, wo sie sich Hütten errichtet hatten,

---

[1]) Vgl. Brotanek Die engl. Maskenspiele, W. B. E. Ph. XV, S. 103 ff. Über die Hoffeste.

[2]) Anatomy of Abuses 147.

und dort wurde den ganzen Tag, manchmal auch die Nacht hindurch gegessen, getrunken und getanzt.

Das Steckenpferd *(hobby-horse)*, das einen Teil des Gefolges des Weihnachtskönigs beritten machte, bestand aus einem hölzernen Gestell, das von einem Manne getragen wurde. Dieses stellte den Pferdekörper dar und war mit langem Behang, der bis zum Boden reichte, versehen, um zu verhindern, daß man die Füße des Trägers sah. Ein Pferdekopf und ein Schweif waren an dem Gestell befestigt [1]). Diese sonderbaren Reittiere fanden auch bei allen Prozessionen und besonders beim Maifest ihre Verwendung, ebenso wie die jungen Leute mit Glöckchen an ihrer Kleidung, die *morris dancers*. Das *May-game* war eine uralte Volkssitte. Der Maibaum wurde aufgepflanzt, Robin Hood und sein Gefolge in grüner Gewandung von lustigen Burschen dargestellt, trieben allerlei Späße.

Andre Gelegenheiten zur Ausgelassenheit waren die Familienfeste, besonders die Hochzeiten und Kindtaufen. Bei den Hochzeiten kamen die Leute manchmal schon betrunken zur Kirche. Das eigentliche Fest, *bride-ale*, fand aber nach der kirchlichen Zeremonie statt. Um dem Hausvater keine zu großen Kosten zu verursachen, hatte dieser nur für Brot und Getränk zu sorgen, die Speisen brachten die Gäste mit, und zwar hatte der nähere Freund mehr und besseres Essen zu bringen als der fernerstehende [2]). Nach dem Essen war ein Tanz, bei dem die Braut mit jedem tanzen mußte, und wenn er auch noch so betrunken war. Dann folgte das Abendessen und ein neuer Tanz, worauf das Brautpaar ins Zimmer geleitet wurde und man vor der Tür Lieder sang, wie Miles Coverdale sagt, schamloser Art [3]).

Aber auch bei Begräbnissen ging es gewöhnlich hoch her, und das Leid verwandelte sich in ausgelassene Fröhlichkeit.

Gesellschaftlicher Aufstieg.

Andern Unterricht als in der Wirtschaftsführung nach der Väter Weise konnte natürlich das Kind auch in den bessern Bauernhöfen nicht erhalten. Aber schon aus der Verordnung von 1405 [4]) ersehen wir, daß es Schulen gab, in die Bauernkinder geschickt

---

[1]) Strutt, 223. [2]) Harrison, I 150.
[3]) The Christian State of Matrimonie (1541). [4]) Vgl. S. 374.

werden konnten und auch geschickt wurden. Da die wenigsten in Pensionate kamen, wo ihnen allerdings eine höhere Bildung zuteil wurde, so ersieht man, daß schon im Anfang des 15. Jahrhunderts und, nach anderen Quellen zu schließen, auch weit früher Elementarschulen an kleineren Orten bestanden, wo der Bauernsohn Lesen und Schreiben und den Katechismus erlernte. Ehrgeizige oder weitblickende Eltern ließen ihre Kinder aber auch mehr lernen. So heißt es, daß Clement Paston, ein kleiner Freibauer und Besitzer einer elenden Wassermühle sich Geld ausborgte, um seinen Sohn William zur Schule zu schicken, und daß der Knabe dann mit Hilfe seines Onkels Geoffrey Somerton in London die Rechte studierte, so daß er 1429 Richter *(Judge of the Common Pleas)* wurde und eine Frau aus dem niedern Adel heiratete [1]). Sein Sohn John strebte an, sich bei Paston, wo sein Vater nach und nach viel Land angekauft hatte, einen Herrensitz zu verschaffen und seine Schwester an einen wohlhabenden Edelmann zu verheiraten. Der Fall war nach Harrison keineswegs vereinzelt. Gar mancher *yeoman* konnte das Land eines verschwenderischen Edelmanns aufkaufen, seine Söhne in die Lateinschule und auf die Universität schicken oder in den Londoner Rechtsschulen studieren lassen. Er konnte seinen Kindern genug Landbesitz hinterlassen, um Edelleute zu werden [2]).

Gesellschaftlicher Niedergang.

In der Familie Paston haben wir ein Beispiel für den Aufstieg einer Bauernfamilie in wirtschaftlicher und sozialer Beziehung im Anfang des 15. Jahrhunderts. Viel häufiger finden wir, besonders am Ende dieses und im Anfang des folgenden Jahrhunderts den Niedergang der Landbevölkerung. Zu arm und zu bequem, um seine Kinder ordentlich zu erziehen [3]), an der Möglichkeit, die Pachtsumme aufzubringen, verzweifelnd, unterließ der Bauer auch seine Söhne zur Tätigkeit anzutreiben. In der Hoffnung, im benachbarten Schloß ein bequemes Leben zu führen [4]) und reichliche Kost und prächtige Kleidung für ein paar Stunden täglicher leichter Beschäftigung zu erhalten, verließen sie die väterliche Hütte mit Freuden. Weniger Freude

---

[1]) P. Letters Introduction 28. [2]) Harrison I 133.
[3]) Harrison I, Anm. 216. [4]) Dialogue between Pole and Lupset.

dürfte oft der Herr, der sie in seine Dienste nahm, gehabt haben, denn an Reinlichkeit ließen sie viel zu wünschen übrig und kannten nicht die geringsten Behelfe der Zivilisation. Man mußte sie ermahnen, sich Gesicht und Hände zu waschen[1]), weder das Bettstroh, noch die Zimmerecken, noch den Kamin statt der dazu bestimmten Gefäße zu gebrauchen, diese nach der Benutzung auszuleeren. Auch seine Schuhe pflegte der Diener nicht zu putzen oder dazu die Bettdecke und die Vorhänge zu verwenden[2]). Seine Sachen gab er nicht zur Wäsche unter dem Vorwand, keinen Vorrat zum Wechseln zu haben, kein Wunder, daß er voll Läuse war[3]). Auch zerrissen lief er herum und, damit man die Löcher in seinen Strümpfen nicht sah, stopfte er sie mit einem Stab in die Schuhe hinein[4]).

Außerdem war er gierig, betrank sich häufig[5]), mißgönnte seinem Herrn das Essen, damit für ihn selbst mehr übrig blieb[6]) und ließ sich nicht an dem genügen, was er erhielt, sondern kaufte sich auf der Straße noch Leckereien[7]). Der Arbeit waren die Burschen gar nicht zugetan obwohl man; damals viel mehr Diener hielt, als man brauchte und als man ordentlich versorgen konnte[8]), war oft keiner zu finden, wenn der Herr ihn benötigte. Einer verbarg sich im Winkel[9]), wo er schlief, oder lief ins Wirtshaus und trank dort und würfelte[10]). Ein andrer stellte sich krank, wenn er arbeiten sollte. Zu Besorgungen waren die Schelme auch nicht zu gebrauchen. Vertraute man ihnen ein Packet an, so behielten sie einen Teil des Inhalts für sich[11]). Sollten sie etwas ausrichten, so brauchten sie unnötig lange zum Weg und kamen dann mit einem falschen Bericht zurück[12]). An Höflichkeit ihrem Herrn gegenüber ließen sie es oft fehlen. Nahm sie der Herr zur Begleitung mit, so gafften sie herum, statt ihm zur Seite zu bleiben.

---

[1]) Rhodes v. 73—79.

[2]) XXV. Orders of Knaves, Imprinted by John Awdely. E. E. T. S. E. S. 9. Nr. 5. Chafe Litter is he that wyll plucke vp the Fether -bed or Matrice and pysse in the bedstraw, and wyl never ryse vncalled. This knaue berayeth many tymes in the corners of his Maisters chamber, or other places inconvenient and maketh cleane hys shooes with the couerlet or curtaines.

[3]) Nr. 22. [4]) Nr. 11. [5]) Ib. nr 7. [6]) nr 14. [7]) nr 3.

[8]) Dialogue etc., 152. [9]) Orders of Knaves nr. 10. [10]) nr 23.

[11]) nr 16. [12]) nr 12.

Viele der schlecht erzogenen Bauerkinder fielen einem noch schlimmeren Los anheim. Zu der Zeit, wo die Eltern sie nicht mehr erhalten konnten, machten sie die Bekanntschaft eines Burschen, der in ähnlicher Lage war, der aber schon einige Erfahrung im Würfelspiel, Prellen, Börsenausleeren, ja sogar, wenn er mutig war, im Straßenraub hatte[1]). Wurde ihnen eine Dienerstelle angeboten, so nahmen sie sie nur für wenige Wochen an und verschwanden dann bei passender Gelegenheit mit einigen Dingen von des Herrn oder der Mitbediensteten Habe. Doch wird von Harman erwähnt, sie seien so schlau gewesen, in irgend einem Gehöft sich gut zu benehmen und auch in der Umgebung nichts zu stehlen, um im Notfall dort eine Zuflucht zu finden, wenn man sie anderwärts verfolgte[2]).

Sie gerieten in die Gesellschaft von ausgedienten Soldaten *(Ruffler)*, angeblichen Schiffbrüchigen *(Freshe Water Mariner)*, Pferdedieben *(Prigger of prauncers)*, Bettelmönchen *(Fraters)*, die vorgaben für Armenhäuser zu sammeln, meist aber das Geld nicht ablieferten und Dirnen *(Walking mort)* und dergleichen Leuten. Untereinander verständigte sich das Gesindel in einer besondern Diebssprache, dem *Peddelar's Frenche*. Der Jargon enthält wenig französische Worte, dagegen eine Anzahl lateinische, mancher der Vagabunden mag irgendwo in der Kirche oder als Diener in einer Schule ein wenig Latein aufgeschnappt haben, ja es gab solche, die Briefe für die Landbevölkerung schreiben und siegeln konnten (*Jarkeman; jarke* = »Siegel«).

Die Frauen, die bald mit diesem, bald jenem Strolch zusammengingen, führten natürlich auch ihre Kinder mit sich. War das Mädchen noch klein, so hießen sie es *Kynching morte*[3]); die Mutter trug es in Tücher gebunden auf dem Rücken. Konnte es laufen, so schickte man es in die Häuser zum Stehlen *(milling of the ken)*. Ein mannbares Mädchen hieß *Dell*, es war nicht immer ein Vagabundenkind, auch ent-

---

[1]) Rob. Hitchcok's Politique Plat, Objection 2 sign e. i. (zit. Harison I 216, Anm.

[2]) Caveat or Wareñing for Commen Cursetors vulgarely called Vagabones 1567. Neudruck E. E. T. S. E. S. 9. S. 19—76.

[3]) John Awdely, Fraternitye of Vacabondes, 1561, S. 5 gibt an: a Kitchin Mortes.

laufene Dienstmädchen fand man in ihrer Schar. War das Mädchen schon verführt, so hieß es *Doxe*; so lange es schön und jung war, erhielt es der *Upright man* (ursprünglich Diener oder Handwerker u. dergl.) von dem, was er nicht bloß den Bauern, sondern auch schwächeren Strolchen wegnahm. Ein junger Bursch hieß *Kynchen co*[1]), spielte er den Epileptiker, *Counterfet cranke*. Diese Beschäftigung scheint am einträglichsten gewesen zu sein, denn es heißt, manche hätten bis zu 13 sh, für jene Zeit eine ungeheure Summe, im Tag geschenkt bekommen. Auch andre Simulanten, z. B. Stumme, die die Zunge im Munde einrollten, hatten gute Einnahmen.

Das Nachtquartier schlugen Vagabunden und Dirnen gemeinsam in Scheunen auf, die ihnen ein gutmütiger Bauer anwies. Zum Dank nahmen sie am Morgen mit, was an Wäsche oder andern Dingen auf den Zäunen oder im Hof zu finden war. Ein strenges Vagabundengesetz von Eduard VI., 1548, fruchtete nichts, obwohl auf Diebstahl sogar von geringen Dingen die Todesstrafe stand. Im Gegenteil, da die Strolche wußten, daß sie ja doch am Galgen früher oder später enden würden, stahlen sie desto schamloser. Auch Harman, der hoffte, nach dem Hängen der abgefeimtesten, die Besserungsfähigen durch seine Schrift zu warnen und einem anständigen Leben zurückzugeben, dürfte sich getäuscht haben. Höchstens, daß die Mutigeren unter ihnen sich dem unter Elisabeth behördlich geduldeten Seeräubertum zugewendet haben und den Tod auf dem Meere oder auf ausländischen Galgen gefunden haben.

(Fortsetzung folgt.)

Wien. Margarete Rösler.

---

[1]) Awdeley: Kitchin Co is called an ydle runagate Boy.

A SPECIAL DIALECTAL DEVELOPMENT OF O. E. *ĒA* IN MIDDLE ENGLISH.

§ 1.

In most M. E. dialects, O. E. *ēa* (W. Germ. *au*, *dēad*, etc., or lengthening of fracture as in *slēan*, etc.) appears to develop, through the intermediate stage *ǣ*, into a long slack vowel [ɛ̄], and this is levelled with *ē* from O. E. *ĕ* lengthened in open syllables. Typical M. E. rhymes, for instance, are *dēde*, 'dead' — *trēde*, 'tread', inf., or *grēte*, 'great' — *mēte*, 'meat'.

In certain M. E. texts however, (see § 2), the vowel from O. E. *ēa* rhymes systematically, not with O. E. *ĕ* lengthened in open syllables, but with undoubted M. E. tense [ē] from O. E. *ē*, *(ō-i)*, and *ēo*, and with easterly *ē* from O. E. *ȳ*; for instance *greet*, 'great', rhymes with *feet*, 'feet', e. g. Octov. 926; *strēme*, 'stream', and *bēme*, 'beam', rhyme with *lēme*, 'light', O. E. *lēoma*, Hawes, Past. of Pleas. Fol. 23 v.; *dēð*, 'death' rhymes with *kēðe*, 'to make known', Arthour and Merlin 2121.

§ 2. M. E. texts in which O. E. *ēa* rhymes as a tense vowel.

The chief M. E. texts in which I have noted rhymes of this type are: —

(1) Arthour and Merlin, (Arth. & Merl.), a late 13th c. romance, printed from a MS. of 1330 in Kölbing's Altenglische Bibliothek IV. Leipzig 1890;

(2) Four Religious Lyrics, (Lyrics), published by Jacoby under Vier mittelenglische Geistliche Gedichte aus dem 13. Jh. Berlin, 1890;

(3) The Lyfe of Alisaunder or Kyng Alisaunder, (King Alisaund.), a late 13th c. romance, printed from a MS. of 1330 in Weber's Metrical Romances I. Edinburgh, 1810;

(4) Richard Coer de Lion, (Rich.), a late 13th c. romance, printed from a 14th c. MS. in Weber's Metrical Romances II. Edinburgh, 1810;

(5) St. Alexius, (St. Alex.), a 13th c. poem, printed from the late 14th c. MS. Laud 622 in E. E. T. S. 69 (17). 1876;

(6) St. Patrik's Purgatorium, (St. Patrik's P.), a 13th c. poem, edited from the late 13th c. Auchinleck MS. by Kölbing, Englische Studien I, p. 57;

(7) Floriz and Blauncheflеur, (Fl. & Blaunch.), composed c. 1240, and printed from the late 13th c. Camb. MS. in the E.E.T.S. 14. 1866, 1901;

(8) The Proces of the Seven Sages, (Seven Sages), a poem of c. 1300, printed from a MS. c. 1330 in Weber's Metrical Romances III. Edinburgh, 1810;

(9) Octovian Imperator, (Octov.), composed c. 1350, and printed from a 15th c. MS. in Weber's Metrical Romances III. Edinburgh, 1810.

§ 3. Examples from above texts of O. E. ēa rhyming with O. and M. E. tense [ē].

Arth. & Merl.: *dēde*, 'dead' — *nēde*, 3420, 4007, 7316; *dēđ*, 'death' — *bēđ*, 1239, 7596; *dēđ* — *kēđe*, 'to make known', 2121; *grēt*, 'great' — *mēte*, 'to meet', 1493; *grēt* — *unnēt*, 'unnecessary', 1253, 1791; *lēpe*, 'to leap' — *wēpe*, 'to weep', 1330; *rēd*, 'red' — *ykēd*, 'made known', 8595; *rēde* — *nēde*, 9208; *rēm*, 'cream' — *lēm*, 'light', O. E. *lēoma*, 1455; *slēn*, 'to slay' — *þēn*, 1246; *slēn* — *bitwēn*, 3327, 5171; *slēn* — *sēn*, 1223; *slē* — *mē*, 1231; *slē* — *þrē*, 'three', 603; *stēpe*, 'steep' — *dēþe*, 'deep', 1449, 7899.

Lyrics: *hēp*, 'heap' — *kēp*, 'keep', III 14; *hēved*, 'head' — *biliued*, 'believed', II 5.

King Alisaund.: *dēde*, 'dead' — *nēde*, 981; *dēth* — *bēoth*, 94; *lēped* — *crēped*, 389; *slēn* — *bytwēon*, 3872; *slēne* — *ybēon*, 3920; *stēpe* — *dēope*, 7042.

Rich.: *dēde*, 'dead' — *mēde*, 'reward', 301; *dēde* — *stēde*, 'horse', 2711; *hēde* — *fēde*, 3519; *heap* — *kēpe*, 1790, 6936; *heep* — *leep*, pret. sing., 6740; (? *leap*, noun, — *deep*, 2110).

St. Alex.: *grēt*, 'great' — *feet*, 268; *hēued*, 'head' — *toclēued*, O. E. *clēofan*, 623.

St. Patrik's P.: *bēme*, 'beam' — *ȝēme*, 'care', 120; *strēm*, 'stream' — *lēm*, 'light', 150.

Fl. & Blaunch.: *bēme* — *lēme*, 240; *drēme*, 'dream' — *ȝēme*, 37.

Seven Sages: *dēth* — *tēth*, 'teeth', 940; *hēp* — *lēp*, pret. pl., 776; *hēpe* — *kēpe*, 2532.

Octov.: *chēpe*, 'bargain' — *lēpe*, pret. sing., 820; *deede*, 'dead' — *scrēde*, 'to clothe', 1675; *ēre*, 'ear' — *hēre*, 'to hear', 9; *greet*, 'great' — *feet*, 926; *hēpe* — *crēpe*, 175; *rēde*, 'red' — *spēde*, 1159; *rēde* — *scrēde*, 1678.

§ 4. O. E. *ēa*, and O. E. *ĕ* in open syllables, are not levelled.

In none of these nine texts does *ē* from O. E. *ēa* rhyme with O. E. *ĕ* lengthened, (*grēte* — *mēte*, etc.), but on the other hand it does rhyme consistently with *ē* from O. E. *ē* and *ēo*, that is with a tense [ē]. This suggests a strong probability that in the dialect or dialects represented in this group of texts, there was a distinction between the vowel in *grēte*, etc. (O. E. *ēa*) and that in *mēte*, etc. (O. E. *ĕ* lengthened).

§ 5. General Dialect character of the above texts.

The dialect character of all the M. E. texts enumerated in § 2 is definitely South Eastern or S. E. Midland, and they fall into two groups which we may call A and B respectively. To group A belong Arth. & Merl., King Alisaund., the Lyrics, Rich., St. Alex., St. Patrik's P. and Seven Sages; to group B belong Fl. & Blaunch. and Octov.

The dialect of group A agrees in several important respects with that of Essex, as exhibited in V. & V., in early London docs. which show Essex and City influences, and in the early forms of Essex Pl. Ns. (On the dialect of early City of London Pl. Ns. etc., see Heuser, Alt-London 1914.)

The significant early Essex features as shown in the rhymes are: —

(1) *an* for *i*-mutation of O. E. *an*, instead of *en*; for example *vplondismen* rhymes *fram*, 'from', Arth. & Merl. 5272; *sente* — *Meopante*, King Alisaund. 6197, etc.; and many other examples;

(2) O. E. $\bar{\ae}^1$ and $\bar{\ae}^2$ appear as *ā* in spelling and in rhymes, e. g. *dale*, 'share' — *smale*, 'small', Arth. & Merl. 3835; *stretis*, 'streets' — *gatis*, 'gates', King Alisaund. 2631; *sali*, 'blessed', Lyric III 14; *drade*, 'dread' — *made*, 'made', Rich. 6054; *bilaue*, 'leave' — *have*, St. Alex. 21; *auen*, 'evening', St. Patrik's P. 166; *bilaue* — *knaue*, Seven Sages 161;

(3) O. E. *ȳ̆* (from *ū̆-ĭ*) is generally *ē̆* in spelling and rhymes, e. g. *feer*, 'fire' — *cleer*, 'clear', Rich. 2647; *brigge*, 'bridge' — *egge*, 'edge', St. Patrik's P. 125. This is the usual type of rhyme for O. E. *ȳ̆*;

(4) O. E. *ēō̆* is always *ē̆*, and never a rounded vowel, e. g. *sterve*, 'to die' — *serve*, Rich. 6145; *frēnde* — *shēnde*, 'disgrace', Seven Sages 2873. Many other examples.

All these features appear in group A.

Group B, on the other hand, presents on the whole the dialect features found in texts belonging to Suffolk, such as the early Bury Charters, and in the early forms of Suff. Pl. Ns. The specifically Suff. combination of dialect features is: —

(1) *en*, instead of *an*, for the *i*-mutation of O. E. *an*, e. g. *went* — *Jugement*, Fl. & Blaunch. 658; *fen* — *ten*, Octov. 1683;

(2) tense [ē] for O. E. $\bar{\ae}^1$ and $\bar{\ae}^2$, e. g. *bēre*, 'bier' — *dēre*, 'dear', Fl. & Blaunch. 14; *see*, 'sea' — *frē*, 'free', Octov. 595;

(3) *ē̆* alternating with *ī̆* for O. E. *ȳ̆*, e. g. *kinne*, 'kin' — *winne*, 'to win', Fl. & Blaunch. 806, but *kessinge*, ib. 513, *merie*, ib. 277; *gylt* — *wylt*, Octov. 247, but *dente*, 'blow' — *turnament*, ib. 1555, *kēnde* — *wēnde*, 'hoped', ib. 1402;

(4) O. E. *ēō̆* is always the unrounded *ē̆*; e. g. *heven* — *steven*, 'voice', Octov. 992; *frēnd* — *spēnd*, ib. 1290.

Thus Essex agrees with Suff. in (3) and (4), but differs in (1) and (2).

§ 6. Fifteenth century writers who rhyme O. E. *ēā* as a tense vowel.

In the 15th c. there is also a group of writers who habitually rhyme O. E. *ēā* with tense [ē] only, never with O. E. *ĕ* lengthened.

Lydgate, the Monk of Bury, is distinguished from Chaucer, Gower and Hoccleve by the frequent use of this type of rhyme in his poems, all of which I have carefully examined.

Examples: *bēmes* — *lēmes*, Minor Poems X 114; *brēd*, 'bread' — *spēd*, Pilgrimage 8862; *brēd* — *hēde*, 'heed', noun, ib. 2227, 6044; *dede*, 'dead' — *hede*, 'heed', Reson & Sensualytye 6912; Thebes 1912; Fall of Princes I 744, 1746; *drēme* — *sēme*, Pilgrimage 9562; *grēte*, 'great' — *swēte*, 'sweet', Troy Bk. II 6155; *hēde*, 'head' — *hēde*, 'heed', Reson & Sensualytye 1208, 1240; Thebes 801, 2165, 2285; Pilgrimage 426, 704, 1398, 1484, 1996; *hēpe*, 'heap' — *kēpe*, 'keep', ib. 4136; *rēde*, 'red' — *hēde*, 'heed', Reson & Sens. 1556, 1730; Troy Bk. I 1957; Fall of Princes I 744; *rēde* — *nēde*, Troy Prologue 28; ib. I 27; *rēde* — *spēde*, ib. II 2378; *rēde* — *stēde*, 'horse', ib. II 2443.

Bokenam (c. 1443), who definitely states that he writes in the Suff. dialect, has no rhyme of O. E. *ēa* with O. E. *ē*, *ēo* (*fēte*, *dēre*), but he rhymes it with *ǣ*² (*whēte*, 'wheat', etc.), which we know to have been tense in this dialect, and he never rhymes *ēa* with lengthened O. E. *ĕ* (*mēte*, etc.).

Examples (refs. to pp.): *bēte*, P. P. 'beaten' — *swete*, 'sweat', 69, 174; *bēte*, P. P. — *whēte*, 215; *ēre*, 'ear' — *lēre*, 'teach', 108.

Hawes, who is known to have come from Suff., frequently rhymes O. E. *ēa* as a tense vowel in the Past. of Pleas. (1506).

Examples (refs. to ff.): *bēmes* — *lēmes*, 23 v., 49 r., 100 v.; *dead* — *blēde*, 'bleed', 75 v.; *read* 'red' — *blēde*, 75 v.; *stremes*, 'streams' — *lemes*, 23 v., 100 v.

Translator of Palladius (c. 1420) uses only the tense type. The MS. is at Colchester, and the language represents the Essex dialect.

Examples (refs. to pp.): *dēde*, 'dead' — *fēde*, 116, 191; *greet*, 'great — *greet*, 'salute', 85, 120; *hēpe* — *kēpe*, 216; *hēpeth* — *kēpeth*, 105; *lēp*, 'to leap' — *kēp*, 183; *rēde*, 'red — *fēde*, 24; *steep* — *deep*, 133; *stēpe* — *kēpe*, 106.

§ 7. The London writers.

A careful scrutiny of the works of Lydgate's contemporary Hoccleve reveals no trace of this type of rhyme, nor do these rhymes occur in Chaucer (Wild § 21) or in Gower (Fahrenberg, Archiv f. n. Sprachen 89 p. 399).

§ 8. Summary.

The evidence so far may now be summarised as follows.

(a) In the 13th and 14th centuries, O. E. *ēa* rhymes systematically with tense [ē] and never with O. E. *ĕ* lengthened, in a group of texts the dialect of which shows characteristic features associated either with Essex or with Suffolk.

(b) In the 15th c. the tense rhyme is used regularly by writers whom we know definitely to have belonged either to Essex or to Suffolk. It is not used by the contemporary London writers.

§ 9. The Process.

If any significance be attached to rhymes in M. E., it appears that O. E. *ēa* in a certain area had become [ē] by the 14th c. We find in that period a certain group of texts in which this vowel invariably rhymes with tense and never with slack *ē*; and the same type of rhymes occurs in some 15th c. writers. But the use of such rhymes is strictly confined to a particular group of texts. It is hardly a negligible fact, that whereas Lydgate has dozens of these rhymes, Hoccleve has none.

The question arises how and when did the tensening of the vowel from O. E. *ēa* take place. If in Essex O. E. *ēa* had become *ǣ*, we should expect it to follow the course of O. E. *ǣ*[1] and *ǣ*[2], and to develop into *ā* in that dialect. But in V. & V. and in early Essex Pl. Ns., whereas *dāde, māde* are regular forms of O. E. *dǣd*, 'deed', *mǣd*, 'mead' etc., O. E. *dēad*, 'dead', does not become *dāde*. Another fact is that, in the texts discussed above, O. E. *ēa* is kept distinct from O. E. *ĕ* lengthened in open syllables, — the former being constantly rhymed tense, the latter never being so rhymed.

We may suggest that in Essex and in Suff. O. E. *ēa* was monophthongized, during the O. E. period, to [ɛ̄], just as there is reason to believe that *ēo* was monophthongised to tense [ē], and that in these areas *ēa* never passed through that *ǣ* stage, which elsewhere gave place to the typical M. E. [ɛ̄]. In areas other than Essex and Suff. this [ɛ̄] was levelled under the later-developed long vowel from O. E. *ĕ* in open syllables. In Essex and Suff., however, [ɛ̄] from *ēa* developed in L. O. E.

itself, and this vowel must, in the dialect of these areas, have become tense before O. E. *ĕ* in *mĕte*, etc. was lengthened. This new [ē] was thus levelled under tense [ē] from other sources, and the new long slack [ɛ̄] from lengthened *ĕ* never caught it up during the M. E. period.

§ 10. Summary and Conclusions.

The following are the results of the above enquiry. —

(1) In a certain group of M. E. texts of the 13th and 14th centuries, words containing the vowel derived from O. E. *ēa* are rhymed regularly with words containing a sound which we know to have been tense [ē], instead of with words which we know contained slack [ɛ̄], as in most M. E. poetical texts.

(2) In these texts, words containing *ē* from O. E. lengthened *ĕ* are not rhymed with those containing O. E. *ēa*. The former rhymes only with itself, the only source of [ɛ̄] in the dialects of these texts, since *ǣ*[1] and *ǣ*[2] both became *ā* in one area, and tense [ē] in the other.

(3) In the 15th c., Lydgate, Bokenam, Hawes and the translator of Palladius rhyme O. E. *ēa* with tense [ē] and not with [ɛ̄].

(4) (a) The 13th and 14th c. texts in which O. E. *ēa* rhymes tense all show more or less definite traces of other dialect features associated either with Essex or with Suff. (§ 5); (b) the 15th c. writers who rhyme O. E. *ēa* with tense [ē] belong either to Suffolk or to Essex (§ 6); (c) writers such as Chaucer, Gower and Hoccleve have no examples of these tense rhymes for O. E. *ēa* (§ 7).

(5) O. E. *ēa* had, by the 14th c., developed into long tense [ē] in a certain restricted dialect area, which may with fair certainty be placed in Essex and Suffolk. Texts containing rhymes of O. E. *ēa* with undoubted tense [ē] may be held to exhibit dialect influence from this area, and the occurrence of these rhymes in Lydgate's poems is an important relic of his native dialect, and constitutes a significant distinction between his speech and that of his contemporaries who write in the pure London dialect.

Somerville College, Oxford, March 1927.

Barbara A. Mackenzie.

MAURICE BARING.

In seinem Buche *Modern Poetry* (Cape, London 1925) definiert H. P. Collins den Klassizismus als "the detached and balanced presentation of life, the relation of values irrespective of temperament and personal philosophy, the subordination of the artist's own emotions and moral purposes to the form and reality of his creation". Er befürchtet, daß der Klassizismus den Traditionen der englischen poetischen Literatur fremd und, abgesehen von der verhältnismäßig dürren sogenannten Augusteischen Periode, in der ganzen englischen Geschichte recht unfruchtbar gewesen sei (S. 109). Anderseits erkennt er die Natur des Klassizismus als eine, wenn auch schwankende, natürliche Tendenz jeder "comprehensive literary art", begreift er das klassische Element als ein Stück Erbteil jedes englischen Dichters, das gepflegt und gestärkt werden könne (S. 137). Er hofft sogar auf eine Wiederbelebung des Klassizismus und fordert sie, weil der Klassizismus die volle Verbindung mit der Geschichte des menschlichen Geistes in der Kunst überhaupt bedinge, weil er die durch die Romantik verloren gegangene "technical precision" voraussetze, weil er sich nach strengeren literarischen Vorbildern als die kritiklose Romantik richte, die egozentrisch orientierten Modernen zur Selbstprüfung und Selbstbesinnung erziehe und überall da, wo er auftrete, sich selbst rechtfertige (S. 150/151).

Zu den englischen schöpferischen Autoren der Gegenwart, die gleich Collins diese Forderung erheben und den klassischen Geist in ihren Werken irgendwie immer erkennen lassen, gehört der jetzt dreiundfünfzigjähre Maurice Baring. Seit einem Vierteljahrhundert ist er unermüdlich literarisch tätig; er erfüllt zwar nicht restlos die Arnoldsche Forderung der stolzen Selbstbeherrschung des Künstlers nach der seelischen wie nach der formellen Richtung, er betätigt sich ohne aus-

gesprochene Begabung für eine besondere Gattung auf den verschiedensten Gebieten, er schwankt oft unsicher zwischen den Polen des Modernismus und Klassizismus, und doch zeigt er in seiner ganzen geistigen Haltung ein unverkennbar klassisches Gepräge. Er ist ein Mann von universaler Belesenheit, Gelehrsamkeit und Kenntnis, wenn auch nicht von dem größten philosophischen Tiefblick. Er weiß, daß das neue England sich einigermaßen von Plutarch und Catull entfernt hat und damit der Ruhe seiner Seele verlustig gegangen ist, und er bedauert das als Mann von Kultur. Kultur (durchaus nicht in engem Sinne!) ist ihm der Halt seines Lebens, obwohl er als Katholik nicht die Stütze des Glaubens verloren hat. Insbesondere ist die Literatur sein Lebenselement; immer und überall drängt sich in allem, was er schreibt, das Literarische hervor, das ihm zu etwas Persönlichem geworden ist. Er ist ein "miscellaneous writer", ein Autor ohne ganz klare ästhetische Grundsätze, ohne eigentliche Methode. Aber er verdient, besonders in Anglistenkreisen, weit mehr Beachtung, als ihm bisher zuteil geworden ist.

Wie Walter Savage Landor setzt er zu viel Kenntnisse, zu starke literarische und wissenschaftliche Interessen, eine zu raffinierte literarische Feinschmeckerei beim Leser voraus, um bei einer großen Gemeinde Gefallen zu finden. Mit seinem 1910 zum erstenmal in Buchform erschienenen, 1920 neu gedruckten und in der Ausgabe von 1925 um zwei verminderten und um vier vermehrten *Dead Letters* (Heinemann, London), d. h. fiktiven Briefen, die von so verschiedenen Charakteren wie Catullus, Julius Caesar, Helena, König Arthur, Peter d. Gr. und Goethe oder über sie geschrieben sind, versucht er eine literarische Form zu erneuern, wie sie ähnlich Landor gepflegt hat in den berühmten *Imaginary Conversations*, in den ebenso eigenartigen erfundenen Dialogen "Pentameron and Pentalogia" und in der Brief- und Dialogform mischenden "Pericles and Aspasia". Wer die moderne Abneigung gegen diese Form überwindet und sich Barings Führung anzuvertrauen trachtet, der wird ebenso reichlich belohnt wie bei Landor. Seine Briefe wollen eingestandenermaßen keine historischen Dokumente oder historischen Studien oder Hilfsquellen zum Studium der Geschichte sein. Sie sind eher die Früchte der Phantasie als der gelehrten Forschung. Der Bericht über die kartha-

gische Flotte ist voller Ungenauigkeiten, und die Psychologie Lesbias widerstreitet den geschichtlichen Tatsachen. Und doch birgt die phantastische Spreu Körner von geschichtlicher Wahrheit. Unter »geschichtlicher Wahrheit« versteht Baring die Berichte von Zeitgenossen über ihre Eindrücke von Menschen und Ereignissen; ob nun diese Berichte ihrerseits echt sind, ficht ihn nicht viel an. Mehr als einmal entfernt er sich von der geschichtlichen Gegebenheit und Überlieferung. Der Vorwurf der Ehrfurchtslosigkeit gegenüber Stoffen, welche die Romantik sozusagen geweiht hat, lehnt er jedoch ab. Obwohl er große Männer gern aus der Kammerdienerperspektive betrachtet, ist er doch der gläubige Romantiker, der nichts zu tun haben will mit dem ungläubigen Spötter. Er will nicht wie Shaw bloßer Satiriker und Parodist sein. Er unterhält und belehrt uns; seine Briefe sind weder wissenschaftlich ermüdend noch oberflächlich ästhetisierend.

Baring ist eine unter den englischen Autoren seltene Erscheinung; er ist in Wahrheit "a man of letters"; er schätzt den Wert der Bildung, besonders der literarischen Bildung, ungemein hoch. Er ist wirklich ein enzyklopädischer Geist; er ist zu Hause auf vielen Gebieten der Wissenschaft, in vielen Kulturen und Literaturen. Er erntet in vielen Jahrhunderten und verknüpft sie durch seine freischwebende Phantasie mit der Gegenwart. Wissen und Weisheit, Scherz und Erdichtung vergangener und neuer Epochen durchdringt er mit Rabelaisscher Virtuosität. Eine ausgebreitete Belesenheit und ein ungewöhnliches Gedächtnis dienen seiner originellen Fähigkeit, das Aufgenommene schöpferisch und im Sinne seiner Zeit zu verwerten. Er kennt zum mindesten fünf oder sechs Sprachen, d. h. er beherrscht sie wirklich so, daß sich ihm ihre Wesenheiten, die inneren Sprachformen enthüllen[1]). Im Alter von 22 Jahren unternahm er es, die großen Meister des französischen Stiles zu imitieren und parodieren. Zum Thema wählte er die alte Stadt Hildesheim, und er behandelte es in der Art von Ernest Renan, Pierre Loti, Anatole France und Paul Bourget. Diese Pastiches (*Hildesheim: Quatre Pastiches*), im Jahr 1899 von Alphonse Lemerre zum Abdruck gebracht, sind vor einigen Jahren in England neu gedruckt [Heinemann,

---

[1]) Vgl. Translations ancient and modern (Heinemann 1925).

1924[1])]. Sie umfassen nur zwanzig Seiten, aber sie sind etwas in ihrer Art Einzigartiges und schlechthin Vollkommenes. Wir geben hier nur vier Stellen wieder:

Au café de la Paix où nous passions des heures si douces à manger des huîtres et à causer livres et femmes. (Sensations de Hildesheim.)

C'est le cimetière . . . Des croix sortent des arbustes et des fleurs . . Les grandes croix sortent ternes et verdies de mousse. (Hildesheim fragment du roman inédit »Fleurs de Brume«.)

Saint Bernard fut brûlé vif, sans que la cérémonie subît aucune autre interruption. — (Saint Bernard de Hildesheim, extrait de »La Conversion de l'Allemagne«.)

Mais fussiez-vous damné, il sied qu'une âme pécheresse, comme la vôtre souffre en éternité pour le plus grand honneur de l'Église de Dieu. — (La Tentation de Frère Ambroise de Hildesheim.)

Es ist für einen Engländer wahrlich ein erstaunliches Bravourstück, solche geschliffenen Sätze in einer fremden Sprache zu formulieren. Henri de Régnier sagte mit Recht beim Erscheinen des Buches: »Il faut, pour avoir fait cela, une science bien délicate de la langue française.«

Daß Baring der französischen Kultur besonders nahe steht, erweisen auch seine Aufsätze *Punch and Judy, and other essays* [Heinemann 1924[1])], worin er sich u. a. mit den »canons of literature« befaßt und mit den Lehren, die man aus der Vergangenheit lernen kann. Er schreibt einen besseren Essay als Alfred Noyes, den Fehr zu den unsicheren, nur zeitweise der klassizistischen Norm gehorchenden Neuklazissisten rechnet. Er hat Geist und Witz, er hat die Gabe des schönen Wortes und umfangreiche Kenntnisse. Er spricht nicht zu uns vom Katheder herab, sondern im Plauderton, aus dem behaglichen Lehnstuhl sozusagen. Er ist ein europäischer Geist, wenn auch seine Haltung hier vornehmlich französisch ist wie diejenige Noyes'. Er zeigt wie Noyes in seinem Lebensrhythmus das klassizistische Ebenmaß: Gesundheit, klares Wissen, hellen Optimismus. Die Leitsterne seiner Kunst sind: clarté, exactitude, justesse, propriété. (Qualités redevenues si originales et si rares!) Das sind die Qualitäten, die ihn zu seinem Ziele führen, welches er definiert als

»The Homeric-Shakespearean high-water mark; the line of divine simplicity, where there is nature and nothing else, no style, no ornament, no effort, just the ordinary simple thing said, in the simplest possible way with the result that it is sublime, inimitable and unapproachable.«

Später spricht er von "the perfection arising from the

---

[1]) Vgl. The New Statesman, Autumn Books Supplement, 11. Okt. 1924.

utter absence of unnecessary ornament and out-of-the-way words". Das Genie ist nicht so sehr in der Originalität wie in der Einfachheit zu finden. Darum stellt er Lafontaine an die Spitze aller französischen Dichter. Dieser (übrigens auch im Juli-Heft des Londoner Mercury 1924 gedruckte) La-Fontaine-Aufsatz sowie diejenigen über Racine und Taine sind Muster literarischer Kritik. Besonders Racine läßt er das Maß von Verständnis und Würdigung zukommen, das ihm so oft verweigert wird. Zu behaupten, daß Virgil der größere Dichter sei, heißt allerdings das Gute leugnen, dessen Feind das Bessere ist. Baring ist ebenso wie Noyes sich der Gefahren bewußt, welche die klassische Tradition bedrohen:

"It is a sad fact that culture decreases as education spreads. The truth of the matter is that the spread of education does not mean that people are better educated, but that more people are semi-educated; the spread of education means the extension of half-baked education".

Die Haltung der »Jüngsten« Englands, der revolutionären Intellektuellen, die gegen alle Überlieferung Sturm laufen, alles nihilistisch negieren, die oft jede ethische und ästhetische Norm und Form vermissen lassen, ist ihm fremd. Dazu ist er zu gesund, zu vornehm; er ist eben ein Mann von großer Kultur. Als Mann von Kultur ist er auch ein großer Theaterfreund. Zwölf von den 1924 erschienenen, sich über die vorhergehenden vierundzwanzig Jahre erstreckenden siebenunddreißig Aufsätzen fallen unter die Rubrik "The Stage". Welche Macht das Theater ständig über den Literaten hat, erweist die Tatsache, daß von den sechs "Miscellaneous Essays" drei über Sarah Bernhardt, Gilbert und Sullivan, Mrs. Patrick Campbell handeln, während das Kapitel "Authors and Books" Studien bringt über Racine, Ibsen [1]) und Tschechow.[2]) Ibsen

---

[1]) James Agate konstatierte noch (Sunday Times, 7. Okt. 1923): "Whenever a playwright gives me half a chance, I shall hark to the Ibsen who is in him. Ibsen is one of the few foreigners who have survived our nineties." Francis Birrell freilich behauptet schon (The Nation and the Athenæum 14. Febr. 1925): The fate of Ibsen in England has been curious in that he has become démodé without ever having been fashionable". Hermann Weigand betrachtet Ibsen vom modernen Standpunkt (The modern Ibsen, Dent, London 1926) und sucht ihm mit der Psychoanalyse zu kommen. Eine merkwürdige Einschätzung Ibsens ist auch die von Desmond Mac Carthy (The New Statesman, 9. Okt. 1926): "Ibsen's genius is inseparable from his conscience; he is, indeed, the dramatist of the Protestant Conscience at its highest pitch of searching intensity".

[2]) Der intellektuelle und literarische Einfluß Frankreichs auf England ist in den letzten Jahren immer mehr zurückgegangen: Flaubert und

erscheint ihm "like a ghost, merely opening his lips to bark at the people who disturb his dream". Baring ist ein Kind der Zeit der letzten Jahre des vorigen und des ersten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts, jener Zeit, als das Theater noch etwas galt im geistigen Leben Englands. Es ist interessant, zu sehen, welche Gegenstände einen Theatermann interessieren, der nicht Theaterkritiker von Beruf ist. Die "Miscellaneous Essays" befassen sich mit einer französischen und einer englischen Schauspielerin, zwei englischen Opernkomponisten und drei ausländischen Dramatikern. Der Abschnitt "The Stage" hat zum Gegenstande Rostand, Tolstoi, Maeterlinck, Sarah Bernhardt, Eleonora Duse und die Guitrys. Rein englisch sind nur die Ausführungen über Hamlet (im Old Vic), Peter Ibbetson, The Beggar's Opera, Macbeth, The Cenci und Mary Rose. Das englische Theater kommt etwas zu kurz, aber Baring will ja keine Geschichte der englischen Bühne geben. Am eingehendsten sind natürlich Sarah Bernhardt und Eleonora Duse berücksichtigt.

Ein Sonderkapitel widmet er Sarah Bernhardt in *The Puppet Show of Memory.* A Book of Recollections (Heinemann 1922). In dieser Autobiographie erzählt er von seiner frühesten Jugend, seiner Studienzeit in Eton, Cambridge und Oxford, von seinem Aufenthalt in Deutschland, seiner Tätigkeit im Foreign Office und bei der britischen Gesandtschaft in Paris. Dann folgt ein Kapitel über das diplomatische Leben in Kopenhagen und Rom, der Bericht von einem Besuche in einem russischen Landhause; alsdann gibt er als Kriegsberichterstatter seine Eindrücke wieder vom Russisch-Japanischen Kriege in der Mandschurei und von dem ersten Ausbruch der revolutionären Wirren in Rußland (1904—1906); schließlich beschreibt er seine zwei Reisen nach der Türkei: eine während der Unruhen in Konstantinopel und die andere während des Balkankrieges 1912. Wir sehen, Baring hat ein sehr bewegtes, abwechslungsvolles Leben hinter sich. Hoffentlich legt er uns

---

Maupassant sind verdrängt durch Dostojewski und besonders durch Tschechow, der vornehmlich auf die bedeutendste Short story-Dichterin der Moderne Katherine Mansfield einen entscheidenden Einfluß ausgeübt hat, und dessen Stücke auch ins Englische übertragen sind von Constance Garnett (Chatto & Windus, London 1923), und dem als Dramatiker William Gerhardi in seiner "Critical Study" (Chobden-Sanderson, London 1923) eine zu persönliche übertriebene Schätzung zuteil werden läßt.

noch seine Erinnerungen aus dem Weltkriege vor, den er von Anfang bis zu Ende als Major mitmachte.

Die Autobiographie wimmelt natürlich von literarischen Anspielungen, Urteilen, Anekdoten usw., denn die Literatur ist immer in ihm gegenwärtig, selbst in seinen Romanen, in denen er eine ganz eigenartige Technik entwickelt hat. Hier macht er sich, wie gelegentlich Joseph Conrad, John Galsworthy, Hugh Walpole, Henry James' literarische Theorie der indirekten Erzählung zu eigen, das Vorherrschen des »point de vue«, d. h. die Schilderung der Figuren vom Standpunkt dieser Figuren aus, diese Kunst, die Seele durch die Erzählung dritter auszusprechen; die in ihren Eindrücken eine Spiegelung der zu charakterisierenden Person aussprechen, gibt uns den Eindruck der Unmittelbarkeit[1]). Wie Galsworthy, analysiert Baring keine Gefühle, läßt er uns zwischen den Zeilen lesen, die innere Welt hinter scheinbar belanglosen Worten Zeichen, Gesten ahnen, durch sie die Gefühle und Leidenschaften aufleuchten. Auch seine Leser müssen "by indirections find directions out".[2]) Von der Art ist auch sein übrigens unter dem Titel »Die Verzauberte« ins Deutsche übersetzter (Paul Szolnay, Berlin 1924) Roman *Overlooked* (Heinemann 1922) mit seiner "involved technique", die es zweifelhaft erscheinen läßt, ob wir es hier mit einer Satire auf dem "psychological novelist" zu tun haben. Der Roman, der inhaltlich kaum zusammenfassend wiedergegeben werden kann, ist bar aller markanten Situation und, um mit E. B. Browning zu reden, "takes for theatre the soul itself". Es spielt in einem Badeorte, wo die Gäste, eine geistreich und humorvoll porträtierte kosmopolitische Gesellschaft, endlos Zeit haben zur Unterhaltung über ihre Nachbarn. Die Personen sind u. a. der blinde Anthony Kay, der Schriftsteller James Rudd, die Fürstin Kouragim, ein Russe Kranitski, Jean Brandon. Rudd will einen Roman über die nichts ahnende Jean Brandon schreiben, aber erst durch Anthony Kays Bericht erhalten wir die erste Deutung von Jeans Fall; hinzu kommen Kays eigene Nachforschungen und die Anspielungen in den Unterhaltungen

---

[1]) Vgl. Schirmer, Der engl. Roman der neuesten Zeit, 1923, S. 16, 24, 55, und Fehr, Engl. Lit. des 19./20. Jahrh., S. 345, 403.

[2]) Vgl. Gerald Gould, The English Novel of to-day, London 1924, S. 177 ff.

anderer. Jean war verlobt und hat ihre Verlobung vor Jahren gelöst. Der neue Liebhaber ist Kranitski, und auch dieses Verlöbnis wird noch vor der Veröffentlichung aufgehoben. Der alte Verlobte taucht auf und verschwindet bald wieder. Niemand weiß, was vorgefallen ist, aber jeder ahnt es, und Rudd glaubt es zu wissen. Er schreibt keinen Roman über Jean, sondern eine Kurzgeschichte, die im Rahmen des Romans vollständig wiedergegeben ist. Die Erzählung genügt nicht allein zur Deutung, sie muß ergänzt werden durch das Bild Rudds selbst und durch Kays Schilderungen von Jean und Kranitski. Wir erkennen hier die Methode, welche die Teilwirkungen zur Totalwirkung zusammensetzt, die uns gegenwärtig sein läßt. Die Atmosphäre des Romans ist wieder sehr literarisch; aus den langen Unterhaltungen erhalten wir Werturteile über Henry James (»ein wunderbarer Geist, aber ein Kritiker, kein Romancier«), Trollope, Ouida, Balzac, Thackeray, Miss Austen, Chesterton. Die ganze Geschichte ist so leidenschaftslos wie die Heldin (»Sie ist zu arm an Emotionen, zu ruhig für einen modernen Roman«). Aber sie hat innere Spannkraft. Der Stil ist literarisch gefeilt; hier ist der Autor ein wahrer "lord of language"; er besitzt ein reines Formgefühl. Die Gestalten sind, wie in allen seinen Romanen und wie der Autor selbst, Menschen von Bildung, Besitz und Erziehung; die soziale und demokratische Note, die sonst so laut klingt in der modernen englischen Literatur, muß schweigen.

Am konsequentesten durchgeführt erscheint die übrigens von Wilkie Collins (Woman in White) und Stevenson (Dr. Jekyll and Mr. Hyde, Master of Ballantrae) bereits angedeutete epische Standpunktteleskopie in dem Roman *A Triangle* (Heinemann 1923, in deutscher Übersetzung bei Paul Szolnay, Berlin 1926). Die Kunst, ein Lebensganzes in individuelle, farbenwechselnde Seelenabbilder zu zerschlagen, scheint hier zur Meisterschaft gediehen. Wir schlagen drei Merkbücher auf, wir lesen der Reihe nach die Aufzeichnungen eines Anwalts, eines Arztes und eines Jesuitenpaters.[1]) Sie berichten so schlicht, so ehrlich, so sachlich, als wenn sie vereidigt wären. Warum sie sich für verpflichtet halten, diese Berichte zu machen, darüber klärt

[1]) Tagebuch und Briefform sind gemischt in "Passing by" (Secker 1921).

uns Baring freilich nicht auf. Alle drei Berichte sind so genau und umständlich in der Tatsachenmitteilung, so zurückhaltend in der persönlichen Meinungsäußerung, daß einiges mehr als einmal gesagt wird. Jeder Zeuge enthüllt nur so viel von der Geschichte, wie seine Stellung ihn zu wissen befähigt, und jeder wirft ein charakteristisches Licht auf die drei Gestalten: David Aston, Dennis Poynet, Eileen Poynet. Die Erzähler sind eben drei Menschen verschiedenster Wesensart, divergierendster Lebensrichtungen. Jeder von ihnen scheint ein Sonderinteresse an einem der drei Beteiligten zu haben. Der Edelmensch Dennis Poynet, der bis zum Weltkriege in ländlicher Zurückgezogenheit sein eigenstes Leben führte, kehrt gänzlich erblindet aus dem Kriege zurück und vegetiert noch kurze Zeit, bis ihn ein plötzlicher Tod erlöst. Seine lebensprühende Frau verzichtet auf David Aston, weil die alte treue Dienerin ihr Schuld am Tode ihres Mannes gibt. Sie sucht und findet den Tod in den Meeresfluten. Die Erzählung des Anwalts gipfelt in der Frage, warum Eileen den anderen Mann aufgab; der Arzt läßt uns im Zweifel darüber, ob Poynets Tod ein natürlicher war und welches Motiv für einen eventuellen Selbstmord in Frage kam; der Priester erzählt uns, daß Astons Frau Poynet von der Liebe Eileens zu Aston überzeugte, ohne aber die Frage des Selbstmordes zu entscheiden. Die Berichte der drei Gewährsmänner greifen präzis ineinander wie die Räder eines Uhrwerkes. Trotzdem werden wir über das Tatsächliche nicht vollkommen aufgeklärt. Wir sehen eben nicht, wie die Menschen absolut sind, sondern nur, wie sie von Mensch zu Mensch gesehen werden. Die Tragik, die um das Leben und Sterben des »Helden« weht, wird uns menschlich nahe gebracht; an letzte und tiefste Probleme wird gerührt, aber der Leser muß sich selbst das Endergebnis bilden aus allem, was die drei Männer aus ihrer Beobachtung heraus schreiben. Das Ungewisse, das Unausgesprochene und Unaussprechliche, dieses einfache Sich-sprechenlassen der Tatsachen, dieser Verzicht auf jede Analyse gibt dem »Roman im Dreieck« einen ganz eigenen undeutbaren Reiz und eine unerhörte Transparenz.

Schlicht, vielleicht bewußt schlicht, streckenweise sogar nachlässig in der Schreibweise ist Baring in dem umfangreichen

Roman "C" (Doubleday, Page & Co, New York 1924, 2 Bände), vielleicht, um die Illusion aufrechtzuhalten, welche der ganze kritische Apparat niemals schaffen kann; denn wir sollen glauben und können doch nicht glauben, daß C. eine wirkliche Person war, daß die ganze Erzählung rekonstruiert ist aus dem Gedächtnis und aus den Papieren eines gewissen Wright. Das Ergebnis ist der gewöhnliche biographische Roman; das Detail ist konventionell und nicht übermäßig interessant: Volksschule, Eton, Oxford, Diplomatie, Journalismus usw. Das meiste kennen wir schon aus der Autobiographie. Der Held ist der jüngere Sohn eines verarmten Pairs; er wird erzogen in einer traditionellen, aber nicht ungeistigen Umgebung. Caryl verliebt sich in eine katholische »Bohemian«, aber beider Liebe ist nicht stark genug, um die praktischen Schwierigkeiten zu überwinden. Nachher wird er vom Liebenden zum Liebhaber, um schließlich zu sterben. Dieser Held, der trotz aller Reize und Talente mit dem Leben nicht fertig wird, ist vielleicht ein Selbstbekenntnis Barings, er schrieb sich damit wohl das Eigenerlebnis von der Seele. Das Bild, das er von dem Helden und damit von sich selbst gibt, ist klarer als dasjenige, das er etwa von Jean Brandon entwirft oder vielmehr entwerfen läßt. Aber der Roman ist nicht so reizvoll wie die Autobiographie. Die Erzählung verläuft in einem ruhigen Tempo wie die Romane von George Eliot und Henry James sowie von Flauberts "Education sentimentale". Die herrschende tragische Note in dem Geschehen ist der Ablauf der Zeit als Dauer, die durée Bergsons. Die Diskrepanz zwischen Idee und Wirklichkeit, der furchtbare und zugleich beruhigende Kontrast zwischen der Tragik der Ereignisse und der gleichgültig und empfindungslos verrinnenden Zeit hat hier künstlerische Gestaltung gewonnen. Wenn dem Leser diese subtile Erkenntnis aufgeht, dann erkennt er auch die Wahrheit und Aufrichtigkeit des Romans, der des kindlichen Realismus und wirklichkeitsgetreuer Dialoge nicht bedarf. Die Personen in "C" sind wahr, wenn man sie auch als »stilisiert« empfindet. Leider drängen sich unwesentliche Dinge gegenüber wichtigen zu oft und zu sehr hervor. Wie beim englischen Roman überhaupt, insbesondere bei der Life-Novel, welche die Summe des Lebens einer Epoche oder menschlichen Lebens schlechthin umspannen will, ist auch bei Baring die Romanstruktur

recht willkürlich, breit, endlos und von Nebensächlichkeiten überwuchert.

Mit ähnlicher Kunstlosigkeit, die dennoch eine große Kunst verrät, ist der über 700 Seiten starke Roman *Cat's Cradle* (Heinemann, 1925) geschrieben. Er gibt uns ein intimes Bild des Lebens während des letzten Viertels des vergangenen und der ersten Jahre unseres Jahrhunderts. Er bewegt sich in der großen Welt der Diplomatie, der Politik, der Mode, während Literatur, Religion, Kunst "each in their office wait". Das ganze Leben rollt sich wieder ab mit einer Art gütiger Unerbittlichkeit. Mit Ausnahme einer einzigen ergreifenden, rührenden, unvergeßlich schönen Szene, wo die Heldin mit ihrem Liebhaber in der Dämmerung Hand in Hand sitzt, bis der bettlägerige Gatte aufsteht und beide überrascht, verläuft alles ruhig und bedächtig, ändert sich niemals das Tempo. Gewiß finden sich auch andere dramatisch bewegte Momente, aber der Autor legt kein besonderes Gewicht darauf. Sonst begnügt er sich mit einer Reihe überzeugungsvoller Konversationen und einigen glänzenden Bildern aus dem oberflächlichen gesellschaftlichen und diplomatischen Leben. Es ist eher ein formloses Memoirenwerk, eine sich in Einzelheiten verzettelnde Biographie als ein geschlossener Roman. Der Roman ist für Baring, wie für H. G. Wells, ein Glückssäckel, in den man alles und jedes strömen lassen kann. *Cat's Cradle* ist fast so weitschweifig und kaleidoskopartig wie Wells' neuer Roman mit dem charakteristischen Titel *The World of William Clissold*. Baring kennt die Kanzleien und die Salons wie kein zweiter, er kennt sie weit mehr, als seine persönliche Erinnerung reichen kann. Er kennt auch unendlich viele Menschen, er ist immer interessiert, und daher interessiert er auch immer. Er verfügt über eine scharfe Beobachtungsgabe, obschon er in der tieferen Psychologie versagt. Also ein psychologisch nicht gut fundierter Roman, aber ein memoirenartiges durch die Erinnerung romantisiertes Bild von gestern. Die Intrige ist konventionell; sie dreht sich um einige Menschen, "whose lives are like the pattern of a game of cat's cradle . . . the same threads get changed into different patterns and combinations". Henry Clifford verweigert seine schöne Tochter Blanche dem geliebten armen Offizier und gibt sie einem verlebten reichen italienischen Adeligen zur Frau. Die anderen Liebschaften interessieren

an sich nicht, nur die eine wahrhaft große Szene, wo die alternde Frau ihre schönste, reinste Liebesstunde erlebt und so grausam aus diesem Glück gerissen wird. Die Erinnerung an große Vorbilder wird hier wach, an Shakespeares Desdemona und an Tolstois Anna Karenina. Übrigens gemahnt *Cat's Cradle* noch mehr als die anderen Romane Barings an den Bildungsroman Disraelis, dessen Gestalten sich ja fast alle auf dem Boden der hohen Politik bewegen, und bei dem das Überlieferte, das Literarische leicht den lebendigen Geist überwuchert.

Das lebendig Mitreißende, das glutvoll Begeisternde ist Baring versagt, auch in seinem neuen Roman *Daphne Adeane* (Heinemann, 1926). Wieder schreibt er hier in seiner breiten geruhsamen Weise. Im Mittelpunkt steht Daphne Adeane, die seltsame spanisch-amerikanische Schönheit, obwohl sie zu Beginn der Erzählung schon nicht mehr unter den Lebenden weilt, deren Handeln sie jedoch bestimmend beeinflußt. Die Erinnerung an sie und der noch nicht verklungene Zauber ihrer Persönlichkeit durchweht wie ein leiser Duft das ganze Buch. Der Autor selbst sagt kaum direkt etwas über sie; er schaltet sich selbst aus, substituiert sich nicht den Figuren, läßt in Form von Dialogen über sie berichten. Wir erkennen also wieder den Verzicht auf die im 19. Jahrhundert vorherrschende, zwischen Werk und Leser vermittelnde Allgegenwart des Autors und die Anwendung des Jamesschen »point de vue«. Der Autor tritt oft während eines ganzen Kapitels vollkommen zurück, er spielt nur den Regisseur, der die Handlung in Szene setzt. Daphne wird dadurch eingeführt, daß bei einer Kunstausstellung von verschiedenen Personen Bemerkungen über ihr Bild und daran anschließend über ihr Leben gemacht werden. Auch über die Beziehungen der anderen Personen zueinander und über die wichtigsten Ereignisse ihres Lebens wird man meistens durch Gespräche orientiert. Briefform wird seltener angewandt, der Dialog herrscht entschieden vor. Die eigenartige reizvolle Persönlichkeit der Toten wird durch die Schilderungen anderer so lebendig, daß wir sie fast atmen zu hören glauben. Als Stilproben seien hier einige mitgeteilt:

It was not interesting. It was rather old-fashioned. There was something which reminded me of the Empire epoch about her — Empire

and Miss Austen — a period I detest. And there was something — well almost South American — about her, something Cuban, which I never care for. I believe she was a Créole — so uninteresting. I don't think Créoles have any souls; they are like birds . . . poor things, said Mrs. Carrington-Smith, reflecting to herself that a Créole couldn't possibly enjoy George Meredith or Henry James or Bergson (S. 99).

She was like a summer's day, like the scent of verbena or syringa. She had soft, speaking, unforgettable eyes, and a shimmer about her — a softness — that no picture could give . . . and lovely hands. And she was like a piece of music — what is called suspended, I think — I mean something that is asking for an answer, or one of those Spanish or Russian times that never seem to end . . . that end on a question . . . is it called on the dominant? Anyhow, one something which makes another beginning imperative, something which leaves you always unsatisfied (S. 145).

It was as if she had lived in another life in that place and belonged to its period. I mean any period between the seventeenth century and Waterloo. She was like a foreigner — not a person from a foreign country, but from a foreign time. She spoke another mental language and thought different thoughts than the people around her. She used to play the harp and the harpsichord and sing a little. She had not much voice, but it was wonderfully delicious to hear her. She sang French and Spanish (S. 147).

Even beauty with her didn't matter. One didn't say, ‹Is she beautiful?› One accepted the overwhelming fact of what she was — like the sound of a time or the scent of a flower. As a matter of fact, she wasn't in the least what you generally mean by ‹cultivated›, or what you expect Leo to like — what, in fact, he does like, and needs and ask for. Daphne Adeane hardly ever read anything except a few French novels. She was inarticulate, Southern, and really what people call ‹uneducated›, but to know her was more than any education — (S. 259).

Die Tote erscheint sogar Fanny Weston, der eigentlichen lebenden Heldin, im Traum, um von ihr den Geliebten (Dr. Francis Greene) zurückzufordern, zu dem sie zeitlebens in einem reinen Verhältnis der Liebe stand, und dem sich Fanny als Michael Choyces Gattin skrupellos hingegeben hat; wir sehen, wie hier der Okkultismus hineinspielt, der auf den englischen Gegenwartsroman ja immer noch einen so bestimmenden Einfluß ausübt. Die romantische Liebe ist das zentrale Thema des Romans, die Liebe, die himmlisch und irdisch zugleich ist, göttlich, weil menschlich, die Befreiung des Körpers und der Seele. Manche Liebesszene an sich ist von erhabener Schönheit. Wo Baring aber die Liebe im Leben und in der Wirklichkeit sieht, da gewinnt das Irdische die Oberhand über das Himmlische. Er nennt die Liebe zwar nicht Sünde, da sie mit den Gesetzen der Religion und der Gesellschaft vereinbar sein kann, aber er scheint sie als eine Versuchung zu betrachten. Darum ist diese Liebe kurz und wandelbar. Fanny liebt und

heiratet Michael, der sie nicht liebt; mit der Zeit gewinnt er sie lieb, und dann liebt sie ihn nicht mehr. Und so ergeht es den übrigen. Die gleichen Situationen wiederholen sich, die gleichen Typen kehren wieder. Wir werden aber von ihnen nicht psychologisch überzeugt. Ebensowenig, wenn Greene beim Anblick des Bildes Daphnes auf Fanny verzichtet, die Daphne so merkwürdig ähnelt, gleich ihr einen subtilen, unerklärlichen Reiz auf die Männer ausübt, die zuvor Daphne liebten. Unbefriedigend (psychologisch, nicht moralisch!) ist auch das happy ending, wo Fanny angesichts des leidenden Mannes aus Mitleid der Liebe entsagt. Das Motiv, den im Kriege vermißten, des Gedächtnisses verlustig gegangenen Gatten wieder auftauchen zu lassen, ist in der modernen englischen Literatur so abgegriffen, daß es nicht mehr künstlerisch wirkt. Ein Künstler von dem Format Barings hätte seiner nicht bedurft.

Wieder spielen Literatur und Religion eine große Rolle, die Religion sogar eine entscheidende. Ein wie gediegenes Wissen und feines Urteil er in literarischen Dingen besitzt, zeigt schon die eine Stelle, wo von dem Dichter als Menschen die Rede ist:

Well, look at all those poor people — Lili, Lotte, Frau von Stein, whatever their names are. Why, he used human beings for copy for his poems till he was eighty. He was right. We are the gainers, but they, poor people, were sacrificed, and all other great artists did the same — Shelley, Victor Hugo; and I dare say, if you knew the truth, Shakespeare and Homer. We haven't got Shakespeare's autobiography, but we have got his sonnets, which are more intimate than any autobiography. I read a thing in a poem the other day which said:

'Even to one I dare not tell
Where lies my Heaven, where lies my Hell,
But to the world I can confide
What's hid from all the world beside.'

That is the motto, the creed, the confession, the sine qua non of all real artists. That is the secret of art. That, I think, was Shakespeare's case, Homer's, if we only knew, any artist's case, what all artists do — every one of them — unconsciously no doubt (S. 151).

Seinen religiösen bzw. katholischen Standpunkt kehrt Baring nirgendwo aufdringlich hervor. Aus seiner intimen Kenntnis katholischer Sitten und Gebräuche geht aber deutlich hervor, daß er Katholik ist, aber kein schwächlicher Frömmler, kein engstirniger Fanatiker. Wie tief innerlich, weitherzig, ethisch hoch er in religiösen Dingen denkt, beweisen die Worte Father

Rendalls, den wir in der Hinsicht als seinen Sprecher betrachten dürfen:

Faith is a gift. I suppose one cannot explain it to those who have not got it any more than one can explain colour to the blind or tone to the deaf, but when it is there it makes the problem no less difficult, but acceptable in spite of being insoluble and incomprehensible. Faith enables to accept the mysteries as mysteries. The mysteries of Faith are not more easy to understand than the mysteries of science or mathematics. They proceed from the same Author (S. 266).

Very well, granted you are a Pagan. From my point of view that is so much to the good: because I know from what you have told me before, that you understand what Pagan means: and the Church has retained and contains all that you admire — all that is noble and fine in Pagan thought — for Catholic Truth contains all truths. Now, nobody as you know, believed more firmely than the Pagans did in the certainty of retribution. You got the retribution whether the sin you committed was deliberate or, occidental. Oedipus, through no fault of his own, suffered a terrible chastisement. They believed in expiation. What they were without is the mystery of Forgiveness. We believe that sin must be expiated, but we also believe that sin is forgiven and the wrong is put right (S. 299).

‘You say you are a Pagan. What is, in your opinion, the fundamental idea of Paganism! What is the essence of Greek tragedy?’ — ‘Sacrifice’, said Fanny without hesitation. — ‘There!’, said Father Rendall; ‘Now believe me that in every act of sacrifice we make there is a balm, and in every act of self that we make there is an aftertaste of smoke, dust, and ash. Good-bye.’ And he looked at her with steady compassion. — ‘Good-bye’, she said, ‘and pray for me’. (S. 302/303.)

Und Fanny, die Freidenkerin, mit der der edle katholische Priester diese religiösen Unterhaltungen pflegt, fühlt sich nach all den seelischen Erschütterungen zur katholischen Religion hingezogen; bei der Lektüre des römischen Meßbuches, das sie unter den Büchern ihres Mannes findet, überkommt sie der Gedanke:

But surely all this is the incarnation of the Greek idea ... this is sacrifice ... this is the very thing ... what I have been groping for all my life ... here it is. But then, if that is so, then I ... then I ... must I one day be a ... Catholic? (S. 320.)

Dieses Verankertsein in religiösen Vorstellungen hindert Baring aber nicht, das moderne Leben mit seinem Mangel an Moral ohne jede zimperliche Scheu zu schildern. Bei ihm weht keine Traktätchenluft, er ist Kulturkatholik im wahrsten Sinne des Wortes. Er ist eine unter den neuen katholischen englischen Romanschriftstellern überragende einzigartige Erscheinung!

Wie jeder moderne englische Autor von Rang und Ruf, so hat natürlich auch Baring der Zeitmode der short story seinen Tribut gezollt. In *Half a Minute's Silence and other stories*

(Heinemann, 1925) bietet er ein Kunterbunt von russischen Erzählungen, unter denen einige auf wirklichen Ereignissen beruhen, ferner Geistergeschichten, Schulgeschichten, Charakterskizzen, Märchen, Parodien, Legenden und Romanzen. Also ein seltsames Gemisch von journalistischen "squibs" und von Kurzgeschichten, verschieden in Stimmung, Stoff, Milieu, aber alle einander ähnlich in dem zarten Ton und der literarischen Atmosphäre. Neben dem Literarischen drängt sich wieder das Persönliche hervor; Baring gibt fast immer sein eigenes Selbst. Aber seine Ironie ist zu kultiviert, seine Kultur zu verfeinert, seine Haltung zu kulturgemacht. Daher sind die besten Kurzgeschichten diejenigen, in denen das persönliche Element zumeist schweigt, wie in einigen russischen Erzählungen. Sie haben aber fast alle den einen Fehler, daß sie in einem Augenblick der Spannung abbrechen. Viel einheitlicher sind *The Glass Mender and other stories* (Heinemann, 1926). Wie Lord Dunsany und Walter de la Mare, läßt er die Geisterwelt in das Menschenleben hineinragen, zaubert er das Land der Wunder vor uns hin, führt er uns in das Reich der Feen. Die dreizehn fairy tales, denen zwölf prachtvolle farbige Kupferstiche beigegeben sind, spielen zum Teil in Griechenland, zum Teil in Rom, alle aber in einem Feenland. Boshafte Hexen, seltsame Magier, liebliche Prinzessinnen treiben hier ihr Wesen. Wie de la Mare, kommt Baring uns hier zart phantastisch und traumhaft gedämpft, wie Lord Dunsany weiß er die geheimnisvolle Atmosphäre zu schaffen. Die beste Geschichte, "The Blue Rose", erinnert an Andersen, obwohl die Andersensche Naivität fehlt. Baring, der an manchen modernen postrealistischen Strömungen teilnimmt, kommt mit diesen short stories einem Zuge unserer Zeit zur Neuromantik entgegen, »der Hinneigung von kontemplativer Intellektualität zu erlebnisdurstigem Irrationalismus«. Jedenfalls stehen sie, selbst die 'half-stories' der ersten Sammlung, hoch über dem, was auf dem Gebiete jetzt massenweise in England wie in Amerika produziert wird, sie sind wirklich Literatur und nicht bloß Literaturware, die sonst zumeist nur auf die ursprünglichsten menschlichen Affekte, auf Komik und Sentimentalität spekuliert und nur des Gelderwerbs wegen auf den Markt gebracht wird.

Die Kurzgeschichte ist im heutigen England zum gutbezahlten literarischen Geschäftsartikel geworden; sie zu

schreiben, gilt weniger als hohe Kunst, denn als erlernbares Handwerk. Die Kunst hingegen, Kurzdramen, Einakter zu schreiben, ist sozusagen akademisch geworden, wenn man Frank Vernon (The Twentieth Century Theatre, Harrap, London 1924, S. 87 ff.) noch glauben darf, der Aufstieg und Verfall des One-act-play zeitlich zusammenfallen läßt mit dem Aufstieg und Verfall des Repertoirtheaters. Seine Forderung, daß nach wie vor gute Einakter geschrieben werden, daß diese Kunstform, die gegenwärtig als nutzlose Beschäftigung, als liebenswürdige Schwäche gelte, die aber eine der Hoffnungen des englischen Theaters der Zukunft bilde, weiter gepflegt werde, erfüllte Baring mit seinen reizvollen *Diminutive Dramas* (Heinemann, 1925), die übrigens Ella Bacharach-Friedmann meisterhaft ins Deutsche übertragen hat (Miniaturdramen, Propyläen-Verlag, Berlin). Man darf ihnen unbedenklich literarische Qualitäten zuerkennen. Sie zeichnen sich aus durch einen wirkungsvoll zugespitzten Dialog und durch die dramatische Spannung. Sie sind alle kräftig gewürzt mit Humor und Satire. Die Atmosphäre mutet freilich akademisch an; zumeist sind es Helden der Antike: Äneas, Sokrates, Caligula, Agamemnon, die sich der Autor vornimmt, um sie zumeist anscheinend nur von der banalen und lächerlichen Seite zu zeigen. Trotz äußerlicher Ähnlichkeit mit Shawscher Manier ist er doch nicht von dem Format Shaws, der in seinen Werken eingestandenermaßen alle bisher geltenden Werte umkehren möchte, indem er das Große als klein, das Sittliche als unsittlich, das Gute als schlecht, das Tragische als komisch nachweist. Er will nicht gleich Shaw die Welt entgöttern; von seinen Miniaturdramen gilt, was er selbst zu seinen *Dead Letters* sagt:

"... those (such as you) whose enjoyment of the great poets is vital and whose belief in the permanence of Romance is robust are seldom offended at a levity which they have no difficuuly in recognizing to be familiarity, not breeding contempt but begotten of awe, of the True Believer, nor have they any difficulty in distinguishing such laughter from the scoff of the Infidel."

An mehraktigen Dramen hat Baring sich versucht in *His Majesty's Embassy and other plays* (Heinemann, 1923). Das Titelstück, eine dreiaktige Komödie, schildert recht witzig das langweilige Dasein von Diplomaten, deren einziges Streben darin besteht, die Verantwortlichkeit von sich abzuwälzen.

Sie leben fern der Gemeinschaft, in die sie hineingeraten sind, wie groteske Gewächse auf einer fremden Kultur. Ihre Indolenz führt eine Reihe unglücklicher Liebesaffären herbei, die ein Ende finden, als die verschiedenen »Führer« auf ihre verschiedenen Posten lanciert werden. Die Komödie *June and after* ist eine amüsante Mischung von Ironie und Sympathie, es ist eine originelle Liebesgeschichte, deren erster Akt 1904 und deren zwei letzte Akte 22 Jahre später spielen, ungemein gefällig in der liebenswürdigen Romantik und dem happy ending. Akademischer, mehr mit Gelehrsamkeit belastet kommt Baring uns wieder in dem mittleren Drama, dem Fünfakter *Manfroy, Duke of Athens*. Die Handlung findet statt in Athen und seiner nächsten Umgebung sowie auf Zypern während der französischen oder italienischen Herrschaft; der Stoff stammt aus Boccaccio. Ob diese phantastische, zum Teil in fließenden Blankversen geschriebene Historie bühnenfähig ist, müßte der Versuch lehren. Von den durchweg und sämtlich in Blankversen abgefaßten Dramen, die er zusammen mit seinen *Collected Poems* (Heinemann, 1925) veröffentlicht hat, läßt sich das füglich bezweifeln. Diese poetischen Dramen, die wundervolle, dichterisch schöne Partien aufweisen, besonders das seltsam verträumte *The Dusk*, sind doch im wesentlichen Buchdramen. Unter der »Poesie« leidet die realistische Zeichnung der Charaktere, die sie für die Bühne geeignet macht. Es sind keine menschlichen Geschöpfe; ihre langen Reden überzeugen uns nicht; die einzige Beschäftigung der Männer ist der Kampf, während die lieblichen Damen mit ihrem Putz und Schmuck tändeln. Die Krieger, Königinnen und Pagen haben die wunderbare Fähigkeit, gerade dann zu sterben, wenn es ihnen beliebt. Es sind eher bunte Glasfiguren als sterbliche Geschöpfe. Mit diesen Dramen stellt sich Baring in eine Reihe mit den Iren W. Yeats und Lord Dunsany, die uns in ihren phantastischen Stücken wie durch einen magischen Spiegel in eine Traum- und Märchenwelt schauen lassen, worin sich schöne, konturenarme, durchsichtige Gestalten wie in einem lieblichen Nebel bewegen. Gleich ihnen reißt er uns durch solche romantischen costume plays aus dem Zwange des Zeitbewußtseins, führt er uns aus der nackten Wirklichkeit in eine andere Welt, die schöner ist als das Zweckmäßig-Nüchterne des Tages überhaupt und als die häßliche Gegen-

wart insbesondere, mag er wie in *The Black Prince* und *Gaston de Foix* sich historisch binden, mag er wie in *Tristram and Iseult, Mahasena, Proserpine* sich auf die Sage berufen oder, wie in *The Dusk*, sich ganz zeitlos-phantastisch gehen lassen. Wie in seinen fairy tales, strebt er hier vom Realismus, flieht er aus der materialisierten, rationalisierten Welt in schönere, buntere Sphären, springt er freier um mit Logik, Realität, Psychologie, kultiviert er wie so viele »Jüngste« Englands eine Neuromantik. Aufführbar wären die Dramen vielleicht auf einer intimen, dem seelischen Gehalt und der poetischen Stimmung dienenden Bühne; auf der großen Ausstattungsbühne würden sie kaum unmittelbar zu uns sprechen. Mag Baring mit ihnen auch den Forderungen des lebenden Theaters kaum entsprechen, sie erweisen doch, daß er ein Dichter ist.

Dichter, kein kalter Verstandesrhetoriker, sondern Herzensdichter ist er vor allem in seinen *Collected Poems*, von denen jetzt das Beste vorliegt in einem der knappen *Augustan Books of Modern Poetry* (Ernest Benn Ltd., London), besonders die von echtem kraftvollem Pathos und tiefer religiöser Empfindung getragene Ode auf den gefallenen Flieger Lord Lucas, ein wahres Glanzstück und eines der wenigen »Kriegsgedichte«, das fortleben wird. Die Schlußverse daraus erinnerten an Francis Thompsons Vision von dem Klang der Trompete "from the hid battlements of eternity":

> And in the portals of the sacred hall
> You hear the trumpet's call,
> At dawn upon the silvery battlement,
> Re-echo through the deep
> And bid the sons of God to rise from sleep
> And with a shout to hail
> The sunrise on the city of the Grail:
> The music that proud Lucifer from Hell
> Missed more than all the joys that he forwent.
> You hear the solemn bell
> At vespers when the oriflammes are furled;
> And then you know that somewhere in the world,
> That shines far-off beneath you like a gem,
> They think of you, and when you think of them
> You know that they will wipe away their tears,
> And cast away their fears . . . (S. 7.)

Einfacher in der Magie, darum nicht minder eindrucksstark ist das Sonett auf eine Tote:

The silver angel with sad sable wings
Flew down to meet her in the dewy field,
And broke her happy song half-way, and sealed
Her singing with the Miss of silent things. (S. 27.)

und wenn der Dichter die Tote dem »silbernen Engel« die Hand reichen läßt, um ihm in das dunkle Land der Verbannten zu folgen, wenn er sie in der hellen schweigenden Halle sich das scharlachrote Band um die Stirn winden läßt, dann gemahnt er uns an den optimistischen Schönheitssensualismus, der aus Rupert Brookes unvergeßlichen fünf Totenliedern (1914) strömt, besonders aber auch an Brookes »Sonnet« von dem Toten, der als frohe Traumgestalt behend durch die schwarze Schar schreitet und vergnüglich sein lieblich braunes Haupt emporreckt.

Ähnlich in der Stimmung ist "The Song of the Nameless", in dem kräftigen männlichen Rhythmus Walt Whitmanschen Versen ähnlich, aber ungleich wohlklingender, musikalischer, festgefügter:

And that is why we're marching in procession dark and long.
To the sound of mournful music, and a tired triumphant song,
With torches and with trumpets, and with banners red as blood.
We carry neither gun nor sword; but there's a trembling thud
Of a hundred thousand footsteps, and the sky re-echoes loud
With the wistful murmur of the long dark crowd. (S. 49.)

Daß Baring auch die mystische Verzückung und inbrünstige Ekstase zu fassen weiß wie nur irgendeiner der modernen katholischen Mystiker wie Wilfred Rowland Childe oder Alice Meynell, erweisen Verse wie:

The eternal symphony shall never cease;
Divinely made, thought, shape and melody
Shall come like blossom and like blossom go. (S. 46.)

Damit soll nicht gesagt sein, daß Baring wie der Neupraffaelit und Mediävalist Childe oder wie die Thompson-Schülerin A. Meynell im wesentlichen mystischer Lyriker ist, daß er in einer alles verklärenden religiösen Symbolik schwelgt oder das Weltall stetig in religiösem Glanze sieht. Er ist auch Katholik, aber nie überdeutlich katholisch; er versteigt sich kaum zur rein mystischen Schau, umkleidet sich nicht einmal mit einem »schönseelischen Priestertum«. Selbst in dem Sonett mit dem unzweideutig katholischen Titel "Candlemas" (S. 65) umgibt er sich nicht mit ritualistischem Gepränge, ist er ebenso absichtslos, wirkt er ebenso stimmungsvoll

wie D. H. Lawrence in dem durch den düsteren Zypressenhain klagenden bangen Todeslied "Service of all the Dead".

In der Handhabung der Form, besonders in der gewiß nicht leichten Form des Sonetts, ist er Meister, ist er weit mehr als ein geschickter Verseschmied. Geschickte Handwerksmeisterschaft, die nie die Seelenhöhe des Durchschnittsdenkers überfliegt und die Fehr einem Alfred Noyes verargt, ist nicht das Kennzeichen eines Dichters, der ein so schlichtes, aufrichtiges, überzeugendes dichterisches Schönheitsbekenntnis ablegt:

> The presage of all beauty that shall be,
> The ghost of all dead beauty in the past,
> Have met together in mortality:
> This is incarnate beauty come at last. (S. 71.)

Diesen Vierzeiler, der mit Recht in das "Augustan Book" aufgenommen ist, betitelt Baring bezeichnenderweise "Pulchritudo". Irgendwie kehrt er eben fast immer den Gelehrten, den Gebildeten, den Kulturwilligen heraus. Bildung, Literatur, Kultur sind auch sichtbar in der Titelgebung der streng gebauten, formvollendeten, warm empfundenen, keineswegs kulturgemachten Sonette: »Dostoyevsky«, »Beethoven«, Mozart«, »Wagner«, »Shelley«, »Phèdre« (Sarah Bernhardt). Das Schöne an ihnen ist auch das persönliche Element, das noch mehr in dem Sonetten an Deutschland, Italien, Spanien, Griechenland, Rußland dichterischen Ausdruck sucht und findet. Der genius loci der Länder und Städte, die er schauen durfte, steht ihm hier näher als in den zu sehr mit Wissen und Nebensächlichkeiten befrachteten Kapiteln seiner Autobiographie. Besonders das Sonett auf »Deutschland« (S. 58) mit dem gemütvollen, anheimelnden Untertitel »Hier darf ich sein« sagt uns viel mehr zu und sagt uns viel mehr als das, besonders bezüglich des Heidelberger Studentenlebens, von allerhand Nichtigkeiten und Unwichtigkeiten wimmelnde Deutschlandkapitel seiner Memoiren:

Germany.

> The little town that on the hilltop stood
> (Beneath the Neckar flowed towards the Rhine); —
> The smiling slopes of cornfields and of vine, —
> The song that echoed in the silent wood; —

The happy crowd that kept its holiday
(It warmed the heart of Faust at Easter-time);
The pointed gables stiff with ice and rime; —
The Gothic tower dark in the evening grey. —

Yes, once there was a corner there for me,
A place of kindly warmth and simple joys;
A pipe to smoke, a mug of foaming beer,

And lofty music and sweet songs to hear;
And fairy-tales, and children's games and toys,
And tapers twinkling on the Christmas tree.

Bochum. Karl Arns.

POETISCHE ÜBEREINSTIMMUNGEN.

Zweifellos gibt es nichts Berechtigteres als die Entrüstung oder Geringschätzung von Künstlern und Gelehrten, wo immer »Parallelenjägerei« oder »Reminiszenzenriecherei« ihr Wesen treiben. Nur der trockene Schleicher wird für dieses jämmerliche Ergebnis unfruchtbaren Bücherwurmfleißes eintreten. Aber ebenso unanfechtbar ist auch die Tatsache, daß kein unbefangener Leser über eine vertraute, sogenannte »klassische« Stelle hinwegliest, wenn sie ihm unerwartet an einer durchaus anderen als der gewohnten Stelle aufstößt. Er empfindet eine Art Entdeckerfreude über den Fund. Die verblüffende Übereinstimmung scheint ihm bedeutsam. Er stockt. Die Frage Woher? Weshalb? drängt sich auf.

Poetische Übereinstimmungen sind fachlich in drei Gruppen gebracht worden:

1. Plagiat (bewußtes uneingestandenes Abschreiben).
2. Reminiszenz (unbewußte oder halb bewußte Beeinflussung).
3. Koinzidenz (völlig voneinander unabhängige Übereinstimmung).

Das Plagiat ist literarisch nur da von Interesse, wo damit eine künstlerische Absicht, die Betätigung eigener urwüchsiger Begabung verbunden ist, z. B. bei den »Fälschern« der englischen Romantik, Macpherson, Ireland, Chatterton. Plagiat im groben ursprünglichen Sinn — geistiger Diebstahl, also Ausdruck elendester Geistesarmut — kommt für die vorliegende Untersuchung nicht in Betracht. Wie in einer gewissen auf Kultur und Wohlstand gegründeten Gesellschaftsschicht, insofern kein pathologischer Fall vorliegt, silberne Löffel stehlen für ausgeschlossen gilt, so — und in noch weit höherem Grade — ist es normalerweise schlechterdings als ausgeschlossen zu be-

trachten, daß der im eigenen Reichtum gesicherte Genius sich am geistigen Gut seiner Genossen vergreife. Hingegen aber besteht innerhalb dieser Bruderschaft eine gewisse Seelengütergemeinschaft, ein geistiger Kommunismus, dessen ideelle Macht eingreifender ist als jede materielle. Zahlreiche Funktionen des Denkens, Fühlens, Anschauens sind Gemeingut und ihren Erzeugnissen haftet darum etwas Gemeinsames an. Auf diesem Vorgang beruhen Reminiszenz und Koinzidenz, zwischen ihnen ist infolgedessen häufig schwer zu unterscheiden. Für beide gilt Shakespeares Satz: *One touch of nature makes the whole world akin (Troilus and Cressida* III 3, 179). Ändert man vollends ein Wort und sagt: *One touch of genius makes the whole world akin*, so hat man — ohne wesentliche Sinnesstörung des Zitates — vielleicht den besten Schlüssel zum Geheimnis literarischer Übereinstimmungen, deren Zusammenhang häufig nicht nachweisbar ist.

Für die folgende Aneinanderreihung zufälliger Lesefrüchte ist die Frage, ob bewußte Entlehnung oder instinktive Anlehnung vorliege, wesenlos. Noch weniger ist damit ein Versuch beabsichtigt, der Entwicklung dieser Beziehungen nachzuspüren. Der einzige Zweck ist die Nebeneinanderstellung zeitlich und örtlich weit getrennter Geistesphänomene, zwischen denen dennoch eine augenfällige Verwandtschaft besteht. Nur auf das *hic et ubique* soll aufmerksam gemacht und ein Wink gegeben werden für Geistesströmungen, die möglicherweise den befruchtenden Samen aus einer Literatur in die andere trugen. Prachtexemplare poetischer Blüten, die man für Unika hielt, tauchen plötzlich an zwei Stellen auf. Solche Parallelbildungen steigern indes nur wunderbar den Eindruck unerschöpflichen Reichtums im kosmischen Haushalt. Denn weit entfernt von einfacher Wiederholung, ist jede einzelne eine individuell gefärbte Variante und die Mannigfaltigkeit der Eigenarten tritt nirgends schärfer zu Tage als bei anscheinenden Übereinstimmungen.

Milton — Goethe.

Paradise Lost I 214f.:

That with reiterated crimes he might
Heap on himself damnation, while he sought
Evil to others, and enraged might see

How all his malice served but to bring forth
Infinite goodness.

Faust I Studierzimmer:

Ein Teil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft.

Milton — Heine.

Comus, 879f. (Die Erscheinung der Sabrina wird beschworen unter vielem andern):

By dead Parthenopes dear tomb
And fair Ligea's golden comb,
Wherewith she sits on diamond rocks,
Sleeking her soft alluring locks.

Die Heimkehr, I 823—4: *Ich weiß nicht, was soll es bedeuten.*

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr goldenes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldenes Haar.

Sie kämmt es mit goldenem Kamme —

David Masson bemerkt hierzu (*The Poetical Works of John Milton*, III, S. 276): *the golden comb . . . is from stories of our own mermaids.* Vergleiche auch Hermann Grimm, *Mythologie*, I 415 (Nixen, weiße Frauen, Frau Holda bezaubern mit Gesang, strählen ihr langes Haar).

Voltaire — Goethe.

Uranie: Il (Dieu) créa des humains à lui même semblables,
Afin de les mieux avilir, il nous donna des coeurs coupables,
Pour avoir le droit de nous punir.

Wilhelm Meisters Lehrjahre, I 13:

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein.
Denn jede Schuld rächt sich auf Erden.

Shakespeare — Goethe.

Midsummer Night's Dream, V 1, 110:

The lover . . .
Sees Helen's beauty in a brow of Aegypt.

Faust I, Hexenküche:

Du siehst mit diesem Trank im Leibe
Bald Helenen in jedem Weibe.

As you like it, I 2, 36:

. . . those that she (Fortune) makes fair, she scarce makes honest, and those that she makes honest she makes very ill-favoured.

Faust II, 111 Phorkias:

Daß Scham und Schönheit nie zusammen Hand in Hand
Den Weg verfolgen über der Erde grünen Pfad.

Macbeth V 3, 22:

my way of life
Is fall'n into the sere, the yellow leaf.

Werthers Leiden, Buch II, am 4. September:

Meine Blätter werden gelb.

As you like it III 2, 1. Orlando:

Hang there, my verse, in witness of my love;
. . . .
O Rosalind! these trees shall be my books,
And in their barks my thoughts I shall charakter . . .

Torquato Tasso I 1, 177:

Die schönen Lieder, die an unseren Bäumen
Wir hin und wieder angeheftet finden,
. . . .
erkennst du sie nicht alle
Für holde Früchte einer wahren Liebe?

Vergleiche ferner die spazierengehenden Liebespaare der Gartenszene *Faust* I mit den auf dem Maskenfest lustwandelnden in *Much Ado about Nothing* II 1: Pedro—Hero, Baltasar—Margareta, Antonio—Ursula, Benedict—Beatrice.

Shakespeare — Schiller.

Othello III 3, 180:

to be once in doubt.
Is once to be resolv'd.

Don Carlos I 7, 869:

Wenn ich einmal zu fürchten angefangen,
Hab' ich zu fürchten aufgehört.

Minor zieht (*Schiller* II 557) diese Stelle heran als Beweis für Philipps Neigung, Kraftausdrücke und Machtworte im Munde zu führen, übergeht aber die entsprechende Rede des in ähnlicher Gemütslage befindlichen *Othello*. Für *Die Räuber* verweist er auf Jago, Edmund, Richard III als Vorbilder für den Charakter des Franz, nicht aber auf den Traum des Clarence (*Richard III*, 1, 4) für Franzens Vision des Gerichts (V 1). Clarence erzählt dem gutmütigen Gefängniswärter Brackenbury die im Traum durchlebten Gewissens- und Schreckensqualen, wie Franz dem Daniel. Sein Name klingt vielleicht in Goethes Brackenburg nach.

Othello II 3, 332. Jago:

And what's he then, that says I play the villain?

Räuber II 2. Franz:

Wer wird nun kommen und es wagen, mich vor Gericht zu fordern? Oder mir ins Angesicht zu sagen: du bist ein Schurke?

Henri VI P. 3, II 6, 67 f. Der tote Clifford wird mit aufstachelnden Reden herausgefordert.

Richard: What not an oath? . . . .

. . . .

I know by that, he's dead.

Räuber V 1. Schweizer:

He, du! Es gibt einen Vater zu ermorden.

. . . .

Er freut sich nicht. Er ist maustot.

Romeo and Juliet I 2, 44:

I must to the learned.

Fiesco III 7. Hassan:

Ich will einen Gelehrten fragen.

Lear. Die Bearbeitung von Nahum Tate († 1715), III 7 legt Gloster nach der Blendung eine schwärmerische Klage über den Verlust des Augenlichtes in den Mund:

No more to view the beauty of the spring,
Nor see the face of kindred, or of friend, etc.

Wilhelm Tell, I 4, Melchthal:

> O eine edle Himmelsgabe ist
> Das Licht des Auges . . . .
> . . . .
> Ihn erquickt nicht mehr
> Der Matten warmes Grün, der Blumen Schmelz usw.

Hinzuweisen wäre hier auch auf eine gewisse allgemeine Charakterähnlichkeit zwischen Stauffachers Gattin Gertrud, die sich des edlen Iberg Tochter rühmt, und Portia, dem Weib des Brutus, der Tochter Catos.

Julius Caesar, II 1, 268:

> You have some sick offence within your mind,
> Which, by the right and virtue of my place
> I ought to know of.

Wilhelm Tell, I 2, 198:

> Auf deinem Herzen drückt ein still Gebresten,
> Vertrau es mir, ich bin dein treues Weib,
> Und meine Hälfte fordr' ich deines Grams.

Shakespeare — Lessing.

Vergleiche für allgemeine Parallelen:

The Two Gentlemen of Verona: Launce und sein Hund. *Minna von Barnhelm:* Just und sein Pudel.

Merry Wives of Windsor: der Wirt, und *Minna von Barnhelm:* der Wirt.

Einen interessanten Beitrag zum Stammbaum des Riccaut liefern Peter Helferich Sturz' *Briefe eines Reisenden* 1768, mit dem Bericht von Garricks dramatischer Satire in Lukianischer Manier *Lethe*, in der ein radebrechender, prahlerischer und betrügerischer französischer Abenteurer vorkommt. Er fügt hinzu: »In jedem englischen Lustspiel ist ein Franzos des Wolanstands wegen notwendig. Hier erscheint also auch einer«.

Shakespeare — Grillparzer.

Hamlet, IV 4, 53:

> Rightly to be great
> Is not to stir without great argument,

But greatly to find quarrel in a straw,
When honour's at the stake.

Argonauten, II 754:

Ein Held ist, wer das Leben Großem opfert,
Wer's für ein Nichts vergeudet, ist ein Tor!

Coriolan, V 1, 50:

He was not taken well; he had not din'd:
The veins unfill'd, our blood is cold, and then
We pout upon the morning, are unapt
To give or to forgive; but when we have stuff'd
These pipes and these conveyances of our blood
With wine and feeding, we have suppler souls
Than in our priestlike fasts . . .

Molière, *Sganarelle* I 7, 5. Gros-René:

Un bon repas nous serait nécéssaire
Pour s'aller éclaircir, monsieur, de cette affaire.
Et notre coeur, sans doute, en deviendrait plus fort.
J'en juge par moi même, et la moindre disgrace,
Lorsque je suis à jeun, me saisit, me terrasse.
Mais quand j'ai bien mangé, mon âme est ferme à tout,
Et les plus grands reverts n'en viendrait pas à bout.

Weh' dem, der lügt, I 223:

Seht, essen muß der Mensch, das weiß ein jeder,
Und was er ißt, fließt ein auf all sein Wesen.
Eßt Fastenkost, und ihr seid schwachen Sinns;
Eßt Braten, und ihr fühlet Kraft und Mut.
Ein Becher Weins macht fröhlich und beredt
Ein Wassertrunk bringt allzuviel auf gnug.
Man kann nicht taugen, Herr, wenn man nicht ißt.
Ich fühle das an mir, und darum red' ich,
So lang' ich nüchtern, bin ich träg' und dumm,
Doch nach dem Frühstück schon kommt Witz und Klugheit . . .

In bezug auf allgemeine Vorbildlichkeit des Charakters sei für Margaretha *(Ottokars Glück und Ende)* hingewiesen auf Catherina *(Henri VIII.)*, die Hazlitt *(Characters of Shakespeare's Plays)* als *the most perfect delineation of matronly dignity, sweetness, and resignation, that can be conceived*, bezeichnet. Und für Bankban *(Ein treuer Diener seines Herrn)* auf das Muster selbstloser Lehenstreue, Kent *(Lear)*.

William Blake — Goethe.

The Marriage of Heaven and Hell (1789): *The Eternal Female.*

Faust II: Das Ewigweibliche.

Robert Burns — Goethe.

The Vision (Kilmarnock Edition, 1786) und *Zueignung* (Goedecke: größtenteils 8. August 1784 entstanden). In beiden Gedichten die Dichterweihe durch die Muse, in beiden wunderbare Selbstcharakteristik der Verfasser. Goethe empfängt »der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit«, Burns als »ländlicher Sänger« den schottischen Stechpalmenzweig aus der Hand einer ländlichen Muse. Vgl. dazu Henry Crabb Robinson, *Diary, Reminiscences, and Correspondence* II 431:

I ascertained that he (Goethe) was unacquainted with Burns's Vision. This is most remarkable on account of its close resemblance to the *Zueignung* (Dedication) to his own works, because the whole logic of the two poems is the same. Each poet confesses his infirmities; each is consoled by the muse the holly leaf of the Scotch poet being the veil of dew and sunbeams of the German. I pointed out this resemblance to Frau von Goethe, and she acknowledged it.

Burns — Schiller.

Thine am I, my faithful fair, 1793 (i *A Select Collection of Original Scotish Airs* etc. by Pleyel and Kozeluch. With select and characteristic Verses by the most admired Scottish Poets. London 1800): Burns, Works. edit. Currie 1819, vol. 4, p. 139:

What is life, when wanting love?

Wallensteins Tod IV 12, 3163:

Was ist das Leben ohne Liebesglanz?

Burns — Heine.

Song, altered from an English One (ebenda):

It was the charming month of may,
When all the flowers were fresh and gay —

Lyrisches Intermezzo:

Im wunderschönen Monat Mai,
Als alle Knospen sprangen —

Molière — Schiller.

Les Femmes Savantes I i. Armande:

Et ce n'est point du tout la prendre pour modèle,
Ma soeur, que de tousser et de cracher comme elle.

Wallensteins Lager 208:

Wie er sich räuspert und wie er spuckt,
Das habt Ihr ihm glücklich abgeguckt —

Molière — Raimund.

La Comtesse d'Escarbagnas, Scène XI. La Comtesse:

C'est, qu'ils veulent en avoir autant que moi, qui ai eté deux mois à Paris.

Alpenkönig und Menschenfeind. Habakuk (stehende Redensart):

Ich war zwei Jahre in Paris —

Horace Walpole — Zacharias Werner.

The Mysterious Mother (1768) mit dem Schicksalstag des 20. September.

Zacharias Werners Schicksalstragödie: *Der 24. Februar.*

Beaumont and Fletcher — Halm.

The Knight of the Burning Pestle III 1. Jasper:

Tell me, dearest, what is love?

Der Sohn der Wildnis II. Parthenia:

Mein Herz, ich will dich fragen:
Was ist denn Liebe? Sag'! —
Für die Antwort: Zwei Herzen und ein Schlag —

Vergl. *Midsummernight's Dream* II 3, 41:

One heart, one bed, two bosoms and one troth.

Walter Savage Landor — Gottfried Keller.

Gebir I 159: Shake one, and it awakens, then apply
Its polished lips on your attentive ear,
And it remembers its august abodes,
And murmurs as the Ocean murmurs there.

Du milchjunger Knabe. (Brahmsalbum: *An Therese*):

Eine Meermuschel liegt
Auf dem Schrank meiner Bas';
Du, halte dein Ohr dran,
Da brümmelt dir was!

Zu verweisen wäre noch auf Armstrong — Goethe (Otto Ritter, *Lesefrüchte,* Zeitschrift für vergleichende Literatur, 1910):

Art of Preserving Health (1744, II 331): *Through the green shade the golden orange glow.*

Wilhelm Meisters Lehrjahre: im dunkeln Laub die Goldorangen glühn.

Und Goethe — Staël — Byron (Manfred Eimer, *Byrons persönliche Beziehungen zu den Gebieten deutscher Kultur,* Anglia XXXVI, 1912):

Wilhelm Meisters Lehrjahre: Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn?

Bride of Abydos: Know ye the land of the cypress and myrtle?

Wien. Helene Richter.

BESPRECHUNGEN.

SPRACHE.

H. Spies, *Kultur und Sprache im neuen England.* Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1925. X u. 216 S.

In unserem Zeitalter, in dem sich auch auf wissenschaftlichem Gebiet Forderungen und Schlagwörter mit echtem Sturm und Drang paaren, bedeutet dieses ausgezeichnete Werk aus der Feder des Verfassers *des Modernen England* nicht bloß eine Erfüllung, sondern zugleich auch eine Warnung. Eine Erfüllung für alle jene, denen es um gründliche und dauerwertige Forschung zu tun ist, eine Warnung für jene, die neue Ziele mit einem Schlag zu erreichen wähnen und denen es oftmals mehr um Originalität und schöne Konstruktion zu tun ist als um sichere Resultate. Meines Erachtens hat Spies in seinem Vorwort noch zu milde gesprochen, und mittlerweile haben sich auch andere Stimmen erhoben, die gegen Überspannung von Forderungen Verwahrung einlegten[1]; den methodischen Grundanschauungen des Verf. stimme ich demnach in allem Prinzipiellen durchaus zu. —

Die allgemeine Einleitung des Werkes (S. 1—10) zeichnet in scharfen Strichen ein Bild der geistigen und materiellen Veränderungen im neuen England (1880—1920): der Verf. hebt den Übergang von religiöser und weltanschaulicher Gebundenheit zu freierer Stellungnahme, vom Hellenismus zum Realismus, hervor, betont die Rastlosigkeit der neuen Ära mit dem starken Einfluß der Presse. Weltpolitik und Weltwirtschaft lassen die Insularität etwas zurücktreten und finden Stützen in der Kulturpropaganda und im Auslandsstudium, der Staatsgedanke tritt in verschiedenen Formen (Bodenreform, soziale Gesetzgebung, Wahlrecht) stärker gegenüber dem Individuum hervor, und die Stellung der Frau er-

---

[1]) Voretzsch, Philologie und Kulturkunde (Halle 1926); Schücking, Die Kulturkunde und die Universität (NSpr. XXXV 1 ff.).

führt eine grundsätzliche Wandlung[1]). Auf verschiedenen Gebieten zeigen sich starke nationale Strömungen, die auch in der Wissenschaft ihren Niederschlag zeigen; auf anglistischem Gebiet sind die neuen Bibliographien, die Gründung von Sprachgesellschaften, die Namenskunde, neue Zeitschriften[2]) und die Lexikographie charakteristisch.

Die sprachliche Einleitung (S. 11—20) enthält Wichtiges an prinzipiellen Gesichtspunkten. Die Betonung der wissenschaftlichen Erforschung der neuesten Zeit bedarf keinerlei Rechtfertigung; sie gibt uns nicht nur den Schlüssel für die Erkenntnis der Vielfältigkeit und Kompliziertheit sprachlichen Geschehens, sondern auch die Voraussetzung für viele Einsichten in das Sprachleben, die uns die Vergangenheit an sich nicht mehr erschließen kann[3]). Spieß gibt einen Überblick über die bisherige Erforschung der neuesten Zeit; Materialsammlungen führt er auf und weist auf methodisch-prinzipielle Vorarbeiten hin. Nicht ganz zustimmen kann ich dem Verf. bezüglich der Benützung lebender Autoren (S. 13): wenn das Material richtig deskriptiv bearbeitet wird, bedeutet dies schon eine Bereicherung. Auch die antithetische Gegenüberstellung von Sprache und Kultur sollte nicht so scharf gegeben werden; denn Sprechen ist selbst kulturelle Betätigung. Die Forderung muß lauten: welche Bedeutungsbereiche läßt uns die Sprache einer Nation erkennen, und wie wird die sprachliche Tätigkeit durch das Aufkommen neuer Ideen beeinflußt. Man muß sich darüber klar sein, daß man es bei diesen Fragen mit Bedeutungslehre, und zwar vorwiegend mit historischer oder genetischer Bedeutungslehre der betreffenden Sprache, zu tun hat. Der Hinweis auf Voßler ist nur zum Teil gerechtfertigt; die Ziele Voßlers, Sprachliches auf allgemein kulturellen Hintergrund zu stellen, teile ich durchaus, aber seine Methode und Wege sind gefährlich und wurden mit Recht von vielen Seiten einer starken Kritik unterzogen[4]). Spies' Buch selbst ist mir der beste Beweis,

[1]) Vgl. etwa auch *Anne Veronica* von Wells (1909).

[2]) Auch *The Review of English Studies* (gegründet 1925): 'to promote research into English Literary History, and the History of the English Language . . .'

[3]) In verschiedenen Arbeiten habe ich diesen Standpunkt immer wieder betont: vgl. E. St. 57, 176ff.; 'Satz und Wort' (1925), 86; 'Innere Sprachform' (1924), 106ff.

[4]) Vgl. Rohlfs, NSpr. XXXI, 65ff.; L. Jordan, Archivum Romanicum IX (1925), 79ff.; H. Piping, Neuphil. Mitteilg. (1924, Heft 4);

daß nur auf gründlichst vorbereiteter Basis nach diesen Richtungen Erfolge zu erzielen sind; nebst 'Wörter und Sachen' hat übrigens die Lehnwörterforschung, die Namenskunde, die Dialektforschung (vgl. Frings, Zf. f. d. Mundarten, 1921) sich solchen Problemen zugewendet.

Auch die Frage des Zusammenhangs zwischen Sprache und Nationalcharakter ist neuerdings wiederholt prinzipiell erörtert worden [1]). — Die Frage nach dem Quellenmaterial ist insbesondere hinsichtlich der Benutzung der Presse vom Verf. eingehend und richtig dargelegt; die verschiedenen Stilarten der Rede müssen bei derartigen Untersuchungen möglichst scharf geschieden werden. Dies gilt auch für syntaktische Erscheinungen, nicht bloß für den Wortschatz, und ich glaube, daß in dieser Beziehung auch die neueren deskriptiven Grammatiken (z. B. Poutsma u. a.) fehlen, wenn sie Beispiele aus verschiedenen Stilgattungen gleichwertig nebeneinander aufführen. Vielen von uns ist nun gewiß das verzweigte Quellenmaterial, besonders der englischen Presse, nicht zugänglich, aber literarische Quellen (Autoren) sind erreichbar; auch in dieser Hinsicht muß die Stiluntersuchung für die moderne Zeit einsetzen, wie z. B. Brie (E. St. 50, 383 ff.) allgemein gefordert hat. —

Der Hauptteil des Buches behandelt in seinen Abschnitten: I. den äußeren Machtbereich des Englischen, II. die inneren Bewegungen des Englischen; hier wiederum betrachtet der Verf. den englischen Wortschatz in Beziehung zu ausländischen Einflüssen und zum Weltkrieg, weiter das Englische in bezug auf innere soziale Schichtungen und verschiedene Stilrichtungen. Ich kann bei der Fülle der Probleme und Einzelfragen, die der Verf. berührt und mit einer erstaunlichen Fülle von Belegen begleitet, nur das Wichtigste hervorheben.

Der erste Teil *(Der äußere Machtbereich des Englischen)*

Jaberg, Idealistische Neuphilologie in G. R. Mon. XIV (1926), 1 ff. Bezüglich der philos. Grundlagen sei auf Martys eingehende Kritik verwiesen: 'Über Begriff und Methode der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie' in Ges. Schriften, II. Bd. (2. Abt.) 1917.

[1]) Vgl. Spitzer, Archiv f. n. Spr. 141, 111; ders., Litbl. f. g. r. Phil. (1922), 246 ff.; Rohlfs, Archiv f. n. Spr. 149, 289; ders., Z. fr. Spr. L. 48, 121; Jaberg, G. R. Mon. XIV 1 ff.; Güntert, Grundfragen der Sprachwissenschaft, 31 ff. u. ö. Prinzipielles auch in meinem Buch 'Innere Sprachform', Kapitel 'Sprache und Volk' (S. 94—111).

(S. 21—56) gibt im Querschnitt eine äußere Geschichte des jüngsten Sprachstudiums. Wir verfolgen die nationalen Sprachbewegungen in den keltischen Gebieten Britanniens, das Schicksal der deutschen Kolonie in England und sehen den Bestand kleinerer Gruppen (Jiddisch). Der interne Machtbereich der Sprache erscheint hierdurch nicht (oder noch nicht?) angetastet. Der Verf. zeichnet dann die Wege des Englischen nach außen: die Amts- und Verkehrssprache im British Empire und in den U. S. A; Weltverkehr und Weltpolitik tragen die Sprache weiter, wie ihr auch die englische Gesamtkultur und Kulturpropaganda eine starke Stoßkraft verleihen. Zur Frage der Verbreitung des Englischen im nichtenglischen Ausland (p. 34) kann ich aus eigener Erfahrung bezüglich der Tschechoslowakei hinzufügen, daß auch da seit der Staatsgründung das Ausland stärker einzuwirken begonnen hat. Im Vordergrund steht für die Tschechen politisch-kulturell allerdings die französische Einflußsphäre. In Prag besteht jetzt ein französisches Gymnasium und ein französisches Bildungsinstitut (Akademie), wo französische Professoren Vorträge halten. Das Englische steht für diese Kreise zurück, aber hat doch auch an Einfluß gewonnen; zunächst außenpolitisch propagandistisch (Herausgabe einer englisch geschriebenen Zeitung), dann in Vermischung hiermit zu merkantilen Zwecken (Bestand eines sogenannten 'English College' in Prag, das praktische Sprachkurse abhält und mit der Londoner Gewerbekammer in Fühlung steht). Von englischer Seite ist die Begründung einer Zweigstelle der Salvation Army in Prag zu erwähnen. Eine vielseitigere Bedeutung hat das Englische für die Deutschen in der Tschechoslowakei: für diese deutschen Kreise steht es kulturell dem Französischen voran (daher die Schultype des Realgymnasiums mit Latein-Englisch begehrt, wie auch die Einführung englischer Kurse am humanistischen deutschen Gymnasium in Prag); da überdies die nordböhmische deutsche Industrie starke Beziehungen zu Übersee hat, so ist auch von dieser Seite die Forderung nach englischem Sprachunterricht verständlich. Wie weit das Englische etwa in den letzten Jahren sich im tschechischen Sprachschatz bemerkbar macht, entzieht sich meiner Beurteilung; auch an amerikanische Einflüsse wäre dabei zu denken (Auswanderung aus der Slowakei; tschechische Kolonisten in Amerika u. dgl.). — Der Verf. bespricht weiter die Widerstände gegen die Verbreitung des Englischen (Südafrika, Französisch-Canada) und wendet sich dann der interessanten Frage der

Sprachspaltung (Englisch-Amerikanisch) und der Mischsprachen zu (Ausbildung neuer Sprecharten und Jargons: Babu, Pidgin, E. u. a.). Sehr interessante Ausführungen über die universalistischen Tendenzen und über die sprachlichen Beziehungen zwischen Amerika und England, Amerika und Canada schließen diesen Teil. —

Der II. Hauptteil *(Innere Kraft und Art des britischen Englisch im neuen England)* schildert zunächst die Beziehungen des Modern-Englischen zum Ausland und die Einflüsse des Weltkrieges (S. 57—102). Spies überblickt die Latinismen, Gallizismen und deutschen Einflüsse; wir sehen verschiedenartige Interessensphären sich durchkreuzen (z. B. beim Lateinischen: Fachsprachen und Journalistik; beim Französischen: Literatur, Presse, Krieg mit Soldatenslang). Interessante methodische Ausblicke (S. 76) fließen ein. Ein reiches Feld für Beobachtung und Ausbeutung bietet der Weltkrieg mit den mannigfachen Interessenkreisen: die rein militärische, die politische, die wirtschaftliche Seite, wo sich überall Niederschläge im Wortschatz aufweisen lassen. Auch die Frage der sprachlichen 'Demobilisierung' und bleibenden Bereicherung des Wortbestandes hat der Verf. in Rücksicht gezogen (S. 90). Im Anschluß hieran erörtert er die innere Reaktion gegen sprachliche Ausländerei und Unreinheit, die zusammen mit nationalem Bewußtsein sich in puristischen Strömungen äußert. Mancherlei Tendenzen (nationalistische, ästhetische und linguistisch-philologische) fließen da zusammen; sie finden ihren Ausdruck in der Society for Pure English, der Zeitschrift 'English', in Aufsätzen der Saturday Review, in zahlreichen Werken englischer Stiltheoretiker. Auch die Spelling-Reform würde ich zu diesen Strömungen zählen, wie den Einfluß phonetischer Studien auf das Englisch der Schulen.

Der letzte große Abschnitt (S. 103—195), der besonders reich an Ausblicken und Anregungen mannigfaltigster Art ist, behandelt die sozialen Sprachschichtungen und Stilrichtungen im Modern-Englischen. Spies widmet da zuerst den qualitativen Veränderungen der Sprache seine Aufmerksamkeit. Im Hintergrund steht die Kräfteverschiebung vom Individuum zum Staat. Wir hören vom Amtsstil, von den Bestrebungen sprachlicher Zentralisierung (orthographischer Reform, Aussprachenivellierung, kurz Unifizierungstendenzen). Die hochinteressanten Details über 'Sprache und Gesellschaft' werfen Streiflichter auf den Einfluß von Mehrheiten und von Individuen im Sprachleben (der Weg: Rede →

Presse → Öffentlichkeit; Presse sehr oft die Vermittlerin); auch die enge Beziehung zwischen Journalismus und Literatur wird betont. Im allgemeinen zeigen sich in den Sprachwandlungen stark utilitaristisch gefärbte Tendenzen, aber auch das ästhetische Motiv spielt mit und steht öfter im Kampf mit dem Nützlichkeitsstreben. Spies betrachtet sprachliche Tendenzen im Lautstand (S. 122)[1]), besonders in gewissen Sprechstilen (Kanzelrede), im Gebiete der Wortbildung (S. 125 ff.) und Syntax (Funktionswechsel, Gruppenkomposition, Split-infinitive u. a.). Gerade bei letzterem Problem verfährt er mit der nötigen Vorsicht; Wandlungen in der Sprachstruktur sind gewiß viel schwieriger kulturell zu begründen als Wandlungen im Wortschatz. Für die Sprachstruktur kommen vielfache Einflüsse nebst der Tradition in Frage. So unterwirft der Verf. nun die gesprochene Rede (Rhetorik, Parlament, Predigt, Konversationsstil) mit wichtigen Einzelheiten über Slang und Cant (S. 142 ff.) und die geschriebene Rede in den verschiedenen Schattierungen einer kritischen Erörterung. Wir gewinnen Einblick in den Kampf zwischen Utilitarismus und Schönheit (S. 146 ff.), der in den sozialen Umschichtungen mitbegründet ist. Die landschaftlichen Dialekte sind im Zurückweichen, dagegen gedeiht das Cockney (S. 154 ff.).

Diesen fruchtbaren Ausführungen über die Veränderungen und Verschiebungen in der Qualität der Sprache folgen nun Betrachtungen über stoffliche (quantitative) Bewegungen. Die Hauptfrage ist da: wie kommen neue Ideen sprachlich zum Ausdruck? Spies durchwandert in ideenreicher Darlegung verschiedene Stoffgebiete: die Probleme des Inselschutzes, der Landreform (Stadtsystem, Wohnungswesen), die soziologischen Probleme der Bevölkerungswanderung im Empire, das Colour-Problem, die Frauenbewegung, die Regierungsform und das Verwaltungswesen, Recht und Kirche, Unterricht, Kunst. Hier wäre gewiß zu ergänzen, wie Verf. selbst sehr wohl weiß: z. B. die Philosophie

---

[1]) Als ich 1924 zu London Jones' phonetisches Institut besuchte, da erfuhr ich über allgemein zu beobachtende Tendenzen: 1. Vordringen des intrusiven *r*; 2. dropping of the aspiration (p^h, t^h → p, t); 3. Tendenz zur Einsilbigkeit bei der Gruppe aiə z. B. fire ($fai^ə$ → $fa^ə$). Als Quelle für lautliche Tendenzen kommen auch die phonetischen Transkriptionen mit ihren Doubletten und Schwankungen in Frage. Jones verwendet auch mit Erfolg das Radio für das Abhören verschiedener Sprecher; ließe sich dies auch auf dem Kontinent versuchen?

mit ihrer eigenen Ausdruckssphäre (phänomenologischer Jargon), die Technik usw., die Psychoanalyse (die in England und besonders in Amerika sich auch im Roman auswütet) u. a. m. — Zwei interessante Sonderkapitel *Der englische Wille und die Sprache* und *Gefühlsleben und Sprache* beschließen das Ganze. Zu ersterem Abschnitt (S. 165—177) möchte ich bemerken, daß der Ausdruck 'Wille' hier doch in recht verschwommener Bedeutung gebraucht ist. Jedes Sprechen ist eine Willkürhandlung und, sofern es Mitteilungszwecke verfolgt, eine Willenshandlung. Was Spieß hier unter 'Wille' meint, sind gewisse Dispositionen, die für die Willenshandlung des Sprechens Motive bilden. Der 'englische Nationalwille' ist somit eine gewisse gleiche Affektdisposition der englischen Sprecher, die für eine bestimmte Zeit charakteristisch ist und in der Namengebung usw. zum Ausdruck kommt (z. B. Stellung gegen das Ausländertum). Meines Erachtens gehören diese Erscheinungen auch zum Gefühlsleben, da hier gewiß ethische Wertungen die Voraussetzungen bilden. Das Großsprechertum ('Swank') ist eine Erscheinung, die nicht nur im neuen England, sondern überall, wo der Aufstieg von unten sich anbahnt, zu beobachten ist. Im Geschäftsleben andererseits beruht es auf dem Bestreben der Konkurrenzüberwindung und nimmt hier besonders aufdringliche Formen an. Gewiß zeigt die englische Reklame eine besondere Neigung zu sinnlicher Anschaulichkeit, aber man begreift dies gut aus dem nervenpeitschenden Industriegetriebe der Londoner Welt (vgl. auch die Lichter- und Beleuchtungsreklame). In 'englisches Gefühlsleben und englische Sprache' betrachtet Spieß den Rückgang des Einflusses der Bibelsprache, die Schwankungen im Gebrauch euphemistischer Wendungen (S. 184ff.), schließlich Tendenzen gedanklicher Verschleierung und sprachlichen Maßhaltens. —

Reiche Belesenheit und kritischer Scharfsinn zeichnen dieses Buch aus, das als epochemachende Leistung deutscher Anglistik zu werten ist. Ausführliche Wort- und Sachregister erleichtern die Detailbenutzung und gewähren zugleich einen Überblick über den Reichtum des Gehaltes. Auch dem Schlußwort des Verf. stimme ich gerne bei, wenn er unter 'Intuition' kein erfahrungsfeindliches phantastisches Erschließen oder kein durch aprioristische Annahmen unbegründetes Meinen versteht, sondern einen berechtigten Weitblick, der alle möglichen Ursachen und treibenden Kräfte sowie die verschiedenen

Folgen jeweils in Rechnung stellt, aber auf Tatsächlichem fußt. Das Buch selbst bietet mir Gewähr für letztere Auslegung. —

Spies' Buch gibt aber noch zu einigen weiteren Bemerkungen Anlaß, die ich nicht unterdrücken möchte, weil sie mir gerade heute prinzipiell wichtig scheinen. Unwillkürlich drängt sich die Frage auf: welchem Bereich der Sprachwissenschaft gehört das von Spies behandelte Gebiet an? Der erste Teil des Werkes, der das englische Sprachgebiet als solches ins Auge faßt und den Faktoren nachgeht, die zur Ausbreitung und Zurückdrängung der Sprache beitragen, gehört zur äußeren Geschichte der englischen Sprache. Der zweite Teil des Werkes fällt, soweit es sich um den kulturellen Hintergrund handelt, der englischen Kulturgeschichte, soweit Beziehungen zwischen sprachlichem Ausdruck und Ideengeschichtlichem ins Auge gefaßt werden, der Semasiologie im weitesten Sinne des Wortes anheim. Die Fragen: wie kommen bestimmte Kulturströmungen sprachlich zum Ausdruck oder wie spiegeln sich in der Sprache bestimmte Kulturströmungen wieder, zählen zu Bedeutungsproblemen. Die Gesamtsumme der Bedeutungen einer Sprache kann man die Weltanschauung eines Volkes nennen. Untersuchen wir nun den Kausalnexus zwischen Bedeutungsgebiet und Ausdrucksmitteln, so betreten wir das Gebiet der genetischen oder historischen Semasiologie. Da es sich nun auch in dieser Sphäre sprachlichen Geschehens in letzter Linie um psychische Vorgänge in der Seele der Sprecher handelt, so gilt es auch da vom individuell Bestimmten und geschichtlich Bedingten zu Erkenntnissen allgemeiner Art aufzusteigen. Und in der Tat lassen sich gerade aus Spies' Buch eine große Zahl allgemeiner Erkenntnisse gewinnen, die Bekanntes bestätigen und aufs neue beleuchten. Ich nenne das Wichtigste hiervon: Teleologische Momente in der Ausgestaltung der Sprache (Streben nach Bequemlichkeit, Nützlichkeit, Schönheit); die Verbreitung sprachlicher Erscheinungen von kleinen Kreisen aus, ja nachweislich von Individuen; die Frage der Wortschöpfung und des Bedeutungswandels (womit das Problem der figürlichen inneren Sprachform auftaucht); die Bedeutung des Affekts und des Verblassens der affektischen Farbe des Ausdrucks bei seiner weiteren Verwendung; Differenzierungs- und Unifizierungstendenzen; letztere führen zur Erkenntnis, daß im sprachlichen Leben neben planlosem auch planbewußtes Eingreifen er-

folgt; das Problem der Sprachmischung und Sprachspaltung; die Frage der Übersetzung in mehrfacher Hinsicht; schließlich die vielen Motive, die zur sprachlichen Mitteilung führen (praktische, ethische, ästhetische usw.). Auch die allgemeine Sprachwissenschaft, in ihr besonders die Sprachphilosophie, muß demnach an solchen Werken, wie Spies' Buch, regstes Interesse haben, ja vielfach ihre Erkenntnisse aus solchen Forschungen bereichern. Auch auf kulturgeschichtlichem Gebiet gilt es neben dem zeitlich Bestimmten die allgemein menschlichen, seelischen Motive und Triebfedern nicht zu verkennen und den Schritt vom Einzelfall und Einzelkomplex zum Allgemeinen zu tun.

Bern. Otto Funke.

LITERATUR.

The Cambridge History of English Literature. Vol. 15: *General Index.* Cambridge University Press, 1927. XXIV u. 412 pp. Pr. 25 s.

Der letzte Band des Textes der *Cambridge History of English Literature* war 1916 erschienen. Die Register der einzelnen Bände waren das Werk von H. G. Aldis, Sekretär der Cambridger Universitätsbibliothek. Derselbe hatte auch einen Plan für ein Generalregister entworfen und nach dessen Billigung durch die Leiter der Cambridge University Press mit der Ausarbeitung begonnen. Nach diesem Plan, der dem jetzt veröffentlichten Band zugrunde liegt, sollte das Generalregister nicht nur aus einer Vereinigung der Register der einzelnen Bände bestehen, sondern auch der Inhalt der Bibliographien sollte registriert werden. Nach dem Tode von Mr. Aldis 1919 blieb die Arbeit einige Jahre liegen. Aber Anfang 1922 wurde sie von A. R. Waller, dem Sekretär des Vorstands und Mitherausgeber des Gesamtwerks, mit Unterstützung von Miß A. D. Greenwood wieder aufgenommen. Jedoch schon nach wenigen Monaten, im Juli 1922, raffte auch ihn der Tod dahin. Mit Zustimmung des überlebenden Mitherausgebers, Sir A. W. Ward, betraute der Vorstand der Presse dann Mr. H. S. Bennett vom Emmanuel College mit der Vollendung der Arbeit, und dieser hat sie, mit Unterstützung von Mr. H. A. Parsons von der University Press, denn auch glücklich zu Ende geführt. Sir A. W. Ward hat die Vollendung des Generalregisters

nicht mehr erlebt. Ein wahres Verhängnis des Todes hat über der Fertigstellung dieser Arbeit gewaltet. Aber der Registerband, so wie er jetzt vorliegt, ist zweifellos eine wertvolle Ergänzung zu dem von Ward und Waller vor zwanzig Jahren begonnenen monumentalen Werk, dessen Inhalt dadurch erst voll erschlossen wird. Er enthält ein vollständiges Sach- und Namenregister der 14 Bände der *Cambridge History of English Literature*, außerdem eine Zusammenstellung der Inhaltsübersichten der einzelnen Bände und ein Verzeichnis der Mitarbeiter. J. Hoops.

Grundzüge und Haupttypen der Englischen Literaturgeschichte. Von Dr. Mich. Mart. Arnold Schröer. I. Teil: *Von den ältesten Zeiten bis Spenser.* Dritte, vermehrte Aufl. (Sammlung Göschen, Nr. 286). Berlin u. Leipzig, 1927.

Diese rühmlichst bekannte knappe und doch großzügige Einführung ist im Grundplan unverändert geblieben, aber an wichtigen Punkten der Darstellung sehr wesentlich bereichert worden. Vor allem ist die selbständige Schilderung des englischen Nationalcharakters — Schr.s nicht umfangreiche, jedoch sehr gehaltvollen eigenen Forschungen sind glücklich hineinverarbeitet — völkerpsychologisch vertieft und erweitert. Allenthalben ist die neueste Literatur deutlich mit verwertet, und wo sie (nun häufiger als in der 2. Aufl.) ausdrücklich zitiert ist, stets richtig bewertet worden. Dies wirkt sich z. B. besonders auf die vorsichtige Formulierung der Beowulf-Frage — im wesentlichen pflichtet Schröer hier den Forschungen Schückings bei —, bei der neuen auf Heusler zurückgehenden Erörterung der ags. Elegien, und an vielen anderen bedeutsamen Stellen aus. Die Einschaltung über Caxton wird man begrüßen. Eine glückliche Druckeinrichtung ermöglichte eine Fülle von orientierenden Anmerkungen; und es will uns als ein Beweis der vortrefflichen Grundanlage des Büchleins erscheinen, daß sich alles Neue, auch wo es Einzelnes verändern mußte, so organisch in das Werk einbauen ließ.

Schröer schöpft aus dem Vollen, und nicht nur aus der Anglistik. So bietet sein bescheiden dem gebildeten Deutschen gewidmeter Grundriß auch dem englischen Philologen und jedem Studierenden, der ein solcher werden will, außerordentlich viel Anregung, abgesehen von dem Stoff des Wissens in einer nie im bloß genetisch Beschreibenden steckenbleibenden Englandkunde.

Graz, im Februar 1927. A. Eichler.

Three Old English Prose Texts in MS. Cotton Vitellius A XV. Edited with an Introduction and Glossarial Index by Stanley Rypins, Ph. D. (Early English Text Society, Orig. Series, Nr. 161.) London, Oxford University Press, 1924. LI u. 148 S. Pr. 25 s.

In dem *Beowulf*-Codex, dem zweiten Teil des Sammelbandes Cotton Vitellius A XV im Britischen Museum, finden sich außer dem *Beowulf* und der *Judith* noch drei altenglische Prosatexte, die dem *Beowulf* vorausgehen: 1. ein Fragment einer Übersetzung der *Passio S. Christophori*, 2. die Übersetzung eines lateinischen Paradoxographen, gewöhnlich *Wunder des Ostens* genannt, und 3. eine Übertragung der *Epistola Alexandri ad Aristotelem* über seinen Zug nach Indien. Diese drei Prosatexte wurden sämtlich schon zweimal herausgegeben: die *Christophoruslegende* von Herzfeld und Einenkel, *Die Wunder des Ostens* von Cockayne und Knappe (dazu eine Kollation von Holder), der *Alexanderbrief* von Cockayne und Baskervill (von letzterem auf Grund einer Kollation Wülkers). Alle diese Ausgaben sind nicht einwandfrei, und es war darum ein dankenswertes Unternehmen von Dr. Rypins, die drei Traktate noch einmal zusammen zu veröffentlichen mit der Absicht, einen möglichst autoritativen Text zu bieten.

Rypins hat in bezug auf die Textwiedergabe in der Tat wohl alles getan, was man von einem gewissenhaften Herausgeber erwarten muß. Er hat die Handschrift mit peinlichster Gründlichkeit nochmals geprüft und gibt in den Fußnoten seiner Ausgabe genaue Rechenschaft über die Ergebnisse seiner Prüfung, unter steter Rücksichtnahme auf die Lesungen seiner Vorgänger, die er in vielen Punkten verbessern oder ergänzen konnte. Was er in seiner Ausgabe bietet, ist ein diplomatischer Abdruck, der der Handschrift Seite für Seite, Zeile für Zeile, Buchstaben für Buchstaben folgt, unter Beibehaltung der Interpunktion und der großen Anfangsbuchstaben des Originals und unter Auflösung der Abkürzungen. Verbesserungen hat er nur selten vorgenommen, stets unter Verzeichnung der handschriftlichen Lesart. Man hätte gewünscht, daß er dem diplomatischen Abdruck einen kritisch redigierten Text gegenübergestellt hätte, da die handschriftliche Überlieferung vielfach verderbt oder unverständlich ist.

Angesichts des Bestrebens des Herausgebers "to reproduce the MS. as nearly in facsimile as possible" (S. XLIX), ist es unverständlich, weshalb er in seiner Ausgabe die Reihenfolge der

drei Texte umgestellt hat: er druckt zuerst den *Alexanderbrief* (fol. 107—131 der Handschrift), dann *Die Wunder des Ostens* (98^{b}—106^{b}), dann die *Christophorus-Passion* (94—98^{a}). Über den Grund dieser Umstellung äußert Rypins sich nicht; es scheint, daß der relative Umfang der drei Stücke für ihn maßgebend war. Diese Abweichung von der handschriftlichen Reihenfolge war unnötig und ist bedauerlich.

Auf die altenglischen Texte folgen die lateinischen Quellen der drei Erzählungen, eine willkommene Beigabe, die vielfach erst das Verständnis schwieriger Stellen des altenglischen Textes ermöglicht. In manchen Fällen freilich versagt auch der Wortlaut der lateinischen Quelle für die Aufhellung des altenglischen Textes. Hier hätte der Herausgeber in den Anmerkungen Stellung zu den Schwierigkeiten nehmen müssen, um so wenigstens einen Ersatz für den fehlenden redigierten Text zu bieten. Aber leider sind die vier Seiten Anmerkungen recht spärlich ausgefallen, betreffen zum Teil unerhebliche Kleinigkeiten und lassen uns in Fragen der Textauslegung vielfach im Stich oder wiederholen Äußerungen Cockaynes.

Das Glossar ist von erfreulicher Vollständigkeit; es bietet sämtliche Wörter mit Stellennachweisen. In manchen Fällen wäre hier neben der neuenglischen Übersetzung die Anführung des entsprechenden Wortes der lateinischen Quelle erwünscht gewesen, z. B. *byrgan* 'gustare', *đā gēnran wegas* 'brevitates itinerum', *hreþnes* 'celeritas', *mētan* 'invadere', *wǣdla* 'egens', *wīcian* 'castra ponere' u. a. Sonst ist mir bei Stichproben noch das Folgende aufgefallen. Die Fußnote zu *gesegenis* in fol. 107/1 des Alexanderbriefs: "Ms. *gesegenis*; but *gesetenis* in l. 5 and elsewhere" ist unzutreffend; und im Glossar ist *gesegenis* fälschlich unter *gesetenis* gestellt und mit 'tradition' übersetzt. *Gesegenis* ist kein Schreibfehler für *gesetenis*, sondern bedeutet 'Bericht', wie aus den Eingangsworten *Her is seo gesegenis Alexandres epistoles* deutlich hervorgeht, während *gesetenis* in den Wendungen *be gesetenisse Indie* und *be heofenes gesetenissum* 'situs, Lage' bedeutet. *Ōran* an der Stelle Alex.-Br. 107/15 *Hio is cennende þa fulcuþan & wecga oran & wunderlice wyhta* ist nicht d. sg., sondern a. pl. von *ōra* 'Erz'. *Wǣtan* ebd. 118^{b}/13 *þurh þa wædlan stowe wætres & ælcere wætan* ist nicht a. sg., sondern g. sg. von *wǣte* f. 'Feuchtigkeit'. *Wīdgalnisse* in der Wendung *be þære widgalnisse* ebd. 107/6 ist d. sg., nicht g. sg. Fehlende Belege: unter *elpend*, d. pl. *elpendum*

121/12; unter *sēam*, a. pl. *sēamas* 121/7; unter *wīcian*, inf. 120b/11. Die Quantitätsansätze sind mehrfach unrichtig. Als Längezeichen wird der Haken gebraucht, offenbar im Anschluß an Bosworth-Toller; warum nicht der wagerechte Längenstrich, der doch jetzt von den meisten Forschern angenommen ist?

Der Ausgabe der drei Texte ist eine 50 Seiten lange Einleitung vorausgeschickt, die aber zum größten Teil aus schon veröffentlichten und hier meist wörtlich wieder abgedruckten Abhandlungen von Rypins zusammengesetzt ist. S. VII—XIV, Z. 8 der Introduction ist ein fast wörtlicher Wiederabdruck von Rypins' Aufsatz "The Beowulf Codex" in Mod. Phil. 17, 541—47 (1920). S. XIV—XXIX ist eine Wiedergabe seines Aufsatzes 'A Contribution to the Study of the Beowulf Codex' Publ. Mod. Lang. Ass. 36, 168—185 (1921), im Anfang verschiedentlich im Wortlaut etwas geändert, in der Hauptsache aber wörtlich übereinstimmend. S. XXXVII unten bis XLII wird der Artikel "The Old Engl. Epistula Alexandri ad Aristotelem" aus Mod. Lang. Notes 38, 216—20 (1923) reproduziert und S. XLVII—XLIX oben der Artikel 'The OE. Life of St. Christopher' aus MLN. 35, 186f. (1920). Gegen diesen Wiederabdruck früherer Aufsätze ist an sich natürlich nichts einzuwenden; für die Benützer des vorliegenden Buches wäre nur ein genauerer Hinweis auf das Verhältnis der Introduction zu den obengenannten Aufsätzen wünschenswert gewesen. Bedenklich aber ist es, daß der Verfasser bei der Herübernahme jener älteren Abhandlungen in seine Einleitung versäumt hat, sie auf die Höhe der neuesten Forschung zu bringen. Infolge dieser verhängnisvollen Versäumnis hat Rypins die grundlegende Abhandlung Max Försters über *Die Beowulf-Handschrift* (Berichte d. Sächs. Akad. d. Wiss., Phil.-hist. Kl. 71, 4; 1919) übersehen. Er hätte sie eigentlich schon in seinen Veröffentlichungen mindestens der Jahre 1921—23 kennen sollen; für ihre Nichtbeachtung im Jahre 1925 aber gibt es keine Rechtfertigung, nachdem Klaeber in den Addenda zu der Bibliographie seiner *Beowulf*-Ausgabe (Boston 1922, S. CLV) auch amerikanische Leser nachdrücklich auf diese Arbeit als "highly important, comprehensive study" hingewiesen hatte.

Die Unkenntnis dieser wichtigen Arbeit führt Rypins gleich auf der ersten Seite seiner Einleitung zu der falschen Behauptung: "even this celebrated MS. volume [der *Beowulf*-Codex] has yet to be accurately described". Er fährt dann fort: "It seems,

accordingly, advisable to remove the confusion at once by a detailed account of the MS". Aber der "detailed account", den er gibt, läßt sich an Gründlichkeit mit dem Försters nicht entfernt vergleichen. Und S. XII erwähnt er zwar, daß Sedgefield zuerst die Identität des ersten *Beowulf*-Schreibers mit dem Schreiber des *Alexanderbriefs* nachgewiesen, und daß Sisam diese Identität auch auf das *Christophorus*-Fragment und *Die Wunder des Ostens* ausgedehnt habe, aber daß diese Erkenntnis sich auch schon bei Max Förster findet, ignoriert er wieder und behauptet vielmehr: "No other writer, of the many who have examined the MS., has called attention to this important feature". Eine weitere Folge seiner Unkenntnis von Försters Abhandlung ist, daß Rypins S. XIV, A. 1 noch auf einen alten Artikel Försters im Archiv 117, 367 von 1906 zurückgreift, worin derselbe die Handschrift der *Wunder des Ostens* in Vitellius A XV in den Anfang des 12. Jahrhunderts verlegt, während er in der genannten Abhandlung von 1919, S. 44—46, diesen Irrtum längst richtig gestellt hat. Hätte Rypins die Arbeit Försters gekannt, so wäre es ihm auch nicht entgangen, daß das "fragment of eleven lines concerning martyrs" in fol. 93 b von Vitellius A XV, wovon er auf der ersten Seite seiner Einleitung spricht, durch Max Förster als das Bruchstück einer Quintinus-Legende erwiesen worden ist (Arch. 106, 258 f.; Die Beowulf-Handschrift 76).

Inhaltlich beschäftigt sich Rypins in dem ersten Teil seiner Einleitung vornehmlich mit der Frage, ob der erste oder der zweite Schreiber der *Beowulf*-Handschrift seine Vorlage genauer kopiert habe, was für die Beurteilung des Dialekts der Vorlage des *Beowulf* von Bedeutung ist. Daß der zweite *Beowulf*-Schreiber auch die in der Handschrift folgende *Judith* geschrieben hat, war längst bekannt. ten Brink wies nun darauf hin, daß sich in dem vom zweiten Schreiber geschriebenen Teil des *Beowulf* im Unterschied vom ersten Teil statt *eo* auffallend häufig *io* geschrieben findet, während die *Judith* nur *eo*-Formen bietet. Er zog daraus den Schluß, daß der zweite Schreiber sich genauer an seine Vorlagen hielt, daß für die Vorlage des *Beowulf io* charakteristisch war, daß der erste Schreiber gewöhnlich dafür *eo* einsetzte, während der zweite die *io* getreuer beibehielt.

Dem gegenüber knüpft Rypins an den von Sedgefield und Sisam geführten Nachweis an, daß der erste *Beowulf*-Schreiber zugleich die drei vorhergehenden Prosatexte schrieb. Er weist

darauf hin (S. XVIII), daß das *Cristophorus*-Fragment genau so wie die *Judith* durch völliges Fehlen von *io*-Formen gekennzeichnet ist, und er meint, das Argument zugunsten der Genauigkeit des zweiten Schreibers, das ten Brink aus dem konsequenten Gebrauch von *eo*-Schreibungen in der *Judith* herleite, könne mit gleichem Recht aus dem *Christophorus*-Fragment zugunsten der Genauigkeit des ersten Schreibers abgeleitet werden. Aber diese Beweisführung ist nicht logisch korrekt. Nicht die Tatsache an sich, daß die *Judith* nur *eo*-Formen zeigt, veranlaßte ten Brink zu seinem Schluß, sondern der Unterschied in der Schreibung des zweiten Teils des *Beowulf* und der *Judith*. Wenn die Vorlage des *Christophorus* nur *eo*-Formen bot, so hatte der Schreiber A, dem nach ten Brink die *eo*-Formen geläufiger waren, keinen Grund, die *eo* der Vorlage in *io* umzuändern. Die Einheitlichkeit der *eo*-Schreibungen im *Cristophorus* ist also gerade geeignet, ten Brinks Hypothese, daß für die Vorlage des *Beowulf* das *io* charakteristisch war, zu stützen. Die von Rypins versuchte gegensätzliche Beweisführung zugunsten der größeren Genauigkeit des ersten Schreibers wäre nur dann logisch zwingend, wenn etwa das *Christophorus*-Fragment oder einer der beiden andern Prosatexte nur *io*-Formen böte. Ganz unwahrscheinlich ist auch Rypins' Versuch, das häufige Auftreten von *io*-Formen im zweiten Teil des *Beowulf* gegenüber dem ausschließlichen *eo* der *Judith* zu erklären. Er meint (S. XXI), im *Beowulf* sei der zweite Schreiber nachlässig gewesen, weil er nur die Arbeit eines andern fortführte, während er in der *Judith*, die er ganz allein zu schreiben hatte, sich vornahm, sorgfältiger zu schreiben! Man kann nicht behaupten, daß Rypins' Beweisgründe zugunsten seiner Theorie, wonach der erste *Beowulf*-Schreiber die Vorlage genauer reproduziert habe als der zweite, starke Überzeugungskraft haben. Übrigens gehören diese Auseinandersetzungen, die in erster Linie Interesse für die *Beowulf*-Forschung haben, kaum in voller Ausführlichkeit in die Einleitung einer Ausgabe der drei Prosatexte hinein; ein Verweis auf die bereits gedruckten Abhandlungen nebst knapper Mitteilung der Ergebnisse hätte genügt, und der dadurch gewonnene Raum wäre besser für den Abdruck eines redigierten Textes und für erweiterte Anmerkungen verwandt worden.

Wenn so die vorliegende Ausgabe auch zu manchen Ausstellungen und Wünschen Anlaß gibt, so ist sie durch ihren zuverlässigen diplomatischen Textabdruck, die Wiedergabe der

lateinischen Quellen und das ausführliche Glossar ohne Zweifel von Wert und geeignet, als Unterlage für weitere Untersuchungen dieser Texte zu dienen.

Heidelberg. Johannes Hoops.

Dudley David Griffith, *A Bibliography of Chaucer 1908—1924.* University of Washington Publications in Language and Literature. Vol. 4, No. 1. Seattle, Washington 1926. Gr.-8°. 148 pp.

Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß dieses Werk gleichzeitig mit meinem Aufsatz über den »Gegenwärtigen Stand der Chaucerforschung« (Anglia, N. F. 37, 193 ff.) dasselbe Thema in derselben Abgrenzung behandelt. Doch betrachte ich es nicht als ein Konkurrenzunternehmen, sondern eher als eine teilweise Ergänzung zu meiner eigenen Arbeit. Denn während ich es als meine Aufgabe ansah, Inhalt und Bedeutung der im obigen Zeitraume erschienenen Schriften und Abhandlungen knapp, aber übersichtlich darzustellen, beschränkt sich Griffith darauf, deren Titel, in gewisse Gruppen angeordnet, anzuführen, freilich in einer Anzahl, welche die von mir besprochenen Artikel nicht unerheblich übertrifft. Denn einmal trägt er mehrere Titel nach, die in Miß Hammonds bekanntem Manual (1908), unserm gemeinsamen Ausgangspunkte, fehlen, während ich bis auf wenige Ausnahmen alles ausschloß, was vor jenem Datum lag. Ferner konnte G. amerikanische Zeit- und Universitätsschriften einsehen, die mir, da diese nur teilweise von der hiesigen Staatsbibliothek gehalten werden, nicht zugänglich waren. Und drittens hat er die Hilfs- und Grenzwissenschaften in einem Maße herangezogen, das mir doch etwas über das von uns gesteckte Ziel hinauszugehen scheint. Denn es ist nicht recht ersichtlich, was z. B. Strittmaters Aufsatz: *Classical Elements in the Roman Liturgy* (S. 57) oder die Schrift meines verstorbenen Kollegen E. Peters: Der griechische Physiologus und seine orientalischen Quellen (S. 90) mit Chaucer zu tun haben. Dasselbe gilt von den Vorlesungen Hearnshaws über *Medieval Contributions to Modern Civilization* u. a. — aber besser ein Zuviel als ein Zuwenig. Mein Plus dagegen besteht darin, daß mir einige Greifswalder Seminararbeiten zur Verfügung standen. —

G. zerlegt sein Werk in zwei Teile, deren erster in folgende Kapitel zerfällt: 1. *Bibliography.* 2. *Chaucer's Life.* 3. *Editions.*

4. *Investigations and Criticism.* 5. *Backgrounds of Chaucer's Time* — die drei letzten mit Unterabteilungen. Der zweite Teil ist überschrieben: *Chaucer Bibliography Classified by Separate Works;* dazu die Kapitel: 1. *The Canterbury Tales.* 2. *Works other than the Canterbury Tales.* Diese Einrichtung und der Umstand, daß mehrere Artikel gleichzeitig verschiedene Themata berühren, führt nun dazu, daß diese wiederholt in der 'Bibliography' erwähnt werden. So erscheint z. B. Kaluzas Handbuch an sechs verschiedenen Stellen (I 1, 3, 4: Language, Metrics und II 1), ebenso Tatlocks *Development* etc. (I 4: Metrics; II 1, Melibeus, 2), Legouis' bekanntes Chaucerbuch fünfmal usw. Zwar werden die über das betreffende Buch veröffentlichten Rezensionen, ebenso gelegentliche Bemerkungen über den Inhalt gewöhnlich nur an der ersten Stelle angeführt, aber sonst wird der volle Titel jedesmal wiederholt. Da außerdem zwischen je zwei Artikeln Raum zu etwaigen Nachträgen bleibt, schwillt das in Rede stehende Buch zu einem stattlichen Umfang an, so daß man die Amerikaner im Vergleich zu den deutschen Zuständen um diese verschwenderische Herstellung beneiden könnte. Die Angaben sind, soweit ich sie nachgeprüft habe, zutreffend und nur durch wenige Druckfehler (S. 11 l. Gollan*cz* st. -nz, S. 12 u. *Grands* st. *Grandes*, S. 37 Ber*ü*cksichtigung st. -u-, Bj*ö*rkmann st. -o-, S. 41 u. 66. Joerd*e*n st. -an, S. 124 o. Steuer st. Steur) gestört. '*Pity*' erscheint wohl im Index, ist aber im Text selbst nicht zu finden. Dieser, sonst zuverlässig, schließt das Buch, das bei jeder weiteren Untersuchung über Chaucer und seine Werke, natürlich neben den Handbüchern von Hammond und Wells, zu Rate gezogen werden sollte.

Berlin-Zehlendorf. J. Koch.

A Book of Modern Verse. Compiled by J. C Smith. At the Clarendon Press, Oxford 1925. VI u. 63 S.

An modernen englischen lyrischen Anthologien ist wahrhaftig kein Mangel. Diese kleine Sammlung aber halte ich für eine der wertvollsten. Sie bringt nicht, wie manche umfangreichere, alle möglichen Größen zweiten und dritten Grades, und doch vermissen wir von den modernen noch Lebenden oder Frühvollendeten fast keinen Namen von Klang; wir finden hier z. B. den Neuparnassier James Elroy Flecker mit seinem Glanzstück, dem formvollendeten "War Song of the Saracens", den Kriegsdichter

Rupert Brooke mit seinem berühmten, in den Volksmund übergegangenen Todeslied vom »Soldaten«, den sonst so satirischen, bitter anklagenden Kriegsgegner Siegfried Sassoon mit seinem zartbesaiteten weitbekannten "Everyone Sang". Auch die ältesten Dichter, wie die beiden jetzt noch Schaffenden, über Achtzigjährigen, der poeta laureatus Robert Bridges und der Altmeister Thomas Hardy, sind hier vertreten. Es fehlen nicht Mystiker und Träumer wie Alice Meynell, Francis Thompson, Walter de la Mare. Dem deutschen Literaturfreund sind von allen diesen Dichtern außer dem 1907 gestorbenen Thompson wohl nur Rudyard Kipling und W. B. Yeats bekannt. Wir sehen, der Verfasser hat den Begriff "modern verse" recht weit gefaßt, mit Recht! Wir verzichten gern auf hypermoderne Dichterlinge, die sich auch im jüngsten England breitmachen, aber allmählich abzuwirtschaften beginnen.

Bochum. Karl Arns.

Rose Macaulay, *Crewe Train.* London, W. Collins Sons & Co. 1926; VIII u. 307 S. Pr. 7/6. — Leipzig 1926, Tauchnitz Ed. No. 4757; 272 S. Pr. M. 1,80.

Schon in der satirischen Robinsonade *Orphan Island* hat Rose Macaulay eine Situation erfunden, in welcher der Gegensatz zwischen den ewigen, untrüglichen Gesetzen der Natur und den innerlich unwahren Konventionen der bürgerlichen Gesellschaft zur unversieglichen Quelle des Spottes auf die Lebensformen der viktorianischen Epoche wird. Die Tendenz des neuen Romans rückt, in anderer Einkleidung, gleichfalls der Entartung des gesellschaftlichen Lebens — diesmal unserer eigenen Zeit — zu Leibe. Die in völliger, ländlicher Einsamkeit im Ausland erwachsene Denham[1]) ist ein scheues, wortkarges, dem Müßiggang, träumerischer Naturbetrachtung und kindlichen Spielen ergebenes Mädchen, eine jener »ungeselligen Barbaren«, denen der Roman gewidmet ist. Durch einen jener verhängnisvollen Zufälle, an denen das Leben, "that great, strange business" so reich ist, wird sie die Gattin eines reichen Londoner Verlegers und gerät so, Galsworthys »Fremdlingen« vergleichbar[2]), in einen Kreis der

---

[1]) Die einleitenden Kapitel erinnern auffällig an Tessas Jugend in M. Kennedy's *The Constant Nymph.*

[2]) Die Parallele zu Galsworthys »Lichtkegelmethode« wie z. B. in *The Island Pharisees* und *The Country House* ist unleugbar.

überkultivierten, geistig hochstehenden "upper middle class", deren rastlos betriebsame, berufliche und gesellige Tätigkeit ihrer Natur so völlig entgegengesetzt ist. Aus der stummen Tragik ihres tapferen, aber schließlich doch vergeblichen Kampfes gegen die verständnislose Umwelt erwächst für R. Macaulay die Verurteilung der »guten Gesellschaft«, als deren erste Geißel die nie stockende, indiskrete, unheilstiftende Konversation bezeichnet wird. Von der sinnlichen Zuneigung zu ihrem Gatten gefesselt, als werdende Mutter, kehrt Denham schließlich besiegt und zermürbt in ihr Heim zurück, dem sie schon fast entronnen war. — Über die Wahrscheinlichkeit dieser Entwicklung brauchen wir mit der geistreichen Verfasserin nicht zu rechten; ist ihr doch die Handlung des Romans nicht mehr, als der amüsant und geschickt herbeigeführte Anlaß, die volle Schale ihres zielsicheren Spottes über die Unnatur des modernen geselligen Lebens auszuschütten; sie wird sich dessen wohl kaum bewußt geworden sein, daß in ihrem Romane der uralte »Medea«-stoff einen zeitgemäß-unrühmlichen Ausgang genommen hat.

Prag. E. Rosenbach.

W. Somerset Maugham, *The Painted Veil.* London, William Heinemann Ltd., 1925. Tauchnitz Edition vol. 4690, Leipzig 1925.

Maugham ist in Deutschland bekannt geworden durch die Dramatisierung seiner Novelle *Rain*; sie gehört zu den kleinen Geschichten der Südseeinseln: *The Trembling Leaf* (Tauchnitz Edition 1922), die vor allem die Beziehungen der dortigen Eingeborenen zu den Europäern schildern. In dem neuen Roman ist China der Schauplatz der Handlung. Im Mittelpunkte steht das Schicksal einer jungen Engländerin, die erst durch schwere seelische Kämpfe zu der Erkenntnis geführt wird, daß nur die sittlich hochstehende Frau dem Leben gewachsen ist. Besonders packend zeigt uns der Dichter die Schrecknisse einer Choleraepidemie und den Opfermut französischer Nonnen, wirkliches Leben im Gegensatz zu 'the painted veil which those who live call Life'.

Lüdenscheid. E. Zanner.

T. F. Powys, *Mockery Gap.* London, Chatto and Windus. 1925.
—, *M. R. Taskers Gods.* London, Chatto and Windus. 1925.
—, *Innocent Birds.* New York, Alfred A. Knopf. 1926.
—, *Soliloquies of a Hermit.* London and New York, Andrew Melrose. 1926.

Die drei ersten Werke von Theodore Francis Powys, vielleicht dem eigenartigsten und eigenwilligsten Erzähler unter den »Jüngsten« Englands, habe ich bereits in meinem »Jüngsten England« ausführlich gewürdigt. Die drei folgenden Dichtungen — denn es sind wahrhafte Dichtungen — lassen kein Nachlassen der dichterischen Kraft des Autors erkennen, obwohl er uns immer wieder die gleichen Menschen in dem gleichen Milieu vorführt: moralisch verkommene oder gutmütige, vertrottelte Bauern, Kinder, denen der Hang zur Bosheit im Blute steckt, lüsterne Kleriker, die alle als seelenlose Triebmenschen in der märchenhaft unwirklichen Atmosphäre irgendeines Wessex-Dörfchens vegetieren: Auch in den vorliegenden drei Romanen *Mockery Gap, Mr. Tasker's Gods, Innocent Birds* weiß er mit geradezu hellseherischer Intuition in seinen dumpf triebhaften Charakteren die Dämmerseite alles menschlichen Daseins zu symbolisieren. Denn Symbole sind alle seine Schurken und Narren, Allegorien alle ihre Handlungen. *Mockery Gap* ist halb Nachtmahr, halb Traum, aber die koboldartige Atmosphäre als solche mutet echt an, überzeugt uns trotz der ganz unwahrscheinlichen Geschehnisse. Der Autor weiß uns doch einen seelischen Horror zu suggerieren, wenn ein gewisser Mr. Tarr das Dorf auffordert, auszulugen nach einem fabelhaften Vogel, und wenn dieser über das ganze Dorf Schrecken und Entsetzen verbreitet. Wir begreifen diese Menschen nicht mehr als organische Wesen, sondern als Kräfte des Guten und Bösen, wobei die bösen Kräfte natürlich in der Überzahl sind. Die Inkarnation des Bösen ist der Held in *Mr. Tasker's Gods*. Seine Götzen sind seine Schweine, die er überwacht mit einer Art religiöser Scheu, für die er die brutalsten Handlungen erlaubt und vollführt, die er sogar mit dem Leichnam seines Vaters füttert, deren Anblick und Geruch ihn ergötzen, wenn sie in blutdürstiger Wut den abgehäuteten Kadaver eines Pferdes in Stücke reißen: "The evil spirits of the men had entered into the pigs, and had torn and devoured the dead horse, and then again entered, all bloody and reeking, into the men." In diesem Satze klingt das Leitmotiv des Romans an: für Powys ist der Mensch das an sich böse Wesen, das die schöne Welt verunstaltet, während die wenigen guten Geister bald verfolgt, gequält und ausgerottet werden. Zu diesen wenigen zählt hier der von seinen Pfarrkindern gehaßte und verleumdete Henry Neville, dessen Gutmütigkeit natürlich nur Schwäche ist, während die Kraft bei

anderen sich in aktiver Grausamkeit äußert. In *Innocent Birds* führt uns Powys eine ganze Reihe von Sonderlingen vor, die verhältnismäßig glücklich sind in ihrer Besessenheit, in ihrem Glauben an eine harmlose fixe Idee. Vollkommen glücklich werden sie erst im Grabe. Der Tod ist auch die Erlösung für das eine Opfer des erotomanischen Helden. Auch hier hat der Dichter eine ganz eigene phantastische Art, mit seinen symbolischen Gestalten zu spielen, die doch daseinsberechtigt sind in der seltsamen unterirdischen Welt, in der des Dichters Phantasie beheimatet ist. Äußerlich gesehen, haben wir hier überall abnorme krankhafte Charaktere, pathologische medizinische Fälle vor uns. Aber wir schauen tiefer, wenn wir uns vertiefen in Powys' philosophisches oder vielmehr religiöses Bekenntnisbuch *Soliloquies of a Hermit*, worin er sich zu einem vagen, aus Christentum, Heidentum und Zarathustra gemischten »Glauben« bekennt. Das Böse ist bei ihm mit einem mystischen Element behaftet. Alles, was seine Lumpen und Narren denken, tun und sprechen, ist nur eine Manifestation der "moods of God". Powys ist mystischer Pantheist, der in dem einfachen Leben das tiefste Leben sieht, der gerade in dem primitiven Menschen die göttliche Kreatur erkennt, aus deren ungeklärtem Gemüt das Christentum noch nicht die letzten Reste einer uralten Religion hat entfernen können. Powys gehört zu denjenigen, die eine neue Ära der Mystik im neuen England eingeleitet haben. Durch ihn spricht eine neue Stimme, eine Stimme, die oft schrill und mißtönend klingt, die eine ungewisse und beunruhigende Botschaft verkündet, die aber eine faszinierende Botschaft kündet, sobald man ihre Töne erst einmal aufgefangen hat.

Bochum. Karl Arns.

Edgar Wallace, *The Face in the Night.* Leipzig, Tauchnitz Edition No. 4675, 350 S. Pr. M. 1,80.

Diebstahl und Mord, teuflische Verbrechertücke und nie erlahmender Polizeispürsinn bilden den Inhalt des bis zur letzten, alles enthüllenden Seite an Spannung und Überraschungen reichen, psychologisch und stilistisch jedoch recht mittelmäßigen Detektivromans.

Prag. E. Rosenbach.

P. G. Wodehouse, *Sam the Sudden.* Leipzig, Tauchnitz Edition, No. 4714, 294 S. Pr. M. 1,80.

Der neuerdings in England beliebt gewordene Verfasser humoristischer Romane gibt uns auch in diesem Werke eine Posse von harmloser Lustigkeit. Der Titelheld ist ein impulsiver junger Amerikaner, den sein von keinen Konventionen beschwertes Naturburschentum in die verwickeltsten Situationen bringt. Schließlich aber läßt ihn ein gütiges Schicksal trotz seiner närrischen Eingebungen unerwarteten Reichtum und die Hand seiner Angebeteten erlangen. Spannende Szenenführung, überraschende Wendungen lassen an die etwas seichte, zuweilen an Filmpossen gemahnende Handlung vergessen. Humor und Menschendarstellung sind sichtlich an Jerome K. Jerome geschult, ohne freilich die Güte und Tiefe dieses lächelnden Weisen auch nur annähernd zu erreichen. E. Rosenbach.

Walther Fischer, *Amerikanische Prosa vom Bürgerkrieg bis auf die Gegenwart (1863—1922).* VIII und 256 Seiten. Leipzig 1926, B. G. Teubner. Geb. M. 8.—.

Das Buch ist kein »bescheidener«, sondern ein äußerst wertvoller Beitrag zur »Amerikakunde«, deren Notwendigkeit Friedrich Schönemann in einer programmatischen Schrift (Bremen 1921/22) dargelegt hat. Sein eingestandenes Ziel ist: einerseits eine breite Grundlage für das Verständnis der amerikanischen Kultur der Gegenwart zu geben, andererseits die jüngere amerikanische Literatur in ihren Hauptströmungen durch Erläuterungen und Texte zu charakterisieren. Von den sechs Kapiteln der »Einführung« interessiert besonders dasjenige über die »Kurzgeschichte«, deren Technik immer raffinierter geworden ist, deren innerer Gehalt über alle literarischen Schulen hindurch im wesentlichen so dürftig geblieben ist wie in den Anfängen, sowie dasjenige über das Verhältnis Amerikas zu England, das der Verfasser recht vorsichtig behandelt, indem er weder mit den Jungamerikanern den angelsächsischen Charakter der gegenwärtigen amerikanischen Kultur völlig in Abrede stellt, noch mit Bryce amerikanisches und englisches Geistesleben praktisch einander gleichsetzt. In den sehr geschickt ausgeführten Textproben berücksichsigt er mit Recht nicht nur »die schöne Literatur«, sondern auch das der amerikanischen Literatur das Gepräge gebende politische Element. In dem Kapitel über die schöne Literatur sind manche auch dem deutschen Literatur-

freund bekannte Namen vertreten, wie Upton Sinclair, Joseph Hergesheimer, Sinclair Lewis, John Dos Pasos, nicht aber Amerikas größte lebende Schriftstellerin Edith Wharton, welche Fischer allerdings in wenigen Worten als die hervorragendste Vertreterin der heute noch schaffenden älteren Generation charakterisiert, während er von anderen repräsentativen Autorinnen der Gegenwart nur Margaret Deland behandelt und Dorothy Canfield, Willa Cather, Anne Sedgwick, Zona Gale, Edna Ferber nicht einmal dem Namen nach erwähnt. Diese (übrigens subjektive) Feststellung mindert nicht den Wert des tüchtigen Studienwerkes.

Bochum. Karl Arns.

SCHULGRAMMATIK.

G. Wendt, *Englische Grammatik für Oberklassen.* 157 S. Carl Winter, Heidelberg. 1923. M. 2,—.

Der Verfasser bestimmt das Buch für die Oberstufe des englischen Unterrichts an Schulen, die das Englische als einzige oder ausschlaggebende Sprache pflegen und auf der Unter- und Mittelstufe nach einer naturgemäßen Methode gearbeitet haben. Die Sprache soll nicht nach der formalen Seite, nicht im Streben nach Korrektheit, betrachtet und gepflegt werden; vielmehr soll sie »als greifbarste und sicherste Auswirkung des Volksgeistes, d. h. der fremden Kultur aufgefaßt uud behandelt werden«. Nun kann ich hier nicht ausführlicher begründen, warum mir Wendt in seiner Ablehnung des formalen Standpunktes zuweit zu gehen scheint: darin hat er zweifellos recht, daß auch das Formale durch »Übersetzen hin und her« nicht bewältigt wird, sondern m. E. nur, wie auch E. Kruisinga (An English Grammar for Dutch Students[3], Preface) betont, aus einer Prüfung recht vieler Beispiele sich ergibt. Diese stelle ich mir ähnlich vor wie Otto, der (Methodik S. 199 ff.) nur eine Basis schaffen will, »auf der sich der Schüler dann frei bewegen mag«. Nur aus einer solchen selbständigen Arbeit des Schülers mit dem gebotenen Sprachstoffe kann sich die tiefere Einsicht in die Triebkräfte der Sprache ergeben, von der Deutschbeins Vortrag in Berlin handelte, und die auch Schwabes Ausführungen auf der Lübecker Anglistentagung forderten.

Einige besserungsfähige Mängel des im übrigen vortrefflichen Buches stehen nun allerdings der vollen Verwirklichung seiner Absichten noch entgegen. Daß die Beispiele, von denen übrigens manche, wie z. B. S. 19 zur Unterscheidung von Past und Perfekt, ganz hervorragend sind, nicht immer haarscharf zum Texte stimmen, macht mir weniger aus, aber die Belege sollten nach ihrer Sprachschicht deutlich gekennzeichnet sein. Wenn die Altphilologen dem Englischen jeglichen Bildungswert absprechen und auch Außenstehende wie Spengler nur einem »strammen« Lateinunterricht höheren Wert zuerkennen, müssen wir betonen, daß es eben nicht eine Sprache ist, die unseren Schülern im Englischen entgegentritt, sondern, von den örtlichen Unterschieden abgesehen, eine Reihe von Sprachschichten: die rein buchmäßige Sprache, die nachlässigere oder gepflegte, gebildete Umgangssprache,

berufliches, vulgäres, poetisches, altertümliches und Zeitungsenglisch. Alles das müssen die Schüler aber scheiden lernen, wenn man von praktischer Kenntnis der Sprache reden will. So ist z. B. 'bid = order' (4) veraltet; in der umgangssprachlich noch lebenden Bedeutung 'to bid at an auction' heißt aber das Past in der Regel 'bid'. 'Must' (16) ist als reines Past nur mehr literarisch; ein umgangssprachliches 'he must marry her' zeigt keine Spur von Zwang oder Notwendigkeit, sondern heißt etwa »was für ein Pech, daß er sie geheiratet hat«; das COD spricht von 'perverse destiny', dann noch von 'reporting reflection made at the time'. Darauf wird also der Lehrer bei Benutzung des Buches zu achten haben. Die Gliederung des Textes ist nicht recht übersichtlich, und Verweisungen könnten häufiger sein; überdies macht der Mangel eines ausführlicheren Registers das Buch gerade für den von Wendt gewollten Zweck, ein Arbeitshandbuch zu sein, weniger geeignet. An Einzelheiten ist zu bessern: Die Endung -əz S. 1 und 27 ist nicht haltbar. Neben l wird auch p nach unbetonter Silbe verdoppelt in 'worship, handicap, kidnap' (diese beiden mit [æ]). Bei den unregelmäßigen Verben ist Angabe der Bedeutung und genauere Scheidung notwendig: zu 'beat' gehört 'deadbéat = utterly exhausted'; das Past von 'bid' ist wohl am häufigsten 'bad', dann 'bade' und 'bid'; zu 'bite: the biter is bit'; 'cleave' = kleben ist veraltet; zu 'drink, shrink' gehören schon hier 'drunken, shrunken' und eine Bemerkung über ihr Verhältnis zu 'drunk, shrunk'; neben 'woven' findet sich auch 'wove' (kommerziell) und die »regelmäßige« Form. Das Past 'abided' kommt vor, 'awaked' ist häufiger als 'awoke'; 'digged' ist archaisch, aber auch modern; 'hove' gehört der Seemannssprache an; die Erwähnung von 'sate' ist kaum notwendig; zu 'got' wäre 'ill-gotten' anzuführen; ferner fehlen 'bended (knees)', eine Anmerkung zu 'flee-fly'; die Erklärung 'gilded pp. — gilt adj.'; die Bemerkung, daß 'hew, mow, rive, saw, sew, shear, show, sow, strew' auch das »regelmäßige« Partizip haben können; ferner die saubere Scheidung von Aussprache und Schreibung bei Verben wie 'leap(ed)' usw. Bei 'will' β (13) würden ein paar Beispiele für 'would' nicht schaden, über dessen Verschiedenheit von 'used to' Kruisinga, Handbook3 II, § 455 zu vergleichen ist. Beim Fehlen der Umschreibung mit 'to do' (15) würde ich schärfer sondern zwischen erstarrten Archaismen: 'if I mistake not, care not, doubt not, know not (what, why, how to), it matters not, it boots not' und dem Unterbleiben der Umschreibung aus stilistischen Gründen. S. 16 ist 'let me alone' doch kein Beispiel für den Imperativ der 1. oder 3. Person. Bei 'dare' ist die Scheidung 'he dare not deny: dares to touch me' zwar nicht ganz fest, aber doch ziemlich allgemein. In der Zeitwortsyntax könnten die Aktionsarten behandelt sein, für die E. Kruisinga kürzlich (English Studies VI/87) eine gute Übersicht gegeben hat. Beim Futur ist S. 19/20, wo die Formenlehre zwar eigentlich nicht hingehört, die Bemerkung am Platze, daß der formel. strenge Gebrauch des Futurums 'I shall — you will' auf Südengland beschränkt ist; für Nordamerika vergleiche die charakteristische Stelle in Jack London's Burning Day-light Tauchnitz 175/6. Der Gebrauch des Präsens für das Futur ist etwas anders zu fassen; H. E. Palmer (A Grammar of Spoken English § 288e) sagt: 'The present is used to express (occasionally) a future action considered as part of a programme already fixed.' Dort kommt es in den Beispielen zwar nur mit Zeitbestimmungen wie 'next week' vor, aber

R. E. Zachrissons 'Grammatical Changes in Present-Day English' zeigt, daß das Präsens ohne jede auf die Zukunft weisende Zeitbestimmung fürs Futur gebraucht werden kann (Studier i Modern Språkvetenskap VII/33). Das Beispiel 'Any one second that?' ist unrichtig unter den unabhängigen Infinitiv gestellt (22), der nur in Sätzen wie 'Why not join forces?' vorkommt. In ersterem Beispiele liegt Prosiopesis vor (Jespersen, Language 273) wie in '[Je ne me] rappelle plus' oder 'Faut dire' . . . u. ä. (Barbusse, Le Feu 7, 27, 28); im Englischen ist das neuerdings ganz häufig: '[I am] sorry, mother. — [Do you] like it? — [It] looks like it. — [Is this] for me? — (Clemence Dane). [I shall] dine in my own room in future. — Sooner the better. — Tell him from me to drink port — [it will] add five years to his life (Galsworthy). — Im Amerikanischen führt das schon etwas weiter: '[Did] juh notice in the paper . .?' — '[I] Wanta speak Mist' Riesling.' — [I shall] Meet you there twelve-thirty. — [Did you] Ever feel that way? — läßt das Hilfsverb auch sonst wegfallen: 'What time [are] you going to lunch? — Say, [did] any of you fellows ever stay at the Birchdale? — (Babbitt). Beim Akkusativ mit Infinitiv würde ich die Verba, nach denen er gewöhnlich vorkommt, in einer Liste aufzählen (22) und für die Konstruktion for + Objekt + Infinitiv mehrere Beispiele für den anscheinend in der Zeitungssprache besonders häufigen Fall anführen, wo 'for' nicht gut vom vorhergehenden Satze abhängen kann (Jespersen in der Viëtor-Festschrift 88). Der Infinitiv des Perfekts steht häufig auch dann, wenn das Nichteintreten einer Erwartung usw. schon durch das Hauptverb genügend gekennzeichnet ist: 'It would have become him better to have repented of his sins on his death-bed, than to glory in them, and give away his estate out of his family' (Tom Jones). — 'I should have liked to have seen the Ganges well' (Thomas Arnold, 23. 2. 1820). Der Abschnitt über das Gerundium und besonders seine Konkurrenz mit anderen Formen (25/6) bedarf der Umarbeitung. Beim Plural (27) ist es doch das einfachste, die Liste der Wörter mit [ðz] zu geben: 'bath, mouth, path, youth, cloth, truth, oath', schwankend 'broth, sheath, wreath'; nach langem Vokal, aber geschriebenem r geht die Mehrzahl auf [þs] aus: 'hearth, birth'. 'Paynim' (arch., aus afr. 'paienime') ist kein eigentlicher Plural zu 'pagan' (lat. 'paganus'), besser wäre 'seraphs: seraphim'. Ob Doppelplural eintritt, wenn appositionelle Auffassung vorliegt, ist eine Frage; der Sprachgebrauch ist, wie ich Neuere Sprachen 29 zeigte, durchaus schwankend; nur in Fällen wie 'man-servant, woman artist' ist Doppelplural die Regel; die Zusammensetzungen mit 'man' schwanken: 'gentlemen riders : gentleman commoners'. Der Gruppenplural hat auch Fälle wie 'Leo Tenths, Joseph the Seconds'. Bei Maßbestimmungen steht der sächliche Genitiv hauptsächlich bei Zeitbezeichnungen, wie richtig bemerkt wird; im 'Wealth of Nations' sind diese Fälle von den übrigen ('at eight or ten miles distance') scharf geschieden; in neuerer Zeit (Shaw) werden aber auch Zeitbestimmungen nicht mehr in den sächsischen Genitiv gesetzt; vgl. 'a man's year's labor : ten days life, mediævalism of ten centuries growth' (Fabian Essays[2], 8, 11, 40). Zweifelhaft scheint mir, ob man häufig nur an der Bezugnahme 'everybody-their' erkennt, daß an Männer und Frauen gedacht ist; 'οὐδεὶς ἐκοιμήθη, οὐ μόνον τοὺς ἀπολωλότας πενθοῦντες, ἀλλὰ πολὺ μᾶλλον αὐτοὶ ἑαυτοῖς (Xenophon) zeigt, daß es sich hier in erster Reihe um ein Kongruenzproblem handelt. Beim Artikel (47) ist übersehen, daß

'The Reverend' ohne Taufnamen als vulgär gilt; auch fehlen Dinge wie 'of the kind, he died of an apoplexy, he was punished for a contempt'. Die Entbehrlichkeit des persönlichen Fürworts ist nach dem oben zu 'any one second that?' Gesagten zu beurteilen. Sehr gut ist bei den Konjunktionen die Erwähnung der familiären 'like, without'. Die Voraussstellung des Verbs (Says Mr. Murray . . .) ist oft ein gar nicht irgendwie begründeter journalistischer Trick (101). Zur Übereinstimmung von Subjekt und Prädikat (103 ff.) verweise ich für Besserungen und Ergänzungen auf meine Ausführungen E. St. 56. Die Satzsyntax ist sehr gut und ausführlicher als in anderen Grammatiken.

Ich glaube, das Buch ist eine wesentliche Hilfe für die moderne Durchführung des Sprachunterrichtes; wir sind leider noch immer gewöhnt, das Englische als verhältnismäßig einfach anzusehen und manches, wie Wortstellung, Knappheit des Ausdrucks, Adjektivsyntax usw., zu übersehen oder mit unhaltbaren, allzu knappen Regeln abzutun; Wendts Buch mit seinen reichen, zur selbständigen Verarbeitung zwingenden Beispielen wird die Eigentümlichkeiten des Englischen den Schülern auch ins Gefühl bringen.

Bruck a. d. Mur. Fritz Karpf.

SCHULAUSGABEN.

1. Bahlsen und Hengesbach, *Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit.* Mit besonderer Berücksichtigung der Forderungen der neuen Lehrpläne. Berlin, Weidmann.

Abteilung II: *Englische Schriften.*

Bd. 71. *New Collection of Modern English Tales and Stories.* Für den Schulgebrauch ausgewählt und erklärt von F. Meyer. 1924. VII + 109 S. Pr. geh. M. 1,20. Wörterbuch 45 S. Pr. M. 0,40.

Die vier Erzählungen des vorliegenden Bändchens erscheinen zum erstenmal in einer deutschen Schulausgabe. Die Geschehnisse spielen sich in England oder in den Vereinigten Staaten ab und finden größtenteils in bedeutsamen historischen Ereignissen einen farbenreichen Hintergrund. Gerade der letztere Umstand ist als ein besonderer Vorzug der kleinen Sammlung anzusehen.

The Last of the Ruthvens by Dinah Maria Mulock (Mrs. Craik) malt uns das rührende Bild treusorgender, hingebender Frauenliebe und knüpft an geschichtliche Vorkommnisse der schottischen und englischen Geschichte zur Zeit Jakobs I. und Karls I. an.

The Man without a Country by Edward Everett Hale ist ein erhebender Hymnus der Vaterlandsliebe. Der Held erhält an seinem Todestage die Kunde unvergleichlichen Emporblühens der großen transatlantischen Republik während eines sechzigjährigen Zeitraums.

The Boy's Violin by James Lane Allen zeigt uns, wie ein Knabenherz unter der Armut leidet, der Versuchung erliegt und infolge seiner feinfühligen Natur an diesem Vergehen zugrunde geht.

For Bravery on the Field of Battle by Th. B. Aldrich enthält die feinsinnige Charakterskizze eines jungen Handwerkers, der sich durch eine un-

erschrockene Mannestat während des Mexikanischen Krieges unerwartet als der gefeierte Held seines Städtchens wiederfindet, infolge seiner stolzen Bescheidenheit aber bald der Vergessenheit anheimfällt.

S. VI und VII der Einleitung enthalten kurze Angaben über das Leben und die Werke der vier Autoren. Die in leichtem, mustergültigem Englisch geschriebenen Erzählungen dürften sich besonders für die Sekundalektüre eignen. In fesselnder Darstellung werden uns in den Gestalten der Helden Charaktere vorgeführt, die sich durch die ansprechendsten Züge edlen Menschentums auszeichnen. Zahlreiche, besonders sachliche und historische Erklärungen erleihtern dem Schüler das Verständnis der geschilderten Vorgänge.

Wismar i. Meckl. O. Glöde.

---

2. Diesterwegs *Neusprachliche Reformausgaben*
M. Diesterweg, Frankfurt a. M.

70. Percy Bysshe Shelley, *Select Poetry and Prose.* Edited, with Notes and Glossary, by R. Ackermann. 1924. VIII + 79 S. Notes and Glossary 45 S.

Shelley ist ohne Zweifel der seelenvollste unter den englischen Dichtern, ganz auf das Geistige, Ideale gerichtet. Der Vergleich mit Schiller wird in dieser Beziehung eine überraschende Übereinstimmung ergeben. Alles Materielle ist in seiner Dichtung vergeistigt, alles Tatsächliche zu Allegorie und Sinnbild veredelt, alles Erlebnis in Traum und Gesicht verwandelt. Alle Erkenntnis der Welt wird ihm allmählich zur Erkenntnis der menschlichen Seele. Ganz besonders eignet ihm aber jene Allgewalt der Liebe, die ihn mit dem Universum verbindet und von der Unsterblichkeit des Geistes singen läßt. Gerade seine berühmten Oden *To the West Wind* (1819), *To a Skylark* (1820), *To Night* (1821), die für die Schullektüre an erster Stelle in Frage kommen, sind unübertreffliche Muster. Entsprechendes läßt sich aus unserer eigenen Dichtung unschwer finden. Man braucht nur auf Hölderlins Gedichte *An den Aether, Die Nacht, An die Natur* hinzuweisen [1]).

Der Herausgeber hat versucht, die Auswahl so vollständig wie möglich zu machen, indem er nicht nur 22 der besten Dichtungen abdruckt, sondern auch Proben von Shelleys leichtflüssiger Prosa gibt, aus politischen Pamphleten, ästhetischen Aufsätzen und Briefen, für deren Stil der Dichter besonders begabt war, so: *On Love* (1815). — *Letters I.* From *A History of a Six Weeks' Tour* (1817). — *A Proposal for putting Reform to the Vote* (1817) (Introduction and Conclusion). — Letters II (1818). — From *A Defence of Poetry* (1821) (Conclusion: *What is Poetry*?). Da Shelleys Dramen die schönsten lyrischen Stellen enthalten, so werden auch Proben aus *Prometheus Unbound*, *Hellas* und *Adonais* geboten.

Der Text der poetischen Stücke ist Th. Hutchinson's *The Complete Poetical Works of Shelley*, Oxford 1904, entnommen, der der prosaischen R. H. Shepherd's *The Prose Works of P. B. Shelley*, London 1906. Für

---

[1]) Vgl. auch: *Die englische Romantik*, aus Krüper, *Deutschkunde im englischen Unterricht*, die in Fachkreisen als überaus anregend bezeichnet wird.

die Biographie (S. IV—VIII) und die Notes sind Edward Dowden's Werk und George E. Woodberry's ‹*Select Poems of P. B. Shelley*, Boston and London, 1908› benutzt.

Wismar i. Meckl. O. Glöde.

---

3. Diesterwegs *Neusprachliche Lesehefte*.
Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M.

18. *The British Empire in Transition.* A modern Newspaper Reader (Selections from the Manchester Guardian Weekly). Ausgewählt und herausgegeben von K. König. 1924. Doppelheft 32 S. Pr. M. 0,30.

26. *Heroes of Old English History.* (David Hume: The History of England from the Invasion of Julius Caesar to the Revolution in 1688.) Selected and adapted by K. Schröder. 1924. Doppelheft. 32 S. Pr. M. 0,30.

27. *England and Ireland.* (Green: A short History of the English People.) Selected and adapted by K. Schröder. 1924. Doppelheft 32 S. Pr. M. 0,30.

28. *Oliver Cromwell.* (Green: A short History of the English People and Hume: The History of England from the Invasion of Julius Caesar to the Revolution in 1688.) Ausgewählt und mit Anmerkungen versehen von K. Schröder. 1925. 16 S. Pr. M. 0,15.

Das knappe Format der vorliegenden Bändchen, das den Schüler bald das Ende der Lektüre sehen läßt und dem Lehrer die Möglichkeit zu produktivem Unterricht auch dann gibt, wenn ihm nur wenig Zeit zur Verfügung steht, sowie der äußerst niedrig bemessene Preis des einzelnen Heftes haben der Sammlung schon viele Freunde unter den Neusprachlern an unseren höheren Schulen erworben. Dazu kommt der Umstand, daß bei Benutzung der neuen Quellenhefte auch die bisher üblichen umfangreichen Lesebücher in Fortfall kommen, die jedesmal eine Menge im Augenblicke nicht benötigten Stoffes mitenthalten.

Die hier vorliegenden vier Hefte sind auch inhaltlich wertvoll, denn sie bringen sorgfältig aus den Quellen ausgewählte Stoffe meist leichten Inhalts aus den verschiedensten Kulturgebieten des fremden Landes. Die Anmerkungen mit den notwendigsten Ergänzungen und Worterklärungen erübrigen ein besonderes Wörterbuch.

Nr. 26 ist zur Lektüre in den Mittelklassen der höheren Schulen angelegentlichst zu empfehlen, während Nr. 18, 27 und 28 für die oberen Klassen geeignet sind.

36. Adam Smith, *An inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations.* II. Teil. Ausgewählt und mit Anmerkungen versehen von R. Ritter. 1924. 16 S. Pr. M. 0,20.

Nachdem der I. Teil (Neusprachliches Leseheft Nr. 10) günstig aufgenommen ist, druckt der Herausgeber in dem vorliegenden Heft Kapitel VIII aus Adam Smiths berühmtem Werk ab: *Of the Wages of Labour.* In diesem Heft sind die sprachlichen und sachlichen Anmerkungen gesondert behandelt,

die letzteren dem Inhalt des Kapitels entsprechend besonders zahlreich. Die Schüler der oberen Klassen unserer höheren Schulen wird es natürlich aufs höchste interessieren, wie sich Adam Smith zu den Fragen stellt, die augenblicklich die ganze Welt bewegen. Die Auffassung von Smith, daß dem Arbeiter seine Existenzmittel vom Arbeitgeber vorgeschossen werden, hat Henry George widerlegt mit der Begründung, daß der Arbeiter durch seine Arbeit jeden Tag den Wert schafft, der ihm am Lohntage in Form von Geld zurückerstattet wird. Obgleich die Arbeiter 1824 und 1825 die Koalitionsfreiheit und 1871 und 1876 die Anerkennung der Gewerkschaften erhielten, gibt Smith doch (S. 6 Z. 26) zu, daß bei der Festsetzung des Lohnes die Arbeitgeber dem Arbeiter gegenüber stets eine Monopolstellung[1]) haben. Zu S. 8 Z. 8 ist zu bemerken, daß das einzige Prinzip, das die Preise reguliert, auch die Höhe der Löhne, das Verhältnis von Angebot und Nachfrage ist. S. 13 Z. 23 ff. entwickelt Smith die guten Folgen, die hohe Löhne auf das Wirtschaftsleben haben, soweit es sich um die Produktion handelt. Daraus erklärt sich die scheinbar widersinnige Tatsache, daß Länder mit hohen Löhnen Länder mit niedrigeren Löhnen niederkonkurrieren können. Die Lehre von der Distribution, d. h. wie und in welchem Verhältnis die Produkte schließlich an die Verbraucher kommen, ist bei Smith weit schwächer, weit weniger eingehend behandelt.

46. *Nursery Rhymes.* From Stevenson, *A Child's Garden of Verses, Nursery Rhymes* by Kellner, and by other Authors. Edited by Gustav Schad. 1924. 16 S. Pr. M. 0,20.

Die hier abgedruckten kleinen Gedichte sind nach folgenden Gesichtspunkten geordnet: *The Children's Duties*, *Children at Play*, *Children and Animals*, *Seasons and Months*, *Evening and Night.* Neben Stevenson und Kellner sind Wordsworth, Sarah Coleridge und Jane Taylor vertreten.

Da das Heft als Lesestoff für Anfänger gedacht ist, sind mit Absicht nur Gedichte und Reimereien in allereinfachstem Englisch gebracht. Infolge der Schlichtheit der Sprache und des leicht verständlichen Inhalts kann das Heft schon im zweiten Halbjahr des englischen Anfangsunterrichts mit Erfolg gelesen werden, zumal die zahlreichen 'Notes' sämtliche sprachlichen Schwierigkeiten beheben.

49. *Readings from Spencer.* Selected and annotated by O. Barnstorff. Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. 1925. 31 S. Pr. M. 0,30.

Das vorliegende Leseheft enthält eine glückliche Auswahl aus Spencers Schriften, die in die soziologische und ethische Gedankenwelt des Philosophen einführt, die den breitesten Raum in seinen Schriften einnimmt und uns heute vor allem fesselt. Dadurch daß Spencer mit Hilfe der aus der Naturwissenschaft gewonnenen Begriffe versucht, das gesellschaftliche Leben des Menschen und die Geschichte zu deuten, ist er einer der Hauptbegründer der Soziologie geworden. Im folgenden sind eine Reihe von Ausschnitten aus seinen Schriften ausgewählt, die durch ihren Inhalt besonders geeignet erscheinen, in die sozio-

---

[1]) Über Monopole und ihre Bedeutung für die Volkswirtschaft handelt Smith am andern Orte (vgl. Leseheft Nr. 10, Teil I, S. 28).

logische und ethische Gedankenwelt des Philosophen einzuführen, wie I. *The Law of Evolution*; II. *The Evolutionist's Theory of the State*; III. *Tendency towards greater Individuation*; IV. *Progress towards greater mutual Dependence*.

Die zum Verständnis notwendigen Erklärungen, die aber oft noch durch den Lehrer ergänzt werden müssen, finden sich in den Anmerkungen am Schluß des Heftes.

Wismar i. Meckl. O. Glöde.

---

4. Freytags *Sammlung fremdsprachlicher Schriftwerke*. Leipzig, G. Freytag. *Englisch* herausgegeben von M. Kullnick.

132. Richard Brinsley Sheridan, *The Rivals*. A Comedy in five Acts. Vollständig nach dem ersten Druck herausgegeben und mit Einleitung, Anmerkungen und Wörterverzeichnis versehen von John Koch. 1923. 138 S.

Die 'Einführung' (S. 99—104) enthält eine Darstellung des Lebens Sheridans und eine Charakteristik seiner Werke, besonders seines ersten Lustspiels *The Rivals*. Die Charakteristik desselben ist kurz und treffend. Der Text der vorliegenden Ausgabe beruht im wesentlichen auf dem von W. Fraser Rae veröffentlichten Originaldruck (London 1902), doch ohne die Sheridan eigentümliche Rechtschreibung (z. B. *chuse* für *choose*, betonte Subst. mit großen Anfangsbuchstaben usw.). Die Anmerkungen (S. 105—125) und das Verzeichnis der selteneren oder hier in besonderer Bedeutung vorkommenden Wörter sind sehr reichlich bemessen, um über die doch immerhin häufigen Schwierigkeiten hinwegzuhelfen. Es ist von vornherein darauf zu achten, daß die Sprache Sheridans, wie überhaupt die des 18. Jahrhunderts, sich mehrfach von der jetzt Lebenden unterscheidet. Mehr vereinzelt vorkommende Fälle werden an den betreffenden Stellen erörtert, die häufiger erscheinenden sind auf S. 105 vorweggenommen.

154. *A Hero of Lucknow*. A Tale of the Indian Mutiny by Captain F. S. Brereton. Herausgegeben von Robert Huppertz mit einer Karte und einer Abbildung. 1923. 101 S. Anmerkungen 14 S.

Die vorliegende Schulausgabe ist ein Auszug aus der historischen Erzählung *A Hero of Lucknow* von Captain F. S. Brereton, geboren 1872 in London. Seine Tätigkeit als Stabsarzt und später als Captain einer berittenen Infanteriekompanie in der Freiwilligentruppe (Volunteer Force) gab er 1902 auf. Seine schriftstellerische Tätigkeit begann Brereton im Jahre 1898. Er veröffentlichte eine Reihe fesselnder Jugendbücher, wie *The Hero of Panama*, *A Hero of Sedan*, *A Soldier of Japan* u. a. In der vorliegenden Ausgabe gibt der Verfasser in spannender Darstellung und klarer, schöner Sprache ein anschauliches Bild von dem indischen Aufstande. Die Schilderung der heldenhaften Kämpfe kleiner englischer Besatzungen gegen die gewaltige Übermacht eines grausamen Feindes macht auf den Leser einen überwältigenden Eindruck. Hier werden Gestalten, teils geschichtliche, teils erdichtete, vor unser Auge geführt, deren unerschrockenem Wagemut und todesverachtender Ausdauer in Not und Gefahr wir unsere Bewunderung nicht versagen können. Solche Vorbilder tun der heranwachsenden Jugend not, zumal Brereton in wohltuendem Gegensatz zu manchem anderen britischen Schriftsteller ehrlich und gerech

genug ist, die guten Eigenschaften und Vorzüge, ja selbst die Überlegenheit fremder Völker, wo sie sich auch offenbart, voll und ganz anzuerkennen. Er bringt diese Anschauung in den Worten zum Ausdruck: "It is not good that a young Briton should grow up with the idea that he is superior to young men of other races; and for that reason I always endeavour to bring out in my books the outstanding qualities of other nationalities, as for instance, those of Germany."

Die Lektüre des Bändchens, das als Lesestoff für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten gedacht ist, wird den Schülern sicher viel Nutzen und Freude bieten.

157. Edmund Burke, *Speech on Conciliation with America.* Herausgegeben von M. Müller-Lage. 1923. 131 S.

Unter den großen englischen Staatsmännern nimmt Edmund Burke (1729—1797) eine hervorragende Stelle ein. Die staatsmännische Weisheit, die aus seinen Reden eindringlich zu uns spricht, die Kunst lichtvoller Darstellung und zwingender Beweiskraft, die sich in ihnen offenbart, machen sie bis auf den heutigen Tag zu einem wertvollen Lesestoff. Seine drei großen Beiträge zu der amerikanischen Frage sind die Reden *On American Taxation* (19. April 1774), *On Conciliation* (22. März 1775) und der Brief *an die Sheriffs von Bristol* (3. April 1777). Die bekannteste Rede ist die hier abgedruckte *On Conciliation with America.* Der Herausgeber behandelt ausführlich die Vorgeschichte dieser Rede (S. 85—94), die Burke am 22. März 1775 als Anhänger der Rockingham Whigs hielt, ein letzter verzweifelter Versuch, die drohende Gefahr des Krieges zu bannen. S. 95—99 folgt dann eine vorzügliche Gliederung der Rede, die nach allen Regeln oratorischer Kunst aufgebaut ist. Zum Verständnis des Textes sind auch die zahlreichen Anmerkungen (S. 100—121) und das Verzeichnis unbekannterer Wörter (S. 122—131) sehr willkommen, ebenso wie die kleine Karte von der Ostküste Amerikas vor 1775.

Vor allen Dingen soll den Schülern durch die Lektüre dieser Rede klar werden, daß für Burke Amerika in seinem Kampf gegen die Übergriffe der Krone geradezu der Vorkämpfer der Freiheit, auch der Freiheit der Engländer in England geworden ist. Wenn Burke, allem Theoretisieren abhold, betont, man könne nicht vom grünen Tisch aus nach einem festgelegten Schema ein Volk regieren, ohne dessen Naturanlage und Lebensverhältnissen Rechnung zu tragen, wenn er seinen Landsleuten die Mahnung zuruft, es gehe nicht an, ein Volk wie einen Verbrecher abzuurteilen: "I do not know the method of drawing up an indictment against a whole people", so sind das Gedanken, die bis in unsere Gegenwart widerhallen. Daher kommt es, daß diese Rede, die seltsamerweise trotz der lichtvollen Art, wie alle Seiten der Sache aufgezeigt werden, trotz der klaren Gliederung, die jedem Gedanken den rechten Platz zuweist, trotz der zwingenden Beweisführung, des glänzenden Stils mit seiner anschaulichen Ausdrucksweise und trotz des zündenden Appells am Schluß damals wirkungslos verpuffte, noch heute höchst lebendig fortwirkt — in der Alten wie in der Neuen Welt.

158. Edgar Allan Poe, *The Gold-Bug.* Herausgegeben von H. Lebede. 1924. 67 S.

Nächst Irving und Cooper ist der eigenartigste Vertreter amerikanischen Schrifttums Edgar Allan Poe (1809—1849), der Sohn eines von der

Juristerei zur Bühne übergegangenen Vaters und Adoptivsohn des reichen Tabakhändlers John Allan in Richmond. Poes Schaffen ist von Anfang an bis zu seinem frühen Tode mit der Herausgabe von Zeitschriften oder der Mitarbeit an ihnen verbunden. Hier erschienen die kleine Zahl seiner Erzählungen und die noch geringere Auslese von Gedichten. Aus seinem Hang zu allem Rätselhaften stammt die Vorliebe für die Entzifferung von Geheimschriften. Er erklärte 1840 in einem Aufsatz über Kryptographie, daß nach seinem Dafürhalten keines Menschen Scharfsinn eine Chiffrierung erfinden könne, die nicht bei methodischem Vorgehen von andern zu lösen sei. Bald darauf erschien die Erzählung *The Gold-Bug*, die auf der richtigen Deutung solcher chiffrierten Aufzeichnung basiert und dem Verfasser einen Preis von 100 Dollar als besondere Auszeichnung des ‹Dollar Magazine› eintrug. Der in seiner Vorliebe für das dem gewöhnlichen Verstand unentwirrbar erscheinende Geheimnisvolle liegende romantische Zug veranlaßte einen amerikanischen Literaturgeschichtschreiber zu folgender Charakteristik von Poes Schaffen: ‹Without him, romanticism in America would lose its most romantic figure, and American literature the artist who, most of all its writers, had the passion of genius for his work.›

Dem Abdruck des Textes liegt die von John H. Ingram revidierte und aus dem Originalmanuskript verbesserte Fassung der Tauchnitzausgabe (Vol. 2212, Leipzig 1884) zugrunde. Die Berichtigungen der Übertragung aus dem Neger-Englisch in den Anmerkungen sind von J. Gibson, Classical Master der High School in Dunfermline, Scotland, vorgenommen.

Wismar i. Meckl. O. Glöde.

---

5. Hubert u. Philippsthal, *Neusprachliche Reformbibliothek.* Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior).

55. *How to win Love;* or, *Rhoda's Lesson* by Dinah Maria Craik. With a full English Commentary supplemented by German Equivalents by R. Philippsthal. 1922. IV + 82 S. Notes 47 S.

In der ‹Introduction› gibt der Herausgeber in englischer Sprache einen kurzen Abriß von Mrs. Craiks Lebensgang, sowie eine Charakteristik ihrer Hauptwerke, besonders der hier abgedruckten Erzählung *How to win Love;* or *Rhoda's Lesson*. Die Verfasserin behandelt hier in ihrer schlichten, vornehmen Art den Seelenkampf eines Schulmädchens, das sich dagegen sträubt, kurz nach der Wiederverheiratung des Vaters der Stiefmutter freundlich entgegenzukommen, das aber durch eigentümliche Erfahrungen allmählich zu einem anderen Benehmen gezwungen wird. Wie diese Wandlung durch vielerlei Erlebnisse herbeigeführt wird, ist so spannend erzählt, daß die Schüler und Schülerinnen der mittleren Klassen der streng geschlossenen Handlung mit beständiger Neugier folgen werden.

Das ziemlich umfangreiche Anmerkungsheft (Notes) sucht einen vollständigen Ersatz für die Präparation und das Wörterbuch zu bieten. Dieser Kommentar läßt außer den Realien auch die Grammatik, die Etymologie und besonders die Synonymik zu ihrem Rechte kommen. Die in der fremden Sprache gegebenen Definitionen schärfen den Verstand und befestigen den

Wortschatz des Schülers. Eine am Schlusse der Interpretation gewisser Textabschnitte eintretende Übersetzung in die Muttersprache ist selbstverständlich nicht ausgeschlossen, unter Umständen sogar geboten.

Wismar i. Meckl. O. Glöde.

---

6. Mohrbutter und Neumeister, *Französische und englische Schullektüre.* Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer.

57. *Pearls of English Legends* (for Beginners). Selected and adapted for the use of schools by R. Neumeister. 1921. 46 S. Anmerkungen 16 S.

Die hier abgedruckten Legenden sind alle bis jetzt deutschen Schülern schwer zugänglich gewesen. Sie sind durchweg den besten englischen und amerikanischen Jugendschriften und Zeitschriften entnommen. So: 1. *Fortune and the Beggar* aus *Chambers's Twentieth Century Reader III* (W. & R. Chambers, London), 2. *The Bell of Justice* aus *The Royal Prince Reader II.* (Thomas Nelson and Sons, London), 3. *The Brahmin, the Tiger and the Jackal,* 4. *The little Jackal and the Camel,* 8. *The Hidden Servants* aus C. Cone Bryant: *Stories to tell to Children*, Houghton Mifflin Company, Boston. 5. *A Christmas Story* aus *Chambers's Effective Reader III* (W. & R. Chambers, London). 6. *The Miller's Treasure* aus *The Fourth Standard Reader* (William Blackwood and Sons, London), 7. *The Magic Quern* und 12. *Thomas the Rhymer* aus *The Scottish Fairy Book* (T. Fisher Unwin, London), 9. *The Strange Godfather* aus W. Canton & Ch. Robinson: *The True Annals of Fairy Land* (J. M. Dent & Co., London), 10. *St. George and the Dragon* und 11. *The Flying Dutchman* aus Horace E. Scudder: *The Book of Legends*, Houghton Mifflin Company, Boston.

Diese Titel bilden zu gleicher Zeit einen Beitrag zur Kenntnis der Jugendliteratur in England und Amerika. Der Herausgeber hat es verstanden, gerade die für die deutsche Jugend passendsten Sagen herauszufinden, die von hohem moralischen und erzieherischen Werte sind. Da das Bändchen als Lesestoff für Anfänger gedacht ist, ist Gewicht darauf gelegt worden, nur Erzählungen in allereinfachstem Englisch zu bringen. Infolge der Schlichtheit der Sprache und des leicht verständlichen Inhalts der einzelnen Geschichten kann das Bändchen schon im zweiten Halbjahr des englischen Anfangsunterrichts mit Erfolg gelesen werden. Die spannende Handlung, durch die sich alle diese Proben englischer Erzählungskunst auszeichnen, sichern den 'Pearls of English Legends' den Beifall unserer Schuljugend.

59. *Short Stories for the Young.* Edited with Notes and Glossary by A. Mohrbutter. 1922. IV + 78 S. Anmerkungen 14 S.

Für die hier abgedruckten fesselnden, in einfachem, gutem Englisch geschriebenen Erzählungen haben fast ausschließlich Kinderschriften den Stoff geliefert, wie *Chambers's Story Readers* (Chambers, London), *Tales of Travel* (Jack, London), *The Celtic Wonder World* (Marshall, London), *Chambers's Wonder Readers* (Chambers, London), *Standard American Series* (Concordia Publishing House, St. Louis, U. S. A.), *True Heroism and other Stories* (Chambers, London), *Gallant Deeds* by G. A. Henty (Chambers, London), *Little Folks, The New Magazine* u. a., im ganzen 18 Erzählungen, deren Inhalt sich durchaus dem Verständnis und den Neigungen der Schüler und

Schülerinnen der Mittelklassen anpaßt. Teils sind sie dem wirklichen Leben, teils der Märchenwelt entnommen, immer aber bieten sie den jugendlichen Lesern nicht nur sprachlichen Gewinn, auch Verstand und Gemüt ziehen aus der Lektüre reichen Nutzen.

61. *Stories for Beginners II.* Selected and adapted for the use of schools by R. Neumeister. 1922. I + 50 S. Anmerkungen 16 S.

Das Bändchen bringt elf der schönsten Erzählungen aus modernen englischen Lesebüchern: 1. *The King and the Fisherman* (aus *Excelsior Readers*, edited by Oliver and Boyd, London); 2. *The Whispering Knights* (aus *London Reader*, edited by Sir Isaac Pitman & Sons, London); 3. *Beowulf* (aus *Junior Temple Reader*, edited by Horace Marshall & Son, London); 4. *Havelock the Dane* (aus C. L. Thomson: *Tales of the Middle Ages*, edited by Horace Marshall, London); 5. *Stories of London Bridge* (aus A. G. Caton: *Old Time Stories*, edited by Macmillan & Co., London); 6. *The Brazen Head* (aus H. C. Scudder: *The Book of Legends*, edited by the Houghton Mufflin Company, New York); 7. *The Monk and the Bird* (aus Ebd.); 8. *The Prince and the Judge* (aus *The Royal Prince Reader*, edited by Thomas Nelson & Sons, London); 9. *To York on the 'High-Flyer'* (aus Ebd.); 10. *Where Love is, God is* (aus A. G. Caton: *Stories from History and Literature*, edited by Macmillan & Co., London); 11. *Adventure of a British Soldier* (aus *Chambers's Fluent Reader*, edited by W. & R. Chambers, London). Man sieht aus diesem Inhaltsverzeichnis, wie sich Gegenstände aus Sage, Geschichte, Literatur und der Abenteuerwelt in bunter Folge aneinanderreihen und für Abwechslung sorgen. Die Sprache ist die denkbar einfachste, die Darstellung ungemein anziehend, die Stoffe selbst sind fesselnd und spannend, so daß das Bändchen für Anfänger als wertvolle Lektüre warm empfohlen werden kann.

63. *What Boys and Girls like to read* (Instructive Lessons). Edited for the Use of Schools with Notes and Glossary by A. Mohrbutter. 1924. 60 S. Anmerkungen 18 S.

Die elf hier abgedruckten Stücke, die den besten und neuesten für die Jugend bestimmten englischen Werken entnommen sind, bilden eine höchst lehrreiche und doch anziehende Lektüre für Schüler der Mittelklassen. Doch auch in den oberen Klassen werden Kap. VI, *The Suez Canal. First Settlement of Australia. Australian Wool*[1]); VIII, *Patriotism*[2]); IX, *The Union Jack*[3]) mit großem Interesse gelesen werden. Die Beschreibung und Entstehung des Union Jack (S. 55) sind besonders klar und anziehend gehalten. Auch die Geschichte ist vorteilhaft vertreten durch Kap. I: *Oliver Cromwell*, *Childish*

---

[1]) From *Round the Empire for the Use of Schools*, by George R. Parkin, Cassell & Company, London.

[2]) From *Character and Empire-Building*, by F. J. Cross, Cassell & Company, London.

[3]) From *England's Story for Boys and Girls* by H. E. Marshall, T. C. & E. C. Jack, London and Edinburgh. Dazu die Abbildungen auf der Tafel S. 48/49: St. George's Cross, St. Andrew's Cross, St. Patrick's Cross, Union Flag of England & Scotland, Union Jack.

Days and School Days[1]), Kap. II: *The Gunpowder Plot*[2]), Kap. III: *The Plague of London and The Great Fire*[3]). Von den übrigen Stücken sei hier noch besonders hervorgehoben Kap. VII, *India's Little Folks at Play, Games of the East*, by Saint Nihal Singh[4]).

Da die einzelnen Erzählungen stofflich leicht faßbar und sprachlich ohne besondere Schwierigkeiten sind, so werden sie für Schüler und Schülerinnen eine gute und gern gelesene Lektüre bilden.

65. *Masterpieces of English Prose* (The Victorian Age). Edited for the use of schools by R. Neumeister. 1924. 79 S.

Die ‹Masterpieces of English Prose› sind nach denselben Grundsätzen zusammengestellt wie die ‹Chefs-d'œuvre de contes modernes› der französischen Abteilung (I, II, III, IV, Bd. 2, 6, 22, 24), die in Fachkreisen sehr gut aufgenommen sind. Sie sollen eine Lücke in der gesamten englischen Schullektüre ausfüllen und in einem Semester die Schüler mit den bedeutendsten Vertretern der Prosadichtung jener Tage an der Hand fesselnder und für die betreffenden Schriftsteller charakteristischer Textproben bekannt machen. Der Inhalt beweist, daß der Herausgeber die richtige Auswahl getroffen hat: I. W. Scott, *The Queen's Escape from Lochleven*[5]). II. Nathaniel Hawthorne, *Oliver Cromwell*. III. Captain Marryat, *Old Duty*[6]). IV. Charles Dickens, *A Child's Dream of a Star*. V. Charles Kingsley, *Little Tom, the Chimney-Sweep*[7]). VI. William Makepeace Thackeray, *Denis Duval*[8]). VII. Charles Dickens, *Gabriel Grub's Christmas*. VIII. Captain Marryat, *A Chapter of Accidents*[9]).

Die Lebensbeschreibungen der sechs Schriftsteller sowie die kurze Charakteristik ihrer bedeutendsten Werke sind entnommen F. J. Bierbaums ‹*History of the English Language and Literature*› (Roßberg, Leipzig) und Chambers' *Encyclopaedia*.

Die Lektüre des Bändchens eignet sich vorzüglich für die mittleren Klassen der Realgymnasien, Oberrealschulen und Lyzeen.

Ein unangenehmer Druckfehler ist S. 4 (Contents) Z. 3 v. u. und S. 10 Z. 30 William Make*piece* Thackeray st. Make*peace*.

Wismar i. Meckl. O. Glöde.

---

[1]) From *Through Great Britain and Ireland with Cromwell*, by H. E. Marshall, T. C. & E. C. Jack, London and Edinburgh.

[2]) From *Boys and Girls of other Days*, Second Series, by John Finnemore, Adam and Charles Black, London 1904.

[3]) From *The Jack Historical Readers*. Fourth Book — *Stuart England*, T. C. & E. C. Jack, London und Edinburgh.

[4]) From *Little Folks*, Sept. 1913. Cassell & Co., London.

[5]) Aus W. Scott's ‹*The Abbot*›.

[6]) Aus Captain Marryat's ‹*Poor Jack*›.

[7]) Aus Charles Kingsley's ‹*The Water-Babies*›.

[8]) Aus Thackeray's ‹*Denis Duval*›.

[9]) Aus Captain Marryat's ‹*Mr. Midshipman Easy*›.

7. Pariselle u. Gade, *Französische und englische Schulbibliothek.* Leipzig, Renger.

215 A. *The Treaty.* Comments of Wilson, Keynes, Lansing, and Dulles. Ausgewählt und erklärt von Friedrich Warnecke. 1924. VIII + 78 S. Pr. Mk. 1,00.

Die hier abgedruckten Texte und die meisten Hilfsmittel sind dem Herausgeber durch die Hamburger Commerzbibliothek und das Kieler Institut für Seefahrt und Weltwirtschaft zur Verfügung gestellt. Die Quellen sind also die besten, die man für die Darstellung verwenden konnte. Der erste, der die Frage aufwarf, was aus des Demokraten Wilson's 14 Punkten geworden war, ist John Maynard Keynes in seinem zu Weltruf gelangten Buche *The Economic Consequences of the Peace*, dem vom Oberst House, Clemenceau und Tardieu der Vorwurf gemacht worden ist, daß er *Pro-German* sei. Neben den Engländer stellt der Herausgeber die Amerikaner Bernhard M. Baruch und John Foster Dulles mit dem Buch *The Making of the Reparation and Economic Sections of the Treaty* und Robert Lansing, Wilsons vielgenannten Staatssekretär, mit seiner Schrift *The Peace Negociations, A Personal Narrative.* Des letzteren Darstellung läßt deutlich erkennen, wie wenig Wilson einem Lloyd George und Clemenceau gewachsen war.

Nachdem Warnecke in Kap. I den Zustand Europas vor dem Kriege nach Keynes behandelt hat, folgen Kap. II *The Fourteen Points* (from a speech delivered by Wilson in the Congress 8. 1. 1918); Kap. III. *The Manifesto* (nach Keynes); Kap. IV. *The Conference* (nach Keynes); Kap. V. *Self-Determination* (nach Lansing); Kap. VI. *The System of Mandates* (nach Lansing); Kap. VII. *The Treaty* (nach Lansing); Kap. VIII. *The Principles of Reparation* (nach Dulles); Kap. IX. *The Economic Consequences of the Paris Settlement* (nach Keynes); Kap. X. *The Return to Legality* (nach Keynes). Dem sorgfältig bearbeiteten Text (S. 1—53) folgen die überaus reichlich bemessenen Anmerkungen (S. 54—78), die ein wichtiges Stück neuester Geschichte enthalten.

Die Kenntnis dieser Quellen ist um so wichtiger, als uns von deutscher Seite keinerlei aktenmäßige Berichte zu Hilfe kommen, da die Deutschen vom Verhandlungstisch ausgeschlossen waren. Da aber die Gestaltung von Deutschlands Zukunft mit dem Schicksal des Versailler Friedens verknüpft ist, muß unsere Jugend in seine Geschichte eingeführt werden; es muß ihr die Ungerechtigkeit eines Friedens täglich und stündlich eingeprägt werden, von dem selbst der Engländer Keynes sagt: "It has not been understood in England or in America how deep a wound has been inflicted on Germany's self-respect by compelling her not merely to perform acts, but to subscribe to beliefs which she did not in fact accept". (Keynes, *A Revision of the Treaty*, London 1922.)

219 A. James Payn, *The Scholar of Silverscar.* A Story for Boys. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Albert Herrmann. 1925. VI + 76 S. Wörterbuch 39 S.

Die Einleitung bringt eine kurze Biographie von James Payn, der 1830 zu Cheltenham in Gloucestershire als Sohn eines wohlhabenden Beamten geboren wurde. 11 Jahre alt kam er nach Eton, dann nach Woolwich und bezog 1847 die Universität Cambridge, wo er dem Trinity College angehörte. Seine Absicht, Geistlicher zu werden, gab er bald auf und widmete sich der

schriftstellerischen Tätigkeit. Schon als Schüler hatte er an Dickens einen Beitrag für dessen Zeitschrift *Household Works* eingesandt, der angenommen wurde. Auch zwei Bände Gedichte fanden großen Beifall. Er ließ sich zunächst in Grasmere im nordenglischen Seengebiet nieder, wurde regelmäßiger Mitarbeiter an den *Household Works*, dann an der Monatszeitschrift *Chambers's Journal*, deren alleinige Schriftleitung ihm 1859 übertragen wurde. Er siedelte dann nach Edinburgh über und von da 1861 nach London, wo er bis 1874 *Chambers's Journal* weiter herausgab. 1888 wurde er Herausgeber der vielgelesenen *Cornhill Magazine*. Er starb dort 1898 infolge eines jahrelangen schweren rheumatischen Leidens.

Seit seinem ersten Roman *The Foster Brothers* (1859) hat er viele Romane und Novellen veröffentlicht. Die bei Tauchnitz erschienene Sammlung englischer Schriftsteller enthält allein 70 Bände von seiner Hand. In seinen Schriften wie in seinem Leben strebte er vor allem nach Einfachheit und Natürlichkeit. Mit einer fesselnden Anschaulichkeit und Lebendigkeit der Darstellung verband er ein außerordentliches Geschick im Erfinden spannender Situationen mit überraschender Lösung. Auch für das komische hatte er ein gutes Auge.

Alle diese Vorzüge seiner dichterischen Eigenart finden sich in der Erzählung *The Scholar of Silverscar* vereinigt. Es handelt sich um eine fesselnde Geschichte aus dem englischen Schulleben. Ihren Hintergrund bildet das dem Verfasser aus eigener Anschauung wohlbekannte nordenglische Seengebiet mit seinen landschaftlichen Reizen, seinen volkstümlichen Sagen und seinen literarischen Erinnerungen. Da die Erzählung außerdem mit vielen charakteristischen Erscheinungen des englischen Volkslebens bekannt macht und zudem in einer einfachen und leicht verständlichen Sprache geschrieben ist, so dürfte sie nach Inhalt und Form einen gediegenen Lesestoff für das zweite oder dritte Unterrichtsjahr abgeben.

Der Text (S. 1—58) ist ohne Kürzung dem Vol. 2839 der Tauchnitzschen *Collection of British Authors* entnommen. Die Anmerkungen sind sprachlicher, geographischer und literarischer Art, auch auf die Realien ist gebührend Rücksicht genommen; das Verzeichnis der Eigennamen und Sachanmerkungen erleichtert die Benutzung. Das sorgfältig gearbeitete Wörterbuch bietet bei jedem Wort das Tonzeichen und bei den meisten auch die Aussprachebezeichnung.

Das Bändchen stellt eine leichte, anmutige Lektüre dar, eine echte und rechte Jugendschrift.

Wismar i. Meckl. O. Glöde.

---

8. Velhagen & Klasings *Sammlung französischer und englischer Schulausgaben. English Authors.* Bielefeld u. Leipzig.

172 B. *Auslese englischer Dichtungen* von Prof. Dr. H. Aronstein. 1924. VII + 114 S.

Der Herausgeber der *Selections from English Poetry* [1]) hat auf Wunsch

---

[1]) English Authors, Band 104 B. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing 1911. Reformausgaben mit fremdsprachlichen Anmerkungen. Nr. 23.

des Verlegers eine verkürzte Ausgabe der Gedichtsammlung hergestellt. Wenn es auch nicht leicht ist, eine solche Ausscheidung vorzunehmen, so ist doch die Auswahl im allgemeinen so getroffen worden, daß die Höhen der poetischen Entwicklung immer noch deutlich erkennbar sind, während allerdings manche niedere Gipfel und Übergänge haben schwinden müssen. Von den ungefähr 200 Gedichten der großen Ausgabe sind nur 70 aufgenommen, dazu die 'Biographical Notes'. Bedauerlich ist, daß der den *Selections from English Poetry* beigegebene *Supplementary Volume* fehlt, da er Lehrern und Schülern reiches Material zur Vorbereitung liefert.

Wenn sich auch über die getroffene Auswahl streiten läßt, so werden doch manche Lehrer folgende Stücke ungern vermissen: Miltons *L'Allegro*, Thomson's *Rule, Britannia*, Goldsmith's *The Village Pastor*, Burns' *John Barleycorn*, Byron's *Fare thee well*, Tennyson's *The Charge of the Light Brigade*, Browning's *The Pied Piper of Hamelin*, (Carey's) *God save the King!* Im ganzen ist es auch hier dem Herausgeber der bewährten, von vielen Fachgenossen als die beste englische Gedichtsammlung bezeichneten *Selections from English Poetry* gelungen, aus der Masse der poetischen Produktion von der Volksballade und Shakespeare an bis zu Swinburne und Kipling das Beste, Passendste und Charakteristischste auszuwählen und innerhalb der Grenzen, die der Schule naturgemäß gesteckt sind, ein Abbild der englischen Poesie in ihrer Gesamtheit, einen Begriff von ihrem Reichtum und ihrer Entwicklung zu geben. Auch diese verkürzte Ausgabe enthält neben leichten und einfachen Gedichten auch solche, die an die Fassungskraft und Sprachkenntnis der Leser höhere Anforderungen stellen.

173 B. *A Hero* aus *Three Tales for Boys* by Mrs. Craik. Mit Anmerkungen und einer Übersichtskarte für den Schulgebrauch herausgegeben von K. Hanebuth. 1925. VI + 95 S. Anhang 16 S. Wörterbuch 31 S.

Dinah Maria Mulock gehörte einer irischen Schriftstellerfamilie an, wurde aber in England 1826 geboren. Schriftstellerisch ist sie unter ihrem Frauennamen bekannter: 1865 heiratete sie George L. Craik, einen der Inhaber des großen Londoner Verlages Macmillan & Comp. Ihr Gatte war Schotte von Geburt. 1887 ist sie in England gestorben. Vornehme Gesinnung, verständnisvolle Liebe zur Kinderwelt und feiner Humor sind Seiten ihres Charakters, die sich auch in ihren Werken widerspiegeln. Sie hat eine Reihe von Romanen geschrieben, unter denen als meistgelesener *John Halifax, Gentleman* hervorragt. Aus ihrem Herzen voll Liebe für das Kind hat Mrs. Craik Jugenderzählungen geschöpft, unter anderen *Three Tales for Boys*, zu denen die hier abgedruckte Geschichte gehört. In ihr wird die Ferienzeit der Jungen an Schottlands Westküste und die Schulzeit in Glasgow geschildert. Die herrlichen schottischen Landschaftsbilder erstehen deutlich vor dem Leser, die Gestalten stehen so lebendig vor uns, als wenn wir sie persönlich kennen gelernt hätten: Der prächtige Onkel Philipp Carew, dessen von ihm selbst seinen Neffen berichtete Jugendgeschichte den Stoff der Erzählung bildet, weiß den kleinen Philipp von seinen ersten etwas barbarischen Begriffen eines Helden

---

Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing 1911. *Supplementary Volume* I. Prosody. II. Annotations. III. Translations translated by L. Hamilton, Jb. 1911. 138 S.

langsam, aber unaufhaltsam von Ereignis durch Ereignis zu der geläuterten Vorstellung eines Helden, eines Selbstbezwingers zu leiten, wie ihn der stille, bescheidene Verwandte in Glasgow darstellt. Das Buch ist von einer edlen, aber unaufdringlichen Sittlichkeit erfüllt.

Das Verständnis wird außer durch den Anhang und das sorgfältig gearbeitete Wörterbuch noch besonders gefördert durch eine ausführliche Darstellung der Einrichtungen und des Betriebes in einer höheren Schule (schott. *High School*, engl. *Grammar School*), wie sie S. V der Einleitung geboten wird.

174B. *The Frozen Deep.* A dramatic story in five scenes by Wilkie Collins. Mit Einleitung und Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von O. Krackow. 1925. VI + 116 S. Anhang 9 S. Wörterbuch 40 S.

William Wilkie Collins (1824—1889), ursprünglich Rechtsanwalt, dann seit seiner Bekanntschaft mit Charles Dickens (1851) nur noch schriftstellerisch tätig, ließ die meisten und besten seiner Romane zuerst in den von Dickens herausgegebenen Zeitschriften *Household Words* und später *All the Year Round* erscheinen. Der große Erfolg seiner Romane — *The Woman in White* (1860), *No Name* (1862), *Armandale* (1866), *The Moonstone* (1868), *The New Magdalen* (1873) u. a. — beruht vor allem darauf, daß er den Leser in oft atemloser Spannung zu erhalten weiß. Collins ist ein Meister in der Erfindung und Führung der Fabel, in der Schaffung und Häufung von Hindernissen und Verwicklungen und ihrer Lösung. In diesem Punkte ist er selbst seinem Freunde Dickens überlegen, während er in der Kunst der Charakteristik hinter ihm zurückbleibt. Die packende Erzählung *The Frozen Deep* spielt in dem Leben des Schriftstellers eine besondere Rolle. Mitten in dem Kampf mit dem erbarmungslosen Winter der Arktik, den eine Schar starkmutiger Nordpolfahrer zu führen hat, läßt der Dichter vor dem geistigen Auge des Lesers ein erschütterndes Seelendrama sich abspielen. Collins verfaßte es 1856 als ein dreiaktiges Drama, das am 1. Januar 1857 im Hause von Dickens aufgeführt wurde. Er selbst spielte den Frank Aldersley, Dickens den Richard Wardour. Bald darauf wurde es von denselben Darstellern vor der Königin Viktoria und der königlichen Familie wiederholt, 1866 arbeitete es Collins für die Berufsbühne um. Auf seiner Vortragsreise nach Amerika machte er (1873) aus dem Drama eine Erzählung, mit der er nachhaltigen Beifall erntete. Diese Erzählung erschien 1874 in der hier vorliegenden, erweiterten und umgearbeiteten Form im Druck. Der Text ist der der Tauchnitzausgabe von 1874; es sind nur wenige Zeilen aus schultechnischen Gründen weggelassen. Die einstige dramatische Form blickt in dieser letzten Fassung noch in mancher Hinsicht durch, wie schon die Überschriften beweisen: First Scene: *The Ballroom.* Second Scene: *The Hut of the Sea-Mew.* Third Scene: *The Iceberg.* Fourth Scene: *The Garden.* Fifth Scene: *The Boat-house.* Aber auch die ganze Anlage ist dramatisch. Jeder Abschnitt beginnt mit einer Schilderung des Schauplatzes, der dann streng festgehalten wird. Das zwischen den Szenen Liegende wird nicht einfach erzählt, sondern muß aus den Reden und Ereignissen der folgenden Szene erraten werden. Und schließlich ist der Erzählung die dramatische Spannung, Steigerung und Lösung voll erhalten geblieben. Diese Vorzüge werden ebenso wie der tiefe sittliche Gehalt des Werkes

nicht verfehlen, tiefen Eindruck auf die Schüler und Schülerinnen der höheren Lehranstalten zu machen.

175 B. *Wordsworth, Shelley, Keats.* Auswahl englischer Gedichte. Mit Einleitung und Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Käthe Windscheid. 1925. XIV + 74 S. Anhang 22 S.

Die Sammlung bringt die bekanntesten und beliebtesten Dichtungen dieser drei bedeutendsten Vertreter englischer Romantik, die die Reaktion gegen den Pseudoklassizismus, gegen die kühle und verstandesmäßige Dichtung eines Dryden und Pope darstellt. Das Gefühl tritt wieder in seine Rechte, die Natur, ihre Schönheit, ihr Zusammenhang mit dem menschlichen Leben, wird ein Hauptgegenstand der Poesie. Daneben der Mensch als Individuum, als psychologische Einheit, losgelöst von den moralisierenden Tendenzen der Dichtung des 18. Jahrhunderts. Mit diesem Interesse für die Psyche des Menschen verbindet sich neuerwachte Liebe für das griechische Altertum, wie sie sich in den Dichtungen von Shelley und Keats zeigt. Die Verfasserin hat die charakteristischen Züge mit großem Geschick bei der Darstellung des Lebensganges der drei Dichter und der Beurteilung ihrer Werke herausgehoben (Einleitung S. IV—XIII). Es folgt dann der Text, der 13 Dichtungen von Wordsworth, 12 von Shelley und 11 von Keats enthält. Von Wordsworth vermisse ich das allbekannte *We are Seven*, vielleicht auch *The World is too much with us*, dagegen ist sehr zu begrüßen die Aufnahme von *Lucy* und *The Solitary Reaper.* Neben Shelley's *To a Skylark* und *Ode to the West Wind* hat auch *Adonais* Aufnahme gefunden. Besonders glücklich ist die Auswahl aus den Dichtungen von Keats getroffen. Natürlich durften *Ode on a Grecian Urn* und *To a Nightingale* nicht fehlen, vermissen könnte man höchstens *A Thing of Beauty is a Joy for ever* ff. Auf jeden Fall wird das Bändchen dazu beitragen, die Pflege der Dichtung im englischen Unterricht der höheren und der Mittelschule zu fördern.

176 B. *Shakespeare's Histories.* A Shakespeare Reader. Mit Einleitung und Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. phil. Aronstein. 1925. XXV + 112 S. Anhang 69 S.

Die Ausgabe bietet eine Auswahl bedeutender Szenen und Szenenfolgen aus den Historien Shakespeares. Es wird dadurch ein zusammenhängendes Bild gegeben. Die lose gebauten Historien enthalten manches, was sich ausscheiden läßt und ausgeschieden werden muß; das Fragmentarische kann zudem leicht ergänzt werden, da deutsche Übersetzungen gerade dieses Dichters in jedermanns Hand sind. Auch ist alles geschehen, um die Lücken durch verbindende Texterzählung auszufüllen. Berücksichtigt sind alle Historien, wenn auch nicht in gleichem Umfange, außer *Heinrich VIII.*, da dies Drama sowohl dem Stoff als der Bearbeitung nach — es stammt ja sicherlich zum größeren Teile nicht von Shakespeare, ob von Fletcher, ist zweifelhaft — außerhalb der übrigen steht. Die Anordnung ist nach der historischen Folge, nicht nach der Abfassungszeit. Die ausgewählten Stellen sind nicht bloß sog. schöne Stellen, sondern möglichst ganze Szenen und Szenenfolgen, die wirklich ein Bild von Shakespeares Kunst geben.

Die Einleitung enthält eine ausführliche Darstellung von Shakespeares Leben und eine Charakteristik seiner Werke nach den neuesten Arbeiten von

Dowden, Brandes, Sidney Lee, Max Wolff und Alois Brandl (Kap. 1). Zu dem Kapitel II: *Shakespeares Truppe und Bühne* ist besonders benutzt *Shakespeare's England*, An Account of the Life and Manners of his Age, Oxford 1916, vorzüglich *Actors and Acting* by Percy Simpson, vol. II 240ff. und *The Playhouse* by William Archer und W. J. Lawrence, vol. II 283. Auch Kap. III: *Die Historien* verwendet die neuesten Forschungen von F. E. Schelling[1]) und C. F. Tucker-Brooke[2]). Wenn man dann zur Vorbereitung noch die zahlreichen, äußerst sorgfältig gearbeiteten Anmerkungen hinzunimmt, so werden die Schüler der oberen Klassen unserer höheren Schulen sicher mit großem Interesse den Worten des großen Meisters folgen, der wie kein zweiter das allgemein und rein Menschliche und daneben das Patriotische, die Verherrlichung des Vaterlandes predigt.

Wismar i. Meckl. O. Glöde.

---

9. *Westermann-Texte,* herausgegeben von H. Strohmeyer u. R. Dinkler. Georg Westermann, Braunschweig/Hamburg.

F. Meyer, *Szenen aus den Dramen von William Shakespeare.* o. J. [1925]. 82 S. Wörterbuch 30 S. Pr. M. 1,40.

Der Herausgeber hat in diesem Heft den Versuch gemacht, den Schüler durch den Abdruck einzelner Szenen aus 8 der bedeutensten Dramen Shakespeares mit dem großen Briten bekannt zu machen, vor allen Dingen aber ihn zur Lektüre der vollständigen Dramen anzuregen. Die Auswahl ist richtig getroffen: *Julius Caesar* (III 2), *Richard II* (II 1), *Henry IV, Second Part* (V 2), *Midsummer-Night's Dream* (III 1), *The Merchant of Venice* (IV 1), *King Lear* (I 1), *Macbeth* (II 1 u. 2), *Hamlet* (III 2).

Außer den zahlreichen Anmerkungen am Grunde der einzelnen Seiten ist durch ein reichhaltiges Wörterbuch für das Verständnis des Textes aufs beste gesorgt. Dem gleichen Zweck dient auch die kurze in englischer Sprache gegebene Einführung vor der abgedruckten Szene. Die Aussprachebezeichnung nach dem System der Association phonétique internationale ist konsequent durchgeführt; besonders dankenswert ist sie für das vollständige Verzeichnis der im Text vorkommenden Eigennamen.

Wismar i. Meckl. O. Glöde.

Gustav Hagemann, *English Romantic Poetry.* (Westermann-Texte, hrsg. von Strohmeyer und Dinkler.) Braunschweig 1927, Georg Westermann.

Aus den Werken der bedeutendsten Romantiker hat Hagemann Proben genommen, um ein Auswahlbändchen zu liefern, das dem Schüler einen guten Einblick in das Wesen der englischen Romantik gewähren soll. Über die Auswahl als solche zu streiten, halte ich für müßig, da sie immer auch nach dem persönlichen Geschmacke erfolgen wird. Hagemann schickt den einzelnen

---

[1]) *Elizabethan Drama,* Bd. I. London 1911.

[2]) *The Tudor Drama.* A history of English national drama to the retirement of Shakespeare. London 1911. Ch. IX.

Dichtern kurze, passende Einleitungen voraus und gibt die nötigen deutschen Anmerkungen unter dem Texte. Dem Hefte liegt ein Wörterbuch bei.

Paul Meißner, *The English Free Churches.* (Westermann-Texte, hrsg. von Strohmeyer und Dinkler.) Braunschweig 1927, Georg Westermann.

Ein sehr gut zusammengestelltes Auswahlbändchen über die englischen Free Churches aus der neuen Sammlung von Klassenlesestoffen aus dem Verlag G. Westermann in Braunschweig. Die englischen Abschnitte sind mit kurzen und doch treffenden Einführungen versehen. Dem Ganzen ist ein Wörterbuch beigegeben. Deutsche Anmerkungen finden sich dort, wo es nottut, unter dem Text.

Bochum. F. Asanger.

---

10. Verschiedenes.

C. Massey, *In the Struggle of Life.* Ein Lesestoff zur Einführung in die Lebensverhältnisse und die Umgangssprache des englischen Volkes. Für den Schulgebrauch bearbeitet von A. Harnisch. Mit einem Anhang: Englisches Leben, Bemerkungen über Land und Leute und einem Plan von London. Sechzehnte, verbesserte Auflage. O. R. Reisland, Leipzig 1926. IX u. 141 S. Wörterbuch 32 S. Pr. Hbd. M. 1,60; Wörterbuch brosch. M. 0,40.

Durch seinen Reichtum an Realien und idiomatischem Englisch wie durch die Vielseitigkeit seines über 3000 Wörter umfassenden Wortschatzes hat sich der *Struggle of Life* viele Freunde erworben, so daß das Buch seit seinem ersten Erscheinen im Jahre 1892 sechzehn Neuauflagen erlebt hat. Bedurfte der Anhang 'Englisches Leben' schon für die 5. Auflage (1901) und weiter für die 12. (1911) und 13. (1917) einer durchgängigen Berichtigung und Ergänzung, so war das für die vorliegende 16. Auflage in weit größerem Maßstabe nötig. Der von der Fachkritik allgemein als vorzüglich anerkannte Anhang (S. 89—141) behandelt 'Englisches Leben' in 24 nach den neuesten Quellen berichtigten und ergänzten Kapiteln. Die Neubearbeitung stützt sich in erster Linie auf das neuerschienene Werk von Dibelius, auf die Neuauflagen von Wendt und Baedeker sowie auf einen im *Tag* erschienenen Aufsatz von W. v. H. über die Londoner Verkehrsverhältnisse. Auch in den Fußnoten unter der in 15 Kapitel eingeteilten Novelle wird stets auf die betreffenden Abschnitte des Anhangs verwiesen. Besonders willkommen wird den Lesern des Buches der seit der 5. Auflage beigegebene Plan von London sein.

Wismar i. Meckl. O. Glöde.

MISZELLEN.

INTERNATIONALE ENGLISCHE SPRACHKONFERENZ IN LONDON.

Am 16. und 17. Juni 1927 wurde in London in den Räumen der Royal Society of Literature eine anglo-amerikanische Konferenz zur Erörterung von Problemen der englischen Sprache abgehalten. Die Anregung dazu war von amerikanischer Seite ausgegangen; in England hatte die Royal Society of Literature die Vorbereitung in die Hand genommen, und die Konferenz war das Ergebnis jahrelanger Verhandlungen.

Teilnehmer der Konferenz waren aus England 11: Mr. John Bailey, Earl of Balfour, Professor F. S. Boas, Prof. W. A. Craigie, Sir Israel Gollancz, Prof. A. Lloyd James, Sir Frederick G. Kenyon, Sir Henry Newbolt, Mr. G. B. Shaw, Mr. J. C. Squire, Prof. J. Dover Wilson. Aus Amerika 9: Mr. Leonard Bacon, Dr. Henry Seidel Canby, Mr. Robert Underwood Johnson, Prof. George Philip Krapp, Prof. John Livingston Lowes, Prof. Kemp Malone, Prof. Louise Pound, Prof. Fred Newton Scott, Prof. W. H. Wagstaff. — Den Vorsitz führte am ersten Tage Lord Balfour, am zweiten Mr. Robert Underwood Johnson, der Sekretär der American Academy of Arts and Letters, früher Herausgeber des *Century Magazine* und amerikanischer Botschafter in Rom.

Lord Balfour betonte in seiner Eröffnungsrede, die Gefahr einer Differenzierung sei allerdings bei der englischen Sprache besonders groß, da ihre Träger selbstregierende Völker mit starkem Unabhängigkeitssinn und Willen zur Selbstbestimmung seien, die über den ganzen Erdball zerstreut wohnen. Aber diese Gefahr könne nicht durch Gesetzgebung oder Ächtung gewisser Ausdrücke beschworen werden. Die Völker, welche die englische Sprache reden, würden sich keine gesetzgeberische Autorität gefallen lassen.

Nur eine Stärkung und Verbreitung des Gefühls der Verantwortung für die Pflege der Tradition und die Hochhaltung der Weiterentwicklung des heiligen Kulturguts der englischen Sprache könne hier helfen.

Die Diskussion war lebhaft, und die meisten Anwesenden beteiligten sich daran. Nach zweitägigen Verhandlungen wurde die Schaffung eines International Council of English zur Erhaltung der Traditionen und Förderung der Entwicklung der englischen Sprache beschlossen. Dieser Rat soll aus 100 Mitgliedern bestehen: je zur Hälfte britischen und amerikanischen, deren Kern die Mitglieder der Konferenz bilden sollen. Ein Exekutivkomitee von 10 Briten und 10 Amerikanern soll die Geschäfte führen. Der Sitz des Rats soll auf Wunsch der Amerikaner zunächst London, und der erste Sekretär ein dort ansässiger Amerikaner sein. Die jährliche Versammlung soll abwechselnd in London und New York stattfinden.

Damit ist eine Einrichtung geschaffen, die für die Weiterentwicklung der englischen Gemeinsprache bedeutsam werden kann. Aber einstweilen sieht man nicht, wie sie sich auswirken soll. Beim Lesen der Preßberichte über die Verhandlungen der Konferenz hat man stark den Eindruck einer allgemeinen Ratlosigkeit. Die Vorschläge, die gemacht wurden, verrannten sich meist in Kleinigkeiten; nur selten wurde die große Linie eingehalten, die Balfour in der Eröffnungsrede andeutete. Gesetzgeberische Maßnahmen oder autoritative Eingriffe in das Sprachleben wurden nicht nur von Balfour, sondern auch von andern Rednern abgelehnt. Aber was man nun tun solle, um wirklich durchgreifende Erfolge zu erzielen, und worauf man überhaupt seine reformatorische Arbeit richten solle, darüber scheint ziemliche Unklarheit geherrscht zu haben, und praktisch verwertbare Vorschläge von größerem Ausmaß wurden kaum gemacht. Man hätte erwarten dürfen, daß nach mehrjährigen Vorarbeiten der Boden in dieser Hinsicht schon etwas geebnet und ein *working program* aufgestellt worden sei.

Aber immerhin — vielleicht war schon die Aussprache und die persönliche Fühlungnahme britischer und amerikanischer Vertreter des literarischen und öffentlichen Lebens ein Erfolg. Jedenfalls ist eine Einrichtung geschaffen worden, die, wenn sie von Dauer ist, für die Weiterentwicklung der englischen Weltgemeinsprache bedeutungsvoll werden kann. Ich hatte in dem Abschnitt

»Weltsprach-Dialekte und Welt-Gemeinsprache« meines Forschungsberichts über *Englische Sprachkunde* (Gotha 1923, S. 36—38) ausgesprochen, daß bei der Prüfung der englischen Weltgemeinsprache auch die Dominions und vor allem die Vereinigten Staaten ein wichtiges Wort mitzureden haben werden. Die Grundlage zu einem solchen Ausgleich ist vielleicht durch diese Konferenz gelegt worden. Sache des Exekutivkomitees und der nächsten Konferenzen wird es nun sein, ein Programm für die künftige Arbeit aufzustellen und praktisch verwertbare Vorschläge für eine erfolgreiche Durchführung dieses Programms zu machen.

Heidelberg. Johannes Hoops.

DEUTSCHE SHAKESPEARE-WOCHE IN BOCHUM.

11.—17. Juni 1927.

Die Aufführung des ganzen Königsdramenzyklus durch Dr. Saladin Schmitt entsprang eingestandenermaßen rein schauspielerischem Impuls. Er verfolgte mit der Wiedergabe der Historien rein künstlerische Zwecke; es kam ihm nicht darauf an, englische Geschichte oder Kulturgeschichte zu treiben oder gar philologische Übungen abzuhalten. Theater ist ihm auch hier schauspielerische Repräsentation des dramatischen Kulturgutes. Zunächst galt es, eine langwierige mühevolle dramaturgische Vorarbeit zu leisten, um alles Bühnenmäßige herauszuholen. Diese Neubearbeitung, die im Gegensatz zu Dingelstedt keine direkte Um- und Neudichtung der Werke sein will, wurde in behutsamster Art vorgenommen. Des dramaturgischen Eingriffes bedurften vor allem »König Johann«, »König Heinrich VI.« und »König Heinrich VIII.«. Im ersten Stück teilt Schmitt die Szene des Kardinals Pandulfo (bei Shakespeare im 3. Akt) in zwei Szenen auf und bezieht die erste Hälfte in den 1. Akt, um ein klares Expositionsbild zu erreichen und um den Kardinalsauftritt des 3. Aktes sich geradlinig entwickeln zu lassen; ferner verschmilzt er nach Oechelhäusers Anregung die beiden Unterhändlerszenen zu einer einzigen, um ein angeschlagenes Motiv nicht zu wiederholen und wegen der Schwierigkeit, eine unentschiedene Schlacht auf der Bühne klar zum Bewußtsein zu bringen. Am einschneidendsten gruppiert er den 4. und 5. Akt um: Die ungeschickten beiden Krönungsszenen zu Beginn beider Aufzüge sind zu einem Auftritt verschmolzen. Der Auftritt des Bastards mit Peter von Pomfret ist ganz an den Schluß des 4. Aktes gelegt und gibt so einen wirkungsvollen Abschluß. Im 5. Akt sind die beiden Szenen, wo Abfall und Umkehr des englischen Adels geschildert werden, zu einer einzigen verknüpft, ebenso wie die beiden Schlachtenbilder und die Begegnung Huberts und des Bastards. Im Zenith des Werkes steht also der Auftrag zu Arturs Tod; diese Szene ist der dramatische Wendepunkt und verteilt Licht und Schatten auf den Usurpator. Auch für »Heinrich VI.« (1. und 2. Teil) kam es besonders darauf an, verschiedene szenische Momente

vom Standpunkt der Bühnenwirksamkeit umzustellen, um die dramatische Architektur deutlich herausspringen zu lassen. Aus dem 1. Teil »Heinrich VI.« wurden zur besseren Erläuterung einige Übergangsszenen herangezogen, ferner wurden die Trauerfeier auf »Heinrich V.«, der bekannte Rosenstreit und die Werbung des Königs um Margaretha gebracht. Einen größeren Eingriff bedeutet die Niedermetzelung Suffolks durch die Aufständigen (bei Shakespeare wird er durch einen Schiffshauptmann erschlagen); beide Szenen wurden zur Erzielung einer strafferen Struktur zusammen verquickt. Bei »Heinrich VIII.« wurde versucht, den König, dessen Gesinnung sich zwischen dem 2. und 5. Akt deutlich, aber unbegründet ändert, in seiner Zwiespältigkeit irgendwie begreiflich zu machen; die versäumte Motivierung wurde insofern nachgeholt, als die Gewissenszweifel des Königs wegen der Gültigkeit seiner ersten Ehe auf die Kinderlosigkeit der Königsehe zugespitzt wurden.

In »Richard II.« wurde mit Rücksicht auf die Einordnung des Werkes in den Gesamtzyklus der Königsdramen in der Ausarbeitung der Bolingbroke-Natur schon stark auf den späteren Heinrich IV. hingearbeitet. In »Heinrich IV.« half die Regie dramaturgisch nicht nach, um nicht ganze Szenen nachdichten zu müssen, und suchte durch blitzschnelle Aufeinanderfolge der einzelnen Bilder, durch die Fülle der Geschehnisse und Episoden für den mangelnden Zusammenhang zu entschädigen.

Bei »Heinrich V.« wurden die jedem Akt vorausgehenden Chorusdeklamationen fortgelassen, um nicht den Charakter des weihevollen, vaterländischen Festspieles zu sehr hervortreten zu lassen. Äußerlich wurde eine Dreiteilung vorgenommen: Vorbereitung des Kampfes, Kampfszenen, Versöhnung, die intimen komischen Auftritte auf dem Schlachtfelde waren in ein eigenes Bild zusammengezogen, das als Anhängsel des großen äußeren Vorganges gespielt wurde. Bei »Heinrich VI.« (3. Teil) konnte die Bühne im großen und ganzen dem Buche des 3. Teiles folgen; nur in der zweiten Hälfte des Dramas gestattete sie sich bedeutendere Zusammenziehungen und Striche, um die Entwicklung dreier mächtiger Gestalten: Warwicks, Margarethas, Richards zu verdeutlichen. »Richard III.« wurde ganz ungekürzt, ohne Streichung auch der scheinbar belanglosesten Szene gegeben, um durch die Aufzeigung der Beziehungen Richards zur Umwelt seine Natur voll zur Geltung zu bringen, um sie nicht durch Beschränkung auf monologische Behandlung bramarbasierend und geschwätzig wirken zu lassen.

Im einzelnen dachte die Spielleitung an folgendes: Der Königsdramenzyklus sollte in seiner Gesamtheit geboten werden, jedes einzelne mußte sich also einer Gesamtheit unterordnen. Beim »König Johann« galt es, schon an »Heinrich VIII.« zu denken und irgendwie die Spieltendenzen dieses Werkes mit denen der späteren zu einer organischen Einheit zu verschmelzen. Diese Einheit mußte sich natürlich zunächst rein äußerlich in dem gewählten Rahmen ausdrücken. Ziemlich nahe lag es, die einheitliche Bühne Shakespeares in zeitgemäßer Variante heranzuziehen. Daher wurde die Shakespearische Podiumsidee benutzt, die noch irgendwie mysterienhaft betonte Szene, um in den geteilten Spielebenen alle Szenen des Gesamtwerkes zu bieten. Schmitt ging dabei von

der Überzeugung aus, daß das Werk Shakespeares wie kein anderes seitdem geeignet sei, das Theater des Mittelalters mit dem lebendigen »entfesselten« Theater der Gegenwart zu verbinden. Für die ganze Darstellung wurde ein einheitlicher Gesamtrahmen gewählt, der aber von Stück zu Stück entsprechend dem Gange der Zeit geändert wurde, um den jeweiligen Zeitcharakter zu betonen. In ihrer Kargheit näherte sich die äußere Einrichtung dem englischen Shakespeare-Podium. Die szenische Illusion jedoch wurde nicht vermieden, wie sie ja auch bei Shakespeare nur bei der Volksbühne, und zwar da nur aus Not, vermieden wurde. Geeignete dekorative Elemente sollten jeweils insoweit »Ort der Handlung« sein, als es die Stilgebundenheit des Ganzen zuließ. Von der Einfachheit des »König Johann« steigern sich die Mittel bis zu dem Glanze »Heinrich VI.«. Die besondere Note der Szene im »König Johann« war ein hartes Grau-Düster, um das Primitiv-Früh der Zeit und ihrer Leidenschaften hervortreten zu lassen; auf eigentlichen Prunk und große Massenentfaltung wurde mit Recht verzichtet; von den auf das Unentbehrlichste beschränkten Schlachtenszenen war zumeist nur ein Ausschnitt im Dämmerlichte sichtbar. In »Richard II.« kam trotz der Einfachheit der Umrisse das üppige höfische Treiben auch sinnfällig in äußerer Apparatentfaltung zur Geltung; Szenen wie der große Zweikampf oder die Abdankung in der Westminsterhalle ließen erkennen, welche Reize auch ein schlichter Bühnenrahmen hergeben kann. Für die mit der Szene des Oberrichters verschmolzene Krönungsszene in »Heinrich IV.« wurde der charakteristische, reichgemusterte Goldhintergrund der Zeit gewählt, von dem sich das Zeremoniell der feierlichen Handlung, von der Konvention befreit, abhob. In »Heinrich V.« wurden die Linien verschlungener, das Beiwerk üppiger, das dekorative Element zersetzter; der Grundton der Inszenierung war auch hier ein sattes Rot. In »Heinrich VI.« entfaltete sich der barocke Pomp in bemerkenswerter Weise; besonders Wert gelegt wurde hier auf eine kulturtreue Farbenwahl. Mit dem alles einreißenden »Richard III.« kam wieder eine Vereinfachung der Szene, als neues Element aber wurden gegenüber der verkröpften Gotik die Frühelemente der Renaissance eingeführt, wurde überall der Tudorbogen in seiner charakteristischen Gestaltung zugrunde gelegt. Im Bühnenbild »Heinrich VIII.« lebte die englische Hochrenaissance farbenreich und üppig auf. Die mit allem katholischen Zeremoniell aufgeführte Taufe war von pomphaftem Gepränge. Diese Konzession an eine gewisse Schaulust leitete ihre Berechtigung vom Charakter des Festspieles ab. Im einzelnen griff Schmitt mit seinem Helfer, dem Bühnenbildner Johannes Schröder, auf die primitive Malerei der alten Miniaturbilder zurück, auch auf die Initialmalerei wie die köstliche Echtheit der Schnitte. Für »Heinrich IV.« lehnte er sich vielfach an die Bilder alter Meister an, er zog für die Kämpfe die Miniaturen der alten Handschriften heran, er erstrebte für die Huldigung vor dem König einen altmeisterlichen Eindruck. Auch in »Heinrich V.« wurde aus kulturhistorischen Quellen aller Art geschöpft; in den Hofszenen wurden Erinnerungen an alte Meister wach, in den Kampfbildern die aus Holzschnitten stammende merkwürdige Phantastik des mittelalterlichen Krieges. Bilder, Stiche, Chroniken der Zeit waren Vorbilder für die vielen kultur-

geschichtlich interessanten Einzelheiten in »Heinrich VI.«. Der Ausblick auf das alte London in »Richard III.« wurde nach bekannten Stichen hergestellt, ebenso die Toweransicht und die Innenräume; natürlich war hier nicht an eine historische Kopie gedacht, sondern an eine Durcharbeitung des historischen Vorwandes mit den Mitteln neuzeitlicher Stiltendenz.

Vom Kostüm gilt dasselbe wie von der dekorativen Einrichtung. Abgesehen von dem Vorspiel »Johann« und dem Nachspiel »Heinrich VIII.«, die kostümlich von den zusammenhängenden Historien zu trennen sind, zeigt das Kostüm von »Richard II.« bis zu »Richard III.« fließende Übergänge. Für »Richard II.« war das große burgundische Hofkleid gewählt, das sich für »Heinrich IV.« zu dem faltenreichen, halblangen Hofkleid verändert, in »Heinrich V.« und »Heinrich VI.« sich durch immer reichere Ausgestaltung, namentlich durch den übertriebenen Zoddelbesatz zu völliger Dekadenz verirrt, um sich dann in der charakteristischen Frührenaissancetracht »Richards III.« wieder gesünderen Tendenzen zu nähern. Für die beiden Outsiderwerke war die Lösung einfach: im »Johann« dominierte das großgemusterte, romanisch-normannische Kleid, in »Heinrich VIII.« die reiche Holbeinsche Hochrenaissancetracht.

So sehr die Bochumer Bühne dramaturgisch auf die Bühnenmäßigkeit der einzelnen Werke Rücksicht nahm, so konnte sie sich doch nicht dazu entschließen, ohne logischen Zwang nach üblicher Stadttheatermanier Bilder aller Art zu einem sogenannten Akt zusammenzufassen und damit die so prachtvolle und eigenartige Shakespearesche Struktur des Dramas künstlich zum Aktbau Schillers zu verzerren. Somit mußte innerhalb der einzelnen Dramen häufig genug ein zwanzig- bis dreißigmaliger Szenenwechsel bewältigt werden, ohne daß eine wirkliche Pause notwendig wurde. Um diese Szenenübergänge zu vermitteln, griff die Bochumer Bühne zu einer charakteristischen musikalischen Untermalung, bediente sich dann aber noch in weit größerem Ausmaße der Musik sowie der musikalischen Illustration, einschließlich der Wirkungen von Fernchören und Sprechchören als Stimmungsfaktor. Damit tat sie durchaus nichts, was dem Sinne des Dichters entgegen ist. Shakespeares Drama kannte musikalische Unterstützung in jeder Form. Von dem beliebten Trompetenstoß an, der den König ankündigt, gab es Zeremonialmusik aller Art sowie reine Stimmungsmusik (Tod Heinrichs IV., Richards Angstträume usw.); daß sich diese Musik der Handlung und der Haltung des Ganzen unterordnete, blieb natürlich Gewissenssache. Die umfangreiche Bühnenmusik, welche der Bochumer Komponist und Schauspielkapellmeister Emil Peeters zu den Königsdramen komponiert hatte, entsprach durchaus der Bühnenmusik, wie sie in elisabethanischer Zeit reichhaltig verwendet wurde. Wie die spätgotische Zeit sich auszeichnet durch eine Reichhaltigkeit der Formenwelt, die auch in den Königsdramen in Erscheinung tritt, durch die große Zahl von Einzelhandlungen, durch starke Kontrastwirkung, durch mannigfaltiges Auftreten von Vertretern verschiedener Nationalitäten, getragen und zusammengehalten vom Gedanken der inneren Spannung jener bewegten Zeit, so zeigte auch die Musik von Peeters in der Fülle der Motive und

der unendlichen Modulationsfähigkeit durchaus gotischen Charakter. Eine Steigerung konnte im Verlaufe der Abende auf natürliche Weise dadurch erzielt werden, daß die frühgotische Zeit der Könige Johann, Richard II. und Heinrich IV. musikalisch durch das vorherrschende Fanfarenmotiv gekennzeichnet wurde. Während in den Spielen von Heinrich VI. und Richard III. sich die Musik immer mehr ins Sinfonische erweiterte und damit teilweise Spiegelung seelischer Bewegung wurde. Dem ausgesprochenen Renaissancecharakter Heinrichs VIII. entsprach in der Folge die Erweiterung der bisher verwandten Bläserklangfarbe durch Streicher und Oboen, deren Ausdrucksmöglichkeit dem Streicherklang nahe verwandt ist. Das psychologische Moment trat zugunsten des stark repräsentativen Gepräges dieses letzten der Königsdramen zurück.

Mußte sich die Absicht, den Königsdramenzyklus zu szenischer Lösung zu bringen, schon in der Zurüstung ausdrücken, so war es natürlich ebenso richtig, ihn innerlich zusammenzufassen. Hier glaubte Schmitt Shakespeares Idee am besten zu verwirklichen, wenn er den Gedanken des Herrschers als des berufenen Führers in jener tiefgründigen Beleuchtung zu verwirklichen trachtet, die Shakespeare ihm verlieh. Über den brutalen Eroberer Johann (Auffassung des Königtums als Machtbesitz schlechthin) führt der Weg über den schöngeistigen Despoten Richard II. (Königtum abwechselnd als ästhetische Spielerei und als reines Gottesgnadentum gesehen) weiter über den strengen Pflichtmenschen und beamtenhaft bedingten Heinrich IV. (Königtum in der oft ironischen Beleuchtung demokratischer Kompromisse) zu dem Shakespeareschen Königsideal Heinrichs V. (Volkskönigtum in höchster Vollendung: Einheit von Herrscher und Volk); nach dieser ersten Linie setzt eine neue Linie ein: Verfall des Geschaffenen unter Heinrich VI. (Königtum als Zwang für eine private Natur, Hamlet-Auffassung des Königtums) und Wiederaufbau durch Zerstörung in Richard III. (Königstum als Revolution napoleonischer Selbstbetonung gegenüber dem Dienst am Volke Heinrichs V., aber Selbstbetonung im Dienste eines höheren kosmischen Willens.) »Heinrich VIII.« endlich als Nachspiel zeigt (nach Shakespearescher Auffassung) das Königtum als eine gefestigte Institution, die von dem zufälligen Vertreter gänzlich unabhängig ist (moderne Repräsentationsauffassung des Königs). Zur Verwirklichung dieses Gedankens mußten zunächst die jeweiligen Königsnaturen sorgfältig herausgearbeitet werden, mußten sie mit all ihren Freunden und Feinden charakteristisch gefärbt und getönt, mußten endlich die sie kennzeichnenden Atmosphären getroffen werden. Dieser Gedanke wurde sowohl in den Soloszenen wie in den riesigen Ensembleszenen und in den Massenauftritten durchgesetzt. Heuser war ein dämonisch getriebener Johann, Busch ein psychologisch fein angelegter Richard II., Hinrichs ein stark verinnerlichter Heinrich IV., Kurz ein Heinrich V. von heldischem Format, Landauer ein Heinrich VI. von hamletartigem Gepräge, Meinecke ein stahlharter, scharf profilierter Richard III., während Beilke als Heinrich VIII. die Synthese aus Pharisäertum und Paterglück nicht ganz zustande brachte. Aus der Schar der Nicht-Könige ragte Orth heraus als ein bissiger, eherner, suggestiver Clifford, aus der Schar der Frauen Adele Schönfeld; sie lieh der Margaretha

die unheimliche Größe der Ahnfrau und war als Katharina groß in leidverklärter Würde. Wie Schmitt Atmosphäre zu schaffen versteht, zeigte sich vor allem in »Heinrich VI.« (3. Teil); die Greuel, die Shakespeare hier als Chronist einer entmenschten Zeit vorführt, erschienen so naturnotwendig wie das große Morden am Ende des Nibelungenliedes; die Untaten, die alle auf der Bühne mit brutaler Wirklichkeit sichtbar wurden, ergaben sich mit Notwendigkeit aus dem Wesen und den Leidenschaften der auftretenden Personen; die naive, kunstlos einfache Szene, wo der Sohn über der Leiche des Vaters, der Vater über der Leiche des Sohnes jammert und der König seinen noch größeren Jammer über den Bruderkrieg mitleidheischend hinausklagt, erschien als ein knappes symbolstarkes Augenblicksbild von der ganzen Furchtbarkeit der Zeit und wirkte trotz der Schlichtheit der Linienführung mit geradezu monumentaler Kraft. In Richard III. wurde die ganze Atmosphäre des alten London geschaffen, die Welt der Bischöfe und Aldermänner, die Welt der Mönche und Gelehrten, die Welt der Mörder und Henker, die Atmosphäre der Geister- und Traumerscheinungen, welch letztere übrigens ganz im Geiste Shakespeares, wenn auch mit den Mitteln der heutigen Bühne als Sinneseindruck sichtbar gemacht wurden. Von den Einzelszenen wirkten mehrere als Stimmungsbilder stark nach: das kurze Lebewohl des verbannten Norfolk an Richard II., der sterbende Heinrich IV. mit der abgelegten Krone auf dem Bette, die in die Verbannung ziehende Herzogin von York, Richard II. als gebrochener leidender Mensch in der Westminsterhalle, die vertiefte Szene des 4. Aktes in Heinrich V., wo der König über den Götzen Pomp philosophiert, der Werbeauftritt in demselben Drama mit seinem feinen Humor und manche andere Szenen. Einprägsam waren auch die Massen- und Schlachtenszenen. Grandios war der Aufbruch Richards III. in die Entscheidungsschlacht mitten im Chaos der tobenden Kriegsbegeisterung, eindrucksstark und überzeugend das im graudämmernden Hintergrund sich abspielende Nahkampfgetümmel in »Heinrich IV.« (1. Teil), imposant das Huldigungsbild am Schluß des 2. Teiles mit seiner unerhörten, freilich etwas ans Opernhafte streifenden Prachtentfaltung. Natürlich wurden gewisse charakteristische Stilgepflogenheiten durch den ganzen Zyklus beibehalten; die pompösen Prozessionen, die weihrauchumwehten Aufzüge, das höfische Zeremoniell mit Schwerterrecken und dergleichen, die malerisch angeordneten Gruppen schienen sich zu wiederholen, aber einem aufmerksamen Beobachter entging es nicht, daß jede dieser Szenen eine eigene Note hatte, daß insbesondere zwischen dem primitiven, rauhen Zeremoniell König Johanns, zwischen der höfischen Gepflegtheit Richards II., zwischen dem entwickelten Formgefühl des Renaissancehofes Heinrichs VIII. doch charakteristische Unterschiede walten. Um die Thronsäle immer erneut auszustatten und zu füllen, daß das Auge nie ermüdet und die Bühne immer »räumlich« wirkt, dazu bedarf es eines Inszenators von ungewöhnlichem Geschmack und Phantasiereichtum. Als Regisseur ist Schmitt aber weniger mit Humor als mit Phantasie begabt, das erwiesen die komischen Szenen, die fast durchweg etwas formiert anmuteten und streckenweise sogar ins Groteske umgebogen waren; das erwiesen die extravagante Aufmachung von Falstaffs Kom-

plizen, die bizarre Banditenszene, die menschenunähnlichen Typen der Londoner Bürgerwelt, die absurde Vervielfältigung des Falstaffschen Frühstücks, die drastische Zurüstung des Trauerzuges. Und dem Darsteller des Falstaff fehlte nicht nur das für die Rolle erforderliche äußerliche Format, sondern auch der von innen quellende warme Humor. Bei allen Darstellern, auch bei dem Träger der kleinsten Rolle, war die feste, alles unter seinen Willen zwingende Hand des Regisseurs spürbar. Das Bochumer Schauspielpersonal ist ein Ensemble ohne Stars, und kein einziger fremder Gast wurde als Mitspieler herangezogen. Die Durchdisziplinierung des Ensembles durch Schmitts starkes Temperament ließ kaum einen toten Augenblick aufkommen, andererseits erschien manches zu gekonnt und zu gedrillt. Besonders die ruckartigen Gruppengesten, die aber eine Art historischer Berechtigung haben, wenn man bedenkt, daß in der elisabethanischen Zeit die Schauspielergebärde stark bewegt war. Was dem Bochumer Königsdramenzyklus die besondere Note verlieh, war die Verbindung mit der außerordentlichen Tagung der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Das hieß natürlich nichts anderes, als daß gegenwärtiges Theater und gegenwärtige Wissenschaft sich in freundschaftlichem Zusammenwirken stützen und ergänzen wollen. Allzulange sind die wissenschaftliche Ausdeutung Shakespeares und die praktische Ausdeutung durch die Bühne getrennte Wege gegangen. Namhafte deutsche Shakespeare-Kenner nahmen in Bochum Stellung zu den verschiedensten wissenschaftlichen und künstlerischen Problemen der Shakespeare-Forschung. Keller-Münster würdigte die Königsdramen nach ihrer geschichtlichen nationalen und ästhetisch-literarischen Bedeutung; als Grundmotiv der Königsdramen bezeichnet er »Das Schicksal einer Krone, auf der der Fluch der Usurpation liegt«; insbesondere entwarf er ein fesselndes Bild von dem ausgeprägten Renaissancecharakter »Richards III.« und schloß seine Ausführungen mit warmen Dankesworten an den Intendanten, der mit der Aufführung des Gesamtzyklus, über Dingelstedt hinausgehend, den Traum Schillers restlos erfüllt habe. Gundolf-Heidelberg erörterte an »Richard II.« das Problem »Staat und Tragödie«, er nannte diesen obersten Schauspieler Englands im Fürstenkleide einen Dichter fehl am Orte; aber einen verfehlten Dichter, der sich von seinem universalen Schöpfer Shakespeare wesentlich unterschied durch die monomanische Selbstbespiegelung, die ihn zum Sturze brachte. Hecht-Göttingen schilderte an Hand von Lichtbildern die Entwicklung des englischen Bühnenwesens von der Gründung des ersten englischen Bühnenhauses an und mahnte, die Shakespeare-Bühne wieder auferstehen zu lassen, nicht im Material, sondern im Geiste des großen Dramatikers, seine Ideen zu erfüllen mit den Farben und dem Licht, der Höhen- und der Tiefengliederung moderner Ausdruckskunst. Auch der Vortrag von Förster-München über Shakespeares England wurde belebt durch die Anschaulichkeit des Lichtbildes; als Charakteristikum der Architektonik bei allen gezeigten Bauten bezeichnete er die gewollte Buntheit des Ausdrucks, die erstrebte Belebung der Fläche durch vermehrte und gekreuzte Linienführung, eine Bewegtheit der Form durch eine fast unruhige Stilmischung von Spätgotik und Renaissancegeschmack, eine Kunst, ganz auf das Dynamische eingestellt und voll von Kontrasten,

die auf Shakespeare einen gewaltigen Eindruck machen mußte. Schick-München sprach über »Shakespeares Genie«, seine Genialität in der Auswahl der Stoffe wie in der Bearbeitung, seine unerschöpfliche Phantasie und die Bildhaftigkeit seiner Sprache. Außer den Vorträgen wurden bei den festlichen Veranstaltungen noch manche Reden gehalten, aus denen einiges doch festgehalten zu werden verdient:

Der Wunsch Mrs. Flowers, der Gattin des Bürgermeisters von Stratford, daß Shakespeare ein Bote des Friedens zwischen dem deutschen und englischen Volke sein möge, der Protest des Bochumer Oberbürgermeisters gegen Berlin, das jahrzehntelang aus dem Industriebezirk alles für die kulturellen Zwecke anderer Gegenden Deutschlands herausgeholt habe und es geistig sich selbst überlasse, das Loblied des amerikanischen Botschafters auf die hohe Kultur des deutschen Volkes, die Mahnung eines jungen Vertreters der Theaterwissenschaft, diese Woche dem kulturellen Gewissen späterer Geschlechter zu überantworten. Wenn diese Mahnung Erfüllung findet, dann hat diese deutsche Shakespeare-Woche ihren schönsten Zweck erreicht.

Bochum. Karl Arns.

THE MEMOIRS OF CAPTAIN CARLETON.

Dieses Werk hat seit einem Jahrhundert — Wilson (1830) *Defoe* III 589 schrieb es zuerst Defoe zu — historische und literarhistorische Forschung beschäftigt. Dottins Darstellung (S. 778 ff.) ist bereits durch Secord (Illinois Studies IX, S. 165 ff.) überholt. In vielem überzeugt Secord; ein unbefriedigendes Gefühl bleibt trotz allem. Seine Behandlung wird nicht die letzte bleiben. Nur auf einen Punkt sei hier hingewiesen.

Bereits Parnell (Engl. Hist. Rev. VI) wies Plagiate aus den Briefen der Madame d'Aulnoy nach. Secord erweitert seine Nachweise: '*the borrowings prove indisputable. . . . the most important of all the sources . . . This interesting composition . . is the origin of approximately the last half of the "Memoirs"*'. (S. 201.)

Nun weist aber R. Foulché-Delbosc (*Madame d'Aulnoy: Relations du voyage d'Espagne. Avec une introduction et des notes. Paris 1926*) nach, daß es sich hier um eine literarische Fälschung handelt: Mme d'Aulnoy hat Spanien nie gesehen. Liest man die scharfsinnigen Ausführungen, so ist man erstaunt, daß die Echtheit nicht eher bezweifelt wurde. Die verdienstliche Arbeit des französischen Gelehrten wird wohl eine Revision der Aufstellungen Secords nach sich ziehen müssen.

Jena. Hermann M. Flasdieck.

ZU ENGL. STUD. 61, 245 ff.

Zu Gösta Langenfelts Bemerkungen über die schöne Literatur Südafrikas sind vielleicht einige ergänzende Hinweise nicht unwillkommen. Neben die Anthologien von Purves, Crouch, Petrie ist als neueste getreten *The Centenary Book of South African Verse.* Chosen and arranged by Francis Carey Slater; Longmans 1926. Preis 6/—. Eine erste Verarbeitung der Stoffmassen des südafrikanischen Schrifttums bietet Manfred Nathan, *South African Literature. A General Survey.* Cape Town 1926. Preis 5/6. Für die Entwicklung der »holländischen« Literatur dürfte bezeichnend sein, daß Marie Linde, *Among Privileged People*: A Novel from the Africaans. [Stanley Paul 1926] mit dem Anspruch auftritt, der erste aus dem Africaans ins Englische übersetzte Roman zu sein.

Jena, 18. Mai 1927. Hermann M. Flasdieck.

BERICHTIGUNG
zu Engl. Stud. Bd. 60, 2/3.

Die letzte Zeile von S. 219 gehört vor die erste Zeile auf S. 218.

MAX WALTER
zum siebzigsten Geburtstag.

Der treffliche Dörr hatte in seinem schönen Nachruf auf Wilhelm Viëtor in den »Neueren Sprachen« Bd. 26, S. 289—312 zwar dem unvergeßlichen Freunde ein würdiges Denkmal gesetzt, dabei aber in seiner Bescheidenheit nicht deutlich erkennen lassen, wie groß, ja wie entscheidend die verständnisvolle praktische Mitarbeit des allen Neuphilologen werten Dioskurenpaares Dörr-Walter für die Verwirklichung der Viëtorschen Ideen gewesen ist und noch weiter in Betracht kommt. Der nur wenig ältere Freund Dörr erschien unter den Führern der Reform schon in jungen Jahren als der Ruhigere, Besonnenere, Ältere, wogegen Walter nicht nur in jungen Jahren, sondern bis in die Gegenwart hinein der ewig Junge, sprühend Lebhafte, trotz aller Bitternisse, die auch ihm das Leben gebracht, nicht zu Entmutigende erscheint, so daß es einem schwer fällt, sich ihn als »Jubelgreis« vorzustellen — und nun ist er wirklich schon volle siebzig Jahre alt!

Wer die für unser deutsches Schulwesen und insbesondere für den Unterricht im Englischen und Französischen so bedeutungsvolle sogenannte Reformbewegung seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts miterlebt und verfolgt hat, dem wird nicht nur der große Unterschied in der Leistungsfähigkeit unserer Lehrerschaft von heute gegenüber früheren Jahrzehnten hohe Befriedigung gewähren, sondern er wird auch hier wieder erkennen, daß es wesentlich die Persönlichkeit der Führer ist, die einen siegreichen Aufstieg ermöglichte. In der Wissenschaft mag eine neue Betrachtungsweise und eine aus ihr sich notwendig ergebende neue Methode — wie z. B. die Wörterbuchfrage — seit Jahrzehnten ausführlich zum Ausdruck gekommen sein und auch allgemeine Zustimmung der Sachkundigen und Urteilsfähigen gefunden haben, aber zu fruchtbarer Auswirkung auf der ganzen Linie kann sie nur kommen, wenn kongeniale Persönlichkeiten sie enthusiastisch aufgreifen und tatkräftig in die Praxis zu überführen verstehen. Eine solche Persönlichkeit ist und war der jetzt gefeierte Geheime Studienrat Dr. phil. hon. c. Max Walter, der langjährige Direktor der Musterschule in Frankfurt a. M., geboren 18. September 1857 in Herischdorf, Kr. Hirschberg in Schlesien.

Der durch die Reformbewegung hervorgerufene Kampf hatte nicht nur erfreuliches Leben in die Schulkreise und auch die Universitätskreise gebracht, sondern auch recht viel unschönen, persönlichen Hader, und nicht nur die damals jungen Universitätslehrer, die es wagten, sich der Bewegung anzuschließen, hatten es schwer zu büßen, sondern auch in der Lehrerschaft, unter den Verfassern und gewissermaßen privilegierten Inhabern verbreiteter Schulbücher gab es viel häßliche Gegnerschaft, wechselseitige Vorwürfe und Unterstellungen von Strebertum, Effekthascherei u. dgl. m. Heute ist, trotz aller Mannigfaltigkeit der Ansichten im einzelnen, von all dem nur mehr das Gute, Wertvolle auf der Oberfläche geblieben, und die aus der Reformbewegung hervorgegangenen Neuphilologentage sind durchaus keine Parteitagungen, zeigen durchaus keinen Gegensatz von Wissenschaft und Praxis, von Schulmännern und Universitätsprofessoren, sondern ein gemeinsames, fruchtbares, wechselseitig anregendes Zusammenarbeiten aller beteiligten Kreise, und wenn einem bei der hartnäckigen Dauer mancher Redeschlachten auch zuweilen der Kopf schwindelt, so muß man doch sagen, daß der Reichtum des Gebotenen, und zwar des Wertvollen, Anregenden höchst erfreulich ist. Wenn

man sich nun fragt, wodurch diese glückliche Entwicklung möglich geworden, wie aus all dem Unerfreulichen der ersten Neuphilologentage der jetzige, Schule und Universität in gleicher Weise fördernde Gedankenaustausch in die Wege geleitet werden konnte, so kann man doch wohl behaupten, daß dies an den Menschen selbst gelegen, an den Führerpersönlichkeiten, von denen eine der hervorragendsten die des ewig jugendlichen Max Walter ist.

Ich verzichte hier darauf, die mannigfaltigen pädagogisch-didaktischen Beiträge Max Walters, die er im Laufe einiger vierzig Jahre in die Welt hinausgesandt, oder die von ihm angeregten Lehrproben und Lehrgangsvorschläge im einzelnen aufzuzählen; das geschieht wohl besser in größerem Zusammenhange an geeigneter Stelle. Die vielen Vorträge und die rege Belebung der Debatten auf den Neuphilologentagen, all das ließe sich nur unbefriedigend skizzieren, denn hinter all dem steht eben der Mann selbst mit seinem unbeschreiblichen persönlichen Zauber. Aber wenn man versuchen sollte, diesen Zauber zu deuten, ihn wenigstens einigermaßen den späteren Generationen zu überliefern, so könnte man vielleicht sagen, daß er in folgendem liege: in der ehrlichen, herzhaften Begeisterung, in der selbstlosen Sachlichkeit, die jede kleinliche Eitelkeit ausschließt, in der grenzenlosen Menschenliebe, die der ihm anvertrauten Jugend ebenso gilt wie den mitstrebenden Berufsgenossen. Dies läßt jede Unterrichtsstunde dem, der ihr als Zuhörer anwohnen darf, als ein Fest erscheinen, eine gemeinsame Freude, die die Schüler ebenso mit sich fortreißt wie die beobachtenden Besucher. Diese Begeisterung, diese Sachlichkeit, diese Herzensreine und -güte Max Walters hat auch die gesamte »Neuphilologenschaft« der letzten vierzig Jahre, Schulmänner und Universitätslehrer mit fortgerissen, und dafür haben wir alle ihm zu danken; denn es ist eine Gesinnung, die fortzuerhalten und fortzuerben letzten Endes eine Sache des Willens ist. Das wollen auch wir Lebenden und sollen auch die späteren Geschlechter Max Walter nie vergessen!

A. Schröer.

KLEINE MITTEILUNGEN.

Professor Dr. Bernhard Fehr von der Universität Zürich wurde zum korrespondierenden Mitglied der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften in der Philologisch-Historischen Klasse ernannt.

Am 7. Mai 1927 starb zu London in seinem 82. Lebensjahre Sir Sidney Colvin, der Biograph von Landor und Keats, der Freund von R. L. Stevenson, dessen Werke und Briefe er herausgab. Er wurde 1845 in Norwood geboren, studierte in Cambridge, war von 1873—85 Slade Professor of Fine Art daselbst, 1876—84 Direktor des Fitzwilliam Museum, 1884—1912 Keeper of the Prints and Drawings im British Museum. Seitdem lebte er im Ruhestand. Seine letzten Jahre wurden durch körperliche Beschwerden getrübt. Er litt an Herzschwäche; zunehmende Taubheit erschwerte ihm die Unterhaltung; und als seine Augen versagten, wurde ihm auch seine einzige Erholung, das Lesen, unmöglich. Dazu kam ein schwerer Schicksalsschlag: der Tod seiner trefflichen Frau 1924, der den gebrechlichen Greis völliger Vereinsamung hinterließ. Sidney Colvin hat sich um die englische Literaturforschung ein bleibendes Verdienst erworben durch sein Buch über *Keats*, worin er in mustergültiger Weise eine anziehende Darstellung des Lebensgangs des Dichters mit einer feinsinnigen Kritik seiner Werke vereinigt. Aber auch der liebenswürdigen Persönlichkeit Colvins wird sich jeder gern erinnern, der mit ihm in Fühlung trat.

Am 14. Juni 1927 starb zu Northampton der Humorist Jerome K. Jerome in seinem 69. Lebensjahre (geb. 2. Mai 1859 zu Walsall). Sein literarisches Wirkungsfeld war beschränkt, aber mit seinen von einer optimistischen Lebensphilosophie getragenen *Idle Thoughts of an Idle Fellow* (1889) und mit seiner köstlichen Humoreske *Three Men in a Boat* (1889) hat er sich doch einen gesicherten Winkel in der Literaturgeschichte erobert. Auch *Three Men on the Bummel* (1900), der Roman *Paul Kelver* (1902) und verschiedene Komödien fanden Beifall.

Vom 27. bis 30. September 1927 findet in Göttingen die 56. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner statt.

Vom 10. bis 15. April 1928 soll im Haag der erste Internationale Linguistenkongreß abgehalten werden. Vorsitzender ist Professor C. C. Uhlenbeck, Schriftführer Professor Jos. Schrijnen, beide in Nimwegen.

